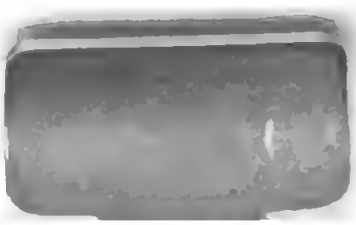
32101 064173659

J902
.882

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsunddreißigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

0902
.382
Bd.36

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.
Printed in Germany

Inhalt des sechsunddreißigsten Bandes.

Seite

Internationaler Arbeiterschutz. (A. Lehmkuhl S. J.) 1

Der Darwinismus in der Chemie. (L. Dressel S. J.) . . . 13. 293

Ueber eine Irrung der Jungfrau von Orleans. (B. Duhr S. J.) 24

Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten. (J. G. Hagen S. J.) 37. 157. 423. 511

Von der kunsthistorischen Ausstellung des Jahres 1888 zu Brüssel. (St. Beissel S. J.) 46

Les Nikolajewitsch Tolstoi. Literarische Skizze. (A. Baumgartner S. J.) . 60

Papst und Kirchenstaat. (P. v. Hoensbroech S. J.) . . 137. 309. 381. 524

Lehr- und Rede-Weisheit des Heilandes. (M. Meschler S. J.) . . . 172

Der Verfall der deutschen Volksliteratur und Kunst im 16. Jahrhundert. (A. Baumgartner S. J.) 192

Säculäquat oder statuarisch. Ein seltsamer Roman. (W. Kreiten S. J.) . 216

Christlicher Frühling. (M. Meschler S. J.) 277

Benjamin Herder und sein Verlag. (A. Baumgartner S. J.) 326

Wie man „Probleme" löst, von denen man nichts versteht, oder „Dahlei, der Convertit". Ein Roman. (W. Kreiten S. J.) 339

Zur Klosteraufhebung unter Heinrich VIII. von England. (A. Zimmermann S. J.) 397

Absichten des Neuheidenthums auf Erziehung und Unterricht. (C. Boetzkes S. J.) 406

Zwei neue erzählende Gedichte. (W. Kreiten S. J.)

I. „Unter'm Krummstab." 436

II. „Jörg von Falkenstein." 559

Streiflichter auf österreichische Schulzustände. (L. v. Hammerstein S. J.) . . 497

Beiträge zur Beleuchtung Rippold'scher Geschichtschreibung. (A. Zimmermann S. J.) 537

Recensionen.

Schegg, Biblische Archäologie. (J. Knabenbauer S. J.) 87

Schweitzer, Geschichte der Skandinavischen Literatur. (A. Baumgartner S. J.) 91

Þorkelsson, Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede. (A. Baumgartner S. J.) 95

Wedewer, Johannes Dietenberger, sein Leben und Wirken. (J. Niemöller S. J.) 98

Ausserer, Seraphisches Martyrologium. (W. Kreiten S. J.) 102

Die katholischen Missionen. (R. van Acken S. J.) 104

Alte und Neue Welt. (R. van Acken S. J.) 106

Deutscher Hausschatz in Wort und Bild. (R. van Acken S. J.) . . 107

Oswald, Die dogmatische Theologie, d. i. die Lehre von Gott in seinem Sein und Leben. (Th. Granderath S. J.) 241

507265

Digitized by Google

Seite

Lipſius, Theologiſcher Jahresbericht. (A. Langhorſt S. J.) 244
Kunz, Die chriſtliche Erziehung von Cardinal Silvio Antoniano. (R. v. Acken S. J.) 249
Joſtes, Daniel von Soeſt. (G. M. Dreves S. J.) 255
Kreiten, Den Weg entlang. (G. Gietmann S. J.) 257
Dreves, Stimmen der Vorzeit. (G. Gietmann S. J.) 259
Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik. (A. Langhorſt S. J.) 353
Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. II.—V. Bd. (A. Zimmermann S. J.) 358
Hettinger, Aphorismen über Predigt und Prediger. (C. Nacke S. J.) . . . 360
Karner, Der Clerus und die Kirchenmuſik. (G. M. Dreves S. J.) . . 363
Weitemeyer, Dänemark. (W. Plenkers S. J.) 367
Hitze, Pflichten und Aufgaben der Arbeitgeber in der Arbeiterfrage. (A. Lehmkuhl S. J.) 455
Harmel, Catéchisme du Patron. (A. Lehmkuhl S. J.) 458
Lindner, Die Veme. (J. Niemöller S. J.) 460
Smith, The alleged antiquity of Anglicanism. (A. Zimmermann S. J.) 467
Wolfsgruber, Joſeph Othmar Cardinal Rauſcher, Fürſtbiſchof von Wien. (O. Braunsberger S. J.) 470
v. Heemſtede, Arnold von Brescia. (W. Kreiten S. J.) 473
Zſchokke, Der dogmatiſch-ethiſche Lehrgehalt der altteſtamentlichen Weisheitsbücher. (J. Knabenbauer S. J.) 579
Palmieri, Tractatus de gratia divina actuali. (P. v. Hoensbroech S. J.) 582
Heiner, Grundriß des katholiſchen Eherechtes. (A. Lehmkuhl S J.) . . 585
Liturgica aus dem Puſtet'ſchen Verlag. (St. Beiſſel S. J.) . . . 586
Philippi und Tumbült, Die Weſtfäliſchen Siegel des Mittelalters. (G. M. Dreves S. J.) 589
Empfehlenswerthe Schriften . . . 109. 261. 368. 478. 591

Miscellen.

Sybels Hiſtoriſche Zeitſchrift über Garcia Moreno 121
Die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwiſſenſchaft 124
Die ſchöne Albigenſerin. Ein Blümchen aus der „Deutſchen Rundſchau“ . 127
Eine Illuſtration zur Encyklika „Libertas“ aus dem liberalen Lager . . 271
Ueber die Grundſätze, welche bei Reſtaurationen von Kirchen zu beachten ſind 274
Ein „Gedenktag der Naturforſchung“ 375
Brehms „Thierleben“ 490
„Chineſiſche Päpſte“ 492
Die Geſchichtskenntniſſe des Herrn Profeſſor Beyſchlag 493
Renan und Hörth, Aphrodiſiacum und künftige Weltreligion 600
Ueber „Menſchen-Thierſchau“ 604
Der neue Katechismus von Köln, Trier und Münſter 606

Internationaler Arbeiterschutz.

Ein zündendes Wort ist in weite Kreise hineingeworfen worden; es heißt: Internationaler Arbeiterschutz. Ist sein Inhalt eine utopische Träumerei, oder ein praktisch erreichbares Ideal? Als ersteres ist die Forderung von den einen mit Verachtung abgewiesen, als letzteres von den anderen mit Freude begrüßt worden. Auch hier gilt es, zu unterscheiden. Eine alles Detail umfassende Arbeiterordnung und eine gleichmäßige gesetzliche Löhnung international herbeischaffen wollen, zu dem Zwecke, dem Arbeiter auf der ganzen Welt ein irdisches Paradies zu eröffnen, das verdiente allerdings den Namen utopischer Träumereien, zu deren Verwirklichung ein verständiger Mann nie seine Kraft und Arbeit einsetzen wird. Hingegen über gewisse Grundfragen und Grundgesetze sich einigen, nach welchen Schutz und Aufbesserung der arbeitenden Klasse in einer annehmbaren Weise geregelt würden, das dürfte nicht bloß ausführbar, sondern auch erwünscht, gewissermaßen nothwendig sein.

Natürlich ist es etwas anderes, die socialen Fragen allgemein in der ganzen gesitteten Welt gelöst sehen oder auf ihre Lösung hinarbeiten, und etwas anderes, sie international gelöst sehen oder eine internationale Lösung anstreben. Im erstern Falle bleibt es offen, ob die einzelnen Nationen bezw. die einzelnen Gemeinwesen die brennenden Fragen für sich zum Austrag bringen, oder in Abhängigkeit von den anderen Nationen und Gemeinwesen; im andern Falle aber handelt es sich um eine auf gegenseitiger Vereinbarung und auf gegenseitiger Pflicht beruhende Regelung der betreffenden Fragen.

Daß überhaupt auf eine allgemeine Aufbesserung der arbeitenden Klasse hinzuarbeiten ist, wird durch die allgemeine Nothlage außer allen Zweifel gestellt. Das Bestehen einer solchen Nothlage ist so augenfällig, daß trotz des kaum seit einem Menschenalter in Wirksamkeit getretenen ökonomischen Grundsatzes einer unbeschränkten Erwerbsfreiheit allmählich alle Regierungen sich gezwungen sahen, gesetzliche Schutzmittel gegen jene Freiheit ins Leben zu rufen.

Die bis jetzt gemachten Anstrengungen haben zwar das Uebel nicht beseitigt; vielleicht haben sie seinen Fortgang etwas gehemmt, jedenfalls aber manche Schäden, denen man begegnen muß, offener bloßgelegt. Der immer mehr sich geltend machende Gegensatz von Arm und Reich steigert sich allmählich bis zur unerträglichen Spannung. Wird diese schon hochgradig gewordene Spannung nicht verringert oder abgeleitet, so werden bei Entladung der drohenden Gewittermassen die aufflammenden Blitze bald Trümmer und Leichen beleuchten.

Bei Mehrung des Besitzes stetige Minderung der Besitzenden: das ist in materieller Hinsicht die Kluft, welche immer breiter und immer tiefer sich aufthut. Dazu kommt in moralischer Hinsicht Entfremdung der Gemüther, Gefühllosigkeit und stolze Verachtung auf der einen, Klassenhaß und Neid auf der andern Seite, so daß die Ueberbrückung der Kluft immer schwieriger erscheint. Bezüglich der letztgenannten Schäden ist der Staat aus sich ohnmächtig: er muß die Hilfe der Kirche nachsuchen, aber dieser ihren ganzen Einfluß gestatten auf Hoch und Niedrig, auf Reich und Arm. Wohin das Licht und die Wärme ihrer Heilswahrheiten bringt, und wo es empfängliche Herzen trifft, da naht sich der Mensch dem Menschen als Bruder, da sind es christliche Liebe, Opfergeist, Hilfe in der Noth, Zufriedenheit und Gottvertrauen, welche die härtesten Schicksalsschläge verhüten und die unvermeidlichen Leiden und Nöthen lindern und erträglich machen. Niemand kann die sittigende Kraft und den wohlthätigen Einfluß der christlichen Kirche auch in wirthschaftlicher Hinsicht verkennen, wenn er auch nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte werfen will. Die Kirche hat, nicht in Uebereilung und mit Umsturz der einmal bestehenden Verhältnisse, sondern durch deren Läuterung und durch ein zielbewußtes Eingreifen in den Entwicklungsgang, die Menschheit auch materiell erneuert, indem sie durch Anstalten der christlichen Liebe und Barmherzigkeit Zufluchtsstätten und Abhilfe gegen jegliche Art von Noth und Elend schuf, und auch zum Aufblühen von Arbeit und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft ihren Theil beitrug. Sie ist Herr geworden über die trostlosen Zustände des heidnischen Genusses und der heidnischen Hartherzigkeit. Als durch die Erfindungen der Neuzeit eine folgenschwere Umwälzung der bisherigen socialen Verhältnisse angebahnt wurde und Eigennutz und Genußsucht im Jagen nach Gewinn und Ausbeutung der neuentdeckten Kräfte mit der Dampfkraft gleichen Schritt halten wollte, da war die Kirche aus dem öffentlichen Leben fast ganz verdrängt und ihre Thätigkeit beinahe überall lahmgelegt: so konnte der Unsegen der

von der Leidenschaft gelenkten Ausnützung der modernen Erfindungen in so kurzer Zeit sich bis zur schwindelnden Höhe auswachsen. Gebe man der Kirche ihre volle Freiheit, ihren vollen Einfluß wieder, und sie wird auch über die neuheidnische Selbstsucht Herr werden. Ohne diese von innen ausgehende Erneuerung wird alle äußere Thätigkeit des Staates und der weltlichen Gewalt nur Stückwerk und Stümperei bleiben.

Wünscht aber deshalb die Kirche, daß man es bei dieser geistlichen Hilfe bewenden lasse? Wer das vermeint, denkt nicht katholisch. Nein, die Kirche hat immer auch Hilfe in materieller Noth auf ihre Fahne geschrieben. Zwar wünscht sie nichts sehnlicher, als auch die moralische, die geistige Noth zu heben und die ganze Welt durch Annahme ihrer Lehre und ihrer Heilsmittel zu Gott und zum eigenen ewigen Wohle zu führen; zwar steht ihr dieses Heil der Seele, die Ewigkeit mit ihrem Wohl und Wehe, unendlich höher als das bloße irdische und zeitliche Glück — sie kann und darf in letzterem nur ein Mittel für den Menschen sehen, daß dieser leichter und ungehinderter seiner ewigen Bestimmung nachkommen könne: aber die wirkliche Ergreifung des dargebotenen Seelenheils macht sie nicht zur Vorbedingung ihrer Hilfe, welche sie der Hebung der zeitlichen Noth zuwendet. Ihr Herz ist weiter, dem Herzen Gottes ähnlich, der hier auf dieser Welt seine Güter spendet an Gute und Böse, an Gläubige und Ungläubige. Diesen Geist der Kirche muß sich auch der katholische Mann aneignen. Obwohl sich bewußt, daß durch bloß materielle Hebung der Noth nur ein kleiner Schritt zur Besserung der socialen Verhältnisse gethan werde, weicht er doch nicht zurück, wenn er auch erst nur dieses erreichen kann, er opfert seine Kräfte auch diesem Zwecke, soweit derselbe sich durch geeignete Mittel erreichbar zeigt.

Sehen wir uns nun die vorhin angedeutete Nothlage in ihren Einzelheiten etwas näher an. Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß alle Arbeiter sammt und sonders wirklich Noth litten; auch gestehen wir zu, daß manche von denen, die thatsächlich in einer Nothlage sind, von derselben nicht ohne ihre Schuld betroffen werden. Bei vorsorglicherer und sparsamerer Wirthschaft könnten nicht selten solche, die jetzt in Dürftigkeit nnd Mangel dahinleben, sich einen vollkommen ausreichenden Erwerb sichern. Noch weniger wollen wir für die thatsächlich bestehenden Mißstände und für die ungünstige Lage der Arbeiter überall, wo dieselbe herrscht, die einzelnen Arbeitgeber verantwortlich machen; diese sind nicht selten selbst in einer Nothlage und Krisis. Was nicht verneint werden kann, ist die Thatsache, daß, welches immer die Gründe

und Ursachen sein mögen, an manchen Orten, in manchen Kreisen der arbeitenden Bevölkerung eine Nothlage vorliegt, daß solche Nothstände immer weitere Ausdehnung gewinnen, und daß sie nicht in dem einen oder andern Lande oder bloß zu gewissen, rasch vorübergehenden Zeiten auftreten, sondern in der ganzen gesitteten Welt empfunden werden und in vielen Arbeiterkreisen sich stetig fühlbar machen. Diese Nothlage liegt in einer Ueberanstrengung der Arbeitskraft, in der Entwerthung der Arbeitskraft, in der Vereinzelung der Arbeitskraft. Dem gegenüber steht eine Ueberwerthigkeit des Geldes und seiner Erzeugungskraft, eine bevorzugte Erleichterung geordneter Vereinigungen von Geldwerthen zur Erzielung arbeitslosen Gewinnes, eine ungemessene Steigerung der Production, Concurrenz mit Nah und Fern, Stockung und Krisis.

Die übermäßige Werthung des Geldes findet ihren Ausdruck in dem hohen Procentsatz von Zins oder Gewinnantheil, der dem bloßen Werthe zugewiesen oder von ihm erwartet wird; sie wird genährt durch die Leichtigkeit der Bildung von anonymen Actiengesellschaften, welche Gründungen und Betriebszweige jeder Art ins Leben rufen und sich stets bei möglichst hohem Gewinn möglichst geringes Risiko zum Ziele setzen. Wir sind zwar nicht der Ansicht, daß man diese Rechtsbildungen der neuern Zeit mit der Wurzel auszurotten habe, noch wollen wir bei der dermaligen Bedeutung des Geldes demselben jeden Gewinnantheil entzogen wissen: ob aber nicht eine erhebliche Einschränkung in diesen Beziehungen am Platze wäre, dürfte doch zu fragen erlaubt sein. Ein seiner Natur nach dem Mißbrauch leicht zugängliches Mittel braucht man nicht gerade zu zerstören, wohl aber muß es sorgsam in die gebührenden Schranken eingeengt und der Schaden bringenden Willkür des einzelnen entzogen werden.

Die Ueberanstrengung und Entwerthung der menschlichen Arbeitskraft findet sich ausgeprägt in der maßlosen Ausdehnung der Arbeitszeit bis in die Sonn- und Festtage hinein, sie zeigt sich in der Ausbeutung der jugendlichen Kraft vom frühesten Alter an, sowie in der Losreißung der Frau vom häuslichen Herd, nur damit ihre Hände in der Fabrik beim Maschinendienste verwerthet werden. Sonntagsarbeit, Kinderarbeit und Frauenarbeit, wenigstens wie sie heutzutage thatsächlich auftreten, sind schreiende Mißstände in den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart.

Wir wollen absehen von den Betriebsarten, bei denen die Arbeitsunterbrechung einen schweren Verlust, nicht den bloßen Gewinnsausfall, herbeiführen würde: hier liegt für die Sonntagsarbeit nach christlicher Moral eine Entschuldigung vor, wiewohl auch in diesem Falle die Arbeit

auf das Nothwendige beschränkt bleiben und den Arbeitern wenigstens abwechselnd die Sonntagsruhe ermöglicht werden muß. Sonst aber ist die planmäßige Sonn- und Feiertagsarbeit ein Hohn auf das göttliche und kirchliche Gebot. Den Arbeiter, dem andere Arbeit nicht offen steht, und der darum gezwungen ist, sich den schnöden Anforderungen zu fügen, will er nicht brodlos werden, trifft die Verantwortung vor Gott nicht; aber um so schwerere Schuld lädt der Arbeitgeber auf sich, der nur auf Geld und Gewinn sieht. Die planmäßige Sonn- und Feiertagsarbeit ist auch ein Hohn auf die menschliche Würde und Freiheit. Aerztlich und statistisch ist es nachgewiesen, daß zum physischen Wohle und zur nöthigen Erhaltung der Kräfte die Sonntagsruhe erforderlich ist. Daher muß es als eine unverantwortliche Auswucherung der menschlichen Arbeitskraft bezeichnet werden, wenn ihr diese nothwendige Ruhe nicht gewährt wird, und Heuchelei ist's, wenn man mit der Miene des Mitleids dem armen Arbeiter den Sonntagslohn nicht verkürzt wissen möchte und ihm deshalb die Gelegenheit zur Sonntagsarbeit bewilligt. Und wenn die Gesetzgebung diese Freiheit zur Sonntagsarbeit nicht aufheben will, sondern sich nur darauf beschränkt, zu bestimmen, daß der Arbeiter zur Sonntagsarbeit nicht könne gezwungen werden: so ist eine solche Freiheit für den Arbeiter in den meisten Fällen nur eine Scheinfreiheit.

Eine schwere Mißachtung der physischen und moralischen Gesetze der Entwicklung des Menschen liegt darin, daß man Kinder vom zarten Alter an in die Fabrikräume sperrt und so in das junge Leben schon den Keim des Siechthums und der Verkrüppelung legt. Ist das Kind so weit herangewachsen, daß es einige Arbeit leisten kann, dann mag es ab und zu in den wechselnden Arbeiten des Hauses und des Feldes den Eltern an die Hand gehen; aber die geist- und körpertödtende Eintönigkeit der Fabrik sollte doch wenigstens dem Kinde erspart bleiben.

Es ist eine Mißachtung der Aufgabe der Frau, wenn sie, dem Manne gleich, vom Morgen bis zum Abend oder gar auch noch zur Nachtzeit ans Maschinenrad gebunden oder zu Arbeiten in unterirdischen Schichten verurtheilt wird. An Scheingründen der Rechtfertigung fehlt es freilich auch hier nicht. Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne soll eine Erhebung und Befreiung derselben sein; der Lohn, den ihre Arbeit einträgt, soll dazu beitragen, die materielle Lage der Familie zu verbessern. Ueber die heutzutage angestrebte unnatürliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne, wonach dieselbe in die Reihe der Aerzte und Professoren eintreten und auf der andern Seite eine für weibliche Schul-

tern nicht berechnete Arbeitslast tragen soll, mögen wir hier kein Wort verlieren. Daß der von der Hausfrau heimgebrachte Lohn zuweilen die materielle Lage der Familie bessern kann, soll nicht verneint werden; einen absoluten Ausschluß der Frau von der Arbeit, und der heutigen Verhältnisse wegen auch von der Fabrikarbeit, wollen wir nicht fordern. Aber in erster Linie und zum weitaus größten Theile muß die Frau daheim die Stütze der Familie, die Hilfe des Mannes sein: was nach voller Erfüllung dieser Pflicht an Zeit und Fähigkeit erübrigt, mag zur Theilnahme an der Arbeit verwendet werden, die zunächst dem Manne zusteht. Die wesentlichste Aufgabe der Frau zeichnet der Apostel Paulus, wenn er von der Kindererziehung spricht als von einer Pflichterfüllung, in der sie ihr Seelenheil und ihre Heiligung suchen müsse, und deren Nachweis er als einen der ehrenvollsten Punkte angibt, welche die Zierde des weiblichen Geschlechtes ausmachen (1 Tim. 2, 15 und 5, 10). Was aber soll das für eine Erziehung sein, welche von seiten der Mutter täglich erst dann beginnen kann, wenn die Kinder zur Ruhe gebettet werden müssen, oder eine Erziehung, welche fast ausschließlich in andere Hände gelegt wird? was für ein Familienleben, wenn zu derselben Zeit, wo der Mann ermüdet von der Arbeit das Heim betritt, auch die Frau erschöpft anlangt und dann in Eile noch für kärgliche Erquickung sorgen muß? Die Frau erhöht durch ihren Lohn den Verdienst für die Familie; aber sie hat weder Geschick noch Muße, den häuslichen Verhältnissen und Familienbedürfnissen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und erreicht deshalb mit höheren Unkosten nur ein schlechteres Resultat in der Sorge für Mann und Kinder. Diese unnatürliche Losreißung der Mutter vom Familienherde bewirkt, daß es ein eigentliches Heim für die Familie nicht mehr gibt. Von anderen schreienden Mißständen, welche der Mutter vor und nach der Niederkunft nicht einmal die hinreichende Frist lassen, für sich und das Kind ihres Schoßes die allernöthigste Pflege zu haben, wollen wir gar nicht reden.

Einen Beleg für die übergebührliche Ausdehnung der Verwendung der Frau in den verschiedenen Industriezweigen finden wir in einer uns zufällig vorliegenden statistischen Tabelle über die Arbeiterverhältnisse in Oesterreichisch-Schlesien. Die Daten stammen zwar aus dem Jahre 1880; eine Besserung der Verhältnisse ist jedoch schwerlich eingetreten. In jener Tabelle sind Specialangaben für die einzelnen Industriezweige nach Tagelöhnern, Wochenlöhnern und Stücklöhnern gemacht, Arbeitszeit und Arbeitslohn für Männer, Frauen, Kinder unter 14 Jahren registrirt. Wir begnügen uns mit Wiedergabe des Gesammtresultates. Danach

war für die gewerbliche Induſtrie Schleſiens die Geſammtzahl der beſchäftigten Männer 15003, die der Frauen 11183, die der Kinder 1513. Natürlich überwiegen in einzelnen Gruppen die Männer bei weitem, in der ganzen Textil-Induſtrie dagegen die Frauen. Daß aber letztere beim Geſammtreſultat beinahe bis zu $^3/_4$ der Zahl der Männer ſteigen, iſt ein Beweis, daß unſere Zeit recht tief in ungeſunden ökonomiſchen Verhältniſſen ſteckt. Wir wollen annehmen, daß wir bei dieſen Zahlen vielleicht die ungünſtigſten Ortsverhältniſſe haben. Doch viel beſſer iſt es anderswo keineswegs. In Schönberg, Handbuch der politiſchen Oekonomie, 2. Bd., Nr. XIX, § 33, finden wir Angaben für das Deutſche Reich, welche ſich auf die amtlichen Mittheilungen der deutſchen Fabrikinſpectoren ſtützen. Nach ihnen waren im Jahre 1874 bei der Fabrikarbeit im weitern Sinne beſchäftigt: Männliche erwachſene Arbeiter (über 16 Jahre alt) 566500, Arbeiterinnen (über 16 Jahre alt) gegen 226000, dazu gegen 35000 Mädchen vom 12. Jahre an. Im Jahre 1884 betrug die Zahl der in der Fabrikarbeit beſchäftigten Kinder (unter 14 Jahren) ungefähr 19000, nämlich 12000 männliche und 7000 weibliche; der jugendlichen Arbeiter (von 14—18 Jahren) über 134000, unter dieſen gegen 48000 weibliche; die der ſonſtigen Arbeiterinnen mindeſtens 300000.

Wie läßt ſich nun eine Beſſerung der traurigen Verhältniſſe erzielen? Auf privatem Wege allein geht's nicht. Einer ſtaatlichen Allregiererei ſind wir freilich nicht freund, hauptſächlich deshalb nicht, weil dieſelbe die Befugniß des Staates überſchreitet. Wir können auch nicht in allen Dingen, ſelbſt nicht in ſolchen der zeitlichen und bürgerlichen Ordnung, dem Staate den Vortritt einräumen, ſo daß bei Vertheilung von Recht und Pflicht dem Einzelnen ſowie der Familie nur die Nachleſe übrig bliebe, und ihnen das allein zuſtände, was der Staat nicht in ſeine Hände genommen hätte. Das allein Richtige iſt, daß der Staat, d. h. die ſtaatliche Autorität, zum Gemeinwohl dort eintritt und dort nachhilft, wo die Thätigkeit der einzelnen, der Familie, der freien Vereinigung nicht mehr ausreicht. Damit ſtehen wir ganz auf dem Boden, auf den ſich Leo XIII. in ſeiner Anrede an die franzöſiſchen Pilger ſtellte, wenn er Arbeit und Induſtrie an und für ſich der Privatregelung überwies und nur für die Fälle ein gemäßigtes Eingreifen der öffentlichen Gewalten als einen pflichtmäßigen Schutz der wahren Intereſſen der Unterthanen bezeichnete, wo und ſo weit ohne ſolches Eingreifen die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit und das häusliche Glück des Arbeiters bedroht und gefährdet ſeien. Unſere heutigen Arbeiterverhältniſſe bedrohen und

gefährden aber unzweifelhaft die Sittlichkeit und Gerechtigkeit und das häusliche Glück in weiten Kreisen. Das häusliche Glück ist bedroht und zum großen Theil schon untergraben durch die nothwendige Lockerung der Familie. Die Sittlichkeit ist bedroht oder gar offen verletzt durch Sonntagsschändung, durch Zulassung oder gar Aufdrängung eines freien und die Grenzen des Anstandes mißachtenden Verkehrs zwischen Personen beiderlei Geschlechtes in Fabrikräumen, wo auf Wahrung der guten Sitte kein Werth gelegt zu werden scheint. Die Gerechtigkeit ist bedroht durch die Zwangslage der Arbeiter, welche, scheinbar frei, thatsächlich genöthigt, nicht selten zu den drückendsten Vertragsbedingungen sich verstehen müssen. Da öffnet sich also ein weites Gebiet, wo die öffentliche Gewalt gesetzlich und polizeilich einschreiten darf und einschreiten soll. Gilt es ja, durch eine scheinbare Freiheitsbeschränkung im Grunde die Freiheit zu wahren und das Recht der Schwachen gegen den Mißbrauch der Freiheit des Stärkern zu schützen. Die öffentliche Gewalt hat da um so mehr das Recht und die Pflicht, weil sie durch Begehungs- und Unterlassungssünden den schwächern Theil der menschlichen Gesellschaft in diese Unfreiheit und in diese Gefährdung natürlicher Rechte gebracht hat. Die Erfindungen der Neuzeit und ihre Verwerthung durch Maschine und Dampf haben die öffentliche Gewalt nicht vorbereitet genug gefunden. Diese hätte der Ausnützung der neuen Kräfte, welche eine Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse wie im Keime barg, in vorausblickender Sorge mit einschränkenden Maßregeln entgegentreten müssen, damit sie nicht ihre Entwicklung zu Ungunsten der großen Masse der Menschen nehme. Allein sie hat sich sozusagen überrumpeln lassen und in dem allgemeinen Fortschritte auch einen Fortschritt für das Wohl des einzelnen zu erblicken geglaubt. Noch mehr: zu der geradezu verhängnißvollen Zeit, wo die wirthschaftliche Umwälzung durch die Entdeckungen der Neuzeit anhub, haben die öffentlichen Gewalten den Rest des Schutzes, welcher der Klasse der Schwächeren durch den organisirten Verband der verschiedenen Genossenschaften verblieb, beseitigt; freier Betrieb und freier Verkehr sollte sich nach allen Richtungen ergießen und in alle Kreise Glück und Reichthum tragen; statt dessen aber hat er, wie ein verheerender Strom, der die Dämme durchbricht, den Wohlstand vieler zerstört, die Freiheit gefesselt, Noth und Elend in weite Schichten hineingetragen. Aufgabe der öffentlichen Gewalt ist es daher um so dringlicher, jetzt wenigstens dem Umsichgreifen solcher Schäden nach Kräften Einhalt zu thun, den Strom der wirthschaftlichen Freiheit und Ungebundenheit zu stauen und für Besitz und Wohlstand eine gleichmäßigere Vertheilung anzubahnen.

Man hat dieses auch zum Theil eingesehen und anerkannt. Der geschichtliche Verlauf der social-ökonomischen Gesetzgebung zeigt deutlich, daß die Gefahr socialer Umwälzung schon oftmals drohend an die Thüre der Mächtigen dieser Erde gepocht hat. Diese Gefahr veranlaßte sie, wie schon oben bemerkt, wenigstens irgend welchen gesetzlichen Schutz anzuordnen, und zwar bezogen sich diese Anordnungen durchgängig auf den einen oder andern der von uns bezeichneten wunden Punkte der heutigen Wirthschaftsverhältnisse. Es ist lehrreich, in einem kurzen Gesammtüberblick die gesetzgeberische Thätigkeit, welche in den letzten Decennien nach dieser Richtung entfaltet wurde, sich vorzuführen. Wir folgen hierbei den Angaben Schönbergs in obengenanntem Werke. Dort finden sich (2. Bd., Nr. XIX, § 56) in geschichtlicher Ordnung die Arbeiterschutzgesetze der einzelnen Länder verzeichnet; wir beschränken uns auf das Wesentlichste.

England hat am frühesten angefangen, gewisse Schutzgesetze zu erlassen; es hatte Grund dazu, weil in ihm, das mit Vorzug als Industrieland bezeichnet wird, die himmelschreiendsten Mißstände und das jammervollste Elend in gewissen Kreisen der Arbeiterbevölkerung sich breitmachten und leider auch jetzt noch genug zutage treten. Schon im Jahre 1802 wurden bezüglich der Baumwollenindustrie und des Schutzes der Unmündigen einige Bestimmungen erlassen. Es folgten diesen von Zeit zu Zeit neue Bestimmungen über Minimalalter und über Maximalarbeitszeit; dann Ausdehnung der gesetzlichen Bestimmungen auf verschiedene, bisher nicht betroffene Industriezweige. Es zeigte sich eine Bedächtigkeit und Scheu, die sich zu fürchten schien, an die Industrie, welche für England als Lebensfrage und als mächtig fließende Goldquelle galt, fest Hand anzulegen und ihr Interesse auch nur ein wenig unsanft zu streifen. Doch allmählich machten sich die humanitären Forderungen immer mehr geltend; im Jahre 1878 erfolgte eine Codification der bisherigen Specialgesetzgebung und nicht unwichtige Abänderungen zu Gunsten der Arbeiter. Bezüglich eintretender Unfälle hat das Haftpflichtgesetz von 1880 und 1881 dem Arbeiter wesentliche und billigere Erleichterung verschafft. Die bis da in Anwendung gebrachte Rechtsmaxime über Schadenersatz war für den Arbeiter fast ganz unbrauchbar; jetzt haftet der Unternehmer für jeden Unfall, der durch irgend welchen Mangel der Instrumente oder irgend welche Nachlässigkeit höher stehender Beamten und Vorgesetzten aller Art eingetreten ist. — Frankreich ist fast beschränkt auf Schutzgesetze bezüglich des Minimalalters der Kinder, des Maximalarbeitstages und des Ausschlusses gesundheitsnachtheiliger Betriebe: in diesen Bestimmungen findet

sich jedoch erheblich größere Sorge gegen Ueberbürdung der jungen Kräfte als in den englischen Gesetzen. — Es ist wohl kein Land, welches so kurz und inhaltsreich seine Arbeiterschutzgesetze geregelt hat wie die Schweiz. Bis in die neueste Zeit war die Sache Kantonalangelegenheit; das Jahr 1877 sah das kurze, aber reichhaltige Bundesgesetz, bei welchem, wie Schönberg richtig bemerkt, im Vergleich mit der englischen Arbeiterschutzgesetzgebung besonders charakteristisch ist der weitergehende Schutz für weibliche Arbeiter, das Verbot aller Kinderarbeit in den Fabriken, Regelung der Arbeitszeit im allgemeinen, Verbot bezw. Einschränkung der Sonntags- und der Nachtarbeit. Das Jahr 1888 brachte eine Erweiterung der Haftpflicht bei Unfällen zu Gunsten der Arbeiter. — Deutschland ist schon seit mehreren Decennien nicht arm an Specialgesetzen, welche auf irgend welchen Schutz abzielen, namentlich auf den Schutz der jugendlichen Arbeiter, auf Sicherheitseinrichtungen und Inspection der Fabrikräume; in den letzten Jahren ist die Gesetzgebung des Deutschen Reiches besonders thätig gewesen hinsichtlich der Versicherung der Arbeiter. Ob aber das Wort des Reichskanzlers: „dem kranken Arbeiter die Pflege, dem alt gewordenen die Pension, dem rüstigen Arbeiter das Recht auf Arbeit", auch nur nach seiner berechtigten Hälfte zur Wahrheit werde, läßt sich bei der Lässigkeit der maßgebenden Factoren in Erfüllung der berechtigtsten sittlichen Forderungen wohl anzweifeln. — Oesterreich hat im letzten Decennium die bis da recht dürftigen Schutzgesetze erheblich zu Gunsten der Arbeiter erweitert, zumal durch Verbot der Kinderarbeit und Einführung eines Normalarbeitstages; andere Schutzgesetze sind zu sehr in das Belieben der Obrigkeit gestellt und werden daher vielfach durchlöchert. — In den übrigen europäischen Staaten liegen die Schutzgesetze, wo deren überhaupt bestehen, noch sehr in den Anfängen. Ueber Europa hinaus hat Nordamerika einige Schutzgesetze; sie sind dort Aufgabe der Einzelstaaten; allein die Vereinigung der Arbeiter zum Selbstschutz ist leichter und erfolgreicher als anderswo, jedoch nicht ohne Gefahr, noch ohne Verwirklichung von Ausschreitungen, welche die öffentliche Sicherheit nicht unbedenklich antasten.

Wenn man die Reihe der Gesetze, die wir soeben verzeichneten, flüchtig überblickt, so könnte man meinen, es sei bereits in recht ausgiebiger Weise dem Schutze der schwächern Klasse der arbeitenden Bevölkerung Rechnung getragen, und es bedürfe kaum eines Spornes für die öffentlichen Gewalten, um dasjenige nach Zeit und Bedürfniß zu ergänzen und völlig auszubauen, was begonnen und auch schon theilweise weitergeführt ist. Allein sieht man sich die thatsächlichen Verhältnisse genauer an, so treffen

die geſetzlichen Beſtimmungen der meiſten Länder nur einen winzigen Theil des großen Elendes, dem auf der ganzen Linie geſteuert werden ſollte, und die Ausführung bleibt außerdem noch um vieles hinter den geſchriebenen Geſetzesparagraphen zurück. Vollen Ernſt mit durchgreifenden Maßregeln zu machen, wagt man kaum, weder von theoretiſcher noch von praktiſcher Seite.

Wir dürfen es freilich nicht verkennen, einer gründlichen und allſeitigen Löſung dieſer Aufgabe ſtellen ſich gewaltige Schwierigkeiten in den Weg. Wenn zu Gunſten der Arbeiter und mit Belaſtung der Arbeitgeber eingreifende Maßregeln getroffen werden ſollen, ſo wird, nicht immer ohne Grund, die wilde Concurrenz von ſeiten anderer Länder und anderer Welttheile hervorgehoben, die eine Mehrbelaſtung der Induſtrieproduction nicht zulaſſe. Thatſächlich wird die Concurrenz nicht ſelten zu einem falſchen Zirkel, zu einer Schraube ohne Ende. Die Concurrenz drückt den Lohn, ſie ſucht billige Hände: alſo der Frauenhände und Kinderhände möglichſt viele; dieſe entwerthen die Arbeit des Mannes; dieſe Entwerthung der Arbeit und Herabſetzung der Herſtellungskoſten vermehren die Production, erhöhen die Concurrenz, drücken die Preiſe herab, überfüllen den Markt und bringen Stockung des Abſatzes, um ſo von neuem auf den Lohn zu drücken.

Es macht einen betrübenden Eindruck, Männer, welche ſonſt entſchieden für allſeitigen Schutz der arbeitenden Klaſſe einzutreten gewillt ſind, ſich dennoch vor der Concurrenz beugen zu ſehen. So anerkennt Dr. Schönberg die Nothwendigkeit des Verbotes bezw. der Einſchränkung der Kinderarbeit, umgibt dann aber ſeine praktiſchen Forderungen mit der mißlichen einſchränkenden Bedingung: falls nicht eine bedrohliche Concurrenz laxere Gepflogenheiten als nothwendig erſcheinen laſſen. Unzählige werden ihre Reformthätigkeit in dieſelben Grenzen bannen wollen.

Gerade mit Rückſicht auf die Concurrenz darf man wohl ſagen, daß ein Land für ſich vereinzelt über viele ſociale Mißſtände nicht völlig Herr werden kann. Wenn nicht zugleich die anderen durch die Concurrenz in Mitleidenſchaft gezogenen Länder ähnlich vorangehen, ſo ſcheitern die durchgreifendſten Verbeſſerungsverſuche vielfach an der Unmöglichkeit, die Induſtrie überhaupt zu halten. Internationale Einigung über beſtimmte Punkte der wirthſchaftlichen Reform bietet da die Möglichkeit, der Reform nachhaltige Wirkſamkeit zu verleihen. Damit ſoll indeſſen ſelbſtverſtändlich nicht geſagt ſein, daß man die nationale Regelung gewiſſer Verhältniſſe zum Schutze und zur Aufbeſſerung der arbeitenden Klaſſe bis zu einer internationalen Regelung müſſe ruhen laſſen. Fängt man doch auch ein Ge-

bäude nicht mit dem Dache an. Ohne Dach bleibt es unvollendet und ist es rascher Zerstörung ausgesetzt; das Dach ist der nöthige Abschluß des Gebäudes: so die internationale Regelung der nöthige Abschluß wirthschaftlicher Verbesserungsmaßregeln. Je weiter eine solche Regelung sich ausdehnen könnte nach Raum und sachlichem Gehalt, desto wünschenswerther wäre sie. Doch die Einigung auch einer sehr begrenzten Zahl von Ländern und Staaten, zumal wenn es ökonomisch einflußreiche Länder sind, würde schon großen Nutzen bringen; läge es ja nicht außer ihrem Machtbereiche, widerstrebende Länder und Staaten von der Concurrenz wirksam abzusperren.

Internationale Regelung von Verhältnissen, welche eine allgemein herrschende Nothlage herbeigeführt haben, ist an sich auch eine recht christliche Idee. Hat doch erst das Christenthum die Völker wieder einander näher gebracht und statt Rassenhaß stets Bruderliebe gepredigt. Als das christliche Gemeinwesen durch das höchste geistliche Haupt der Christenheit, den Papst, zu einem Ganzen geeint dastand, als alle in ihm den höchsten Richter über gute Sitten und Recht verehrten: da wäre eine große Welteinigung über die Grundlagen zur social-ökonomischen und social-politischen Reform eine Leichtigkeit gewesen. Die religiöse Spaltung und die Religionslosigkeit unserer Zeit machen eine derartige Vereinbarung unmöglich. Heute muß der natürliche Rechts- und Billigkeitssinn das einigende Band knüpfen. Und sollte auch dieser versagen, alles versagt dennoch nicht. Schon das gemeinsame Interesse und die gemeinsame Gefahr kann im Verein mit dem noch immer nicht entschwundenen Rest von Rechtssinn den Hebel bilden, um die gemeinsame Reform in Angriff zu nehmen. Ist der Anfang gemacht, dann wird je nach der Zeit- und Sachlage die Erweiterung des Kreises gemeinsamer Maßregeln nicht mehr auf so erhebliche Schwierigkeit stoßen. Die Punkte aber, mit denen zu beginnen wäre, sind jedenfalls diejenigen, welche die schreiendsten Mißstände heben und welche von der Verschiedenheit der Interessen und Bedürfnisse der einzelnen Länder am unabhängigsten sind. Wirksame Maßregeln gegen die Sonntagsarbeit, wirksame Schutzgesetze bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit, das sind gewiß die dringlichsten Punkte, welche international zu regeln wären. Sie berühren in gleicher Weise die Interessen aller Länder, und sie würden Mißbräuche beseitigen, von welchen sowohl die wirthschaftlichen wie die moralischen Verhältnisse unserer Zeit weithin untergraben sind. Man thue der weitern Zersetzung Einhalt, bevor die moderne Gesellschaft in Trümmer stürzt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Der Darwinismus in der Chemie.

Nachdem Dalton in seinem Werke „A New System of Chemical Philosophy“ (1808) zu erstenmal den Begriff eines Atoms und der chemischen Verbindungskräfte klar und bestimmt entwickelt und für seine Ansichten bei allen Forschern in kürzester Frist Beifall gefunden hatte, trugen die späteren Untersuchungen auf dem Gebiete der Chemie und Physik nur dazu bei, diese beiden Begriffe mit jedem Jahre in helleres Licht zu stellen und ihre Fassung entsprechend den Fortschritten der Wissenschaft zu vervollkommnen. Als es dann Mendelejeff gelungen war, durch sein periodisches System der Elemente den Atomen und ihrem gesetzmäßigen Wirken den Stempel höherer Einheit und naturnothwendiger Zusammengehörigkeit aufzudrücken, schienen diese für immer wissenschaftlicher Anfechtung entzogen zu sein. Seit Jahrzehnten hatte man sich daran gewöhnt, die Atome als die unverrückbaren Grund- und Eckpfeiler zu betrachten, um welche das Getriebe der stofflichen Erscheinungswelt sich dreht, als die nächsten Ursachen der substantiellen Verschiedenheit der Stoffe, als jene bestimmenden Factoren, welche den meisten stofflichen Erscheinungen den Typus specifischer, von der Natur des jedesmaligen materiellen Trägers abhängiger Verschiedenheit verleihen, zum Unterschiede von den Massenwirkungen, die nur von der in allen Stoffen gleichen Masse und von ihrem Bewegungszustande abhängen und deshalb, von der verschiedenen Natur des stofflichen Trägers unbeeinflußt, immer und überall genau nach denselben einfachen Gesetzen der reinen Mechanik in ihrem Verlaufe geregelt werden. Eben weil man die Atome als die unveränderlichen individuellen Träger der substantiellen Eigenthümlichkeiten der Stoffarten ansah, hielt man auch folgerichtig diese specifischen Einflüsse der Atome auf den Verlauf der Naturerscheinungen für unabänderlich constante, für gesetzlich bestimmte. Denn wie die Ursache, so die Wirkung.

Die Frage, ob die Atome die letzten stofflichen Träger der Erscheinungen in der Körperwelt seien, oder ob die Atome selbst wieder eine Verbindung von Stofftheilchen niedriger Ordnung darstellen, konnte an dieser Auffassung nichts ändern, solange man die Atome, sei ihre sonstige Constitution welche sie wolle, für die unveränderlichen, realen Stoffeinheiten der elementaren Substanzen erklärte. Seit einem Jahrzehnt hat nämlich die Meinung, welche von P. Secchi in seinem Buche

„Die Einheit der Naturkräfte" wohl am klarsten und anschaulichsten dargelegt worden ist, überall Anhänger gefunden. Diese Meinung läßt die Atome aller Stoffe aus einer gleichen Grundmaterie bestehen, welche indessen die einen so, die anderen anders sich zurechtlegen. Dem Grundstoffe nach sind alle Substanzen gleich, bezüglich der Menge des in den einzelnen Atomen vorhandenen Grundstoffes und bezüglich der Art und Weise, wie aus dem Grundstoffe das Atom ausgestaltet wird, sind aber die Atome verschiedener Substanzen verschieden. Die Atomgewichte geben die relativen Mengen der Grundmaterie in den Atomen an, während die specifischen Unterschiede in Eigenschaften und Wirkungen der Atome ihren Grund sowohl in der Mengenverschiedenheit des Grundstoffes als auch in der abweichenden Ausgestaltung desselben haben.

Erst wenn man an der Unveränderlichkeit der Atome als eines Ganzen rüttelt, oder wenn man den Atomen nicht mehr einen unveränderlichen Einfluß auf die chemischen und physikalischen Vorgänge wahrt, würde eine weitklaffende Bresche in das stattliche Gebäude der bisherigen Atomistik geschossen, es würden damit ihre Grundpfeiler gestürzt, Chemie und Physik müßten auf neuen Fundamenten aufgebaut, alle Erklärungen der materiellen Erscheinungen müßten geändert werden. Darauf arbeiten nun thatsächlich mit allem Ernste mehrere der heutigen Forscher hin, und zwar Männer von hohem Rang und Ansehen in der Wissenschaft.

Diejenigen, welche unseres Wissens zuerst den Kampf gegen die Constanz der Atome mit schneidiger Waffe aufnahmen — von grund- und gegenstandslosen Angriffen, an denen es nie gefehlt hat, sehen wir ab —, waren Norman Lockyer, Schützenberger und Butlerow.

Herr Lockyer, eine Autorität auf dem Gebiete der Astrophysik und Spectralanalyse, trat schon im Jahre 1874 mit der Behauptung an die Oeffentlichkeit, „daß es viele Thatsachen und viele durch die Physik der Sonne und der Sterne angeregte Gedankenreihen gebe, die darauf hinführen, die Elemente oder doch wenigstens einige derselben für zusammengesetzt zu halten". Im Jahre 1879 und den darauf folgenden Jahren suchte er dann auf Grund eines reichen, durch spectroskopische Untersuchungen gewonnenen Beobachtungsmateriales den Beweis dafür zu erbringen, daß Calcium, Eisen, Wasserstoff, Lithium und noch andere Elemente in hoher Temperatur in einfachere, voneinander abweichende Elemente sich spalten, sowie daß ein und dasselbe Element ganz verschiedene Eigenschaften zeigen könne. Bei näherer Prüfung seiner Beweise durch die Fachgenossen hat sich indessen kein einziger derselben als stichhaltig bewährt, einige stützten

ſich ſogar auf offenbare Mißdeutung der experimentellen Thatſachen. Darum vermochte Herr Lockyer in den herrſchenden Anſichten der Gelehrten eine Aenderung nicht herbeizuführen.

Bedenklicher ſchien die Conſtanz der Atome ins Wanken zu gerathen, als gegen ſie die Herren Schützenberger, Profeſſor in Mülhauſen, und Butlerow, Profeſſor in Petersburg, ſich erhoben, beide ausgezeichnete Forſcher auf dem Gebiete der praktiſchen und theoretiſchen Chemie. Die exacte Analyſe, welche uns ja eines der ſicherſten Prüfungsmittel an die Hand gibt, um die Gleichheit oder Verſchiedenheit der Subſtanzen feſtzuſtellen und auch die bloß quantitativen Aenderungen einer und derſelben Subſtanz genau zu meſſen, gab ihnen die Veranlaſſung zum Angriff. Als nämlich Herr Schützenberger 1881 die Kohlenwaſſerſtoffe, welche er aus dem kaukaſiſchen Steinöl abgeſchieden hatte, in ihre Beſtandtheile, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, zu trennen ſich bemühte, erhielt er, wenn er unter gewiſſen Umſtänden arbeitete, für die Menge der Beſtandtheile immer Zahlen, welche mit der Menge der unzerlegten Subſtanz nicht ſtimmen wollten. Er verſuchte nun Analyſen mit Benzol und Anilin, und ſiehe, auch ſie rebellirten gegen die ſtramme Theorie. Er führte mehr als 150 Analyſen mit der peinlichſten Sorgfalt aus, immer mit demſelben Erfolge. Herr Butlerow griff dieſe Entdeckung mit allem Eifer auf, und ein Jahr ſpäter überreichte er der franzöſiſchen chemiſchen Geſellſchaft zu Paris eine Arbeit, in welcher er ſeine bereits früher über die Veränderlichkeit der Atome ausgeſprochenen Ideen beſtimmter auseinanderſetzte und weiter entwickelte. Er vertheidigt darin den Satz: „Die Atomgewichte der Elemente ſind keine conſtanten Größen.“ Es ſollen aber die Schwankungen nur innerhalb ſo enger Grenzen ſich bewegen, daß dadurch die allgemeinen Eigenſchaften der Elemente und ihrer Verbindungen nicht geändert werden. Zum Schluſſe verſpricht er, den Gegenſtand am rothen und weißen Phosphor, ſowie am Chlorqueckſilber weiter experimentell zu prüfen. Da über dieſe Reſultate bis jetzt nichts verlautet, ſcheinen ſie nicht ſehr günſtig ausgefallen zu ſein. 1883 berichtete dagegen Herr Schützenberger wieder über eine Reihe neuer Thatſachen, die er bei Syntheſen und Analyſen von Kohlenſäure, kohlenſaurem Baryt, Weinſtein, Waſſer und verſchiedenen Metalloxyden gefunden hatte. Er ſchließt aus ihnen: „Das Geſetz der beſtimmten Proportionen, in denen ſich die Elemente verbinden ſollen, iſt kein ſtrenges“, und läßt damit folgerichtig die Conſtanz der Atome fallen. Es ließ indeſſen auch dieſer Anſturm alle ruhigen und bedächtigen Chemiker kalt. Denn wenn man auch die Richtigkeit aller vorgebrachten

Thatsachen anerkennt, so wird man damit noch keineswegs zu dem Schluß gezwungen, welchen die beiden Herren ziehen. Es lassen die von ihnen beobachteten scheinbaren Unregelmäßigkeiten noch andere Erklärungen zu, ohne daß man an der Constanz der Atome irgendwie zu rütteln brauchte. So prallte auch dieser Angriff fast spurlos an den festen Grundlagen ab, auf welchen die heutigen Ansichten über die Atome ruhen.

Soviel zur Orientirung über den dermaligen Stand der Frage. Schon waren diese Conflicte beinahe vergessen, und die Atome rollten ungestört und unveränderlich nach wie vor in ihren alten Geleisen, da ertönte im Laufe des letzten Jahres wieder lauter als je der Alarmruf. Von zwei verschiedenen Seiten her wurden kräftige Proteste gegen das ewige Einerlei der Atome erhoben. Sie verlangten auch für die Atome Befreiung aus ewigen Banden, freie Anpassung an die jedesmaligen Existenzbedingungen, und zwar nach Darwins Recepten. Nachdem Pflanzen und Thiere aus den starren mittelalterlichen Formen der unveränderlichen Arten herausgelöst und schrankenloser Entwicklung entgegengeführt waren, hielten sie es an der Zeit, auch den leblosen Stoffen die Zwangsjacke atomistischer Unveränderlichkeit abzuziehen. Nichts in der Natur sei unveränderlich außer der Masse und der Bewegungsenergie, alles sei in ewigem Wechsel begriffen, nur die beständige Aenderung sei der einheitliche Erklärungsgrund, der einzige gesetzliche Passepartout für alle Räthsel der Erscheinungswelt. Darwinismus im Gebiete der Atomenwelt, das ist allerdings eine neue Wendung im Vorgehen gegen die Atomtheorie, das scheint aber auch geradezu ein ungeheuerlicher Gedanke! Diesen Gedanken legen indessen nicht wir in die Worte dieser neuen Angriffsparteien, sie selbst haben ihn allen Ernstes klar und deutlich ausgesprochen. Sollte er in der That sich irgendwie begründen lassen, dann müßte er allerdings eine gänzliche und allgemeine Umwälzung in unseren Ansichten über die Körperwelt nach sich ziehen. Grund genug, die Bedeutung und Berechtigung dieser neuen Ideen zu prüfen.

Der erste dieser Umwälzungsversuche hat Herrn Professor William Crookes F. R. S. zum Urheber. Es ist dieser derselbe hochangesehene Chemiker und Physiker, welcher im Jahre 1861 durch Spectralanalyse das Element Thallium entdeckte, welcher 1873 das interessante Instrument des Radiometers erfand und gegen Ende der siebziger Jahre allgemeines Aufsehen durch seine Arbeiten über die „strahlende Materie" erregte und die Physiker zu eingehenderen Studien über die elektrischen Lichterscheinungen in höchst verdünnten Gasen veranlaßte. Jahrelange spectro-

Digitized by Google

ſkopiſche Forſchungen über das Phosphorescenzlicht[1] der Yttererde hatten ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß dieſe Erde nicht die Sauerſtoffverbindung nur eines und desſelben Elementes Yttrium ſein könne. Er machte ſich deshalb eifrig daran, die in der Yttererde vorhandenen Oxyde der noch unbekannten Elemente zu trennen, um ſie einzeln einer genauen ſpectroſkopiſchen Prüfung zu unterwerfen. Durch theilweiſe Fällung eines in Waſſer gelöſten Yttriumſalzes vermittelſt Ammoniak ſoll es ihm denn auch 1886 gelungen ſein, die Yttererde in verſchiedene Antheile zu ſpalten, welche nach ſeiner Meinung ſchon wegen des verſchiedenen chemiſchen Verhaltens die Oxyde verſchiedener Elemente darſtellen müſſen. Als er nun dieſe verſchiedenen Ausſcheidungen ſpectroſkopiſch unterſuchte, lieferte ihr Phosphorescenzlicht ebenſo viele deutlich unterſchiedene Spectren, die ſowohl unter ſich verſchieden waren, als auch von dem Spectrum des Phosphorescenzlichtes der urſprünglichen Yttererde abwichen. Merkwürdigerweiſe erzeugte aber das directe Glühlicht einiger dieſer Abſcheidungen ein übereinſtimmendes Spectrum, das auch mit dem Glühlichtſpectrum der Mutterſubſtanz ſich deckte. Geſtützt auf dieſe experimentellen Ergebniſſe, glaubt Herr Crookes die Exiſtenz von wenigſtens *neun neuen* Elementen in der Yttererde erkannt zu haben. Vorderhand ſteht er jedoch noch davon ab, ſie ſchon mit eigenen Namen zu belegen, er bezeichnet ſie einſtweilen nur mit Variationen des chemiſchen Symboles für Yttrium, nämlich mit Yα, Yβ, Yγ, Yδ, Yε ꝛc.

Als nachher Herr Crookes das Phosphorescenzlicht des Samariumoxydes, einer überaus ſeltenen Erde, ſpectroſkopiſch in die einzelnen

---

[1] Wenn man den elektriſchen Funken eines Ruhmkorff'ſchen Funkeninductors zwiſchen zwei Metallſpitzen oder zwiſchen einer Metallſpitze und einer Metallſalzlöſung in der Luft überſpringen läßt, ſo wird das Metall dabei theilweiſe verflüchtigt, und die losgeriſſenen und fortgeſchleuderten Metallmolekeln gerathen in helles Glühen. Mit dem Spectroſkop betrachtet, löſt ſich das Licht eines ſolchen Funkens in ein Syſtem leuchtender farbiger Linien auf, welche das *directe Funkenſpectrum* des angewandten Metalles darſtellen und je nach dem verſchiedenen Metall eine verſchiedene Zuſammenſetzung zeigen. Läßt man dagegen den Inductionsſtrom in Glasröhren mit höchſt verdünnter Luft zwiſchen den einander gegenüberſtehenden Polen übertreten, ſo ſtrahlt ein eigenthümliches Glimmlicht von dem negativen Pol geradlinig zum poſitiven und bewirkt dort ein ſchönes Leuchten. Dieſes hat je nach der dort befindlichen Subſtanz bald mehr den Charakter der *Fluorescenz*, bald aber — wenn das Leuchten auch nach der Beſtrahlung noch anhält — den Charakter der *Phosphorescenz*. Das Fluorescenz- und Phosphorescenzlicht kann durch das Spectroſkop gleichfalls in Spectra aufgelöſt werden, die von den directen Funkenſpectra derſelben Subſtanzen mehr oder weniger abweichen.

Farben zerlegte, erhielt er dieſelben Farbenſtreifen, welche auch das Yttrium unter ähnlichen Bedingungen liefert. Es fehlte nur ein citronengelber Streifen; dafür waren aber die grünen und orangenfarbenen Streifen, welche das Samarium kennzeichnen, hinzugekommen. Durch Beimiſchung von etwas Calciumoxyd und Strontiumoxyd zu dem Samariumoxyd gelangte er jedoch dazu, einerſeits die grünen und orangenfarbenen Streifen auszulöſchen, andererſeits den citronengelben Streifen des Yttriums einzufügen und ſo ein Spectrum zu erzielen, welches das natürliche Spectrum ſeines Yα „treffend nachahmte". Das Samarium gab demnach jetzt das Spectrum eines Elementes, von dem nichts in der Miſchung vorhanden war.

Da nun auch andere Forſcher bei Unterſuchung der ſeltenen Erden an dieſen abweichende Eigenſchaften wahrnahmen, wenn die Probematerialien verſchiedenen Fundorten entnommen waren, da auch andere Chemiker einige dieſer Erden, wie z. B. das Didymoxyd, in verſchiedene Oxyde zu trennen vermochten, ſo ſchließt Herr Crookes, die von ihm am Yttrium gemachten Beobachtungen, welche er für unanfechtbar erklärt, ſeien auch auf die übrigen Elemente anwendbar.

Dieſes in knappen Umriſſen die experimentelle Operationsbaſis, auf welcher Herr Crookes ſein hohes, weitausragendes theoretiſches Gebäude aufrichtete. Nachdem er die erſten Grundlinien ſeiner Theorie in engliſchen Journalen kundgegeben hatte, entwickelte er dieſelbe voll und ganz erſt in einer Rede, welche er am 18. Februar 1887 in der „Royal Inſtitution" zu London gehalten hat. Dieſe Rede wurde kurz nachher ins Deutſche übertragen und unter dem Titel „Geneſis der Elemente" dem Buchhandel übergeben. Am 28. März 1888 kam Herr Crookes auf denſelben Gegenſtand zurück in der Rede, welche er auf der Jahresverſammlung der britiſchen chemiſchen Geſellſchaft vortrug, deren Präſident er war. — Er geht davon aus, daß die von ihm beobachteten Thatſachen nothwendig zu einer der beiden folgenden Annahmen zwingen. Entweder ſind unſere heutigen Elemente Miſchungen verſchiedener ganz beſtimmter einfacher Elemente, was für ihn nicht wahrſcheinlich iſt, oder unſere Begriffe von Element ſind nicht zutreffend und ihre Structur iſt viel verwickelter als man bisher vermuthete. Indem er ſich für letztere Annahme entſcheidet, ſucht er ſie folgendermaßen weiter durchzubilden. Außer den Atomen, mit welchen der Chemiker rechnet, gibt es noch eine große Zahl anderer Atome, welche wie Zwiſchenglieder ſich zwiſchen dieſe hineinreihen und auch den Uebergang darſtellen zu den anfänglich „geſchaffenen" Atomen der Urmaterie. In jedem chemiſchen Element ſind neben den Atomen, die

den eigentlichen Charakter des Elementes bedingen, bald mehr bald weniger von diesen Zwischenatomen in bestimmter räumlicher Ordnung vorhanden. Was man bisher als Eigenschaften eines einzigen Elementes anzusehen gewohnt war, ist nach ihm nur die Resultante der zwar ähnlichen, aber doch unter sich verschiedenen Eigenschaften mehrerer elementarer Bestandtheile. Bei der theilweisen Ausfällung des Salzes eines Elementes werden die verschiedenartigen Atome nicht gleichzeitig, sondern nacheinander abgeschieden; ebenso leuchten beim molekularen „Bombardement" des Phosphorescenzlichtes die verschiedenartigen Atome nicht alle auf einmal, während beim grellen Aufleuchten der Substanzen durch den elektrischen Strom alle Atome pêle-mêle ihr Licht aussenden und so die feineren Lichtunterschiede der einzelnen Bestandtheile sich verwischen und verdecken. Herr Crookes sucht dieses durch ein Gleichniß anschaulicher zu machen. „Yttrium werde durch ein Fünfmarkstück repräsentirt. Durch chemische Fractionirung sei es mir gelungen, dasselbe in fünf einzelne Markstücke zu zerlegen, und ich würde finden, daß diese letzteren einander nicht gleich, sondern mit verschiedenem Stempel versehen sind. Gesetzt ich bringe nun ein viel kräftigeres und eingreifenderes Mittel in Anwendung — ich werfe meine Markstücke in den Schmelztiegel, — so verschwindet der Münzstempel und sie werden alle zu Silber." Hätten wir bei der Fractionirung oder gesonderten Fällung den „chemisch sondernden Dämon" besser in unserer Gewalt, so könnten wir aus allen unseren Elementen in ganz bestimmter Reihenfolge alle die dieselben bildenden Bestandtheile einzeln herauslösen. Beim heutigen Stande der Chemie geht dieses leider noch nicht an, da „zur Beendigung der Fractionirung ein Zeitraum erforderlich sein würde, in Vergleich mit dem ein Menschenalter allzu kurz ist".

Herr Crookes will also die Elementatome keineswegs gänzlich beseitigen, er schiebt nur zwischen dieselben eine unabsehbar große Zahl anderer Elemente ein, welche die Stelle von Lückenbüßern einnehmen sollen und welche er durch den Namen „Meta-Elemente" oder „Elementoide" von den anderen, wohl charakterisirten Elementen, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Chlor unterschieden wissen will. Sie bilden aber nicht bloß die Brücke von einem Mendelejeff'schen Elemente zum anderen, sondern auch die Verbindungsglieder der Elementatome mit den „anfänglich geschaffenen" Atomen des Urstoffs oder „Protyls".

Fürwahr, Herr Crookes weiß seinem spröden, dürren Ausgangsmaterial eine überreiche Ausbeute abzugewinnen! Doch dieses ist erst der Anfang seiner theoretischen Errungenschaften. Nachdem er sich die Elemente

ſo zurechtgelegt, verfolgt er mit wachſender Forſcherkühnheit die Frage über ihre Entſtehung. Nach ihm bilden ſich alle Elemente aus einem „Etwas“ heraus, das ſchon vorhanden war, als das Weltall „noch geſtaltlos und leer“ war. Dieſes „Etwas“, die Grundlage aller unſerer Elemente und Meta-Elemente, der Urſtoff oder das Protyl, denkt er ſich als „Feuernebel“, welcher ſich in einem „ultragaſigen“ Zuſtande befand und mit allem demjenigen, „was wir uns jetzt im ſichtbaren Univerſum vorſtellen können, nicht irgend etwas gemein hat“.

„Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen,
Doch fühl' ich es wie Feuer brennen.“

Dieſer abſonderliche Feuernebel konnte begreiflicherweiſe nicht warm oder kalt nach unſeren Begriffen ſein, er hat ſich aber durch einen der Abkühlung ähnlichen, wahrſcheinlich aus der Natur des Protyls ſich ergebenden Vorgang verdichtet. Bei der Verdichtung entſtanden nun die Atome der körperlichen Subſtanzen. Durch eine Art fortſchreitender „Polymeriſation“ bildeten ſich erſt die leichteren und dann die ſchwereren Atome, von den heutigen Elementen ſomit zuerſt der Waſſerſtoff und zuletzt das Uranium. Da nun die Verdichtung nicht immer ganz gleichmäßig und langſam ſich vollzog, ſo erzeugte ſie bald bei allmählicher gleichmäßiger Zuſammenziehung ſcharf gekennzeichnete Elemente, weil dann gleichzeitig gleichartige Atome entſtanden und zu Molekeln und Molekelaggregaten ſich zuſammenfanden, bald aber bei ruckweiſer, unregelmäßiger Verdichtung, wenn Ungleichartiges zu einem Stoffganzen ſich mengte, wenig beſtimmt ausgeprägte Stoffarten, wie wir ſie z. B. in den Triadengruppen: Eiſen, Nickel und Kobalt, — Ruthenium, Rhodium und Palladium, — Iridium, Osmium, Platin — und in den Elementen der ſelteneren Erden kennen. Die heutigen Fundorte, welche dieſe Stoffe gewöhnlich gemeinſam bergen, betrachtet Herr Crookes als „eine Art Rumpelkammer, in der die Elemente im Zuſtande gehinderter Entwicklung — die zuſammenhangsloſen Uebergangsglieder des unorganiſchen Darwinismus — aufgeſpeichert ſind“. Um den Vorgang dieſer Elementgruppenbildung dem Verſtändniß näher zu bringen, verweiſt er gleichnißhalber auf die Bewegung der Fußgänger auf einer ſehr belebten Straße. Die Zahl der Gehenden erſcheint nicht gleichmäßig auf die Wegſtrecke vertheilt. Gehen einige Perſonen langſamer, ſo werden ihre Hintermänner gegen ſie ſich herandrängen, und falls ſie nicht vorbeieilen dürfen — man denke ſich eine marſchirende Truppe —, mit den erſteren einen gemeinſamen

Haufen bilden, indeſſen die Vorderleute, unbehindert den langſamer Schreitenden voraneilend, den Zwiſchenraum allmählich frei machen bis zur nächſten Anhäufung. Ebenſo, wie in einer ſolchen Anſammlung alle Perſonen anfangs nicht dieſelbe Geſchwindigkeit hatten, ebenſo wenig wird eine Atomgruppe des Chlors, dem wir das Atomgewicht 35,5 beilegen, ausſchließlich Atome mit dieſem Atomgewicht enthalten. Das Chlor wird vielmehr um einen Grundſtock von voll- und gleichwerthigen Atomen einen Bruchtheil minder- oder überwerthiger Atome von Meta-Elementen ſich beigeſellt haben.

Neben der Verdichtung durch eine Art Abkühlung war bei Bildung der Elementatome noch ein zweiter Vorgang wirkſam, eine Art elektriſcher Erregung, welche ſich in periodiſcher Wiederkehr bald in der einen, bald in der gerade entgegengeſetzten Richtung äußerte. Daraus erklärt ſich der Gegenſatz, in welchem die Elemente ihrem elektriſchen Verhalten nach zu einander ſtehen. Auf Grund dieſer Bildungsgeſchichte ſucht Herr Crookes denn nun auch die Elemente, ähnlich wie Mendelejeff, ſyſtematiſch in Reihe und Glied zu ſtellen. Er gelangt ſo zur Vertheilung der Elemente auf einer lemniskatenförmigen Raumſpirale, für die er auch die mathematiſche Gleichung ableitet. Es zerfallen dabei die Elemente in ſechs analoge Gruppen; dementſprechend hätten wir ſechs Bildungsperioden anzunehmen, deren jede ähnliche, aber nie identiſche Elementreihen lieferte. Herr Crookes entdeckt hierin den „Atavismus der Elemente“ und die Erklärung für die längſt bekannten natürlichen Familien der Elemente.

Während er immer weiter und weiter nach dem Bildungsgang der Stoffe ausſchaut, verliert ſich ſein Blick ſchließlich bis an die Grenzen des Univerſums, an den „Ort des höchſten Potentials“, und findet dort in der That die eigentliche Geburtsſtätte der Atome! Dieſer Entſtehung ſteht folgerichtig eine Zerſetzung am „Orte des niedrigſten Potentials“, d. h. im Centrum übermäßig angewachſener und im Innern erloſchener Sterne, gegenüber. Zwiſchen dieſen beiden Extremen aber liegt der Ort des allmählichen Sichverwandelns. Dieſen Verwandlungen gehen aber natürlich Aenderungen im Energiezuſtande und in dem Wirken der Atome parallel; deshalb ſind heute die Atome überhaupt nicht mehr dieſelben wie zur Zeit ihrer Entſtehung. Es hat auch die Spectralanalyſe für Herrn Crookes den Beweis dafür nicht erbracht, daß im Weltraum überall dieſelben Stoffe vorkommen.

Schließlich verſteigt ſich Herr Crookes ſogar zu einer Hypotheſe, um den in den Atomen vorhandenen Vorrath von Energie oder Kraft zu

erklären. Die von den wägbaren Stoffen in den Weltraum ausgestrahlte und scheinbar verloren gegangene Wärme soll durch einen allerdings noch unbekannten Vorgang an der Grenze des Weltalls, wo die Atome sich bilden, in die primäre — wesentliche (?) — Energie der Atome zurückverwandelt werden. Sobald aber die Atome dort sich gebildet haben, besitzen sie das Bestreben, dem Innern des Universums zuzueilen, um ihm die entwichene Energie restlos zurückzubringen. Damit hätte er zuguterletzt glücklich auch die Welt von jenem Untergang errettet, welchen ihr Sir William Thomson, Clausius und andere große Physiker wegen des Energieverlustes kategorisch decretirt haben.

Herr Crookes versteht es fürwahr, Unglaubliches zu leisten, aus überaus wenig unabsehbar vieles zu machen — leider aber nur auf den Schwingen „wissenschaftlicher Phantasie", was wir gewiß dem Leser nicht weiter zu beweisen brauchen. Bei allem guten Willen war es uns nicht möglich, auch nur einen einzigen Punkt in der Atomtheorie des Herrn Crookes zu entdecken, welcher mit irgend einer Nothwendigkeit aus seinen vorgeblich unanfechtbaren Beobachtungen sich ergäbe. Der Boden der experimentellen Thatsachen muß ihm vielmehr nur zum Stützpunkt dienen, um sich in schwindlige Höhen phantastischer Speculation zu erheben. Dort greift er den heute in der Luft liegenden Gedanken von der Entstehung der Atome aus einer gemeinsamen Urmaterie auf und spinnt ihn zu Fäden aus, um diese zu einem die ganze Welt umspannenden Gewebe zu verflechten. Herr Crookes mag immerhin ein noch so achtbarer Forscher, ein noch so gewiegter Chemiker und Physiker sein, dieser gute Ruf kann seiner Theorie keine Empfehlung bieten, wenn er den Schlüssel zu derselben nicht auf dem Wege exacter Schlußfolgerung aus sicheren Forschungsdaten, sondern in den verworrenen Labyrinthen der Phantasie sich geholt hat. Ohne deshalb mit seiner Theorie uns des weitern zu befassen, werfen wir nur noch einen Blick auf sein Beobachtungsmaterial, von dem er ausging.

Wenn Herr Crookes behauptet, in seiner Yttererde nur das Oxyd des Elementes Yttrium in Arbeit genommen zu haben, so hätte er das auch beweisen müssen. Wir bezweifeln gleich diesen Anfang seiner Beobachtungen. Bei der Schwierigkeit, das Yttrium sich völlig rein zu verschaffen, ist es in hohem Grade fraglich, ob er nicht vielmehr ein Gemenge des Yttriumoxydes mit Oxyden anderer schon bekannter Elemente in Händen hatte. Wenn wir indessen auch die Reinheit des Materiales zugeben, so sind seine Scheidungsversuche doch noch nicht über allen Zweifel erhaben. Aehnliche fractionirte Fällungen, wie er sie erhalten hat, kann man auch

bei anderen Oxyden sich verschaffen — wir erinnern nur an die Oxyde von Zinn und Silicium —, ohne daß es einem Chemiker beifiele, deshalb über die Elementnatur des Siliciums und Zinnes stutzig zu werden. Was aber die spectroskopische Verschiedenheit seiner „Fractionen" anbelangt, so gestatten auch sie nicht im mindesten einen sichern Schluß auf die stoffliche Verschiedenheit derselben. Herr Lecoq de Boisbaudran, der Entdecker des Galliums und in Chemie wie Physik, besonders auf dem Gebiete spectroskopischer Forschung, eine ebenbürtige Autorität, spricht den spectroskopischen Ergebnissen des Herrn Crookes jede Beweiskraft ab und schreibt die von ihm beobachteten spectroskopischen Unterschiede nur den Verunreinigungen des Yttriums zu. Es hat demnach Herr Crookes wenig Aussicht, auf dem eingeschlagenen Wege ein zweiter Darwin für das Bereich der Atome zu werden! Wir begreifen überhaupt nicht, wie seine Reden die Beachtung finden konnten, welche man ihnen selbst in wissenschaftlichen Organen gezollt hat. Es ist dies auch ein Zeichen der Zeit.

Nicht um vieles besser steht es mit dem Werthe der radikalen Neuerungen bezüglich der Atomtheorie, welche der amerikanische, sonst ausgezeichnete Chemiker T. Sterry Hunt 1887 in Fluß zu bringen suchte und durch welche er alle Thatsachen der Chemie deuten zu können glaubt, ohne irgendwie der Atome zu bedürfen. Sind schon die Grundideen seiner „Grundlage der Chemie" unverständlich, was soll da die Erklärung hoffen lassen, die er durch diese Ideen den stofflichen Erscheinungen zu geben beabsichtigt? Ueber eine andere neue Theorie, welche Herr Dulk 1886 in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin veröffentlichte, können wir zwar ein endgiltiges Urtheil so lange nicht fällen, bis er sie zu dem in Aussicht gestellten Abschluß gebracht haben wird. Zu ihrer Charakteristik genüge es, den Grundgedanken mit des Autors eigenen Worten wiederzugeben: „Die Atome der Elemente bestehen nicht aus verschiedenen Quantitäten gleichartiger Materie, sondern jedes chemisch verschiedene Atom repräsentirt vielmehr eine eigene Materie. Diese eigenartige Materie ist aber höchst wahrscheinlich nur ein eigenthümlicher Bewegungszustand des kosmischen Aethers." Dieser dunkle, scheinbar an innerem Widerspruch krankende Grundgedanke erfährt in der bis jetzt vorliegenden Darlegung der Theorie trotz aller geometrisch-mathematischen Ableitung weder eine greifbarere Fassung noch auch irgendwelche thatsächliche Begründung durch die von Herrn Dulk herausgerechneten Zahlen, wenngleich diese mit einigen Atomgewichten übereinstimmen.

Neben dieſen und einigen ähnlichen theoretiſchen Gewächſen, welche nach Art der Pilze auf ungeſundem Forſchungsboden gediehen, ſchoß ein anderes in Kraut und Blätter, das, auf mathematiſchem Untergrunde feſtgewurzelt und durch den darüberliegenden Culturboden der Chemie und Phyſik kräftig genährt, ein ganz ſtattliches Anſehen gewann und ſeine Aeſte kühn nach allen Seiten hinausſtreckend alles überſchatten zu wollen ſich den Anſchein gab.

(Schluß folgt.)

L. Dreſſel S. J.

Ueber eine Irrung der Jungfrau von Orleans.

Nach der Krönung Karls VII. ſoll die Jungfrau von Orleans den König gebeten haben, „daß er ſie wieder nach Hauſe zu ihren Eltern laſſen möge, um dort ihr Leben ſtill, wie ſie es begonnen, zu ſchließen“ [1]. Dieſe Behauptung wird durch keine gleichzeitige Nachricht verbürgt: Worte und Thaten der Jungfrau vor und nach der Krönung laſſen eine ſolche Bitte nicht allein als kaum glaublich erſcheinen, ſondern ſie zeigen klar, daß ſie ſich berufen meinte, noch weitern thätigen Antheil an der Befreiung ihres Vaterlandes zu nehmen. Hat alſo die Jungfrau auch noch nach Reims eine außerordentliche Sendung gehabt? Haben ihre „Stimmen“, d. h. ihre beſonderen Schutzheiligen St. Katharina und St. Margaretha, ihr auch nach der Krönung in Reims befohlen, mit den Waffen in der Hand ihrem Vaterlande zu helfen? Wenn ja, haben dann nicht die Heiligen die Jungfrau getäuſcht, wenigſtens über einen Theil ihrer Sendung, der durchaus nicht erreicht wurde? Wir glauben alle dieſe Fragen verneinen zu müſſen und halten die Aufſtellung Sickels für unrichtig, welcher meint, „wie von Anbeginn an, ſo ſagten ihr auch jetzt noch (nach der Krönung) ihre Stimmen, daß ſie fortſchreiten ſolle, bis der letzte Engländer von Frankreichs geheiligtem Boden vertrieben ſei“ [2].

---

[1] Görres, Jungfrau von Orleans. S. 185.

[2] Hiſtoriſche Zeitſchrift 4, 319. Wallon drückt ſeine Meinung alſo aus: „En un mot: la mission de Jeanne avait pour signe la délivrance d'Orléans, pour but l'expulsion des Anglais. Elle a donné son signe, elle n'a pas atteint son but,

Es kann aus dem ganzen Proceß keine einzige Belegſtelle hierfür erbracht werden. Wenn ſich die Jungfrau einem ſubjectiven Irrthum über ihren perſönlichen Antheil an dem Befreiungswerke nach der Krönung hingab, ſo ſchließt das noch keine Täuſchung durch ihre Heiligen ein, und wenn Ausſprüche und Wünſche der Jungfrau ſelbſt nicht eingetroffen ſind, ſo läßt ſich daraus noch keine Folgerung ziehen für ſolche Vorherſagungen, deren Kenntniß die Jungfrau nach ihrer ausdrücklichen Verſicherung der Mittheilung ihrer Heiligen verdankte. Bei unſerer Beweisführung für die Richtigkeit dieſes Satzes, welche ſich faſt ausnahmslos auf die eigenen Worte der Jungfrau ſtützen ſoll, werden wir alſo beſonders auf zwei Punkte zu achten haben. Erſtens: Johanna faßte ihren perſönlichen Antheil an dem Befreiungswerke weiter, als die ihr von den Heiligen beſtimmt geſtellte Aufgabe beſagte, und zweitens: in keinem Falle kann von einem Irrthum der Heiligen oder von einer Täuſchung durch die Heiligen die Rede ſein.

Schicken wir vor allem die Bemerkung voraus, daß es vernünftigerweiſe niemand einfallen kann, für alle Worte und Handlungen der Jungfrau eine beſondere himmliſche Erleuchtung zu verlangen; denn in den meiſten Dingen war dieſelbe eben wie jeder andere Chriſt auf die eigene Vernunft und demüthiges Gebet angewieſen[1]. „Die Jungfrau", ſo ſagt P. Gazeau, „konnte der Verſuchung unterliegen, ihre Rolle zu übertreiben, und ſelbſt Fehler begehen, deren Eingeſtändniß wir ja aus ihrem eigenen Munde vernehmen. Wenn ſie ſo weit gehen konnte, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu planen, kann man ſich da wundern, wenn ſie über den Gegenſtand ihrer Sendung, der ihr vor allem am Herzen lag, über die Befreiuug des Reiches, die ſie mit Sicherheit vorausſagte, zu Folgerungen kam, die nicht in ihrer Sendung lagen?"[2] Was aber lag nun beſtimmt und ſicher in ihrer Sendung? Was haben die Schutzheiligen ausdrücklich als perſönliche Aufgabe Johanna's hingeſtellt? Unſere Behauptung

---

au moins comme elle l'eût voulu faire et comme elle l'eût fait sans doute, si la cour n'avait pas renoncé à la suivre plus avant ... sa mission ne fut pas manquée"; und an einer andern Stelle: „Le rôle de Jeanne n'était donc point terminé à Reims et si le succès ne répond plus à ses efforts, ce n'est point que la grâce de sa mission lui fasse défaut." 8e éd. Paris 1877. p. 389. 156.

[1] Der Vorwurf, den Eyſel der Jungfrau macht: „Im Drange des Liebeseifers iſt es ihr nicht immer gegenwärtig geblieben, daß, wen der Herr des Himmels ſendet, keinen Tritt ohne die Klarheit himmliſcher Erleuchtung thun darf", iſt ſomit zum mindeſten mißverſtändlich.

[2] Études relig. 1886. 9, 77. Vgl. Revue des quest. hist. 1866. 1, 559 s.

geht dahin: St. Katharina und St. Margaretha haben der Jungfrau nur Orleans und Reims als Gegenstand ihrer persönlichen Mitbethätigung bezeichnet.

In dem Verhör vom 22. Februar sagte die Jungfrau aus, „jene Stimme habe ihr gesagt, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde“ [1]; am 24. Februar wiederholte sie, „durch eine ihr gewordene Offenbarung sei sie ganz sicher gewesen, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde, und das habe sie dem Könige gesagt, bevor sie dorthin gekommen sei“ [2]. In dem Verhör vom 13. März wurde die Jungfrau gefragt, ob sie im Auftrage ihrer Stimmen Paris angegriffen habe. Ihre Antwort war ein kategorisches Nein; sie sei auf Verlangen der Officiere dahin gegangen, was freilich mit ihren Absichten ganz übereingestimmt habe [3]. Als die Jungfrau am 15. März im Kerker verhört wurde, betonte sie wiederum, den Angriff auf Paris habe sie auf Verlangen der Soldaten und den auf La Charité auf Verlangen des Königs unternommen. „Und das war weder gegen noch auf Befehl meiner Stimmen.“ [4] Nach dem 17. Artikel der Anklageschrift, welche die Richter gegen die Jungfrau verfaßten, soll Johanna dem Könige drei Dinge versprochen haben: „erstens, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben, zweitens, daß sie ihn nach Reims zur Krönung führen, und drittens, daß sie ihn an seinen Feinden rächen und sie alle durch ihre Kunst (sua arte) tödten oder aus dem Reiche vertreiben werde. ... Auf diesen Artikel antwortet Johanna, sie habe im Auftrage Gottes ihrem Könige Neues gebracht, nämlich daß unser Herr ihm sein Reich zurückgeben, ihn in Reims krönen lassen und seine Feinde vertreiben werde. Und hierüber sei sie eine Botin Gottes gewesen, indem sie ihm gesagt, daß er sie muthig ans Werk gehen lassen solle und daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde.“ [5] Der Unterschied zwischen der Anklage und der Antwort der Jungfrau springt in die Augen. Nach der Anklage soll die Jungfrau selbst die drei Stücke ausführen; nach der Antwort ist es unser Herr, der dieselben bewerkstelligen wird; direct nimmt die Jungfrau selbst hier

---

[1] Procès de condamnation 1, 53.

[2] L. c. 1, 79; vgl. p. 217.

[3] L. c. 1, 147; vgl. p. 109. Verhör vom 3. März: Interrogata cur ipsa non intravit praedictam villam de Caritate, postquam habebat praeceptum a Deo: respondit: „Quis vobis dixit quod habebam praeceptum a Deo?“

[4] 1, 169. Wo nur Zahlen citirt werden, beziehen sich dieselben stets auf das Werk von Quicherat. [5] 1, 231 s.

wie in allen anderen Verhören als geoffenbarten Auftrag nur die Aufhebung der Belagerung von Orleans in Anspruch.

Durch eine Reihe der zuverlässigsten Zeugen im Revisionsproceß steht aber fest, daß die Jungfrau auch die Krönung des Königs als Theil der ihr durch Offenbarung bezeichneten persönlichen Sendung erklärt hat. Der Bastard von Orleans (Graf Dunois) sagte am 22. Februar 1455 auf seinen Eid aus: „Obgleich die Jungfrau zuweilen scherzweise zur Ermuthigung der Soldaten über vieles auf den Krieg Bezügliche sprach, was vielleicht später nicht zur Ausführung gelangte, so behauptete sie aber nur, wenn sie ernst über den Krieg, ihre That und ihren Beruf sprach, daß sie gesandt sei zur Aufhebung der Belagerung von Orleans und zur Befreiung des in dieser Stadt und den umliegenden Orten hartbedrängten Volkes und um den König zur Krönung nach Reims zu führen.“ [1] Aehnlich sagt am 25. Februar der königliche Rath Garivel aus, die Jungfrau habe darauf bestanden, sie sei von Gott gesandt, um Orleans zu befreien und den König nach Reims zur Krönung zu führen [2]. Dasselbe Zeugniß legen ab Wilhelm von Ricarville [3], der sich mit Dunois in dem belagerten Orleans befand, der königliche Leibarzt Reginald Thierry, der dieses in Chinon von Johanna selbst hörte [4], der königliche Rath Simon Charles [5] und der Beichtvater der Jungfrau, Johannes Pasquerel [6]. Diese beiden Punkte, Orleans und Reims, heben die meisten und besten gleichzeitigen Chronisten als directen göttlichen Auftrag für die Jungfrau hervor [7]. Wenn also auch die Jungfrau selbst in dem Proceß stets nur von der Befreiung Orleans' spricht, so darf man auf die eidliche Aussage so vieler Ohrenzeugen hin doch annehmen, daß auch die Bewerkstelligung der Krönung in Reims von der Jungfrau als ein ihrer persönlichen Ausführung anvertrauter Auftrag der Stimmen aufgefaßt und dargestellt wurde.

Also Orleans und Reims sind der Jungfrau angewiesen; weder für das Unternehmen auf Paris noch für irgend eine andere militärische Action über Reims hinaus hat sie jemals einen bestimmten Auftrag ihrer Stimmen behauptet. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Heldin im allgemeinen und mehr unbestimmt auch ihre weitere persönliche Theilnahme am Kriege als in Uebereinstimmung mit ihrem gottgewollten Berufe stehend erachtete und sich in diesem Sinne aussprach. Denn einerseits wußte sie, daß sich Gott Frankreichs erbarmt habe und das hart-

[1] Procès de réhabilitation 3, 16. [2] 3, 20. [3] 3, 21.
[4] 3, 22. [5] 3, 115. [6] 3, 103.
[7] IV. 11. 41. 53. 202. 205. 426.

bedrängte Land gänzlich befreien werde; andererseits hatte sie den bestimmten Auftrag, den Anfang der Rettung selbst zu verwirklichen: konnte sie da nicht leicht auf den Gedanken kommen, sie selbst werde auch bei der Vollendung dieses Triumphes persönlich betheiligt sein, zumal ihre Stimmen dies lange Zeit nicht verneinten?[1] In dieser Auffassung glauben wir alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zur Genüge lösen und besonders darthun zu können, daß die Aussprüche der Jungfrau, welche man als nicht eingetroffen bezeichnet, nicht solche sind, für welche von Johanna eine ausdrückliche Mittheilung ihrer Stimmen behauptet wurde.

Die erste Vorhersagung Johanna's in Bezug auf ihre persönliche Theilnahme an dem ganzen Befreiungswerke, welche somit nicht in Erfüllung gegangen wäre, soll sich in ihrem Briefe an die Engländer befinden, nämlich die Worte: „Ich bin hierhergekommen von Gottes, des Himmelskönigs, wegen, um euch Leib an Leib aus ganz Frankreich zu verjagen."[2] Dieser Brief an die Engländer wurde der Jungfrau im Proceß vorgehalten, weil er viel Böses, Verderbliches und mit dem katholischen Glauben weniger Uebereinstimmendes enthalte. Die Jungfrau antwortete am 27. März, sie habe diesen Brief nicht aus Stolz und Uebermuth, sondern auf Geheiß Gottes dictirt, und bekannte sich zu dem ganzen Inhalte des Briefes mit Ausnahme von drei Ausdrücken. Einer derselben befindet sich in den obigen Worten, es ist der Ausdruck: „Leib an Leib". Dann sagt sie weiter: „Vor Ablauf von sieben Jahren werden die Engländer das wohl begreifen, was ich ihnen geschrieben", und ferner: „sie hätte sich lieber von Pferden zerreißen lassen, als daß sie gegen den Willen Gottes nach Frankreich gegangen wäre."[3] In dem zweiten Proceß sagt ein Zeuge

[1] Vgl. Études relig. l. c. p. 86. Wenn Johanna zwar nicht gegen ihrer Heiligen ausdrückliches Verbot, wohl aber ohne deren Gebot oder mindestens Genehmigung unter den Waffen geblieben, so wäre das nach der Auffassung Eysels „eine wenngleich nicht so grobe, doch keineswegs zu rechtfertigende Ueberschreitung ihres Berufes gewesen". Die Richtigkeit dieses Urtheils können wir nur für den Fall zugeben, daß dieser Beruf auch gleich von Anfang negativ beschränkt worden wäre. Dies ist aber nicht der Fall.

[2] „Je sui cy envoiée de par Dieu, le Roy du ciel, corps pour corps, pour vous bouter hors de toute France. Et si vuellent obéir, je les prandray à mercy. Et n'aiez point en vostre oppinion, quar vous ne tendrez point le royaume de France, Dieu, le Roy du ciel, fiz Sainte Marie; ainz le tendra le roy Charles, vray héritier; car Dieu, le Roy du ciel, le veult, et lui est révélé par la pucelle; lequel entrera à Paris à bonne compagnie. . ." Procès 1, 241.

[3] et quod ante septennium, ipsi (Anglici) bene hoc percipient de hoc quod eis scripsit. . . Item . . . dixit quod maliet distractam esse cum equis, quam in Franciam venisse sine licentia Dei. 1, 241 s.

aus, daß er gegenwärtig war, als die Theologen in Poitiers die Jungfrau fragten, wozu sie gekommen. Die Jungfrau habe geantwortet: „Ich komme im Auftrage des Himmelskönigs, um Orleans zu befreien und den König zur Krönung nach Reims zu führen.“ Dann habe sie den einen der Theologen, den Magister Erault, gebeten, zu schreiben, was sie dictire: „Vous, Suffort, Classidas et la Poule, je vous somme, de par le Roy des cieulx, que vous en aliez en Angleterre.“ [1] Dies ist aber der Anfang des obigen Briefes, den die Jungfrau ja in Poitiers schreiben ließ. In demselben Augenblicke also, wo sie den Theologen nur zwei Dinge als Inhalt ihrer Sendung mittheilt, nämlich die Befreiung von Orleans und die Krönung des Königs, schreibt sie an die Engländer, sie sei gekommen, um ganz Frankreich von seinen Feinden zu säubern. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Der Ton des ganzen Briefes ist ein ungemein siegesgewisser, man möchte fast sagen übermüthiger. Die Jungfrau hat die unerschütterliche Ueberzeugung, daß sie Orleans befreien und den König nach Reims führen wird; sie weiß auch, daß die Engländer aus ganz Frankreich vertrieben werden. Wie leicht konnte ihr da die Wendung in den Mund kommen: ich bin im Auftrage Gottes gekommen, die Engländer aus ganz Frankreich zu vertreiben, obgleich ihre Stimmen ihr nirgends gesagt, daß *sie* dieses Werk vollenden werde: ihr kriegerischer Feuereifer reißt sie fort, über den wirklichen Inhalt ihrer Sendung hinaus, ohne sie aber dadurch in Widerstreit mit ihren Stimmen zu bringen, die ihr ebenfalls nirgends gesagt, daß sie nicht auch über Reims hinaus an der Vertreibung der Engländer theilnehmen dürfe [2].

---

[1] 3, 74.

[2] Als einer der ersten, der gegen den vielfach preisgekrönten liberalen Historiker Henri Martin das wahre Bild der Jungfrau vertheidigte, hat sich der Marquis G. du Fresne de Beaucourt sehr verdient gemacht durch seine beiden Schriften: Le Règne de Charles VII d'après M. Henri Martin et d'après les sources contemporaines (Paris 1856) und Un dernier mot à Henri Martin (Paris 1857). In der erstern Schrift sagt er über den Brief an die Engländer: „Il est évident que l'expression employée dans la lettre dictée par Jeanne n'a pas la portée qu'on lui attribue. Dans sa pensée, dans la pensée du peuple, dont elle personnifie si bien les sentiments et les croyances, le sacre est tout. Faire sacrer le roi, c'est chasser les Anglais“ (p. 51). Und vorher in der Anmerkung (p. 50 4): „‚Il importe‘, dit M. H. Martin, ‚de remarquer ce témoignage direct de Jeanne sur sa mission.‘ Il importe, ajouterons-nous, de remarquer que Jeanne, dans cette lettre, ‚rêvait (l'auteur le dit lui-même) un projet de croisade‘.“ — In beiden Schriften wird die Beschränkung der Mission Johanna's auf Orleans und Reims dargethan.

Eine andere Schwierigkeit wird aus der Aussage des Herzogs von Alençon erhoben. In dem zweiten Proceß behauptete dieser am 3. Mai 1456, er habe „einst Johanna dem Könige sagen hören: Ich (Johanna) werde ein Jahr und nicht viel mehr dauern; deshalb müsse man wohl bedacht sein, dieses Jahr ordentlich zu schaffen, denn sie habe vier Aufträge (onera), nämlich: die Engländer in die Flucht zu schlagen, den König in Reims krönen zu lassen, den Herzog von Orleans aus den Händen der Engländer zu befreien und die Belagerung von Orleans aufzuheben“ [1]. Ohne auf die wunderliche Aufeinanderfolge der vier Aufträge in dieser Aussage viel Gewicht zu legen, halten wir dieser Aussage die wenigstens ebenso gewichtigen Aussagen aus der nächsten Umgebung des Königs und Johanna's entgegen, die wir oben angeführt und die nur von zwei Stücken etwas wissen. Wie kommt aber der Herzog von Alençon zu vier Aufträgen? Hat vielleicht die Jungfrau doch einmal vier Punkte als Inhalt ihrer Sendung bezeichnet? Einer der gewichtigsten Zeugen im zweiten Proceß ist der 70jährige Dominikaner P. Seguini, Dekan der theologischen Facultät zu Poitiers und Mitglied der Commission in Poitiers, von welcher die Jungfrau auf Befehl des Königs drei Wochen lang verhört worden war. Dieser machte u. a. folgende eidliche Aussage: „Und damals (im Verhör) sagte sie (die Jungfrau) dem Sprechenden (Seguini) und den anderen Anwesenden vier Dinge, welche eintreffen würden und welche nachher wirklich eintrafen. Erstens würden die Engländer besiegt, und die Belagerung von Orleans würde aufgehoben und die Stadt von den Engländern befreit werden; sie selbst würde die Engländer aber vorher zur Ergebung auffordern. Zweitens werde der König in Reims gekrönt werden. Drittens werde Paris dem Könige wieder gehorsamen, und es werde viertens der Herzog von Orleans aus England zurückkehren. Dieses alles sah der Sprechende selbst in Erfüllung gehen.“ [2] Wir sehen den Unterschied in der Aussage: beim Herzog von Alençon wird Johanna selbst diese vier Dinge ausführen; bei Seguini ist davon keine Rede: es sind vier in der Zukunft eintretende Ereignisse, die Johanna voraussagte, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, daß sie selbst den bestimmten Auftrag habe, alle diese Dinge zu vollbringen. Gerade vorher hatte sie Seguini auf dessen Bemerkung, sie könne doch nicht verlangen, daß man einfachhin ihre Worte glauben und dem Könige die Annahme ihrer Hilfe empfehlen solle, geantwortet: „En nom Dieu

[1] 3, 99. [2] 3, 205.

je ne suis pas venue à Poictiers pour faire signes; führet mich nach Orleans, dann werde ich zeigen, wozu ich geſandt bin.“ Wenn wir alſo nur die Ausſage des alten Theologieprofeſſors, der drei Wochen lang an den Verhören thätigen Antheil hatte, den Worten des leichtlebigen Alençon gegenüberzuſtellen hätten, ſo würde die Wahl nicht ſchwer ſein, welche von beiden Ausſagen am meiſten Glauben verdiente.

Die Befreiung des Herzogs von Orleans, welche einen dieſer vier Punkte bildet, kam auch im erſten Proceß zur Sprache. Am 12. März wurde Johanna im Kerker gefragt, wie ſie den Herzog von Orleans befreit haben würde. Sie hätte — antwortete ſie — viele Engländer gefangen genommen, um ihn auszulöſen; und wenn es ihr nicht geglückt, genug in Frankreich gefangen zu nehmen, wäre ſie mit Macht über das Meer nach England gezogen, um ihn zu holen. Die Frage, ob die hl. Katharina und die hl. Margaretha ihr abſolut und ohne Bedingung geſagt, daß ſie genug Leute zu Gefangenen machen werde, um den Herzog von Orleans auszulöſen, oder daß ſie ſonſt über das Meer gehen werde, um ihn zu holen, beantwortete ſie mit Ja; ſie habe dem Könige geſagt, er ſolle ihr freie Hand laſſen in betreff der engliſchen Herren, die damals gefangen waren. Sie ſagte weiter, wenn ſie ohne ein Hinderniß zu finden drei Jahre gedauert hätte, würde ſie den Herzog befreit haben. Ferner ſagte ſie, um dies auszuführen, wäre der Termin weniger als drei Jahre und mehr als ein Jahr geweſen; aber ſie erinnert ſich nicht mehr daran [1]. Die Heiligen haben alſo ohne jede Bedingung geſagt, daß Johanna *entweder* genug Gefangene machen zur Auslöſung des Herzogs, *oder* nach England überſetzen würde. Die Jungfrau hatte wirklich genug engliſche Gefangene (z. B. nach der Schlacht bei Patay); denn dies geht offenbar aus ihrer Bitte an den König hervor, ihr in betreff der engliſchen Herren, welche *damals* Gefangene waren, freie Hand zu laſſen. Der Schluß ihrer Ausſage über die Dauer ihrer Miſſion iſt unbeſtimmt, und ſie fügt ſelbſt bei, *daß ihr Gedächtniß hierin verſage*; es war nämlich am Ende eines langen Verhörs im Kerker, nachdem am Morgen desſelben Tages ein noch längeres und ermüdenderes vorausgegangen. Aus alledem können wir folgern, daß es wirklich im Plane der Jungfrau gelegen, den Herzog von Orleans zu befreien, daß ſie aber dieſe Befreiung nirgends als *bedingungsloſe* Aufgabe ihrer

[1] 1, 133 s. Wir ſchließen uns möglichſt wörtlich an den nichts weniger als fein ſtiliſirten Text an, in welchem das dicit und dixit kein Ende nehmen will.

Stimmen darſtellte. In der Anklageſchrift heißt es, die Jungfrau habe auf die Frage, warum ſie ohne Noth die Männerkleidung im Gefängniſſe anbehalte, geantwortet: „Wenn ich vollendet haben werde, wozu ich von Gott geſandt bin, werde ich Weiberkleider anlegen.“ [1] Im Verhöre vom 12. März wurde die Jungfrau gefragt, ob ihre Stimmen ihr befohlen, Männerkleider anzuziehen. Sie antwortete: „Alles, was ich Gutes gethan habe, habe ich auf Befehl meiner Stimmen gethan, und in Bezug auf die Kleidung werde ich ein anderes Mal antworten.“ [2] Am 13. März wird Johanna wiederum über das Tragen der Männerkleidung verhört: „Weil ich es auf Befehl des Herrn thue,“ antwortete ſie, „und in ſeinem Dienſte glaube ich nicht böſe zu handeln; und wenn es Gott gefallen wird, es zu befehlen, werde ich die Kleider ſogleich ablegen.“ [3] Im Verhör vom 17. März verſichert ſie, ſie werde die Weiberkleider nicht eher anlegen, als bis es Gott gefallen werde . . . ſie wolle lieber ſterben als widerrufen, was Gott ſie zu thun geheißen; ſie habe das feſte Vertrauen, Gott werde ſie nicht ſo verlaſſen, daß ſie nicht recht bald Hilfe, und zwar durch ein Wunder, erlangen werde [4]. Und in dem 50. Anklageartikel werden in bezug auf dieſe Frage noch folgende Worte der Jungfrau angeführt: „Je sçay bien, quant à l'abit, le commandement comment je l'ay prins; mais je ne sçay point par quelle manière je le doy lessier.“ [5] Nehmen wir alle dieſe Antworten zuſammen, ſo ergibt ſich daraus ganz klar, daß die Jungfrau von ihren Stimmen keinen Befehl erhalten, die Männerkleidung zu ändern, und ferner, daß ſie dieſe Männerkleidung ſchon allein aus dem Grunde beibehält, weil ſie ja auf Befreiung und weitere kriegeriſche Thaten hofft; daß auch noch ein anderer wichtiger Grund für das Beibehalten der Männerkleider vorlag, geht aus den Ausſagen vieler Zeugen im zweiten Proceß hervor: die Jungfrau war nämlich im Gefängniß häufig von Vergewaltigungen ihrer Wächter bedroht, gegen welche ſie ſich ſo beſſer zu ſchützen vermochte [6].

Die Stimmen ſollen dann ferner Johanna bedingungslos geſagt haben, ſie werde den König von England ſehen. Am 15. März wurde ſie im Kerker unter vielem andern auch über ihren mißglückten Befreiungsverſuch aus dem Schloſſe von Beaulieu gefragt. „Sie ſagte darauf, daß ihre Befreiung damals, wie es ihr ſcheine, Gott nicht gefallen, und daß ſie den König von England ſehen müſſe, wie ihre Stimmen ihr geſagt

[1] Procès de condamn. 1, 394. [2] 1, 133. [3] 1, 161.
[4] 1, 176. [5] 1, 279. [6] 2, 5. 31.

hatten, wie oben geschrieben." [1] In der großen Anklageschrift, in welcher nach jedem Artikel die Aussagen der Jungfrau meist ganz wörtlich folgen, werden die Worte nach einem frühern Verhör so gegeben: „Die hl. Katharina sagte: Du mußt unbedingt alles willig ertragen; und du wirst nicht befreit, bis du den König von England gesehen hast." [2] Nach den Worten des frühern Verhöres und der Fassung in der Anklageschrift haben wir es also nur mit einem bedingten Satze zu thun, welchen Johanna, wie manche ähnliche Worte ihrer Stimmen, nach ihrer Weise ausgelegt. Denn die Jungfrau glaubte bis zum letzten Augenblick, sie werde befreit werden. Gerade die genaue Darstellung dieser Illusion wird uns erst recht deutlich zeigen, wie verschieden die Intentionen der Jungfrau von den Bemühungen der Stimmen waren, und wie Johanna die deutlichsten Hinweise auf ihr nahes Ende gar nicht verstehen wollte. Nebenbei sei bemerkt, wie aber auch in keiner Episode der reine, gottergebene Charakter der Jungfrau sich glänzender bewährt als gerade hier.

Beginnen wir mit den Aussagen über die Gefangennahme. Am 10. März wurde die Jungfrau gefragt, ob sie den Ausfall (aus Compiègne, bei dem sie gefangen wurde, 23. Mai 1430) auf Befehl ihrer Stimmen unternommen habe. Sie antwortete: „Als ich[3] in der letztvergangenen Osterwoche vor Melun stand (15. April 1430), wurde mir von meinen Stimmen, d. h. der hl. Katharina und Margaretha, gesagt, ich würde vor dem Feste des hl. Johannes gefangen genommen werden, und so müßte es sein; und ich sollte mich darüber nicht entsetzen, sondern es willig annehmen, und Gott würde mir helfen." Auf die Frage, ob ihr auch noch später ihre Gefangennahme vorausgesagt worden, erwiederte sie: „Ja, oft und fast täglich. Und ich fragte meine Stimmen, ob ich nach meiner Gefangennahme gleich sterben würde ohne lange Kerkerqual; und die Stimmen sagten mir, ich solle alles willig annehmen, und es müsse so geschehen, aber die Stunde sagten sie mir nicht. Und wenn ich die Stunde gewußt hätte, wäre ich nicht dorthin gegangen. Ich habe die Stimmen häufig um die Stunde meiner Gefangennahme gefragt, aber sie sagten mir dieselbe nicht." Auf die weitere Frage, ob sie im Falle eines Befehles von seiten ihrer Stimmen, den Ausfall aus Compiègne zu unternehmen, mit dem Bedeuten, daß sie dabei gefangen genommen würde, trotzdem dorthin gegangen wäre, antwortete sie: „Wenn ich die Stunde

[1] 1, 163. [2] 1, 267.

[3] 1, 115 s. In den Proceßacten immer indirecte Rede.

meiner Gefangennahme gewußt hätte, wäre ich nicht gerne hingegangen; aber dennoch hätte ich den Befehl meiner Stimmen ausgeführt, was mir auch immer hätte zustoßen sollen... An jenem Tage wußte ich nichts von meiner Gefangennahme, und auch habe ich keinen Befehl gehabt, den Ausfall zu machen; aber immer wurde mir gesagt, ich werde gefangen genommen werden."

Auch im Gefängniß wollte die Jungfrau sich nicht freiwillig fügen, sondern alles versuchen, um der Gewalt ihrer Feinde zu entrinnen. Von dem Versuche, aus ihrem ersten Gefängniß in Beaulieu zu entkommen, haben wir bereits gehört. Im August wurde sie nach Beaurevoir bei Cambrai gebracht, und hier war es, wo sie gegen den Rath und Willen ihrer Stimmen von dem Thurme herabsprang. Am 14. März wurde sie von den Richtern um die Beweggründe zu diesem Sprunge gefragt. „Ich hatte sagen gehört," [1] antwortete sie, „daß alle Einwohner von Compiègne bis zum siebenten Lebensjahr hinab mit Feuer und Schwert vertilgt werden sollten, und da hätte ich lieber sterben mögen, als noch leben nach einem solchen Hinwürgen der guten Leute, und das war einer der Gründe für meinen Sprung. Der andere war, daß ich wußte, ich sei an die Engländer verkauft, und ich hätte lieber sterben mögen, als in der Hand meiner Feinde, der Engländer, zu sein." Gefragt, ob sie den Sprung auf den Rath ihrer Stimmen gewagt, sagte sie: „Die hl. Katharina sagte mir fast täglich, ich solle nicht herunterspringen, Gott würde mir und auch den Bewohnern von Compiègne beistehen. Ich erwiederte der hl. Katharina, weil Gott denen von Compiègne helfen würde, möchte ich dort sein. Da sagte die hl. Katharina: Du mußt alles willig aufnehmen, und du wirst nicht befreit, bis du den König von England gesehen hast. Johanna antwortete: Wahrlich, ich möchte ihn nicht sehen und lieber sterben, als in den Händen der Engländer sein... Nach dem Sprung wurde ich von der hl. Katharina getröstet, welche mir sagte, ich solle beichten und Gott für den Sprung um Verzeihung bitten." Die Frage, ob sie in dem Augenblicke des Sprunges geglaubt, sich zu tödten, verneinte sie: „Bei dem Sprunge empfahl ich mich Gott, und ich glaubte durch diesen Sprung meine Auslieferung an die Engländer zu verhindern." [2] An demselben Tage wurde die Jungfrau am Nachmittage wiederum über denselben Gegenstand verhört; ihre Antwort läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Ich that dies nicht aus Verzweiflung, sondern in der

[1] 1, 150 s. [2] 1, 152.

Hoffnung, mich zu retten und den vielen guten Leuten in ihrer Noth zu Hilfe zu eilen. Nach dem Sprung habe ich gebeichtet und Gott um Verzeihung gebeten. Auch hat mir Gott verziehen, und ich glaube, jener Sprung war nicht gut, sondern übel gethan. Durch die hl. Katharina weiß ich, daß Gott mir verziehen, nachdem ich gebeichtet." [1]

Die Jungfrau glaubte auch nachher noch immer an ihre Befreiung und faßte so auch die Antworten ihrer Stimmen auf. Am 3. März wurde sie wiederholt gefragt, ob die Stimmen ihre Befreiung vorausgesagt: „Ja, in der That," erwiederte sie, „sie haben mir gesagt, daß ich befreit würde, aber ich weiß weder den Tag noch die Stunde; ich soll nur muthig sein und ein fröhliches Gesicht machen." [2] In einem spätern Verhör spricht sich die Jungfrau weiter aus über das, was ihre Stimmen ihr über ihre Befreiung mitgetheilt. „Die hl. Katharina hat mir gesagt, daß ich Hilfe erhalten werde; ich weiß aber nicht, ob dies bei meiner Befreiung aus dem Kerker der Fall sein wird, oder ob, wenn ich vor Gericht wäre, eine Verwirrung entstände, infolge deren ich gerettet werden könnte. Ich glaube, daß es das eine oder andere hiervon ist. Meine Stimmen sagen mir, ich werde durch einen großen Sieg befreit werden, und dann sagen mir die Stimmen: Nimm alles willig an, betrübe dich nicht über dein Martyrium; du wirst schließlich in das Paradies kommen. Und das haben mir meine Stimmen einfachhin und ohne jede Bedingung gesagt. Und ich halte das Leiden und die Widerwärtigkeit, die ich im Kerker erdulde, für jenes Martyrium, und ich weiß nicht, ob ich ein größeres Leiden zu erdulden haben werde." [3]

Also nachdem ihre Stimmen ihr schon deutlicher und deutlicher von ihrem Martyrium und ihrem Tode sprachen, versteht das die Jungfrau immer noch von ihrer Befreiung. Ja, sie bittet oft die Stimmen, ihr zu erlauben, die Flucht zu ergreifen. „Ich habe oft darum gebeten, aber noch keine Erlaubniß erhalten . . . wenn ich aber die Thüre offen sähe, so würde ich das für einen Wink Gottes halten." Sie würde dann nach dem Sprichwort handeln: „Aide toy, Dieu te aidera." [4]

Der große Sieg, von dem die Stimmen gesprochen, sollte die Jungfrau bald befreien. Aber es war ein anderer Sieg, als ihn die Jungfrau

---

[1] 1, 160; vgl. p. 169. 172. Gründe zur Entschuldigung 2, 45.

[2] 1, 94. Am 1. März sagt Johanna: „Die Stimmen haben mir versprochen, mich ins Paradies zu führen. Innerhalb dreier Monate werde ich euch ein anderes Versprechen sagen." Am 30. Mai wurde die Jungfrau verbrannt.

[3] 1, 155. [4] 1, 164.

erwartet; es war ein koſtbarerer Sieg, als es ihr größter Sieg über die Engländer nur hätte ſein können; es war der Sieg über ſich ſelbſt, der Sieg der Ergebung in den göttlichen Willen, der Sieg über das eigenmächtige Feſthalten an all ihren großen Entwürfen und Plänen, in deren erſter Linie der ſiegreiche Einzug in Paris an der Seite ihres vielgeliebten Königs, in deren Verlauf ein Zug übers Meer nach England und in deren Endpunkten ein großer Kreuzzug gegen alle Feinde der von ihr ſo verehrten Kirche, gegen Huſſiten und Saracenen, als ebenſo viele Leitſterne ihre weitere kriegeriſche Bahn beſtimmen ſollten. Sie hielt ſich und war, ſoweit menſchliches Ermeſſen hier urtheilen darf, berufen, ihrem hartbedrängten Lande zu helfen; das Zeichen ihrer Sendung war Orleans, ſie hat es eingelöſt. Ueber ihre weitere perſönliche Theilnahme an dieſem Errettungswerke aber war ſie auf ihre eigene Einſicht angewieſen, und nie haben ihr die Stimmen, wenigſtens nicht nach der Krönung zu Reims, irgend eine andere Waffenthat befohlen. Geduld, Ergebung, Vertrauen in Leiden, das iſt dann mehr der tägliche Zuſpruch der Stimmen. Wir begreifen jetzt noch beſſer die Ausdrücke der Jungfrau im Briefe an die Engländer, ihren lebhaften Wunſch, den Herzog von Orleans zu befreien, ihren Wunſch auf Wiederſehen in Paris[1]. — Was aber die Jungfrau als ſichere, unbedingte Vorherſagungen ihrer Stimmen ausgeſagt, iſt alles eingetroffen, freilich nicht immer in dem Sinne, wie ſie es aufgefaßt. Die Heiligen mußten Geduld mit der Schwäche ihres Schützlings haben, ſie durften ihr noch nicht die ganze, für die nur Befreiung und Sieg athmende Jungfrau ſo entſetzliche furchtbare Wahrheit ihres Flammentodes ſagen; ſie mußten ſie erſt leiten und führen und aufrecht erhalten, wie ein Kind an ſorgſamer Mutterhand, durch die bittere, bittere Schule der Leiden hindurch.

Dieſe letzte Epiſode in dem ergreifenden Drama iſt auch ein ſchlagender Beweis, daß die Viſionen und Vorherſagungen der Jungfrau nicht herausgeworfene Strahlen ihres eigenen Geiſtes waren. „Wie ſie ſich früher", ſo ſagt treffend Guido Görres[2], „nach dem Sieg und der Rettung Frankreichs geſehnt, ſo ſehnte ſie ſich jetzt nach der eigenen Freiheit. Sie

[1] Nach dem Briefe des Gui de Laval vom 8. Juni 1429: „J'allay à son logis la voir; et fit venir le vin, et me dit qu'elle m'en feroit bientost boire à Paris." 5, 107. Am 22. Auguſt 1429 ließ die Jungfrau ſelbſt an den Grafen von Armignac u. a. ſchreiben: „quant vous sarez que je seray à Paris." 1, 246.

[2] Jungfrau von Orleans. S. 260.

hatte dazu mit Gefahr ihres Lebens und ſelbſt gegen den Willen ihrer Heiligen Verſuche gemacht, ſie hatte ſie oft inſtändig darum gebeten ... Ging alſo (auf Hilfe und Rettung) all ihr Sinnen, iſt da nicht anzunehmen, wären ihre Erſcheinungen nichts als die Bilder einer aufgeregten, krankhaften Einbildung geweſen, daß ſie ihr auch jetzt die ſehnlich erwünſchte Nachricht ihrer Befreiung aus dem Kerker verkündet hätten, wie früher die Erhebung Frankreichs aus ſeiner hoffnungsloſen Erniedrigung?"

Wir ſind am Ende unſerer Erörterung angelangt. Die hier behandelte Frage iſt die wichtigſte und ſchwierigſte in dem ganzen Leben der Jungfrau. Die Gegner haben von ihrem Standpunkt mit Recht hier angeſetzt. Denn iſt die Jungfrau von ihren Stimmen über die ihr gewordene Aufgabe getäuſcht worden, ſind ihr Dinge vorausgeſagt worden, die nie eingetroffen, dann kann von einem göttlichen Einfluß die Rede nicht ſein. Erweiſen ſich aber auch dieſe ſcheinbar begründetſten Anhaltspunkte für die modernen Erklärungen als durchaus unberechtigt und haltlos, dann bleibt uns nur die Wahl, entweder ein völlig unlösbares Räthſel oder aber ein außerordentliches Eingreifen der göttlichen Vorſehung anzunehmen.

B. Duhr S. J.

Die Aſtronomie in den letzten Jahrzehnten.

Haben wir in einer frühern Abhandlung[1] das weite Gebiet der Fragen beſprochen, welche der Aſtronomie noch offen ſtehen, ſo wollen wir jetzt ſehen, wie viel in den letzten zehn bis zwanzig Jahren geſchehen iſt, um der Beantwortung dieſer Fragen näher zu kommen.

Es wird ſich uns bei Betrachtung der gegenwärtigen aſtronomiſchen Thätigkeit — vielleicht zu unſerer Ueberraſchung — die Ueberzeugung aufdrängen, daß dieſer ſchönſte Zweig der Naturwiſſenſchaften ſich vor allen anderen vortheilhaft auszeichnet durch die Größe und Einheitlichkeit der Pläne und Arbeiten ſowohl, als auch durch wiſſenſchaftliche Organe, internationale Gelehrtenverſammlungen und Aufwand von Geld und

[1] „Schwebende Fragen der Aſtronomie." Bd. XXIX. S. 39 ff. 138 ff.

Zeit, welche dieſem Fache ausſchließlich gewidmet ſind, ſowie endlich in Bezug auf ſichere Erfolge, welche noch in der nächſten Zukunft zu erwarten ſtehen.

Indeſſen leidet das hier zu entrollende Bild an der Schwierigkeit, daß ſein Verſtändniß ein tieferes Eingehen in die Wiſſenſchaft ſelbſt erfordert, indem die Studien ſo vieler gelehrter Männer und ihre Erfolge auf ſo vielen verſchiedenen Gebieten ſich nicht durch allgemeine Bemerkungen wiedergeben laſſen.

Während wir nun bei Betrachtung der „Schwebenden Fragen der Aſtronomie" vom Mittelpunkte unſeres Sonnenſyſtems ausgingen, ziehen wir es der Abwechslung halber vor, unſere gegenwärtige Wanderung durch die Sternenwelt vom Mittelpunkte der ſcheinbaren Himmelskugel aus zu beginnen, und von der Erde aus zum Monde, zur Sonne, zu den Planeten, Kometen und Fixſternen bis zu den weitentlegenen Weltinſeln der Sternhaufen und Nebelflecken emporzuſteigen. Auch die winzigen Arbeiten der Aſtronomen auf dieſem unermeßlichen Gebiete werden nicht verfehlen, uns von der Herrlichkeit Gottes zu erzählen und ſeiner Hände Werk am Firmamente zu verkünden[1].

1. Werfen wir alſo zuerſt einen Blick auf unſere Erde, ſo fällt uns ſofort eine rege Thätigkeit in allen Continenten auf, welche die Ausmeſſung der Geſtalt und Dichtigkeit unſeres Planeten zum Zwecke hat, und zwar nach Beſſels Vorgang durch Triangulationen und Pendelverſuche.

Die Arbeiten der europäiſchen Gradmeſſung haben beſonders in Oeſterreich unter Oppolzers Leitung einen großen Aufſchwung genommen. Oppolzer begann ſeine Thätigkeit als Commiſſär dieſes Inſtituts im Jahre 1872 an dem weſtlichen Ende der Monarchie, indem er die Lage des Pfänderberges bei Bregenz beſtimmte und an das ſchweizeriſche Netz anſchloß. In den vier Jahren von 1873—1876 wurden nicht weniger als 40 telegraphiſche Längenbeſtimmungen ausgeführt und alle Hauptſtädte des Kaiſerreiches an die Sternwarten Deutſchlands, Frankreichs, Englands und Italiens angeſchloſſen. Die Ergebniſſe von mehr als 100 Stationen des europäiſchen Gradnetzes ſind von Albrecht in ein ſyſtema-

[1] Als hauptſächlichſte Quellen der folgenden Mittheilungen ſind zu nennen: Ein Vortrag des Profeſſor Young in New-York, 17. Mai 1886; die Jahresberichte der Smithſon'ſchen Stiftung; die Vierteljahrsſchrift der Aſtronomiſchen Geſellſchaft; die Annalen der Harvard-Sternwarte; die Memoiren der National-Akademie der Wiſſenſchaften in Waſhington.

tisches Ganze zusammengefaßt worden, und im Jahre 1882 gelangten zwei werthvolle Karten mit den Ortsbestimmungen dieses Institutes zur Vertheilung.

Daß die 25jährigen Arbeiten der europäischen Gradmessung noch nicht beendet sind und wohl nie zum Abschluß kommen sollen, deutet schon der Name ihrer „Permanenten Commission" an.

Dieser europäischen Institution entspricht in Amerika das Bureau der „Küsten- und Ländervermessung". Das nordamerikanische Gradnetz wurde von Schott bearbeitet und ist durch vier unabhängige Kabelverbindungen an das europäische System angeschlossen worden. Die Marine hat ihrerseits das Netz der Küstenvermessung mit Südamerika verbunden, zunächst in Westindien unter Commandeur Davis, von Florida über den Mexikanischen Meerbusen bis Panama, und dann durch Kabelverbindung von Lissabon nach Pernambuco und allen bedeutenden Städten der Ostküste Südamerika's bis Montevideo. Die letztere Station wurde dann landeinwärts durch Triangulation mit Santiago in Chile in Verbindung gebracht, und dieses endlich, um den Kreis abzuschließen, längs der Westküste des Continentes mit Panama. Sogar auf die Ostküste Asiens erstreckte sich die Thätigkeit der amerikanischen Marine, indem bei Gelegenheit des Venusdurchganges alle Hauptpunkte auf der Linie von Madras über Shanghai, Hongkong, Singapore, Nagasaki bestimmt wurden.

Das Innere Asiens, und namentlich Turkestan, wird gegenwärtig von der neuen Sternwarte in Taschkent aus vermessen.

Australien und Neuseeland sind von den Engländern unlängst mit Ostindien in Verbindung gebracht worden, und die neue Telegraphenlinie auf der Ostküste Afrika's von Aden bis zum Capland wird für eine neue afrikanische Triangulation von Bedeutung werden.

Ein merkwürdiges Resultat dieser Messungen war, daß der Längenunterschied Greenwich-Paris beinahe um eine halbe Zeitsekunde verbessert wurde und die bisher angenommene Länge von Lissabon um 8,54 Zeitsekunden zu klein war.

Mit diesen Ortsbestimmungen gingen Pendelversuche Hand in Hand. Baeyer, der Gründer der europäischen Gradmessung, beobachtete mit Bessels Pendel und Toise in Königsberg; Vogel in Potsdam benützt ein feines Repsold'sches Pendel; Oppolzer beobachtete in den Kellerräumen der Wiener Sternwarte; Pierce führte diese Beobachtungen auf allen Stationen der amerikanischen Küstenvermessung ein und verbesserte die Methode durch Berechnung der Schwankungen im Aufhängepunkt. Er selbst beobachtete

auch in Europa, während Oberſtlieutenant Herſchel ſeine Verſuche über Oſtindien und Amerika ausdehnte[1].

Eine lehrreiche Erfahrung bei dieſen Verſuchen beſtand darin, daß Pendel und alſo auch Uhren vor dem Temperaturwechſel der Umgebung zu ſchützen ſind, nicht durch ſchlechte Wärmeleiter, wie wir ſie im Winter anziehen, ſondern durch glänzende Metalle, die den Wechſel von außen nicht abſorbiren, ihn vielmehr als gute Reflectoren zurückwerfen.

Eine andere Erfahrung machte man im Abrahamſchachte zu Freiberg in Sachſen, daß nämlich zur Beſtimmung der Dichtigkeit der Erde Pendelſchwingungen nicht ſo geeignet ſind, wie die Drehwage von Caoendiſh und Wägungen mit dem Gewichte an einem kürzern oder längern Faden, der in verſchiedene Tiefen geſenkt wird.

Daß ſich bei der Ausmeſſung der großen amerikaniſchen Binnenſeen eine Ebbe und Flut herausſtellte, die im Maximum nicht auf zwei Zoll ſtieg, war zu erwarten. Auch daß das Loth durch Gebirgsketten abgelenkt wird, iſt eine bekannte Thatſache; doch ſind neue Beſtätigungen immer wieder lehrreich. Dr. Braun S. J. leitet aus der Längenbeſtimmung von Kalocſa die Vermuthung ab, daß das Loth in Wien etwa 15 und in Ofen etwa 10 Bogenſekunden nach Weſten abgelenkt werde, wie dies aus der Lage Wiens am öſtlichen Abhange der mitteleuropäiſchen Gebirgsmaſſe und aus derjenigen Ofens am öſtlichen Fuße der Ausläufer des Bakonywaldes erklärlich iſt. Die angegebenen Zahlen bedürfen noch einer genauern Beſtimmung, können aber durch ihre Größe nicht befremden in Anbetracht einer Ablenkung von 42 Sekunden, die ſich am Südabhange der Alpen auf eine Entfernung von 15 Meilen bemerklich macht.

Was ſollte man da erſt vom Himalaya erwarten! Aber merkwürdig genug wird die Anziehung des indiſchen Gebirges durch unterirdiſche Maſſen nahezu aufgehoben, und am Kaukaſus wirkt ſie ſogar in entgegengeſetztem Sinne, d. h. vom Gebirge weg. Daß dieſe Anomalien der Ungleichheit der unterirdiſchen Maſſenvertheilung zuzuſchreiben ſind, beweiſt eine merkwürdige Lothablenkung in dem ebenen Terrain bei Moskau.

Ein vorläufiges Ergebniß aller dieſer Meſſungen beſteht darin, daß ſich Walbecks (1 : 303) und Beſſels Abplattungen (1 : 299) als zu klein herausgeſtellt haben, daß die Clarke'ſche (1 : 294), welche von der ameri-

[1] Ueber einen neuen, ſehr vervollkommneten und außerordentlich compendiöſen Pendelapparat des k. k. militäriſch-geographiſchen Inſtituts in Wien ſiehe „Zeitſchrift für Inſtrumentenkunde", 1888, S. 147—171. Dieſer Apparat iſt bereits an 26 Stationen in Bosnien, Dalmatien und Tirol eingeführt.

kaniſchen Küſtenvermeſſung verwendet wird, beſſere Uebereinſtimmung der Beobachtungen gibt, und daß die neueſten Pendelverſuche auf eine noch größere (1 : 292) hindeuten, welche in Europa meiſt im Gebrauche iſt.

Die Unterſuchungen über die Verſchiebung der Erdachſe und die Abnahme der täglichen Umdrehungszeit ſind bis jetzt negativer Natur geblieben. Glaubte nämlich der italieniſche Aſtronom Fergola, aus den Polhöhen-Beobachtungen in Greenwich und Pulkowa ſchließen zu ſollen, der Erdpol habe ſich im Nördlichen Eismeer zwiſchen den Jahren 1843 und 1872 um volle 23 Fuß verſchoben, ſo führen Chriſtie und Hall die Beobachtungsunterſchiede auf den Gebrauch von unvollkommenen Refractionstabellen zurück. Auch Adams Vermuthung, daß die Umdrehung der Erde ſich durch Ebbe und Flut verlangſame, findet in den Unterſuchungen Newcombs über hiſtoriſche Finſterniſſe, Sternbedeckungen und Vorübergänge des Mercur vor der Sonnenſcheibe nicht nur keine Stütze, ſondern einen gewaltigen Stoß.

Eine brennende Frage bildet gegenwärtig die Einführung einer Univerſalzeit in die aſtronomiſchen Jahrbücher und ins bürgerliche Leben. Das Weſen der Univerſalzeit beſteht in drei Punkten: Einführung eines gemeinſamen Meridians, Anfang des Tages um Mitternacht und Zählung der Stunden bis 24. So einfach dieſe drei Fragen lauten, ſo vielfach ſind die Geſichtspunkte von Aſtronomen und Nichtaſtronomen verſchiedener Länder und ſo unklar die vorgebrachten Gründe und Gegengründe. Während alle Aſtronomen ohne Ausnahme die Stunden bis 24 zählen, wehrt ſich der Laie gegen ein Zifferblatt und ein Schlagwerk von ſo langweiliger Zählung. Umgekehrt, während der Bürger den Anfang des Tages in die mitternächtliche Ruhe verlegt, beſteht der Aſtronom, der die Nacht in den Tag verwandelt, auf dem Tagesanfang um Mittag, um, wie er ſagt, während der Arbeit nicht das Datum ändern zu müſſen.

Daß die Engländer ſich beeilen, die neue Zählung in ihrem Nautiſchen Almanach von 1891 ab zu beginnen, iſt erklärlich; iſt doch der Univerſaltag nichts anderes als der engliſche bürgerliche Tag. Aber ebenſo erklärlich iſt es, daß die Franzoſen an ihrem Meridian feſthalten.

Daß man mit Hin- und Herreden nicht zu einer Aenderung kommen werde, erhellt ſchon daraus, daß die Gründe der einen Partei von der andern als Scheingründe erklärt werden, und daß auf der Genfer Aſtronomiſchen Verſammlung betont wurde, die Zeitfrage ſei eine innere Angelegenheit der Geſellſchaft, mit anderen Worten: die Meridianconferenzen

zu Rom und Waſhington, die theilweiſe aus Diplomaten beſtanden, hätten ihr nichts vorzuſchreiben.

Um auf dem Boden der Thatſachen zu bleiben, erwähnen wir nur noch, daß die amerikaniſche Normalzeit, die ſich von der Univerſalzeit nur in der Zählung der Stunden unterſcheidet, ſich für die weiten Länderſtrecken des Continentes vollkommen bewährt hat und an mehreren Orten, wie Connecticut, Waſhington-Diſtrict, Wisconſin, ſogar geſetzlich anerkannt wurde. Einige Unbequemlichkeit macht ſich nur in ſolchen Fabrikſtädten bemerklich, welche gerade an der Grenze zweier Stunden- oder Meridianſtreifen liegen, alſo die Ortszeit um eine halbe Stunde früher oder ſpäter haben[1].

Das ſchöne Abendglühen des weſtlichen Himmels in den letzten Jahren gehört nur inſofern in dieſe Abhandlung, als ſich alle Aſtronomen darüber beklagen. Dieſe trübende Wolke in einer Höhe von 60—70 km beſteht nach einer Anſicht aus kleinen Eiskryſtallen, obwohl niemand weiß, woher dieſe kommen ſollen; nach einer andern aus kosmiſchem Staub, in den die Erde auf ihrem Laufe um die Sonne gerathen wäre, wie man ſolchen in Nordenſkjöld in Schweden, mit Eiſen und Nickel vermiſcht, gefunden hat; nach einer dritten endlich aus vulkaniſcher Aſche, wie der gleichzeitige Ausbruch des Krakatoa in der Sundaſtraße, wobei 50 000 Menſchenleben zu Grunde gingen, und dann das weſtliche Fortſchreiten der Lichtwolke vermuthen ließen. Die weite Verbreitung dieſer Aſche darf nicht befremden, da man oft auf Schiffen und an den Ufern des Mittelmeeres Mineralſtaub der Sahara gefunden hat. Auch die Größe der Aſchenwolke erklärt ſich aus Verbecks Bericht, nach welchem eine Maſſe von 150 cbkm in eine Höhe von 18—20 km geſchleudert wurde, nicht zu reden von den unſichtbaren Gasmaſſen, deren Volumen wohl mehrere hundertmal größer war.

2. Von der Erde erheben wir unſern Blick hinauf zum Mond, dem nächſten, aber auch dem widerſpänſtigſten aller Himmelskörper. Ueber keinen ſind ſo mühſame Tafeln berechnet worden, und keiner fügt ſich ſo ungern in die berechnete Bahn. Bekannt ſind die Werke von Hanſen, Delaunay, Plantamour und Adams, bekannt auch die Näherungsrechnungen Neiſons, Hills, Newcombs und Oppolzers und namentlich die vor acht Jahren erſchienenen Syzygientafeln des letztern; aber ein ganz befriedigendes Reſultat haben alle dieſe Arbeiten noch nicht geliefert. Ein Werth

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift: „Normalzeit und Zeitſignale in Nordamerika.“ Bd. XXVIII. S. 17 ff.

für die ſäculare Beſchleunigung des Mondes, welcher ſich den Beobachtungen der letzten zwei Jahrhunderte anſchließt, paßt nicht für die arabiſchen Beobachtungen vor 1000 Jahren und noch viel weniger für die Finſterniß-beobachtungen älterer Zeiten. Der theoretiſche Werth dieſer Beſchleunigung beträgt 6 Bogenſekunden; Hanſen nahm für denſelben das Doppelte, während Newcomb einen Mittelwerth gleich 8″,4 vorſchlägt. Eine Verlangſamung unſerer Uhren und alſo der Umdrehung der Erde, welche nach Ferrel, Adams und Delaunay von den Gezeiten des Meeres herrühren ſoll, nach Oppolzer hingegen von der Ablagerung kosmiſchen Staubes, die in einem Jahrhundert bloß 2,8 mm Dicke zu betragen brauchte, würde allerdings dieſe ſäculare Ungleichheit in der Bewegung des Mondes erklären, ſcheint aber nach Newcomb der Bewegung des Merkur zu widerſprechen. Oppolzer in Wien wäre wohl der Mann geweſen, uns eine neue Mondtheorie zu ſchaffen, hätte nicht ſein allzu früher Tod die ſchon begonnene Arbeit[1] unterbrochen.

Die Geſtalt des Mondes erſcheint nach mikrometriſchen Meſſungen Pauls kreisförmig, obwohl ſie infolge der Achſendrehung des Satelliten eine kleine Ellipticität haben muß.

Große Fortſchritte hat in den letzten Jahren die Selenographie gemacht, zunächſt durch die Veröffentlichung der Zeichnungen von Tobias Mayer in Göttingen aus den Jahren 1748—1750, der erſten nach Maßſtab ausgeführten Abbildungen des Mondes, und ebenſo der großen Mondkarte von Schmidt in Athen und einer neuen, aus 15jährigen Beobachtungen abgeleiteten Karte von Gaudibert, dann aber beſonders durch die photographiſchen Aufnahmen Pritchards und die heliometriſchen Beſtimmungen der Libration durch Hartwig. Künſtleriſch vollendet in Ausführung und Druck ſind auch die Mondzeichnungen von Weinek in Prag, der mit Recht betont, in der Wiedergabe der Schattirungen und des Details von lebhafter Contraſtwirkung ſtehe die Platte dem Bleiſtifte und dem Pinſel nach, weil ſie für ſolche Stellen nothwendig zu ſtark und zu ſchwach exponirt ſei.

Eine lebhafte und noch nicht gelöſte Frage bilden vermeintliche Veränderungen auf der Mondoberfläche. Der letzte Fall einer ſolchen Vermuthung ereignete ſich am 20. Februar 1877 abends in Cambridge, wo Trouvelot quer durch den Krater Eudoxus einen feinen Lichtfaden mit

[1] Ein Theil dieſer Arbeit — die dahin gehörende Entwicklung der Differentialquotienten — iſt ſoeben von Dr. Schram veröffentlicht. Anm. d. R.

breitem, ſchwarzem Schattenbande auf der Nordſeite, gleich einer ſchmalen hohen Felsmauer, erblickte, der ſich weder in früheren Zeichnungen noch in ſpäteren Beobachtungen nachweiſen ließ — vielleicht deshalb, weil die Sonne nur ſelten genau dieſelbe Stellung zum Krater einnimmt.

Eine der ſchönſten Unterſuchungen im letzten Jahrzehnte bildet diejenige über die ſtrahlende Wärme des Mondes. Ein Thermometer würde man vergebens dem Vollmonde ausſetzen; der Thermoſäule von Melloni war es vorbehalten, die ſtrahlende Wärme des Mondes im Jahre 1846 durch den Ausſchlag der Galvanometernadel zu zeigen. Genauere Meſſungen wurden ſeit 1869 auf Birr-Caſtle von Lord Roſſe ausgeführt, der die Mondwärme ziemlich hoch abſchätzte und überdies feſtſtellte, daß farbloſes Glas mehr Mondwärme abſorbire als Sonnenwärme, daß alſo der Mond mehr dunkle Strahlen ausſende als die Sonne, ohne jedoch für dieſe Thatſache eine Erklärung zu finden.

Bis auf Langley wurden die Wärmeſtrahlen nicht bloß des Mondes, ſondern auch der Sonne und irdiſcher Wärmequellen gleichſam in Bauſch und Bogen gemeſſen, wie vor Kirchhoff die Lichtſtrahlen. Man wußte allerdings ſchon früher, daß Wärmewellen, ſowie auch chemiſche Wellen in einem Glasprisma oder durch ein Beugungsgitter ebenſo gut gebrochen oder abgelenkt würden wie Lichtwellen, ja man wußte auch, daß das Wärmeſpectrum ins Ultraroth, das chemiſche Spectrum ins Ultraviolett ſich erſtrecke, daß Wärmewellen alſo im allgemeinen länger und chemiſche Wellen kürzer ſeien als Lichtwellen; aber die Wellenlängen zu meſſen, wie dies Kirchhoff im Lichtſpectrum gethan hat, gelang im Wärmeſpectrum erſt Langley durch Erfindung ſeines Bolometers, während die Meſſung der Wellenlängen im chemiſchen Spectrum noch den Gegenſtand photographiſcher Unterſuchungen bildet, aber von der Geſchicklichkeit Rowlands und Abney's mit Sicherheit erwartet wird.

Langley's Bolometer oder Hitzemeſſer, zum erſten Male conſtruirt im Jahre 1880 und drei Jahre ſpäter durch ein neues Beugungsgitter mit mehr als 18 000 Linien verbeſſert, beſteht aus einem dünnen, geſchwärzten Platindrahte, der in eine galvaniſche Kette eingeſchloſſen iſt. Dieſer Draht kann jeder Linie im Spectrum parallel geſtellt werden und ändert dann durch Abſorption der daſelbſt vorhandenen Wärme den Leitungswiderſtand, der ſich ſofort an der Nadel des Galvanometers bemerklich macht. Das Spectrum wird hergeſtellt durch Helioſtat, Prisma und Beugungsgitter. So beſtimmte Langley die Wellenlängen im Wärmeſpectrum der Sonne und des Mondes, dann die des ſiedenden Waſſers und des ſchmelzenden

Eiſes. Dabei ſtellte ſich heraus, daß im Mondwärmeſpectrum auch Wellen vorhanden ſind, die länger, alſo auch kälter ſind als die des ſchmelzenden Eiſes.

Theoretiſch geſprochen, iſt die Wärmeſtrahlung des Mondes eine dreifache: innere Wärme, welche nach Langley nie den Siedepunkt des Waſſers erreicht; dann reflectirte Sonnenwärme, welche alſo von der Phaſe des Mondes abhängt, und endlich abſorbirte Sonnenwärme, welche ſpäter theilweiſe wieder ausgeſtrahlt wird. Wir ſagen „theilweiſe", weil nach Langley vorwiegend lange Wellen wieder zurückgeworfen werden, woraus ſich die oben erwähnte Beobachtung Roſſe's erklärt. Mit welcher dieſer drei Wärmegattungen man es jedesmal zu thun hat, iſt aber noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Neues Intereſſe haben die Mondfinſterniſſe der letzten fünf Jahre angeregt, nicht durch Beobachtungen von Anfang und Ende — dieſe haben wegen ihrer Ungenauigkeit nur geringen Werth —, ſondern in Bezug auf Sternbedeckungen, Wärmemeſſungen und Photographie.

Gerade durch Sternbedeckungen wird der Mondlauf am beſten controllirt, und doch haben dieſe Bedeckungen von meiſt ſchwachen Sternen ihre Schwierigkeit. Die helle Mondſcheibe verdunkelt die Sterne nahe ihrem Rande ſo ſehr, daß ſelbſt Aldebaran dem freien Auge verſchwindet, und die dunkle Mondſcheibe iſt zu nahe an der Sonne. Man benützte daher die totalen Mondfinſterniſſe in den Jahren 1884 und 1888, um die Bedeckungen zahlreicher, aus dem Erdſchatten hervorleuchtender Sternchen durch die verdunkelte Mondſcheibe zu meſſen.

Bei der Finſterniß am 24. October 1884 fand Böddicker auf Lord Roſſe's Sternwarte, daß die Wärmeabnahme des Mondes bedeutend war, und zwar ſchneller als die Wärmezunahme — ſie betrug gleich nach der Finſterniß nur 85 Procent der urſprünglichen Wärmemenge —, was bei einem luftumfloſſenen Himmelskörper nicht der Fall ſein könnte. Wehe uns Sterblichen ohne Atmoſphäre! Die Temperatur würde nach Langley ſofort auf 200° unter Null ſinken, während andererſeits die directen Sonnenſtrahlen unerträglich wären. So wirkt die Lufthülle unſeres Planeten auf der Tagſeite wie ein kühlender Schirm und auf der Nachtſeite wie eine wärmende Decke, eine natürliche Luftheizung, deren Wohlthaten unſer Geſchlecht ſchon ſo lange genießt und doch ſo wenig zu würdigen verſteht.

Ein drittes, obwohl negatives Ergebniß der Mondfinſterniß vom 28. Januar 1888 iſt nicht weniger lehrreich. Wenn einer von den Myriaden kleiner Himmelskörper, welche unſer Sonnenſyſtem durchſchwärmen,

mit nicht allzu großer Geſchwindigkeit in die Nähe des Mondes käme, ſo würde er von ihm feſtgebannt und in eine elliptiſche Bahn gezwängt. Pickering exponirte nacheinander 24 photographiſche Platten, welche dem Monde in Rectaſcenſion folgten und folglich die Fixſterne rund um die Mondſcheibe durch Linien oder Schweife darſtellten. Ein Satellit des Mondes würde auf der Platte nur ſeine Declination ändern, alſo einen Schweif beſchreiben, der zu denjenigen der Sterne ſenkrecht ſtände und ſomit leicht in die Augen fiele. Die mikrometriſche Meſſung der Platten ergab nun die Wahrſcheinlichkeit, daß der Mond keinen Satelliten habe, deſſen Durchmeſſer die Kleinigkeit von 200 m überſteige.

Zum Schluſſe unſerer Mondſtudien ſei noch erwähnt, daß Barendell am 4. October 1884 die Vermuthung Mädlers beſtätigt fand, nach welcher die Sichtbarkeit der kupferrothen Mondſcheibe während der totalen Mondfinſterniß nicht der Strahlenbrechung der Erdatmoſphäre zuzuſchreiben iſt, ſondern der directen Strahlung der Sonnencorona.

Und ſo ſind wir im Mittelpunkte unſeres Planetenſyſtems angelangt: bei der Sonne.

(Fortſetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Von der kunſthiſtoriſchen Ausſtellung des Jahres 1888 zu Brüſſel.

Die große Zahl der in beinahe allen Ländern veranſtalteten Ausſtellungen macht es ſehr ſchwer, durch Menge und Auswahl der Ausſtellungsgegenſtände das verwöhnte Publikum zu befriedigen. Die Brüſſeler Weltausſtellung würde darum ein allgemeineres Intereſſe wohl kaum erregt haben, wenn nicht die Regierung mit derſelben eine kunſthiſtoriſche Ausſtellung verbunden hätte. Auf letzterer waren nach dem Urtheile aller Sachverſtändigen ganz bedeutende Schätze vereinigt. Ein Bericht dürfte hier um ſo mehr am Platze ſein, als man die eigentlich kirchliche Kunſt in überraſchender Großartigkeit vertreten fand und ſo thatſächlich von neuem den Beweis erbracht ſah, daß die höchſte Kunſtthätigkeit nur an der Hand der Religion emporwächſt und zu ernſter Blüte entfaltet wird.

1. Der Eingang zur kunſthiſtoriſchen Ausſtellung führte durch die eben im Entſtehen begriffene Sammlung von Abgüſſen monumentaler Kunſtwerke. Neben dem Thore erheben ſich zur Rechten und Linken die beiden beſten der kleinen

Denkmäler Griechenlands: das runde choragiſche Monument des Lyſikrates und die Karyatidenhalle des Parthenon. Hinter ihnen ſtehen die Pforten eines Buddha-Tempels, ſowie die Thore zweier kleiner norwegiſchen Kirchen. Welch ein Abſtand zwiſchen den letztgenannten Arbeiten und den reizenden Erzeugniſſen des feingebildeten Geſchmackes helleniſcher Cultur! Wie nahe liegt da die Verſuchung, ſich vor der Antike zu tief zu beugen und in einſeitiger Begeiſterung zu ihr hinaufzuſchauen!

Man hat ſich aber hier von dieſem Fehler, der leider in vielen Muſeen herrſcht, freigehalten. Einige aus entlegenen Ländern und Zeiten ausgewählte Gegenſtände ſollten zwar zeigen, wie viel jede Gegend, jedes Jahrhundert von anderen zu lernen vermag, aber man wollte der monumentalen Kunſt der Heimat beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken. Dieſe Abſicht entſprang aus einem durchaus berechtigten Nationalgefühl und war durch ſehr praktiſche Geſichtspunkte nahegelegt. Weſſen bedarf wohl heute der heranwachſende Künſtler am meiſten? Aller Zeiten und Orte Meiſterwerke drängen ſich an ihn heran; denn die Grenzen zwiſchen den Völkern verſchwinden immer mehr. Er wird nur dann ein würdiger Sohn ſeines Landes, wird nur dann deſſen Kunſt fördern, wenn er, auf dem geſchichtlichen Boden weiterſchreitend, jenen Weg verfolgt, den ſeine Vorfahren gingen. Hat er Ahnherren, die der Nachahmung werth ſind, ſo ſoll er ſich ihrer würdig zu machen ſuchen. Eine Auswahl der beſſeren kleinen Denkmäler des Landes ſollte darum hier in genauen Abgüſſen darlegen, daß der Belgier in der That in ſeinem Lande oder in nächſter Nähe keinen Mangel hat an muſtergiltigen Vorbildern.

Somit fand man in dem hohen, durch Oberlicht erleuchteten Vorraume die Brügger Prachtgräber Karls des Kühnen († 1477) und ſeiner Tochter neben den Denkmälern Engelberts II. von Naſſau und Franz' II. von Bretagne. Das naſſauiſche, zu Breda aufgeſtellte huldigt in allem den verweltlichten Tendenzen der Renaiſſance, während das letztgenannte, von Colomb zu Nantes aufgeſtellt und mit den vier lebensgroßen Statuen der Cardinaltugenden verziert, alle Vorzüge der alten und neuen Kunſt in ſich vereint. Zwei Nürnberger Arbeiten, das Sebaldusgrab und die großartige Denktafel der Schreyer von A. Kraft boten willkommene Vergleichungspunkte, weil ſie zu den letzten und beſten Arbeiten des deutſchen Mittelalters zu zählen ſind.

Echt niederländiſch waren dann wiederum die beiden berühmten Kamine aus Antwerpen und Brügge, die Chorſtühle von Dortrecht, der Brunnen des Quintin Metſys aus Antwerpen, der große Leuchter und das hohe, aus dem Jahre 1554 ſtammende Tabernakel aus Léau, welches dem Roermonder Sacramentsaltar ſehr gleicht, ſowie der herrliche Lettner aus Löwen, lauter Meiſterwerke erſten Ranges, die ſattſam zeigen, zu welcher Blüte ſich die Niederlande im 15. und 16. Jahrhundert erſchwungen hatten.

Viel verdankten ſie dem Einfluſſe Italiens, mit dem ihre Plaſtiker in ebenſo regem Verkehr ſtanden wie ihre Maler. Darum hat man hier mit Recht den jungen Talenten Gelegenheit geboten, auch den weltberühmten Oſterleuchter aus Mailand (12. Jahrhundert), die beiden Kanzeln von Piſa (13. Jahrhundert), neben den Florentiner Thüren Ghiberti's zu bewundern.

Wenn aber auch die beiden Grabmäler, welche Michel Angelo in Florenz den Mediceern errichtete, und ſeine Statuen der Gefangenen hier in Nachbildungen aufgeſtellt wurden, ſo geſchah es wohl, weil man ſich in Brügge rühmt, von ihm eine hier ebenfalls in Gips nachgegoſſene Madonna zu beſitzen. Sehen wir von der Frage ab, ob und inwieweit ſie als ſein Werk zu betrachten ſei. Bei aller Achtung vor dem chriſtlichen Charakter und der Kraft des titaniſchen Meiſters können doch ſeine Arbeiten hier nur als Warnungszeichen aufgefaßt werden. Jeder, der die ihm zugeſchriebene Brügger Madonna genau kennt, wird mit uns einig ſein, daß ſie trotz all ihres Kunſtwerthes auf den Altar einer katholiſchen Kirche heutzutage in Belgien nicht mehr paßt, ja daß es zu bedauern iſt, ſie im Heiligthum an der Stelle zu ſehen, die ſie heute in der Brügger Liebfrauenkirche durch altüberkommenes Recht einnimmt.

Zwiſchen den genannten, zu ſtolzer Ausdehnung auswachſenden Werken und in den Seitenräumen der Halle fand der Beſucher viele kleinere, nicht minder ſchöne plaſtiſche Werke. Ein vollſtändiger Einblick in die Geſchichte der niederländiſchen Sculptur wird indes erſt ermöglicht ſein, wenn einmal alles nach dem vorliegenden Plane aufgeſtellt iſt. Dieſe ganze Sammlung ſoll nämlich an dem Platze, den ſie jetzt einnimmt, verbleiben, während man in die zeitweilig der hiſtoriſchen Ausſtellung dienenden Räume die gegenwärtig im Haler Thor aufgeſtellten Alterthümer zu übertragen gedenkt.

2. Beim Eintritt in die eigentliche Ausſtellung traf das Auge ein Gemälde, das ſich in ſchneidenden Gegenſatz ſtellte zu den kräftigen Werken der Sculptur, deren Anblick uns ſoeben erfreute. Sein Titel enthält eine Herausforderung, denn er lautet: Trinité poétique, „poetiſche Dreifaltigkeit“. Muſſet, Victor Hugo und Lamartine ſollen in dieſem Bilde vergöttert werden. Das große, anſcheinend als Theatervorhang gedachte Gemälde iſt aber ohne klare Farben, ohne feſte Linien. Zwiſchen Wolken, Rauch und Nebel ſchweben halbe Figuren, geſpenſterhafte, viſionäre Geſtalten, verſchwommene Erſcheinungen. Das iſt in der That der rechte Ausdruck für eine Phantaſie, welche ſich abwendet vom feſten Lehrgehalt des Chriſtenthums und von der ernſten Betrachtung des Lebens, iſt der maleriſche Proteſt gegen die unerſchütterlichen Grundpfeiler einer die Sitten bindenden und bildenden Moral. Da finden wir aber auch zum Schaden derſelben Malerei das Aufgeben jeder plaſtiſchen Strenge heit und den Bruch mit der großen Vergangenheit, deren muſtergiltige Erzeugniſſe der vor uns liegende Ausſtellungsraum birgt. Seine langen Seitenmauern ſind in Form eines Viertelkreiſes gebogen; ſein Inneres iſt durch eine in der Mitte zwiſchen jenen Seitenmauern concentriſch laufende Bretterwand in zwei Galerien zerlegt. In der linken Abtheilung ſind meiſt Werke der „monumentalen“ Kunſt, in der rechtsliegenden Erzeugniſſe des in unſeren Tagen ſo hoch geachteten Kunſthandwerks mit Liebe geſammelt und mit Geſchmack aufgeſtellt.

Zur „monumentalen Kunſt der Gegenwart“ rechnete das Comité Entwürfe zu reich verzierten Gebäuden, ſowie Arbeiten der Malerei und Plaſtik, die in Europa ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts zur Aus-

ſchmückung öffentlicher Gebäude und Plätze ausgeführt wurden. Wegen der Schwierigkeiten, die der Plan in ſich birgt, war die Architektur, beſonders die kirchliche, faſt gar nicht, die Plaſtik dürftig, die Malerei reichlich vertreten. Mag, wer will, ſich an Kaulbachs Fresken im Berliner Muſeum begeiſtern, deren Nachbildungen hier ein Ehrenplatz eingeräumt war. Mir gefallen die romantiſchen Malereien beſſer, womit der unglückliche Rethel den Aachener Rathhausſaal ſchmückte. Wer könnte gleichgiltig an den großen Entwürfen vorübergehen, mit denen Cornelius den Campo Santo von Berlin hätte ausſchmücken ſollen, wenn ein beſſerer Glücksſtern ihm geſchienen hätte? Das gewaltige Bild des Krieges, durch das Geſelſchap ſich als Schüler jenes großen Malers bekennt, iſt des Meiſters würdig. Ein milderer Geiſt herrſcht in Flandrins Arbeiten, ſowie in denen Overbecks, dem leider zu ſelten ein Auftrag wurde, „monumentale Malereien“ auszuführen, und in Steinle's hier in farbigen Skizzen vorliegenden Entwürfen für Köln und Frankfurt.

Wie kleinlich erſcheinen dagegen viele mythologiſchen und allegoriſchen Spielereien! Was ſagt denn z. B. das große, in beſtechenden Farben gemalte Bild von Robert Fleury: „Glorification der Sculptur“? Die Sculptur, ein nacktes Weib, wird gekrönt von einer halbnackten Figur, dem Genius des Cultus des Fleiſches. In Durans „Glorie der Maria von Medici“ iſt eigentlich derſelbe Cultus wie in dem ebengenannten Bilde verdeutlicht. Ueberhaupt ſchieden ſich die decorativen Malereien in zwei ſtreng einander gegenüberſtehende Richtungen. Zu der einen gehörten alle vom chriſtlichen Geiſte beherrſchten Meiſter, zur andern jene, welche der Mode und der Zeit dienen. Bei erſteren zeigten ſich männliche Auffaſſung, ernſte Linien, kräftige Farben; bei letzteren war alles weich, ſanft und vor allem weiblich, oft lüſtern. In der andern Abtheilung der hiſtoriſchen Ausſtellung waren die Oberwände mit zahlreichen alten Gobelins behangen. Welche Kraft, welcher Ernſt herrſcht in ihnen, ſelbſt wenn ſie noch ſo leicht hingeworfen ſind. Das iſt monumentale Decoration; jene weichlich ſchwächlichen, auf Sinnenreiz berechneten Gemälde verdienen ſchwerlich den Ehrentitel: „monumental“.

Ein Geſammtbild des Zuſtandes der monumentalen Kunſt unſeres Jahrhunderts iſt in der Brüſſeler Ausſtellung nicht erreicht worden. Beiſpielsweiſe fehlten die Malereien der Apollinariskirche; von Glasgemälden waren nur einige aufgeſtellt, die nicht im entfernteſten den augenblicklichen Stand dieſes Zweiges der Kunſt klarlegten.

Dem Comité war eben eine überaus ſchwere, vielleicht überhaupt nicht zu bewältigende Aufgabe geworden. Es wird darum auch hier dem alten Spruch gemäß zu ſagen ſein, daß, wenn auch die Kraft nicht ausreichte zur vollen Löſung, doch die gemachten Anſtrengungen Dank verdienen.

Das Gebotene dürfte jedenfalls aufs neue bewieſen haben, daß es an tüchtigen Zeichnern, an eifriger Arbeit nicht fehlt. Aber hinſichtlich der Gruppirung der Theile eines Gemäldes zu monumentaler, alſo großartiger Wirkung und hinſichtlich der Zuſammenſtellung der Farben bleibt doch oft noch mancherlei zu wünſchen übrig. Die Zerriſſenheit und Unbeſtändigkeit unſerer Zeit, die ruhelos weiterſtrebt, ſowie die übergelehrte Bildung der Kunſtkritiker ſind

Hemmniſſe eines großen klaren Stiles, in dem ſelbſtbewußte Ruhe herrſcht. Die Ungenügſamkeit eines Publikums, das in aller Welt an allen Meiſterwerken aller Jahrhunderte vorüberging und darum ſo ſchwer zu begeiſtertem und dauerndem Lob kommt, thut dann das übrige, um ſelbſt die ſtrebſamſten Künſtler zu entmuthigen oder ſie zu Effectſtücken zu drängen, die eitles Lob und vergänglichen Lohn einbringen. Wann und wo wird ein großer Mann ſich finden, der bildend in dies Chaos eingreift, um durch ſein Genie ſich an die Spitze einer neuen Schule zu ſtellen?

3. Einen Rettungsanker bieten die Werke der Vorzeit, in ihnen liegen die Keime unſerer Zukunft. Die „retroſpective Ausſtellung" verdankt der allgemeinen Anerkennung dieſes Satzes ihre Entſtehung und Würdigung. Das Comité hat bei der Auswahl der Gegenſtände dieſelben weiſen Grundſätze befolgt, denen es bei Aufſtellung der in der Vorhalle zuſammengebrachten Nachbildungen huldigte. Nicht alle möglichen Kunſtwerke ſind hier aufgeſpeichert worden. Nein, man hat geſorgt, daß die heimiſche Kunſt und die Privatſammlungen des Landes in den Vordergrund traten.

Die erſten Glasſchränke boten eine Sammlung der in Belgien aus römiſchen und fränkiſchen Gräbern entnommenen Schmuckſachen. Das Material der ausgeſtellten belgo-römiſchen Broſchen war meiſt Bronze. Aus dem Metall ſind dann vertiefte Flächen ausgehoben, worin Glasflüſſe oder Emails eingelaſſen wurden, und zwar vierfacher Art: entweder nur einfarbiges Email oder mehrfarbiges, letzteres nicht durch Stege getrennt, oder moſaikartig aus kleinen Würfeln beſtehend, oder endlich mit Blümchen und Kreuzen verziert.

In den fränkiſchen oder merovingiſchen Schmuckſachen treten Gold und Eiſen neben Bronze auf. Die eiſernen Mantelſpangen ſind mit tiefen und breiten Strichen gemuſtert, worin ſilberne Streifen eingelaſſen ſind. Auf den Goldbroſchen findet man entweder flach geſchnittene, einfach aber hoch gefaßte Edelſteine und Glasſtücke, meiſt von rother Farbe, zwiſchen Filigranfäden, oder ein Netz aufgelötheter Goldſtreifen, welche die Edelſteine oder Glasflüſſe umziehen und mit ihnen oben eine Fläche ausmachen.

Ohne Zweifel bilden die belgiſch-römiſchen und fränkiſch-merovingiſchen Schmuckſachen zwei ſehr verſchiedene Klaſſen. Das bewieſen die vielen hier vereinten Koſtbarkeiten. Während die Technik der belgiſch-römiſchen Goldarbeiter derjenigen des 12. und 13. Jahrhunderts naheſteht, blühte die der fränkiſchen bis ins 10. und 11. Jahrhundert weiter und verſchwand dann allmählich. Es fragt ſich, ob jene Recht haben, die behaupten, die belgiſch-römiſche Technik des ſogenannten Émail champlevé ſei mit dem 4. Jahrhundert verloren gegangen und erſt ſpäter von Byzanz aus wiederum in den Rhein- und Moſelgegenden verbreitet und von da nach Limoges übertragen worden. Wenn die Anſicht anderer Gelehrter richtig iſt, die meinen, durch die Völkerwanderung ſei keineswegs die alte Cultur aus Europa gewichen, ſondern es habe doch noch Arbeiter und Künſtler gegeben, welche in gewohnter Art weiterſchafften, es ſei ſomit die Technik und Mode der Beſiegten neben derjenigen der Sieger zu ihrem Rechte gekommen: dann gewinnt man zur Datirung jener beiden Arten von Schmuckſachen einen durchaus verſchie-

Digitized by Google

denen Standpunkt und braucht nicht den Byzantinern einen derartigen Einfluß auf die abendländiſche Kunſt einzuräumen. Eine Entſcheidung dieſer Fragen kann nur durch fortgeſetzte, ſehr genaue Beachtung der Grabfunde von der Zukunft erhofft werden. Daß übrigens viele ſogenannte „fränkiſch-merovingiſche“ Goldſachen erſt aus karolingiſcher, ja ſelbſt aus ottoniſcher Zeit ſtammen dürften, ſcheint keineswegs unmöglich.

Kirchliche, in einer der beiden genannten Arten angefertigte Gegenſtände bot die Ausſtellung nicht. Die älteſten Denkmäler religiöſer Kunſt waren zwei wichtige aus dem 6. oder 7. Jahrhundert ſtammende Elfenbeinplatten mit Evangeliſtenbildern aus der Marienkirche zu Tongern, jetzt in Privatbeſitz zu Brüſſel. Drei weitere des 8. bis 10. Jahrhunderts aus Lüttich und Tongern und eine große Reihe ſpäterer gewährten die ſeltene Gelegenheit, die Entwicklung der Elfenbeinſculpturen zu verfolgen. Es war höchſt intereſſant, zu ſehen, wie die Künſtler jedes Mittel benutzt haben, um ihrem von Natur aus flachen Stoff Relief zu geben. Schon die an tauſend Jahre alte Tafel aus St. Paul zu Lüttich war einſt vollſtändig bemalt; das beweiſen die auf ihrem Grund und in den Falten der Figuren erhaltenen Farbſpuren. Auch viele ſpätere Arbeiten zeigten beſonders im Grunde und auf dem Futter der Gewänder blaue Farbe, an den Säumen aber Goldſtreifen. Andere, ältere und neuere Tafeln waren durchbrochen gearbeitet, ſo daß die Figuren und Gebäude ſich vom dunkeln Hintergrunde, auf dem die Platte lag, ſcharf abhoben.

Die Elfenbeinplatten des 13. und 14. Jahrhunderts erinnerten überdies in auffallender Weiſe an die Miniaturen derſelben Zeit, denen ſie jetzt noch in Zeichnung und Darſtellung, ehedem wohl auch in Farbengebung faſt gleich waren. Haben die alten Künſtler der beſten Zeit ſogar ihr koſtbares Elfenbein polychromirt, dann darf man wohl bedauern, daß eine Menge gotiſcher Altäre der Gegenwart Gruppen aus unbemaltem, aber „polirtem“ Eichenholz aufweiſt, obgleich doch für Holzaltäre die Polychromie erſt im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts allgemeiner aufgegeben wurde.

Ein ſkandinaviſcher, dem Werdener ſehr ähnlicher Schrein aus der Kathedrale zu Lüttich wurde im officiellen Katalog als „ſehr alt“ bezeichnet, obgleich es ſchwer ſei, ihn „einer beſtimmten Periode“ zuzuſchreiben. Eine ſolche Vorſicht bei Datirung iſt um ſo mehr anzuerkennen, weil heute häufig die Unvollkommenheit alter Kunſtgegenſtände ohne weiteres als Zeichen eines hohen Alters betrachtet wird. Ueberſieht man dabei nicht hie und da, daß allezeit, wie es auch heute überall der Fall iſt, ungeübte Arbeiter neben beſſer ausgebildeten thätig waren, und daß einer und derſelben Stadt oft Arbeiten entſtammen, die, was techniſche Fertigkeit angeht, himmelweit voneinander entfernt erſcheinen?

Unter allen Elfenbeinarbeiten erregte keine ein größeres Intereſſe, als eine 0,36 m hohe Madonna des Herrn A. v. Oppenheim zu Köln. Man erzählte ſich, derſelbe habe ſie jüngſt durch glücklichen Zufall in Paris für mehr als 80 000 Franken als franzöſiſche Arbeit des 14. Jahrhunderts erworben; der Preis ſei verhältnißmäßig billig. Sie war in der That ſo ſchön, daß ſie an die beiden wunderbaren, etwas kleineren Elfenbeinbilder erinnerte, die das

Muſeum des Louvre zu Paris 1861 aus der Sammlung Soltykoff für 31 500 und 15 950 Franken anſteigerte. Sie gleicht ſehr einer viel kleinern Elfenbeinfigur des Muſeums des Haler Thores zu Brüſſel. Eine ſitzende Madonnenfigur des 14. Jahrhunderts in Silber aus der Marienkirche zu Walcourt und ein hübſches Statuettchen von ca. 1300 in bemaltem Elfenbein aus dem Brügger Hoſpiz boten ſchöne Vergleichungspunkte. Um wie viel feiner iſt ſie als jene im Beginn des 13. Jahrhunderts zu Limoges in Kupfer gegoſſene und emaillirte Madonna desſelben Sammlers! Wie kräftig iſt aber letztere! Obgleich ſie ihrer Vergoldung und ihres Farbenglanzes beraubt iſt, zeugt ſie dennoch für die plaſtiſche Kraft des Mittelalters. Und wie viele andere Bildwerke ließen es ebenſo deutlich erkennen, was unſere Zeit auf einer ſolchen Ausſtellung zu lernen hat! Wo finden wir Künſtler, die ſolch kleine Statuen in Silber zu treiben vermögen, wie jene etwa 0,45 m hohen der hll. Blaſius und Lambert aus Namur und Bouvignes, und wie jene acht ſilbernen, faſt ebenſo großen Statuen des 15. Jahrhunderts aus St. Peter zu Löwen, oder gar ein Werk hervorzubringen, das ſich der bekannten Lütticher Gruppe an die Seite zu ſtellen vermöchte, die Karl den Kühnen und ſeinen Patron, den hl. Georg, darſtellt und die man hier ebenfalls bewundern konnte? Jeder Zoll zeigt in dieſen Arbeiten den Künſtler, welcher nicht mechaniſch nach der Schablone arbeitet, ſondern ſein Silber frei bildend ſo treibt, wie künſtleriſcher Sinn mit Rückſicht auf das zu bearbeitende Material im Augenblicke der Ausführung es erheiſcht, gerade ſo, daß die Anſprüche des Materials vollauf gewürdigt werden. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen getriebenen Meiſterwerken und z. B. jenen beiden Marmorbildern der herrlichen Katharina des 14. Jahrhunderts aus Courtrai und der ernſtern Madonna des 13. aus Antwerpen! Dies iſt und bleibt Marmor, wie jene Arbeiten getriebenes Silber oder Kupferguß oder Elfenbein ſind und bleiben wollen.

Die Kölner Sammler waren auf der Brüſſeler Ausſtellung in hervorragender Weiſe vertreten. Wie Herr A. v. Oppenheim, hatten auch die Herren Thewalt, Bourgeois und Schnütgen aus ihrem Beſitze ſchöne Stücke hergeliehen, die theilweiſe ſchon durch die friſch aufblühende Zeitſchrift für chriſtliche Kunſt in Deutſchland weiteren Kreiſen bekannt geworden ſind. Dieſelbe brachte in Abbildung und Beſchreibung aus der Oppenheim'ſchen Sammlung drei in Brüſſel ausgeſtellte Kunſtwerke: ein Reliquiar von ca. 1530, eine italieniſche, aus edlem Metall und Elfenbein zuſammengeſetzte Reliquienbüſte aus dem 14. Jahrhundert und ein Reliquienſchreinchen aus der Zeit um 1200. Wir freuten uns auch, in einem der letzten Hefte eine Abbildung des Reliquiars der Liebfrauenkirche zu Tongern zu finden, das für die Rheinlande wichtig iſt, weil es techniſch den beiden großen Aachener Schreinkapellen ſehr nahe ſteht. Möge die junge Zeitſchrift, die ſich ſchon jetzt eine geachtete Stellung erobert hat, auf dem eingeſchlagenen Wege weiterſchreitend Intereſſe und Verſtändniß der chriſtlichen Kunſt in immer weitere Kreiſe tragen!

Trotz aller Anſtrengung der Händler und trotz der ungemeſſenſten Geldopfer der Sammler ſind doch zum Glück die Kirchen noch immer Beſitzer der werth-

vollſten Kunſtwerke des Mittelalters. Zu den beſten und älteſten Ausſtellungsgegenſtänden waren die aus den Kirchen der alten Biſchofsſtadt Lüttich geſandten zu rechnen, beſonders das ſchöne emaillirte Triptychon der dortigen Kreuzkirche, angeblich ein Geſchenk des Königs Robert von Frankreich an Heinrich den Heiligen von Deutſchland, in Wirklichkeit aber ein deutſches Werk der Zeit um 1200. Ein ihm faſt gleiches, rheiniſches Triptychon iſt im Jahre 1861 aus der Sammlung des Fürſten Soltykoff zu dem billigen Preis von 7455 Franken in das Londoner Kenſington-Muſeum gewandert. Umfangreichere Werke faſt derſelben Zeit und Gegend waren die drei großen Reliquienſchreine von Huy. Die beiden älteren, um 1170 entſtandenen, ſind leider 1560 durch eine Erneuerung ſtark verändert; der jüngere, um 1250 angefertigte Schrein iſt mit dem Aachener Marienſchrein ſehr verwandt. Er gehört derſelben Schule an, ohne jedoch die Größe und Pracht des etwas ältern Schreines der alten Kaiſerſtadt zu erreichen. Leider war der Schrein von Stavelot, welcher die Mitte zwiſchen den genannten einhält, nicht ausgeſtellt. Einen Erſatz bot der im Beſitze des Herzogs von Beaufort befindliche Schrein des hl. Maurus, welcher aber einer andern Schule angehört, jener nämlich, die im Prachtſarge der Kathedrale von Tournay ihren höchſten Triumph feierte. Im Gegenſatz zu den Schreinen der rheiniſchen Gegenden, an die ſich diejenigen von Maeſtricht, Stavelot und Huy anſchließen, ſind hier die Verzierungen überaus frei behandelt und ſo weit vom Kern abgerückt, daß zuletzt die Conſequenz dazu nöthigte, die Schreinsform überhaupt aufzugeben und zur Herſtellung kleiner goldener Reliquienkapellen überzugehen, die dann im Verlaufe der Zeit Oſtenſorien den Platz überlaſſen mußten.

Der Schrein des Herzogs von Beaufort bewies die freie Selbſtändigkeit der Goldſchmiede des 13. Jahrhunderts. Er war zugleich das beſte Mittel, um den Beſucher der Ausſtellung auf den Glanzpunkt derſelben, den Schatz der Schweſtern Unſerer Lieben Frau von Namur, vorzubereiten. Derſelbe ſtammt aus dem benachbarten Auguſtiner-Priorat zu Oignies. Seine vorzüglichſten Stücke wurden von dem Bruder Hugo im erſten Viertel des 13. Jahrhunderts angefertigt. In dem Glasſchrank, worin dieſer Schatz mit einigen verwandten Werthſtücken aufgeſtellt war, erblickte man zwei große Kreuze, drei Reliquienbehälter mit aufrecht ſtehendem Kryſtallcylinder, eine Taube in natürlicher Größe von fein ciſelirtem Kupfer, ſechs Phylakterien, d. h. im Kern runde, mit vier bis ſechs Halbkreiſen verſehene Reliquiare ohne Fuß, die alſo zum Aufhängen beſtimmt waren, einen herrlichen ſilbernen Kelch mit Patene, ein mit ſilbernen Deckeln verſehenes Evangelienbuch und ein Reliquiar, deſſen Ständer in einem halbkreisförmigen Behälter eine Rippe des heiligen Petrus emporhebt. Die beiden zuletzt genannten Werke ſind durch Inſchriften als Werke des Frater Hugo ausdrücklich beglaubigt, zwei der Phylakterien durch ähnliche Inſchriften als ſeine Werke hinlänglich bezeugt.

Durch dieſe vier Stücke wird man in den Stand geſetzt, die Eigenthümlichkeiten ſeiner Arbeiten feſtzuſtellen. Sie charakteriſiren ſich vor allem durch Schärfe und Beſtimmtheit, durch ebenſo ſaubere wie entſchiedene Ausführung. Seine Ornamente ſcheiden ſich in feſten Linien vom Hintergrund; darum ſind

ſeine Filigranfäden mehr hoch als breit, ſeine Gravirungen tief und kräftig, ſeine Buchſtaben feſt und breit. Er liebt es, Licht und Schatten in ſtarken Gegenſätzen nebeneinander zu ſtellen, den Glanz des Goldes durch den Schimmer des Silbers und das Funkeln der Edelſteine zu heben. Um das Metall in ſeinen leuchtenden Eigenſchaften deſto mehr hervortreten zu laſſen, legt er durchbrochen gearbeitetes Rankenwerk auf matte Hintergründe und füllt er die Linien ſeiner gravirten Silberplatte mit ſchwarzer Farbe.

Man ſieht es ſeinen Werken an, daß er nicht weit von jener Gegend lebte, wo damals die Gotik ihre erſte Entwicklungsperiode vollzog, und man glaubt aus ſeinem ſcharf geſchnittenen Blätterwald den Wiederhall des Hammers der Steinmetzen zu vernehmen, welche aus ihren vorzüglichen Steinen die herrlichen frühgotiſchen Laubverzierungen formten. Hugo wußte die friſche Grazie der Frühgotik mit der ernſten Würde des romaniſchen Stiles zu verbinden. Die alte Emailtechnik ſagte ihm nicht zu und wurde darum von ihm nur ſelten angewandt. Niello, das für die Zeichnung Freiheit ließ und ſich leichter dem Geſammteindruck ſeiner Werke eingliederte, gefiel ihm beſſer. Am meiſten liebte er gepreßte Ornamentſtreifen, und er verſtand ſie ſo geſchickt nachzuarbeiten, daß wohl nie jemand ihm hierin gleichgekommen iſt.

Bei wiederholten Beſuchen der Ausſtellung haben wir immer von neuem mit Bewunderung vor ſeinen berühmten Arbeiten verweilt und uns gefreut, zu ſehen, wie wenige Beſucher theilnahmslos daran vorübergingen, wie die Goldſchmiede ſich nicht davon trennen konnten, ſie nicht genug zu loben wußten. Der Präſident des Ausſtellungscomités war mit Recht ſtolz darauf, daß er dieſe Schätze hierhergebracht habe.

Hugo war ſich ſeiner Tüchtigkeit bewußt. Er hat ſie ebenſo klar als demüthig hervorgehoben, als er in den Deckel ſeines Evangelienbuches die Worte eingrub:

Canunt alii Christum,
Canit arte fabrili Hugo.

(„Mögen andere in Gedichten Chriſtum verherrlichen, Hugo thut's durch ſein Kunſtwerk.")

Außer den Schatzſtücken, welche die Kloſterkirche von Namur aus Oignies erbte, iſt wohl auch ein der archäologiſchen Geſellſchaft von Namur gehörendes, ſicherlich aber das im Beſitze des Barons von Broqueville befindliche Kreuz ein Werk Hugo's. Ob das Reliquiar und das große, 1,23 m hohe Kreuz von Walcourt ebenfalls aus ſeiner Werkſtätte ſtammt, bleibt zweifelhaft. Wahrſcheinlich iſt Hugo nur einer der vielen Vertreter jener Schule von Goldſchmieden, welche, dem aufblühenden gotiſchen Stile huldigend, neue Formen anwandte. Jene kleinen Blätter, wodurch das Kreuz von Walcourt mit Hugo's Arbeiten ſo nahe verwandt erſcheint, finden ſich auch bei anderen Werken jener Zeit und Gegend, z. B. auf dem in der Ausſtellung vorhandenen Kreuz aus Tournay, auf den Schreinen von Huy und Tournay, ja ſogar vereinzelt am Aachener Marienſchrein. Sie dürften darum eher als Merkmal einer Schule, denn als Kennzeichen eines einzelnen Künſtlers auf-

Digitized by Google

zufaſſen ſein. Ein glücklicher Umſtand hat Hugo's Arbeiten gerettet und der dankbaren Nachwelt erhalten. Wer weiß, was alles zu ſeiner Zeit in ſeiner Gegend geleiſtet wurde, und ob Hugo ein hervorſtechender Künſtler ohnegleichen oder nur einer war aus der Zahl jener tüchtigen Meiſter, welche damals die neuen gotiſchen Kirchen und Dome mit entſprechenden Goldarbeiten ausſtatteten?

Wer die Chroniken der belgiſchen Städte lieſt, ſtaunt über die Größe, zu der ſich ihre freien Bürger ſeit dem 12. Jahrhundert erhoben. Ihrem Reichthum entſprachen zweifelsohne die Schätze der Kirchen. Obgleich die Ausſtellung nur ein ſchwaches Abbild jenes Glanzes bot, genügte dasſelbe doch, um dem Beſchauer eine Vorſtellung von dem Reichthum zu geben, welcher die Kirchen der Niederlande einſtens auszeichnete. Wer beſchreibt alle die hier in glänzender Reihe nebeneinander geſtellten Monſtranzen und Reliquiare! In buntem Wechſel ſteigen ihre goldenen Fialen auf, gleich den Aeſten der Bäume, worin friſches Leben pulſirt, nicht wie in modernen Werken gleich unverſtändig nachgeahmten Steinſäulen. Sie treten vor oder beugen ſich zurück, wie ihr Stoff es ihnen erlaubt; ſie wachſen aus nach rechts und links, weil die Goldſchmiede wußten, daß freilich architektoniſche Linier und Formen feſtzuhalten ſeien, aber nicht jene ſtarren Formen, an welche ſpröder Stein und böſe Witterung die Steinmetzen banden.

Wer ſollte nicht z. B. die aus Amſterdam ſtammende, jetzt der Löwener Marienkirche gehörende Monſtranz bewundern? Wie arm, wie poeſielos nehmen ſich gegen ein ſolches Meiſterwerk jene Gefäße aus, die nur regelrecht conſtruirtes, aus Silberblech mit Zirkel und Lineal ausgefeiltes Maßwerk haben! Auch im Mittelalter gab es Goldſchmiede, die ſich zu ſehr beſtechen ließen durch die großartigen Formen ihrer Dome und die darum jener hohen Blüte vergaßen, zu welcher ihr edles Handwerk in der romaniſchen Kunſtepoche ſich erſchwungen hatte. Das waren aber keine Künſtler von der Art eines Hugo von Oignies. Verdienen die Arbeiten jener minder begabten Leute, die Ideale zu ſein, zu denen wir hinaufſchauen? Beſſeres ſteht vor uns. Solch eine Ausſtellung verdient eine Hochſchule des guten Geſchmackes für alle ſtrebſamen Kunſthandwerker genannt zu werden. Da zeigt ſich das echte und rechte Mittelalter, die Gotik in wahrem Gewand, die hohe Kunſt, die heute nur deshalb ſo oft in Verruf kommt, weil ſie ihren Namen hergeben muß für Werke, die desſelben nicht werth ſind.

Eine ſchöne Reihe von Oelgefäßen that dar, in wie vielfacher Weiſe die Meiſter der Vorzeit ihre Aufgabe zu löſen verſtanden. Vielleicht werden die beſſeren durch Zeichnung allgemeiner bekannt gemacht werden, damit die heiligen Oele in den Kirchen auch äußerlich immer mehr in einer ihrer Würde entſprechenden Art aufbewahrt werden.

Aus dem reichen Schatz der altberühmten Wallfahrtskirche von Hal waren viele Weihegeſchenke ausgeſtellt. Am intereſſanteſten war neben einer großen Votivkrone ein höchſt originell ausgeführtes Kreuzesreliquiar, ein Geſchenk des Königs Ludwigs XI. († 1483) von Frankreich. Auf eine Beſchreibung dieſes oder anderer Kunſtwerke gehen wir nicht ein. Sie würde

ohne Abbildung unverſtändlich bleiben; können doch ſelbſt Abbildungen und eingehende Erläuterungen nie den Anblick ſelbſt erſetzen und den Genuß gewähren, welchen dieſer bietet.

Der Weg durch die Reihe der Glasſchränke, welche die erwähnten, aus koſtbarem Metall verfertigten kleineren Kirchengeräthe enthielten, führte zu einer überraſchenden Sammlung großer, in Kupfer gegoſſener Kirchenſachen. Sie waren mit jenem Geſchmack aufgeſtellt, welcher in der ganzen Anordnung dieſer hiſtoriſchen Ausſtellung ſo ſehr dazu beitrug, den Genuß und das Studium zu erleichtern.

Da ſtanden in weitem Kreiſe nicht weniger als elf mehr als mannshohe, in Kupfer gegoſſene Leſepulte, mit Adlern und Greifen, welche ihre Flügel ausbreiteten, um große Chorbücher zu tragen. Den Mittelpunkt bildete der 1483 gegoſſene, 5,68 m hohe Oſterleuchter von Léau; im Umkreiſe ſah man drei weniger große Oſterleuchter, drei weitere Pulte und zwei Taufbecken aus Erz. An der Wand ſtand das 5,225 m hohe eherne Tabernakel aus dem limburgiſchen Bocholt zwiſchen zwei weiteren, aus gleichem Material gebildeten Leſepulten; am Ende der Galerie fand man ein ſiebzehntes Leſepult zwiſchen zwei Taufbrunnen aus Hal und Löwen. Im ganzen hatte alſo das Comité nicht weniger als ſechsundzwanzig große Bronzearbeiten aus Belgien hier vereinigt. Wohl noch nie iſt eine ähnliche Sammlung ausgeſtellt geweſen. Welcher Wechſel, wie viele Verſchiedenheit offenbarte ſich da! Die Aufgabe blieb dieſelbe: es ſollte ein Pult hergeſtellt werden, worauf das offene Chorbuch gelegt würde. Einige Künſtler ſtellten kräftige Adler dar, die an den Evangeliſten erinnern, deſſen Werk ſie tragen ſollten; andere ahmten andere Vögel nach oder formten ſelbſterfundene Geſtalten; noch andere begnügten ſich mit einem künſtleriſch aufgebauten Geſtell ohne Thierbild. In jedem Falle aber ſollte das Pult der Mitte eines Chores würdig ſein.

Leider waren faſt all dieſe alten Kupferſachen glänzend aufgeputzt. Da ſie ſeit faſt 400 Jahren jedes Jahr einigemale ſo gereinigt und „ſchön gemacht“ worden ſind, verloren ſie die alte Schärfe; ihr Metall erhielt eine unnatürliche, weiche Politur. Wie viel ſchöner würden ſie jetzt ſein, wenn der alten Patina Zeit und Ruhe geblieben wäre, ſie zu veredeln! Würden ſie dann nicht auch beſſer zu den abgedunkelten Chorſtühlen paſſen, zwiſchen die ſie gehören? Aber wer wird in einem Lande, wo die Reinlichkeit ſo hoch angeſchrieben ſteht und wo die biederen Hausfrauen ſich an altererbten, allezeit blank geputzten Kupferſachen in ihrem Hauſe erfreuen, mit der Ueberzeugung durchdringen, daß eine alte Patina ſchöner ſei als friſch leuchtender Kupferglanz? Archäologen und Künſtler müſſen unter den vorliegenden Verhältniſſen wohl oder übel den Dingen ihren Lauf laſſen.

Ein neben den großen Kupferſachen ſtehender Schrank enthielt kleinere derſelben Art, die durch Alter, Gegenſtand oder Schönheit bemerkenswerth waren. Als vollendetes Muſter in Zeichnung und Ausführung ragte ein in Form eines prächtigen Löwen gegoſſenes Waſſergefäß des 15. Jahrhunderts hervor, als geſchichtliches Denkmal das kleine Bronzebild der Jungfrau von Orleans aus dem 16. Jahrhundert; als humoriſtiſche Figuren waren ein

Centaur und die bekannte Darſtellung des durch Weiberliſt bethörten Ariſtoteles, beide aus dem 14. Jahrhundert, wichtig.

An dieſe Kupfergüſſe ſchloſſen ſich zahlreiche Limouſiner Sachen an, mehr oder weniger mit Email verzierte Kupferarbeiten. Techniſch ſchieden dieſelben ſich in verſchiedene Arten. Auf dem aus der Marienkirche zu Huy ſtammenden kleinen Schrein des 13. Jahrhunderts waren zwölf Platten aufgenietet, deren gravirte Bilder ein Emailgrund trug; bei anderen Schreinen waren die Figuren oder nur deren Köpfe in Relief gearbeitet und auf die Fläche befeſtigt; eine dritte Art bot Figuren in buntem Email, deren Hintergründe nur durch mehr oder weniger gravirtes Kupfer gebildet wurden. Auch die Farben waren ſehr verſchieden vertheilt, oft ſo, daß in jeder aus dem Kupfergrund ausgehobenen Fläche nur eine einzige eingegoſſen war, oder ſo, daß mehrere Farben dicht nebeneinander ſtanden.

Bei dieſen kleinen Schreinen und bei vielen intereſſanten, mit Email verzierten Madonnenbildern, Stäben, Ciborien fiel es oft ſehr ſchwer, mit einiger Beſtimmtheit die Gegend feſtzuſtellen, aus der ſie ſtammen; dieſes um ſo mehr, als ſich die Anſicht immer mehr Bahn bricht, daß ſowohl in Deutſchland und Belgien als in Frankreich ehedem an verſchiedenen Orten die Anfertigung von Kupferſachen mit und ohne Emailverzierungen faſt fabrikmäßig betrieben wurde, und zwar durch mehrere Jahrhunderte hindurch. Limoges erlangte freilich in ſpäterer Zeit mittelſt ſeiner farbenprächtigen, durch verſchiedene Meiſterwerke auf der Ausſtellung vertretenen Emails ein ſo hohes Anſehen und ein ſolches Uebergewicht, daß es auch für ältere und an anderen Orten hergeſtellte Sachen ſeinen Namen herleihen mußte. Concurrenz und Nachahmung ſind keineswegs neu, ſondern ſo tief in der menſchlichen Natur begründet, daß ſie allezeit für Künſtler und Arbeiter mächtige Triebfedern waren.

In der Nähe der Kupferarbeiten lagen Medaillen, welche die Geſchichte Belgiens und Hollands, insbeſondere z. B. diejenige der holländiſchen Admirale und der Univerſität Löwen, alſo zweier in ihren Abſichten grundverſchiedener Elemente, darſtellten.

4. Der Uebergang aus dem Mittelalter in unſere Zeit war in geſchickter Weiſe durch den Inhalt von ſieben mehrere Stufen höher als der Ausſtellungsraum liegenden Zimmern veranſchaulicht. Das erſte enthielt die Ausſtattungsgegenſtände einer alten Küche, das zweite und dritte diejenigen eines Saales des 15. und 16. Jahrhunderts. In dem mittlern fand man alte Waffen und Gildeabzeichen, in den drei letzten Ausſtattungsgegenſtände vornehmer Häuſer des 17. und 18. Jahrhunderts. Die eigentliche internationale Ausſtellung nahm hier den Faden auf und verſuchte die Handfertigkeit unſerer Tage zu erweiſen.

Sowohl in der Ausſtellung im ganzen und großen, als in ihren einzelnen Abtheilungen, überall ſprach ſich die ſchrittweiſe entwickelte Wandlung des Geſchmackes in gleicher Weiſe aus. Je mehr man vom Mittelalter her ſich unſerer Zeit näherte, deſto flacher und feiner, deſto kleinlicher und glänzender wurden die Kunſtgegenſtände. Ernſte Würde und markige Charakteriſtik machen

techniſcher Bravour und einer ängſtlich bis ins einzelnſte gehenden Durchbildung mehr und mehr Platz. Man fühlt heraus, wie die Individualität ſich auf Koſten der Gattung in den Vordergrund drängt, wie der Einfluß einzelner hervorragender Männer, dann vielgenannter Damen als bildendes Element ſich mehr und mehr bemerkbar macht, bis am Ende der fabrikmäßige Betrieb wiederum verflachend auftritt.

Die Gegenſtände im letzten Theil der hiſtoriſchen Ausſtellung wieſen unverkennbar auf den Einfluß Pariſer Hofdamen hin. Da war faſt nichts zu ſehen als Haushaltungsgegenſtände in Gold und Silber, in Thon und Porzellan, in Glas und Email, in Seide und Sammt, bis herab zu einer Sammlung ebenſo koſtbarer als ideenarmer Doſen, Bonbonnieren und anderer Zieraten. Die ebenſo gebrechlichen wie eleganten Fächer paßten in Farbe und Zeichnung zu den auf denſelben dargeſtellten leichtfertigen Scenen: Schäferſpiele, das Urtheil des Paris u. dgl.

Den mittelalterlichen Arbeiten drückte kräftiger Mannesſinn den Stempel auf, oft vielleicht etwas derb, aber ehrlich und bieder; in denen der folgenden Jahrhunderte, worin der durch die Renaiſſance großgezogene Gegenſatz zum Mittelalter ſein letztes Wort offen ausſprach, herrſchten dagegen Eleganz, Geſchicklichkeit, halbe Farben und geſchwungene Linien in gebrechlichem Stoff. Dort erinnert faſt alles an den Gottesdienſt, hier an den Genuß des Lebens; dort funkelt der Glanz des Goldes, hier das Silber; dort Kupfer, hier Thon und Porzellan; dort kräftiges Eichenholz, hier eingelegte Möbel und verſchnörkelte Schnitzereien; dort die Architektur, hier eine leichte Malerei, die mehr auf die Farben gibt als auf die Zeichnung.

Welcher Gegenſatz zwiſchen dem Zimmer des 15. und dem Salon des 18. Jahrhunderts! Es würde Einſeitigkeit verrathen, wenn man überſehen oder verſchweigen wollte, daß ſich ſchon in den früheren Zeiten die Anſätze zu der ſpätern Entwicklung, oder in den Erzeugniſſen der ſpätern Zeit Erinnerungen an alte Kraft und Größe zeigten. Nicht wenige mittelalterliche Elfenbeinſchnitzereien ſchilderten ſchon in ihren Darſtellungen die „galanten" Scenen des 18. Jahrhunderts, aber nach Art des Mittelalters in ungeſchminkterer Weiſe. Suchte man Eleganz und feine Zierlichkeit? Kaum eine der emaillirten, mit Edelſteinen beſetzten Uhren und Doſen, die ſo wohl zu den reich geſtickten, in einem großen Glasſchrank ausgeſtellten Galakleidern der „Marquis" paßten, dürfte zierlicher ſein, als der Einband des herrlichen v. Rothſchildſchen Büchleins. Umgekehrt haben die Töpferwaaren von Raeren, Frechen u. ſ. w. viel von der alten Kraft des Mittelalters bewahrt. Wie meiſterhaft ſie ausgeführt ſind, erkannte man, wenn man auf ihre Nachbildungen achtete, die drüben in der Weltausſtellung ſich fanden, denen aber Schärfe und Farbenharmonie meiſt in der bedauerlichſten Weiſe fehlen. Auch die ſächſiſchen Porzellanfiguren, deren die Ausſtellung viele, wenn auch nicht gerade die allerbeſten ihrer Art, enthielt, waren ohne Zweifel Meiſterwerke, welche in künſtleriſch vollendeter Ausführung dem Charakter des Porzellans treu blieben.

Viel des Schönen wäre noch zu erwähnen. Die meiſten Beſucher fanden, ſelbſt nachdem ſie ſtundenlang in der hiſtoriſchen Ausſtellung verweilt

hatten, bei jedem neuen Beſuch neue, d. h. früher überſehene Werke. Insbeſondere die vollendeten Schnitzereien in Eichen- und Buchsbaumholz, die reiche Auswahl alter Möbel, die herrlichen Stickereien und Spitzen, vor allem die wunderbaren Miniaturen müßten wir eingehender würdigen, wäre es unſere Abſicht, eine erſchöpfende Beſchreibung der Ausſtellung zu liefern.

Das Comité wird zweifelsohne, bevor die geſammelten Schätze wiederum in alle Welt zerſtreut werden, durch photographiſche Aufnahmen die Erinnerung an die hervorragendſten Stücke zu feſtigen ſuchen. Freilich ſind die Sammler oft ſchwer zu bewegen, die Abbildung ihrer werthvollen, hie und da auch überhoch geſchätzten Lieblinge in die Hände des großen Publikums zu geben. Indeſſen dürften die Ausſteller, welche nun doch einmal mit ſo großer Liberalität ihre Schätze der Oeffentlichkeit übergeben haben, auch der letzten Bitte des Comités ihr Gehör nicht verſagen.

Der Plan der belgiſchen Regierung, die Kenntniß der alten Kunſt in weitere Kreiſe zu verbreiten, den Künſtlern nachahmenswerthe Vorbilder zu zeigen, den Geſchmack des Publikums zu bilden, den Archäologen Gelegenheit zu eingehenderen Studien und Vergleichungen zu bieten, hat in glänzender Weiſe ſeine Verwirklichung gefunden. Herr Canonicus Reuſſens, Profeſſor der katholiſchen Univerſität zu Löwen, war als Präſident der Direction und als Verfaſſer des Kataloges wie kein zweiter befähigt, einen ſolchen Erfolg zu gewährleiſten. Durch ſein Lehrbuch der chriſtlichen Archäologie, deſſen zweite Auflage wohl bald vergriffen ſein wird[1], hat er längſt bewieſen, wie genau er die Kunſt ſeines Vaterlandes kennt. Die wohlverdiente Achtung, deren er ſich erfreut, hat viele Vorſtände von Kirchen und religiöſen Häuſern, ſowie viele Privatperſonen vermocht, ihre Werthſachen für die Ausſtellung herzuleihen. Die Autorität der Regierung und das Vertrauen, welches ſie verdient, hat ſeinen Bitten faſt ſtets, wenn größere Hinderniſſe zu bewältigen waren, den gewünſchten Erfolg verſchafft.

Mögen die Früchte der Ausſtellung den Anſtrengungen entſprechen! Belgien iſt ſo glücklich, in den letzten Jahrzehnten viele hervorragende Werke chriſtlicher Kunſt hervorgebracht zu haben. Ohne Zweifel iſt beiſpielsweiſe der neue Kreuzweg des Antwerpener Domes eine Arbeit, die nach Jahrhunderten noch Werth beſitzen wird. Da vereint ſich volksthümliche Darſtellung der heiligen Scenen mit künſtleriſcher Auffaſſung und nationalem Sinn. Es iſt flämiſche Kunſt, welche für die Errungenſchaften der Neuzeit ein offenes Auge hatte, aber weiterbaute auf den beſten Ueberlieferungen altheimiſcher Kunſtthätigkeit. Mit Rückſicht auf Architektur iſt in den Bauten von Maredſous in der letzten Zeit ein Kunſtwerk erſtanden, das die kühnſten Hoffnungen übertrifft.

Mögen die Schätze, welche Belgiens Kirchen und Sammler in Brüſſel vereinigten, die Uebung einer echten, des Mittelalters und der Gotik würdigen Kunſt kräftigen und fördern! Aeußerliche Nachahmung alter Formen führt nur zu leicht in leeres Schablonenweſen. Tieferes Verſtändniß des

[1] Éléments d'archéologie chrétienne. Aix-la-Chapelle, Barth, 1886.

innern Geiſtes, aus dem die mittelalterlichen Formen herauswuchſen, läßt ihr Weſen erkennen. Nur dann, wenn der junge Künſtler durch Anſchauen und Studium die Kunſtwerke ſelbſt verſtehen lernte, ſie gleichſam in ſich aufnahm, kann er ſie in würdiger Art nachbilden, ſo daß auch ſeine Erzeugniſſe Geiſt und Leben haben und dauernde Anerkennung verdienen.

Steph. Beiſſel S. J.

Leo Nikolajewitſch Tolſtoi.

Literariſche Skizze.

Neben Turgenjew und Doſtojewskij iſt Tolſtoi der dritte der ruſſiſchen Romanſchriftſteller, welche in Weſteuropa bereits das Anſehen eines modernen Claſſikers genießen. Turgenjew, der ſich in den fünfziger Jahren mit ihm befreundete, dann durch Mißverſtändniſſe ihm entfremdet ward, 1878 aber die alte Freundſchaft erneuerte, hat dazu nicht wenig beigetragen, indem er die franzöſiſche Ueberſetzung eines ſeiner Hauptwerke den tonangebenden Schriftſtellern und Kritikern von Paris empfahl und ihm ſo die Gunſt der höchſten akademiſchen und nicht akademiſchen Geſellſchaft erwarb. Für die franzöſiſche Ueberſetzung der „Koſaken" übernahm er ſelbſt die Correctur. Dem engliſchen Kritiker W. Rolſton gab oder verſchaffte er die nöthigen Notizen, um Tolſtoi beim engliſchen Publikum einzuführen. Für den großen Roman „Krieg und Frieden" hoffte er „wenn nicht auf einen glänzenden Sieg, ſo doch auf eine dauernde, obwohl langſame Eroberung". Er ſelbſt las „dieſes wahrhaft große Erzeugniß" fünf- bis ſechsmal mit immer neuem Genuß. Flaubert war davon bezaubert, er erklärte den Roman für eine Leiſtung erſten Ranges, manche Stellen für ganz à la Shakeſpeare! Als im Juni 1883 an das einſame Krankenlager Turgenjews das falſche Gerücht drang, Tolſtoi habe der literariſchen Thätigkeit entſagt, widmete er ihm noch mit ſterbender Hand die mit Bleiſtift geſchriebenen Zeilen, den letzten Brief ſeines Lebens:

„Lieber und theurer Leo Nikolajewitſch, ich habe Ihnen lange nicht geſchrieben; denn ich lag und liege, kurzweg geſagt, auf dem Sterbebette. Geneſen kann ich nicht, und es iſt gar nicht daran zu denken. Ich ſchreibe Ihnen aber in der Abſicht, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mich freue, Ihr Zeitgenoſſe zu ſein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der literariſchen Thätigkeit zurück! Es ſtammt ja auch dieſes Ihr Talent dorther, woher alles andere kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat! .... Ich kann weder ſtehen, noch eſſen, noch ſchlafen; aber was rede ich?

Es iſt ſogar langweilig, dieſes alles zu wiederholen! Mein Freund! großer Schriftſteller des ruſſiſchen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte!... Ich kann nicht mehr ... Ich bin müde!"

Dieſe rührenden Worte lauten wie ein Teſtament. Turgenjew legt die Feder für immer nieder. Tolſtoi ſoll ſie aufnehmen, um ſein künſtleriſches Streben und Wirken fortzuſetzen. Hat Tolſtoi auch dieſe letzte Bitte nicht ganz in dem Sinne erfüllt, den Turgenjew im Auge hatte, ſo hat er doch bis heute nicht aufgehört, ſich der Literatur zu widmen. Seine Werke aber drangen vom Jahre 1883 an auch nach Deutſchland herüber, und nachdem ſein Roman „Anna Karenina" einmal Aufſehen gemacht, wandte ſich der deutſche Ueberſetzerfleiß bald ſeinen anderen Schriften zu, und eine ganze Schaar Kritiker und Zeitſchriften machten ſich mit ihm zu ſchaffen.

1.

Graf Leo Nikolajewitſch Tolſtoi lebt noch, ein rüſtiger Sechziger, auf ſeinem Landgute Jasnaja Poljana bei dem gleichnamigen Dörfchen, unfern der Station Jaſſenski an der Bahn Moskau-Kurſk. Das Haus, in welchem er am 28. Auguſt (a. St.) 1828 geboren wurde, ſteht nicht mehr. Er hat es ſelbſt abbrechen laſſen, um ſich daneben ein geräumigeres ſteinernes Wohnhaus zu errichten. Nur einige Mauerreſte haben ſich, nach Danilewskij's Beſchreibung, noch von dem alten Bau erhalten, von Linden überſchattet. Hier, unter dieſen Linden pflegt die gräfliche Familie im Sommer zu ſpeiſen. Eine Glocke, die am Aſte eines Eichbaumes befeſtigt iſt, ruft ſie aus Haus und Garten zuſammen. Unter dieſen Bäumen gibt der Graf auch ſeinen Leuten und den Bauern der Umgegend Audienz. Seit 25 Jahren bewohnt er mit ſeiner Familie nahezu ununterbrochen dieſen Landſitz, fern der Unruhe und dem Geräuſche des großſtädtiſchen Lebens, theils mit ſchriftſtelleriſcher Arbeit, theils mit der Bewirthſchaftung ſeiner Güter, bäuerlicher und communaler Organiſation, Hebung des Schulunterrichts und finanziellen Fragen, jeden Tag auch einige Zeit mit ſtärkender Handarbeit beſchäftigt: ein ſchlichter, gemüthlicher Herr, welcher, des großſtädtiſchen Treibens längſt überdrüſſig geworden, zurückgezogene Arbeit, ſtilles Familienglück und ein ruhiges Landleben aus eigener Erfahrung allem blendenden Modeflitter vorzuziehen gelernt hat.

Unter den Portraits ſeines Studirzimmers fand Danilewskij Schopenhauer und mehrere ruſſiſche Autoren, auf ſeinen Bücherbrettern Voltaire, Rouſſeau, Spinoza, Göthe, Schlegel, Sismondi, Shakeſpeare, Auerbach, und daneben eine alte ruſſiſche Heiligenlegende (Tſcheti-Minei), die fünf Bücher Moſis, Auszüge aus dem Talmud, die Schriften Emerſons, Werke von Matthew Arnold und Henry George's Progress and Poverty. Vom Fenſter aus aber ſah man eine freundliche Hügel- und Waldlandſchaft mit Bach und Alleen. Während Turgenjew ſich nur dann und wann in Rußland friſche Eindrücke holte, um dann mitten im modernen Paris ſie künſtleriſch zu geſtalten, umgab ſich Tolſtoi nur mit einer gewiſſen Auswahl abendländiſcher Literatur, um, an ihr ſich bildend, das ruſſiſche Leben unmittelbar nach der

Natur zu zeichnen. Während Doſtojewskij leidend und duldend das Loos der Armen und Erniedrigten aus eigener Erfahrung beſchrieb, ſah Tolſtoi aus vornehm ariſtokratiſcher, aber freiwillig gemüthlicher Mittelſtellung in die Höhen wie in die Niederungen des Lebens, der weſteuropäiſchen Cultur nicht fremd, ihr zugeneigt, aber in ſeinem innerſten Weſen doch ganz und gar im Boden der eigenen Heimat wurzelnd.

2.

Seine Kindheit und Jugend hat Tolſtoi ſelbſt in der anmuthigſten Weiſe belletriſtiſch beſchrieben. Es iſt ein Seitenſtück zu den erſten Kapiteln von Göthe's „Wahrheit und Dichtung", aber viel friſcher, lebendiger, ohne gelehrten und literaturhiſtoriſchen Ballaſt. Er ſchrieb dieſe Chronik ſeiner Jugend nieder, als er ſelbſt noch kaum der Jugend entwachſen war. Sie gehört zu ſeinen früheſten Erzeugniſſen. Da iſt der militäriſch-ariſtokratiſche Vater gezeichnet, hoch, ſtattlich, mit der ſcharfen Adlernaſe und der großen Glatze, fein, kalt, voll ruhigen Selbſtgefühls und doch nicht ohne Sentimentalität, von Schablonen der Gewohnheit beherrſcht, die er ſich ſelbſt für Urtheil und Handeln gezeichnet; dann die feine, zarte Mutter mit ihren Augen voll Güte und Liebe, mit dem Lächeln, das ſie ſo lieblich verklärte; das Schweſterchen Ljubotſchka am Klavier und daneben die geſtrenge Gouvernante Mimi oder Maria Iwanowna; der wilde kleine Bruder Wolodja und der herzensgute deutſche Hauslehrer Karl Iwanitſch Mauer mit ſeinem wattirten Schlafrock und der rothen geſtrickten Zipfelmütze; der Kammerdiener Foka und das Hausfactotum Nicolai; die treue, brave Natalja Sawiſchna endlich, welche einſt als Zofe den Kammerdiener Foka heiraten wollte, zur Strafe dafür als Magd in ein entlegenes Gehöft verwieſen wurde, der Familie aber deshalb nicht grollte, ſondern ihre ganze Liebe nun auf ihre Herrin übertrug, als Wirthſchafterin alle Kiſten und Kaſten verwaltete, und zwar mit ſolcher Treue, daß ſie nach 60jährigem Dienſt nur 25 Rubel hinterließ und 40 Rubel, die ſie für ihre Beerdigung und die Todtenmeſſen zurückgelegt hatte. „Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete ſie und empfing mit ſtiller Freude die letzte Oelung. Alle Hausgenoſſen hatte ſie um Verzeihung gebeten für das, was ſie ihnen zuleide gethan haben könnte; auch hatte ſie ihren Beichtvater Waſilij erſucht, uns allen mitzutheilen, daß ſie nicht wiſſe, wie ſie uns für unſere Güte danken ſolle, und wir möchten ihr verzeihen, falls ſie aus Dummheit jemanden beleidigt habe; ‚aber eine Diebin war ich nie, und ich darf wohl ſagen, daß ich keine Stecknadel veruntreut habe'. Das war die einzige Eigenſchaft, die ſie an ſich ſchätzte." Das Leben und Weben im Hauſe, der pedantiſche Privatunterricht, Spaziergänge und Spiele, die Jagd, die Ueberſiedelung nach Moskau, die ſtädtiſchen Jugendgeſpielen, der erſte Ball und der erſte Anflug von Liebe, all das iſt mit einem unvergleichlichen Zauber von poetiſcher Wahrheit geſchildert. Das Schönſte und Rührendſte aber iſt die Schilderung des frühen Hingangs der Mutter — die erſten Nachrichten von ihrer Erkrankung, die lange, bange Reiſe von Moskau zurück aufs Land, der Abſchied, der Tod, die Beerdigung.

„In der Mitte des Saales ſtand der Sarg auf einem Tiſche, um denſelben brennende Kerzen auf hohen ſilbernen Leuchtern, in einer entfernten Ecke ſaß ein Meßdiener und laß mit leiſer, gleichförmiger Stimme den Pſalter.

„Ich blieb bei der Thüre ſtehen und ſchaute mich um, aber meine Augen waren dermaßen verweint und meine Nerven ſo aufgeregt, daß ich nichts erkennen konnte; alles verſchwamm eigenthümlich durcheinander: das Licht, der Goldbrocat, der Sammet, die großen Leuchter, das mit Spitzen beſetzte roſafarbene Kiſſen, die kleine Strahlenkrone, die Haube mit den Bändern und noch etwas Durchſichtiges, wie Wachs Ausſehendes. Ich ſtellte mich auf einen Stuhl, um ihr Geſicht zu ſehen, aber an der Stelle, wo dasſelbe ſein mußte, fand ich wieder jenen blaß-gelblichen, durchſichtigen Gegenſtand. Ich konnte nicht glauben, daß das ihr Geſicht ſei. Ich ſchaute nun ganz unverwandt hin und erkannte nach und nach die bekannten lieben Züge. Ich zitterte vor Entſetzen, als ich mich überzeugte, daß ſie es war. Aber warum ſind die geſchloſſenen Augen ſo tief eingeſunken? Woher kommt dieſe ſchreckliche Bläſſe und woher der ſchwärzliche Fleck auf der Wange unter der durchſichtigen Haut? Weshalb iſt der Ausdruck des ganzen Geſichtes ſo ſtreng und kalt? Warum ſind die Lippen ſo bleich, und warum iſt ihre Form eine ſo ſchöne, majeſtätiſche, daß ſie eine überirdiſche Ruhe ausdrücken, daß mir ein kalter Schauer über den ganzen Körper geht, wenn ich ſie anſchaue? . . .

„Ich ſchaute und fühlte beim Schauen, daß eine unbegreifliche, unwiderſtehliche Kraft meine Augen auf dieſes lebloſe Antlitz hinzog. Ich wendete kein Auge von demſelben, meine Phantaſie jedoch zauberte mir Bilder voll von Leben und Glück vor die Seele. Ich vergaß ganz, daß der lebloſe Körper, der vor mir lag und den ich gedankenlos anſtarrte wie einen Gegenſtand, welcher mit meinen Vorſtellungen gar nichts zu thun hatte, ſie war. Ich ſtellte ſie mir abwechſelnd in einem und dann in einem andern Zuſtande vor: lebend, heiter, freundlich lächelnd; dann frappirte mich auf einmal irgend ein Zug in dem bleichen Geſichte, auf welchem nun meine Augen haften blieben; ich beſann mich wieder auf die fürchterliche Wirklichkeit, ſchauerte zuſammen, hörte aber nicht auf, hinzuſehen. Und von neuem traten lichte Träume an die Stelle der Wirklichkeit, und wiederum zerſtörte das Erkennen der Wirklichkeit die Gebilde der Phantaſie. Endlich war meine Phantaſie müde geworden und hörte auf, mich zu täuſchen; auch das Bewußtſein von der Wirklichkeit ſchwand mir. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtand verbrachte, auch kann ich nicht ſagen, worin derſelbe beſtand; ich weiß nur, daß ich eine Zeit lang das Bewußtſein meiner ſelbſt verloren hatte und ein hohes, unerklärlich angenehmes und trauriges Gefühl empfand.

„Vielleicht ſchaute ihre reine Seele, ehe ſie in eine beſſere Welt entſchwebte, betrübt auf die zurück, in der ſie uns zurückließ; ſie ſah meine Traurigkeit, fühlte Erbarmen und ließ ſich auf den Flügeln der Liebe mit einem himmliſchen Lächeln des Mitleids zur Erde nieder, um mich zu tröſten und zu ſegnen."

Wenn auch nicht alle Einzelheiten dieſer novelliſtiſchen Jugendgeſchichte ſtreng biographiſch zu nehmen ſind, ſo iſt doch das wohl ſicher aus denſelben

zu ſchließen, daß die Liebe einer frommen, edlen Mutter an der Wiege des Knaben wachte, ſeine Kindheit behütete, und, ihm früh entriſſen, heilig-ſchöne Eindrücke hinterließ, die nichts zu verwiſchen im Stande war, die wie Mutterſegen ihn durch das Leben begleiteten. Auch die Zeichnung der Dienſtboten, beſonders der braven alten Natalja, weiſt darauf hin, daß das ruſſiſche Chriſtenthum denn doch nicht bloß für eine Miſchung von äußerem Formelkram und Aberglauben zu betrachten iſt, daß wir auch an den ruſſiſchen Schismatikern vielfach einen ähnlichen „guten Glauben" annehmen dürfen, wie bei Proteſtanten, die ohne ihre Schuld im Proteſtantismus aufgewachſen ſind.

Nicht nur ſeine Mutter verlor Tolſtoi früh, auch der Vater ſtarb ihm bereits 1837, da er erſt neun Jahre zählte. Mit ſeinen Geſchwiſtern wurde er dann von ſeiner Tante, einer Gräfin Oſten-Sacken, weiter erzogen. Von 1843 beſuchte er drei Jahre lang die Univerſität Kaſan, an welcher er Recht und orientaliſche Sprachen ſtudirte. Darauf kehrte er auf ſein väterliches Gut zurück und blieb daſelbſt bis 1851. Dieſen ſtillen Lehrjahren folgten einige Wanderjahre voll des Sturmes und Dranges. Er diente als Officier im Kaukaſus und machte mit der Donau-Armee Gortſchakows den Krimkrieg mit. Er war ſowohl im Gefecht an der Tſchernaja, wie beim Sturme auf Sebaſtopol zugegen. Nach dem Friedensſchluß nahm er ſeinen Abſchied und bereiſte zum erſtenmale Deutſchland und Italien. Im Jahre 1862 verheiratete er ſich und ließ ſich bleibend auf dem Landgute Jasnaja Poljana nieder.

3.

Von „Verſen" iſt ſchon in den Kindheitserinnerungen die Rede. Die Kinder, welche im Hauſe der Großmutter wohnen, wollen dieſer zum Namenstag eine Freude machen. Wolodja hat einen Türkenkopf gezeichnet mit ungeheurem Turban. Der Zeichenlehrer räth dem jüngeren Knaben auch „einen Kopf" an, aber dieſem geht es plötzlich durch den Kopf, Großmama Verſe zu machen, und er verſucht's. Zwölf Zeilen gelingen, allerdings linkiſch genug. Die Schlußreime heißen:

„Ja, immer wollen wir nach Kräften Dich erfreu'n,
Und unſre Liebe Dir wie der eig'nen Mutter weih'n.

Der Knabe iſt mit dieſen Verſen nicht zufrieden, aber die Großmutter findet ſie „charmant" und küßt den kleinen Poeten auf die Stirne.

Jugendgedichte oder Jugendverſuche ſind von Tolſtoi bis dahin keine publicirt. Erſt als Officier im Kaukaſus begann er Novellen zu ſchreiben. Eine derſelben, „Die Koſaken", deutet darauf hin, daß ſeine erſten poetiſchen Anwandlungen ihn mächtig zu Puſchkin und Lermontow hinzogen, daß das Leben ſelbſt aber die Phantaſtik derſelben dämpfte und ihn auf den längſt von Gogol und Turgenjew betretenen Pfad des Realismus hinlenkte.

„Olenin", der Held der Novelle, iſt der richtige Phantaſt der vierziger Jahre, „ein Jüngling, der nirgendwo einen Unterrichtscurſus beendigt, nirgendwo gedient hatte — nur irgend einer Behörde war er zugeſchrieben geweſen —, der ſein halbes Vermögen verſchleudert, bis zum vierundzwanzigſten

Jahre ſich noch gar keine Laufbahn erwählt und noch niemals etwas gethan hatte. Er war das, was man in der Moskauer Geſellſchaft einen ‚jungen Menſchen' nennt. Mit achtzehn Jahren war Olenin ſo frei, wie es eben die reichen jungen Leute, die frühe ihre Eltern verloren hatten, in den vierziger Jahren waren. Weder phyſiſche noch moraliſche Feſſeln exiſtirten für ihn; er konnte alles thun; nichts fehlte ihm und nichts band ihn. Er hatte weder Familie, noch Vaterland, noch Glauben, noch Noth. Er glaubte an nichts und erkannte nichts an. Aber indem er nichts anerkannte, war er nicht nur kein finſterer, gelangweilter, raiſonnirender Jüngling, ſondern wurde im Gegentheil immer hingeriſſen. Er entſchied, daß Liebe nicht exiſtire, aber beim Anblick eines jeden jungen und hübſchen Mädchens ſtarb er faſt vor Liebe hin. Er wußte es lange ſchon, daß Rang und Würden ein Unſinn ſeien, empfand aber unwillkürlich Vergnügen, wenn auf dem Ball Fürſt Sergei zu ihm trat und ihm freundliche Dinge ſagte." Dieſer independente Dichterjüngling, der ſeinem Schneider noch 678 Rubel ſchuldet, zieht in den Kaukaſus, um etwas zu erleben. Was, weiß er ſelbſt nicht. Er träumt von Tſcherkeſſen und Tſcherkeſſinnen, Bergen, Abgründen, ſchrecklichen Waſſerſtürzen und Gefahren, alles wirr durcheinander, mit lockendem Ruhm und drohendem Tod im Hintergrund. Es iſt der Traum, den Byron mit ſeinem orientaliſchen Phantaſieſtücke angeregt, den Puſchkin und Lermontow weiter ausgemalt, den ganze Schaaren junger Ruſſen nachgeträumt haben. Im wirklichen Kaukaſus ſieht es aber bedeutend anders aus, als in dieſen Träumen.

Die Natur dieſer Bergeswelt iſt freilich groß, überherrlich. Doch die Menſchen! Um die wilden Stämme des Gebirges im Zaum zu halten, hat die Regierung den Fluß Terek entlang eine ganze Reihe Koſakendörfer angelegt. Da hauſen die ſogen. grebenskiſchen Koſaken, mit den urſprünglichen Bergbewohnern ſtark gemiſcht, gleich ihnen zu zügelloſer Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg geneigt, in Tracht und Sitte ihnen ähnlich geworden, wie die Tſchetſchenzen ſelbſt halbe Tataren. Zwiſchen ihnen und den Bergbewohnern herrſcht ein faſt beſtändiger Kleinkrieg. Die jüngeren Koſaken ſtehen deshalb unter Waffen auf ihren Stationen, oder durchſtreifen das Land, um irgend einen Mord oder Todtſchlag zu rächen. Die älteren Koſaken obliegen der Jagd und dem Fiſchfang oder der Arbeit in den Gärten. Nur Alte, Kinder und Kranke ſind zu Haus. Alle ſtrenge Arbeit zu Haus und im Felde hat faſt ausſchließlich die Frau zu thun. Sie erhält den Mann und kleidet ihn und verſorgt ihn und führt demgemäß das Regiment über Kiſten und Kaſten, über Garten und Acker, Stall und Scheune. Wenn ſich nun auch der ſchöne Typus der kaukaſiſchen Völker bei der weiblichen wie bei der männlichen Bevölkerung erhalten hat, ſo verſcheuchen Viehzucht und Feldbau, der proſaiſche Kampf um des Lebens Nothdurft doch all jene Einbildungen, mit welchen Dichterphantaſie dieſe Völker umzaubert hat. Statt der ſchmachtenden und in Märchenſchlummer befangenen Tſcherkeſſinnen, die Byron beſungen, findet Olenin rüſtige, kräftige, arbeitgewohnte Bauernmädchen, die es nicht unter ihrer Würde halten, das Vieh zu treiben, den Stall zu kehren und die mit eigener Hand geſchorene Wolle zu ſpinnen.

Marjanka, die Heldin der Novelle, wird mit der Birkenruthe in der Hand eingeführt, wie ſie das liebe Vieh von der Weide nach Hauſe bringt. „Teufelsmädchen!“ ruft ihr die Mutter zu, „zieh Schuh' und Strümpfe aus; haſt dein Fußzeug ganz abgetrampelt.“ Und Marjanka fühlt ſich dadurch nicht im mindeſten gekränkt, ſie hält das noch für eine Schmeichelei, beſorgt das Vieh im Stall, ſchafft die Milch in die Vorrathskammer, macht Feuer an und beſorgt die Küche, während die Mutter mit einer andern Frau ihr Plauderſtündchen hält. Der junge Officier wird von ſeinen romantiſchen Vorſtellungen nicht ſofort geheilt. Er verliebt ſich in Marjanka und bewirbt ſich in aller möglichen Weiſe um ihre Gunſt. Marjanka aber iſt ein braves und verſtändiges Kind, das mit ſeinem geſunden Sinne gleich herausfühlt, daß aus ſolcher Liebe keine Heirat werden kann. Sie aber will nach Volksſitte mit Ehren unter die Haube kommen, verſpricht dem tapfern und tüchtigen Koſaken Lukaſcha ihre Hand und weiſt die Bewerbungen Olenins entſchieden von ſich. Auch nachdem ihr Bräutigam im Kampf mit den Tſchetſchenzen tödtlich verwundet und ſeiner Wunde erlegen iſt, bleibt ſie bei dieſem Entſcheid und ſtößt den fremden Officier mit ſolchem Haß und ſolcher Verachtung von ſich, daß dieſer ſich entſchließt, ihr und dem Kaukaſus zu entſagen. Obwohl der junge Romantiker bei dieſem andauernden „Korb“ eine ſehr klägliche Rolle ſpielt, bringt doch eben ſein Charakter einen idealiſtiſch-poetiſchen Zug in die ſonſt realiſtiſch, mitunter etwas üppig gehaltene Erzählung. Auch dieſe anſchauliche Darſtellung hat übrigens ihr dichteriſches Intereſſe, und wenn die weiße Tafel am Dorf Nowomlinsk mit der Angabe: 266 Häuſer, 897 Seelen männlichen und 1012 weiblichen Geſchlechts, beinahe einen trockenen Statiſtiker vermuthen läßt, ſo ſind dieſe Einwohner doch in einigen Haupttypen ſo ſeelenvoll gezeichnet, wie nur ein Dichter — ja, ein von der Romantik angehauchter Dichter ſie ſchildern konnte.

Auch in anderen kleinen Erzählungen berührt Tolſtoi die Zeit, „wo es in Rußland noch keine Eiſenbahnen und keine Chauſſeen gab, kein Gas und keine Stearinlichter, keine niedrigen Sophas mit Springfedern und keine anderen Möbel als lackirte, keine blaſirten Jünglinge mit Monocles in den Augen und keine liberaliſirenden und philoſophirenden Frauenzimmer, keine liebenswürdigen Kameliendamen, davon man jetzt überall ſo reichlich findet“; jene einfache Zeit, „wo man noch acht Tage von Moskau nach Petersburg zu fahren hatte und darum eine ganze Küche und Hauseinrichtung mitnahm, wo man noch an die Echtheit der Hühner-Coteletten und der Waldai'ſchen Kringeln und Glockenſpiele glaubte, wo an den langen Herbſtabenden die Talglichter brannten und einen Familienkreis von 20—30 Köpfen beleuchteten, wo die Möbel noch ſymmetriſch aufgeſtellt wurden, wo unſere Väter noch jung waren, wo unſere Mütter noch kurze Taillen und ungeheure Aermel trugen, wo die wichtigſten Familienangelegenheiten durch Kartenlegen entſchieden wurden, jene einfache Zeit der Freimaurerlogen, der Martiniſten, des Tugendbundes, der Dawidows und Puſchkins.“

Gleich Turgenjew weiß Tolſtoi in wenig Strichen ein deutliches, ſeelenvolles Bild zu geben; gleich Turgenjew weiß er es aber auch in lebendigem

Dialog und ſpannender Handlung bedeutſam zu erweitern; gleich Turgenjew hat er den Realismus Gogols nicht weiter zur Anklage des Beſtehenden ausgebeutet, ſondern er iſt einigermaßen zur künſtleriſchen Auffaſſung Puſchkins zurückgekehrt. Die Schwächen jener frühern Zeit und der von ihr gebotenen mangelhaften Erziehung verkannte er nicht; das zeigen ſeine an eigene Erinnerungen anlehnenden Novellen „Kindheit", „Knabenzeit", „Jugend", „Der Morgen eines Gutsbeſitzers", „Luzern", „Memoiren eines Markeurs", das zeigt das eben erwähnte Culturbild „Die Koſaken", die Soldatengeſchichte „Die beiden Huſaren". Indem er aber überall das Natürliche, das ungekünſtelt Schöne in der Natur wie im Menſchenleben aufſucht, gewinnt er auch für jene Zeit ein freundliches, liebevolles Verſtändniß, das die Schattenſeiten ohne Verachtung, die Lichtſeiten ohne Uebertreibung des Lobes aufzufaſſen und darzuſtellen weiß. Nicht minder glücklich griff er aber auch in die neuere Zeit ein und ſchrieb in ſeinen drei Erzählungen „Sebaſtopol im December 1854, im Mai und im Auguſt 1855", ein Kapitel moderner Kriegsgeſchichte, welches durch die Schönheit der Darſtellung den Werth einer Novelle beſitzt, durch ſeine Wahrheit als ein Actenſtück der Geſchichte im weitern Sinne gelten mag. Er zeichnet Gefahr, Kampf und Niederlage nicht mit der ängſtlichen Genauigkeit des berichtenden Zuſchauers, ſondern mit der energiſchen Kraft des Mitkämpfenden und Mitgetroffenen, der die Schickſale ſeiner Armee und ſeines Landes völlig als die ſeinigen empfand. Wir dürfen indes bei dieſen kleineren Leiſtungen nicht ſtehen bleiben, in welchen andere glücklich mit ihm um die Wette ſtritten. Wir müſſen zu ſeinen zwei Hauptwerken übergehen, durch welche er ſich einen weit höhern und eigenthümlichen Ruhm erworben, den Romanen „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina".

4.

„Krieg und Frieden", ſchon in den Jahren 1865—1868 erſchienen, durch Madame Paskiewitſch 1879 ins Franzöſiſche überſetzt, erſt 1887 aber von Strenge ins Deutſche übertragen, iſt ein breit angelegter, vierbändiger Geſchichtsroman, welcher die Zeit des großen ruſſiſchen Nationalkampfes gegen Napoleon von der Coalition des Jahres 1805 an bis zu dem berühmten Winter von 1812 auf 1813 umfaßt. Den Schauplatz bilden abwechſelnd die Städte St. Petersburg, Moskau, Wilna und das weite Kampfgebiet von Braunau und Amſtetten bis hinüber nach Moskau und die ihm zunächſtliegenden ſüdlichen und öſtlichen Gouvernements. Theilweiſe den Hintergrund, theilweiſe aber auch die Haupthandlung des Romans liefern die politiſchen und militäriſchen Ereigniſſe jener Jahre, welche die ganze Welt in Bewegung ſetzten.

Im Anfang tritt der gewaltige Weltkampf uns nur erſt als Converſationsſtoff der hohen und höchſten Salonskreiſe von Petersburg entgegen. Fürſten, Grafen, Hofdamen und Frauen des höchſten Adels ergehen ſich in Unwillen über die Anmaßung des neuen Königs von Italien; Diplomaten zeichnen die allgemeine europäiſche Lage, alte und junge Militärs kritiſiren plaudernd die bisherige Kriegführung Napolens; Scenen aus verſchiedenen Familien ſchildern die allgemeine nationale Begeiſterung für den begonnenen Kampf. Sobald

indes die Fäden der dichteriſchen Expoſition gelegt, die Hauptcharaktere gezeichnet, das erſte Netz der Verwicklung geknüpft iſt, rückt das Weltgeſchichtliche in den Vordergrund. Kutuſow, der ruſſiſche Oberbefehlshaber, mit ſeinem Generalſtab wird nicht bloß aufs anſchaulichſte geſchildert, er tritt lebendig in die Handlung ſelbſt hinein. Die Uneinigkeit der Ruſſen und Oeſterreicher, der furchtbare Eindruck der Capitulation Ulms durch Mack, Kutuſows Entſchluß zum Rückzug iſt in friſchen Lagerſcenen gezeichnet, ein Brückengefecht an der Enns ausführlich ausgemalt, der Weitermarſch wenigſtens ſkizzirt. Ein Adjutant Kutuſows führt uns bei den Diplomaten zu Brünn und bei Kaiſer Franz ſelbſt ein. Dann folgt in immer lebendigerer Darſtellung die Einnahme der Wiener Brücke durch die Franzoſen, der Kampf bei Schöngrab, durch welchen Fürſt Bagration den weitern Rückzug Kutuſows ermöglichte, und endlich die verhängnißvolle Schlacht von Auſterlitz. Wie Hackländer verſteht es Tolſtoi, ſoldatiſches Leben und Treiben in den munterſten Farben darzuſtellen. Das novelliſtiſche Genrebild wechſelt aber aufs angenehmſte mit der ſcharfen Charakteriſtik eines Geſchichtſchreibers und großartiger Schlachtenmalerei ab.

Ein ſpannender Familienroman unterbricht für einige Zeit die Chronik der napoleoniſchen Kriege. Sechs Jahre derſelben werden nahezu überſchlagen. Erſt mit den Rüſtungen des Jahres 1811 wird der Faden wieder aufgenommen. Vom Juli 1812 an folgen dann aber die Ereigniſſe ſo raſch Schlag auf Schlag, daß dem Geſchichtſchreiber nicht weniger Spannung zur Verfügung ſteht als dem Novelliſten. Die Aufgabe beider gewiſſermaßen vereinigend, ſchildert uns Tolſtoi den Beginn des neuen Krieges, Napoleons Aufbruch von Dresden, den Uebergang über den Niemen, das Hoflager des Czaren zu Wilna, das raſche Nachrücken Napoleons, ſeine ſtolze Prachtentfaltung in Wilna, die vielen Meinungsverſchiedenheiten auf ruſſiſcher Seite, den Kriegsrath im Lager zu Driſſa, die Kriegsvorbereitungen zu Moskau, die begeiſterte Theilnahme des ganzen Volkes an der nationalen Sache. Wahre Prachtſtücke von Kriegsſchilderung bieten die Beſetzung von Smolensk durch die Franzoſen und die Schlacht von Borodino, durch welche die Macht Napoleons trotz ſeines Sieges doch für die Folge gebrochen war und blieb. Tolſtoi vergleicht die Lage der Franzoſen mit jener eines lebensgefährlich verwundeten Thieres, das im wüthenden Anprall nicht mehr innezuhalten vermag, darum noch voranſtürmt, aber vergeblich. „Nach dem verſetzten Stoße vermochte das franzöſiſche Heer ſich nur noch bis Moskau zu wälzen! Dort aber mußte es verderben, ohne daß das ruſſiſche Heer auch nur eine Anſtrengung machte — verendend in dem Blute der bei Borodino erhaltenen Todeswunde.“

Den Glanz- und Höhepunkt des Romans bezeichnet der Brand von Moskau und der darauffolgende Rückzug der Franzoſen, eine der furchtbarſten Kataſtrophen der geſammten neuern Geſchichte. Es war Tolſtoi natürlich nicht darum zu thun, das Werk anderer Geſchichtſchreiber durch neue Forſchungen zu erweitern, zu ergänzen oder zu verbeſſern, ſondern lediglich darum, die Ergebniſſe bisheriger Forſchung in ſchöner Darſtellung ſeiner poetiſchen Erzählung einzuverleiben. Für den Brand ſelbſt will er weder den barbariſchen Patriotismus des Gouverneurs Grafen Roſtopſchin noch die Roheit der Fran-

zoſen verantwortlich machen. Er findet es ſehr begreiflich, daß eine großentheils aus Holz gebaute Stadt in Brand gerathen mußte, als die meiſten ihrer Bewohner ſie verließen, faſt nur Pöbel zurückblieb und ſiegestrunkene, ausgelaſſene Soldaten ſich der verlaſſenen Quartiere bemächtigten. Das Bild Roſtopſchins iſt ein ziemlich ungünſtiges, vielleicht nicht ganz gerecht. Der Feldmarſchall Kutuſow und ſeine ganze Kriegstactik finden eine viel freundlichere Beleuchtung als ſonſt bei den Hiſtorikern. Ausführlich nimmt Tolſtoi die ruſſiſchen Feldherren gegen die Vorwürfe in Schutz, welche ihnen dafür gemacht wurden, daß ſie Napoleon mit ſeinen Marſchällen nicht abgeſchnitten, gefangen und ſo alle weiteren ehrgeizigen Pläne des Corſen für immer unmöglich gemacht hätten. „Dieſes Ziel", ſagt er, „hatte gar keinen Sinn, weil einmal die aufgelöſte Armee Napoleons mit aller möglichen Haſt aus Rußland floh, d. h. ſich gerade das vollzog, was jeder Ruſſe nur wünſchen konnte.... Dann wäre es auch unſinnig geweſen, ſeine Truppen für die franzöſiſche Armee zu opfern, da dieſe ohne anderweitige Bemühungen in ſolcher Progreſſion vernichtet wurde, daß ſie ohne jede Sperrung des Weges nicht mehr über die Grenze hätte bringen können als das, was ſie im Monat December hinüberbrachte, d. i. den hundertſten Theil des ganzen Heeres! Zweitens aber wäre der Wunſch unſinnig geweſen, Kaiſer, Könige, Herzoge u. ſ. w. zu fangen, da das Menſchen waren, deren Gefangenſchaft die Thätigkeit der Ruſſen im höchſten Grade erſchwert haben würde, wie es die geſchickteſten Diplomaten jener Zeit, ein J. Maiſtre und andere, auch anerkannt haben.... Der ganze tiefſinnige Plan, Napoleon ſammt ſeiner Armee aufzufangen und abzuſchneiden, wäre dem Plane eines Gärtners ähnlich geweſen, welcher, um das Vieh, das ſeine Gartenbeete zertritt, aus dieſem zu jagen, ſich vor das Thor ſtellen und das Vieh auf die Köpfe ſchlagen wollte."

Sein Unterfangen, ein ſo wichtiges Kapitel der Geſchichte in den Rahmen eines Romans zu ziehen, begründet Tolſtoi damit, daß die landläufigen politiſchen und militäriſchen Geſchichtsdarſtellungen ſich meiſt nur an die äußeren Staatsactionen halten, die tiefſten Urſachen der großen Bewegungen aber nicht in Rechnung ziehen, die Fragen nach deren Geſetzen und Bedeutung unbeantwortet laſſen. „Die Hiſtoriker beantworten dieſe Fragen, indem ſie uns von den Thaten und Reden einiger Dutzend Menſchen in einem Gebäude der Stadt Paris erzählen und dieſe Thaten und Reden ‚Revolution' nennen. Dann bringeu ſie eine ausführliche Lebensbeſchreibung von Napoleon und verſchiedener ihm günſtig oder feindlich geſinnter Perſonen, erzählen von dem Einfluſſe dieſer Perſonen auf andere und ſagen: Das war es, warum dieſe Bewegung ſtattfand, und das ſind die Gründe dafür. Allein der Menſchenverſtand weigert ſich nicht nur, an dieſe Erklärung zu glauben, ſondern ſagt geradezu, daß dieſelbe falſch iſt, weil die angeführten Gründe im Verhältniß zum großen Erfolg zu unbedeutend erſcheinen." Mit Recht betont er die Nothwendigkeit einer religiöſen und philoſophiſchen Auffaſſung der Geſchichte, welche nicht bloß auf die Zeiger an der Weltenuhr Acht gibt, ſondern in das kleine innere Getriebe derſelben, in die Volksſeele ſelbſt eindringt. „Zur Erlernung der Geſetze der Geſchichte müſſen wir den Gegenſtand der Beobachtung völlig verändern und

uns nicht um Herrſcher, Miniſter, Generale u. ſ. w. bekümmern, ſondern die gleichartigen und unendlich kleinen Theile ſtudiren, welche die Maſſen leiten. ... Offenbar iſt, daß nur auf dieſem Wege die Geſetze der Geſchichte zu erlangen ſind, und daß in dieſer Richtung noch nicht ein Millionſtel jener Anſtrengungen vom menſchlichen Geiſte aufgeboten worden, wie ſie von Geſchichtſchreibern auf Thatenſchilderung von allerlei Herrſchern, Heerführern und Staatsmännern und auf die Darlegung ihrer Erwägungen gelegentlich dieſer Thaten verwendet wird."

Dieſe Auffaſſung iſt in dem Romane jedoch keineswegs übertrieben. Die Kaiſer Alexander, Franz, Napoleon, die Generale Kutuſow, Bragation u. a. ſind darin meiſterlich charakteriſirt. Der eigentliche Held der ganzen Erzählung aber iſt keine der welthiſtoriſchen Perſönlichkeiten, ſondern das ruſſiſche Volk, das in allen ſeinen Schichten, vom Czaren herab bis zum Steppenbauer, in die gewaltige Tragödie hineingerafft wird, in der Noth gemeinſam zu Gott ſeine Zuflucht nahm und in dem Sturze des Welteroberers die rettende Hand der Vorſehung erblickte. Als Repräſentant dieſes Volkes ſteht der greiſe Heerführer Kutuſow da, wenn er, bei der Nachricht, daß Napoleon von Moskau aufgebrochen, in dem Bauernhaus von Letaſchewka ſich auch mit Thränen in den Augen zu den ſchwärzlichen Heiligenbildern hinwendet, die Hände faltet und mit zitternder Stimme betet: „Herr, Gott und Schöpfer! Du haſt unſer Gebet erhört! Gerettet iſt Rußland! Dank dir dafür, lieber Herr und Gott!"

Durch dieſe ernſte, religiöſe Grundanſchauung haben viele Partien des Buches den Charakter eines echten Volksbuches erhalten, durchtränkt von jener religiös-nationalen Begeiſterung, welche der große Kampf in dem damaligen Rußland wachrief. Stellenweiſe führt uns der Roman auch in die bäuerlichen Verhältniſſe und in die unteren Schichten der ſtädtiſchen Bevölkerung ein. Die Hauptrolle im öffentlichen Leben ſpielte indes die höhere und niedere Ariſtokratie, und deshalb hat Tolſtoi aus dieſen Kreiſen die Haupttypen gewählt, an deren Schickſalen einigermaßen Leben und Treiben, Leiden, Kampf und Sieg, Laſter und Tugend, Beſtrebungen, Sitten, Licht- und Schattenſeiten der ganzen Periode ſich ſpiegeln.

Faſt den Rang einer Titelrolle behauptet die originelle Geſtalt des Grafen Pierre Kirillowitſch Beſuchow. Er hat urſprünglich keinen Anſpruch auf ſo hohen Titel, er iſt nur eines aus zwanzig illegitimen Kindern des Grafen Kirill Beſuchow, eines ſteinreichen Magnaten aus Katharina's Zeit. Der alte Graf will ihm indes wohl, gibt ihm eine höhere Erziehung und die Mittel zu weiterer Ausbildung im Auslande und öffnet ihm den Zutritt zu den höchſten Kreiſen der St. Petersburger Geſellſchaft. Ungewöhnlich groß und beleibt, bärenhaft ungelenk, heftig, aufbrauſend, aber dabei gutherzig, gemüthlich, ſogar etwas träumeriſch angelegt, ein rechter Urruſſe, weiß Pierre nicht, was er ſoll und will, ſchwankt zwiſchen der kriegeriſchen und diplomatiſchen Carrière und verthut vorläufig Zeit und Geld im Kreiſe der zügelloſeſten, ausſchweifendſten jungen Officiere. Bei allen tollen Streichen iſt er mit dabei. Bei einem nächtlichen Skandal hilft er einen Poliziſten rücklings an einen gezähmten

Bären binden und beide in die Newa werfen, wofür er aus Petersburg ausgewiesen wird. Der alte Graf Besuchow zu Moskau hat indes seinen sechsten Schlaganfall. Drei Prinzessinnen pflegen ihn. Ganze Schaaren von Verwandten umlungern erbschaftslüstern sein Sterbelager. Pierre erscheint auch dafelbst mit wahrer, herzlicher Theilnahme, aber ohne große Erwartungen. Der Graf kann nicht mehr mit ihm reden, er stirbt; aber in seinem Testament ist Pierre legitimirt, zum Erben seines Titels und Vermögens ernannt. Aus einem Bummler, der noch eben für die französische Revolution und für Napoleon geschwärmt, wird ein Magnat, der 40 000 Leibeigene und mehrere Millionen Rubel Vermögen besitzt, einer der reichsten Herren in ganz Rußland. Durch Salonsintriguen ist er, ehe er sich's versieht, mit der blendendsten Schönheit der Petersburger Gesellschaft, der Fürstin Helene Kuragin, verlobt und verheiratet, deren Familie, durch Aufwand heruntergekommen, in einer reichen Ehe der Tochter neuen Glanz sucht. Pierre scheint auf dem Höhepunkt irdischen Glückes; aber dieses Glück ist entsetzlich hohl. Helene ist eine jener verhängnißvollen Creaturen, wie sie Turgenjew wiederholt gezeichnet, die, von ihrer eigenen Schönheit und Sinnlichkeit berauscht, jeden, der in ihre Nähe kommt, bestricken, eines wahren innern Glückes unfähig sind, durch Koketterie und Laune ihr eigenes Familienleben und das ihrer Verehrer zerstören. Nach kurzem Honigmonat ist Pierre der ärmste Teufel von der Welt, durch einen Eifersuchtshandel vor der ganzen Gesellschaft compromittirt, in ein Duell verwickelt und durch dasselbe völlig mit seiner Frau zerfallen. Es fehlt wenig daran, daß er sie todtschlägt. Trostlos und verzweifelt begegnet er einem der Hauptführer der russischen Freimaurerei, Basdajew, der ihn mit dem Grafen Willarski bekannt macht. Er läßt sich in der Maurerei unterrichten und wird in die Loge aufgenommen. Die damalige Logenphilosophie, die Riten der Aufnahme und der bunte Firlefanz des ganzen maurerischen Ceremoniells sind mit gründlichster Genauigkeit und höchst ergötzlich beschrieben. Die „ascetischen" Tagebücher, welche Pierre nun führt, erinnern lebhaft an Göthe's Tagebücher aus den achtziger Jahren. Er entwickelt solchen Eifer, daß man ihn schon 1808 zum Meister vom Stuhl wählt. Doch machte er auch hier wieder ernüchternde Erfahrungen.

„Er errichtete neue Logengrade, warb Mitglieder, beschäftigte sich mit Vereinigung der verschiedenen Logen und der Erwerbung der ‚Originale'. Auch gab er Gelder zu Logenbauten und förderte nach Kräften die Sammlung milder Gaben, betreffs derer die Mehrzahl der Mitglieder geizig und lässig war, so daß er fast aus seinen Mitteln allein das von dem Orden in Petersburg gegründete Armenhaus unterhielt.

„Sein Leben ging übrigens wie ehedem in Ausschweifungen dahin. Er aß und trank gern gut, und obwohl er es für unmoralisch und cynisch hielt, konnte er sich doch nicht bezwingen, den Ausschreitungen lediger junger Leute aus dem Wege zu gehen. Im Wirbel seiner Beschäftigungen und Belustigungen begann Pierre nach Verlauf eines Jahres zu merken, wie der Boden des Freimaurerthums, auf dem er stand, um so weiter unter seinen Füßen wich, je fester er sich bemühte, darauf zu stehen; zugleich aber fühlte er auch,

Digitized by Google

daß, je tiefer der Boden, auf dem er ſtand, unter ſeinen Füßen wich, er deſto willkürloſer an ihn geheftet war."

Unbefriedigt von der Petersburger Maurerei, zieht er ins Ausland, knüpft Verbindung mit den höchſten Freimaurern des Weſtens an, erhält die höchſten Weihen und fordert nach ſeiner Rückkehr die Brr. zu neuem Eifer auf:

„Geliebte Brüder! Es iſt nicht genug, in der Stille der Loge unſere Geheimniſſe zu erfüllen; wir müſſen auch handeln!... Wir ſind erſchlafft und müſſen wieder zu wirken beginnen.

„Zur Vorbereitung der lautern Wahrheit und zur Erlangung des Triumphes der Tugend müſſen wir die Menſchen von Vorurtheilen befreien, Geſetze verbreiten, die mit dem Zeitgeiſte im Einklang ſtehen, die Erziehung der Jugend übernehmen, uns durch unlösbare Bande mit den klügſten Menſchen zu tapferer und verſtändiger Ueberwältigung von Aberglauben, Unglauben und Thorheit verbinden und aus uns untergebenen Menſchen kräftige und mächtige Glieder bilden. Zur Erreichung dieſes Zieles iſt es nöthig, daß die Tugend die Oberhand über das Laſter erlangt u. ſ. w."

Trotz der phraſenſtrotzenden Rede befällt ihn jedoch drei Tage lang eine unſterbliche Langeweile, und da er gerade von verſchiedenen Seiten aufgefordert wird, verſöhnt er ſich mit ſeiner geſchiedenen Frau und tritt mit ihr wieder in die Welt ein, in ihren Augen „ein großer Herr, ein etwas blinder und lächerlicher Mann einer gefeierten Frau, ein gelehrter Sonderling, der nichts nützte, aber auch nichts ſchadete, kurz ein braver und biederer Menſch".

Auch das hält nicht lange vor. Pierre gibt ſein Tagebuch auf, flieht die Maurer, lebt wieder, wie er immer gelebt, ſo zügellos, daß ſelbſt Helene ihm Vorwürfe macht, und gibt ſich ſchließlich, um Lebensüberdruß zu verhüten, ans Trinken. Er wird dabei noch dicker, was aber nicht verhindert, daß er eine gewiſſe Zärtlichkeit für die kleine romantiſche Gräfin Natascha Roſtow empfindet und ſich mit apokalyptiſchen Zahlen beſchäftigt, zu deren Erforſchung ein Logenbruder angeregt. Aus einer Zuſammenſtellung des franzöſiſchen Alphabetes mit einer gewiſſen Zahlenreihe, die erſt die Einer und dann die Zehner bis 160 zählt, ergibt ſich, daß l'Empereur Napoléon durch Addition der Zahl 666 entſpricht, daß er alſo das apokalyptiſche Thier iſt. Quarante-deux, das Alter Napoleons, gibt ebenfalls 666, und nicht minder: L'Russe Besuhof. Kein Zweifel — er hat eine Aufgabe bezüglich des apokalyptiſchen Thieres zu löſen; aber welche? Die Aufregung, welche die Annäherung der Franzoſen auf Moskau verurſacht, treibt ihn auf das Schlachtfeld von Borodino, wo er unter zahlloſen Abenteuern von Poſten zu Poſten irrt, aber nur Störung anrichtet und von wo er endlich zu Fuß nach Moskau zurückkehrt. Bei der nun wachſenden Bedrängniß der Stadt flammt plötzlich der Gedanke in ihm auf, er ſei berufen, Napoleon hinwegzuräumen. Er verſteckt ſich in der Wohnung des unterdeſſen verſtorbenen Freimaurers Basdajew, verſchafft ſich Bauernkleidung und Piſtolen. Letztere vertauſcht er aber dann mit einem Dolch. So bleibt er während des Brandes in der alten Kaiſerſtadt und harrt der Dinge. Er kommt aber nur dazu, ein armes Kind aus den Flammen zu retten und eine verlaſſene Frau vor den Soldaten zu beſchirmen — viel zu gutmüthig zu einem

Attentat. Beim Einſchreiten für die arme Frau wird er gefangen genommen und vor Davouſt gebracht. Nur um ein Haar entgeht er dem Tode durch die Kugel, wird aber mit anderen Verurtheilten an deren Richtſtätte gebracht und muß da, ſelbſt im ungewiſſen, der Hinrichtung der anderen beiwohnen. Dann wird er mit anderen Gefangenen erſt in einer zerſtörten Kirche, ſpäter in einer Baracke vor der Stadt untergebracht. Da bleibt er in größtem Elend wochenlang, bis Napoleon von Moskau aufbricht. Dieſe Zeit iſt die wichtigſte ſeines Lebens. Es geht nun eine völlige Wandlung in ihm vor. Der Glaube an Gott und Seele, der ihm abhanden gekommen, wacht wieder in ihm auf. Das Beiſpiel eines ſchlichten Bauers, Platon Karateew, der das Loos der Gefangenſchaft in gläubiger Einfalt, Frömmigkeit und Geduld chriſtlich ſtandhaft erträgt, rettet ihn nicht nur vor Verzweiflung, es facht ein neues Leben in ihm an.

„Lange hatte er in ſeinem Leben nach verſchiedenen Richtungen hin dieſen Frieden, dieſen Einklang mit ſich ſelbſt, jenes ‚Etwas' geſucht, was er an den Soldaten in der Schlacht von Borodino ſo bewundert hatte. In der Philanthropie, im Freimaurerweſen, im Lebensgenuß, im Wein, in heldenmüthiger Selbſtaufopferung, in der Liebesromantik für Natascha, ja auch auf dem Wege des abſtracten Denkens hatte er nach dieſem ‚Etwas' geſucht, aber alle dieſe Nachforſchungen hatten ihn nur getäuſcht. Und jetzt, ohne nur daran zu denken, erhielt er dieſen Frieden, dieſen Einklang mit ſich ſelbſt, nur durch die Greuel des Todes, durch bittere Noth und durch das, was er durch dieſen Karateew erfuhr."

Von einem Leben langer Thorheit geheilt, tritt Pierre wieder in die Moskauer Geſellſchaft zurück, die er als Ungläubiger verlaſſen. „Jetzt beſaß er den Glauben — nicht den Glauben an irgend welche Regeln oder Worte oder Gedanken, ſondern an einen lebendigen und ſtets gegenwärtigen Gott.... Jetzt erkannte er, daß der Gott Karateews größer, unendlicher, unfaßbarer, als der große Weltbaumeiſter der Freimaurer. . . . Jetzt verſtand er das Große, Ewige und Unnennbare, er ſah es in allem und bewunderte das rings um ihn her ſtets wechſelnde, ewig große, unerreichbare und unendliche Leben, ſo daß er, ledig ſeiner früheren Zweifel, immer ruhiger und glücklicher in dem Bewußtſein wurde, daß es einen Gott gibt und daß kein einziges Härchen von des Menſchen Haupt ohne deſſen Willen fällt."

Dieſer tiefernſte, religiöſe Schluß des Romans erleidet nicht nur dadurch eine weſentliche Einbuße, daß Tolſtoi von einem unbeſtimmten Glauben an Gott und Ewigkeit zu einem klaren, chriſtlichen Bekenntniß nicht vordringt, ſondern auch dadurch, daß er den Katholicismus in unwürdigſter Weiſe verleumdet. Er läßt nämlich Helene abermals Pierre's überdrüſſig werden und zu dem Entſchluſſe kommen, die Ehe zu löſen. Um das zu ermöglichen, wird ſie unter der Leitung eines Jeſuiten katholiſch, ſchwankt dann einige Zeit zwiſchen zwei Hochzeitscandidaten, zieht ins Ausland und ſtirbt dort bald hinweg mit Hinterlaſſung ungeheurer Schulden. Das oberflächlichſte Studium der katholiſchen und proteſtantiſchen Controverslehren hätte den Grafen ſchon belehren können, daß Helene, um eine Eheſcheidung zu erwirken, nicht katho-

liſch, ſondern proteſtantiſch hätte werden müſſen. „In die Krallen der heiligen Väter der Geſellſchaft Jeſu“ brauchte er ſie zu dieſem Zwecke nicht gelangen zu laſſen.

Der wunderliche Roman des Graſen Pierre Beſuchow durchkreuzt ſich mit mehreren anderen Verwicklungen, von denen faſt eine jede ausreichenden Stoff für einen neuen Roman hätte darbieten können.

Eine viel edlere Geſtalt iſt der junge Fürſt Andrei Bolkonski, den die herannahende Entbindung ſeiner jungen, blühenden Frau nicht davon abzuhalten vermag, für das Vaterland in den Krieg zu ziehen. Als Adjutant Kutuſows macht er deſſen Rückzug mit, wird nach dem erſten günſtigen Treffen zu Kaiſer Franz geſandt, rettet bei Auſterlitz eine ruſſiſche Fahne, fällt aber mit derſelben ſchwer verwundet danieder. Die Nachricht von ſeinem vermeintlichen Tode koſtet der jungen Fürſtin das Leben. Ihr Kind wird gerettet, aber ſie erliegt der vorzeitigen Entbindung. Andrei, wider Erwarten hergeſtellt, verliert über dieſem furchtbaren Schlag alle Lebensluſt. Denn auch ihn hat der Unglaube der Zeit erfaßt. Zwei Jahre verbringt er einſam auf dem Lande, mit der Reform des Bauernweſens und der Bewirthſchaftung ſeiner Güter beſchäftigt. Erſt die Bekanntſchaft mit Natalſcha Roſtow weckt neuen Muth in ihm. Er tritt unter dem Miniſter Speranskij in das Kriegscomité und wirkt für die Reorganiſation der Armee. Nachdem er ſich mit Natalſcha verlobt, geht er wieder zur Armee. Das leichtfertige Mädchen wird ihm untreu. Erſt nachdem er in der Schlacht bei Borodino zum Krüppel geworden, trifft ſie an ſeinem Schmerzenslager ein, fleht ihn um Verzeihung an und pflegt ihn in ſeinen letzten Lebenstagen zugleich mit ſeiner treuen Schweſter Maria.

Die junge Fürſtin Maria Bolkonski iſt die ſchönſte und idealſte Frauengeſtalt des ganzen Romans, kindlich fromm und gläubig, beſcheiden und eingezogen, von den Thorheiten der Welt nicht berührt, die Wohlthäterin aller Armen und Nothleidenden, die unerſchöpflich geduldige Pflegerin ihres greiſen Vaters, eines alten Generals, der als erklärter Voltairianer ihre Frömmigkeit haßt und verſpottet, ſie unaufhörlich quält und tyranniſirt. Der Gegenſatz der beiden Geiſtesrichtungen iſt meiſterlich durchgeführt. Fern von allem Myſticismus, fürchtet Maria das Wort des göttlichen Heilandes, daß es dem Reichen ſchwer ſei, ins Himmelreich einzugehen; ſie wünſcht darum ärmer als der ärmſte Bettler zu ſein. „Begnügen wir uns,“ ſchreibt ſie einer Freundin, „die erhabenen Lehren zu erlernen, die unſer Gott und Heiland uns zur Führung hienieden hinterließ; ſuchen wir uns nach ihnen zu geſtalten und ihnen zu folgen.“ Von hohen myſtiſchen Dingen und unverſtändlicher Lectüre will ſie nichts wiſſen. Während alle anderen irdiſchen Freuden und Genüſſen nachjagen, begnügt ſie — die reiche Fürſtentochter — ſich damit, allen in Leid und Noth als Magd und barmherzige Schweſter zu dienen. So finden wir ſie am Schmerzenslager ihres Vaters, ihrer Schwägerin, ihres Bruders. Statt Sittenrichterei zu treiben, hat ſie Mitleid mit den Schwächen der anderen und ſucht ihnen aus ihrem moraliſchen Elende herauszuhelfen. Mitten in der furchtbaren Kataſtrophe, wo ſchon die franzöſiſchen Truppen das einſame Schloß bedrohen, die Bauern den Gehorſam kündigen, der Vater ſtirbt, ſie hilflos und vereinſamt zurückbleibt,

verliert ſie Muth und Faſſung nicht, und ihr Gottvertrauen wird nicht zu Schanden. Während rings um ſie mit Ehe und Liebe in unverantwortlicher Weiſe geſpielt wird, ſchreibt ſie: „In Anbetracht des Heiratsprojectes, das mich betrifft, ſage ich Ihnen, daß die Ehe nach meiner Anſicht eine göttliche Einrichtung iſt, der wir uns fügen müſſen. Wie ſchwer es auch immer für mich wäre, würde ich doch, wenn der Allmächtige mir je die Pflicht einer Gattin und Mutter auferlegte, ſo treu als nur möglich ſtreben, dieſe zu erfüllen, ohne mir um die Prüfung meiner Gefühle in Rückſicht deſſen, den er mir als Gatten beſchieden, viel Sorge zu machen.“ Dem ſcheidenden Bruder hängt ſie trotz ſeines Unglaubens vor der Abreiſe in den Krieg eine Medaille mit dem Bilde Chriſti und der heiligen Jungfrau um, mit den Worten: „Gegen dein Wollen ſchirmt er und ſchützt er dich und wendet dich zu ſich; denn in ihm allein iſt Wahrheit und Friede.“

Die ſchöne Seele im „Wilhelm Meiſter“ iſt hier nicht nur in der Charakterzeichnung weit übertroffen, ſie iſt auch viel lebendiger und anziehender mit dem Gang der Handlung verwoben. Einen intereſſanten Gegenſatz zu ihr bildet die lebensfrohe Familie des Grafen Roſtow: Graf, Gräfin, die Söhne Nicolai und Petja, die Töchter Wera und Natáſcha und die Pflegetochter Sonja. Es ſind herzensgute, gemüthliche Menſchen, aber Weltkinder durch und durch. Wo ſie erſcheinen, da iſt Schmaus, Feſtlichkeit, Jagd, Tanz, Oper, Theater, Beſuch. Da wird beſtändig geſcherzt und geliebt und geküßt. Wera hat ſchon ihren Bräutigam und kommt bald zur Heirat. Sonja, das geſchmeidige Kätzchen, ſeufzt den ganzen Roman hindurch nach dem Erſehnten, der ſie aber ſchließlich verläßt. Die kleine romantiſche Natáſcha, die von 10 zu 16 Jahren heranwächſt, fängt ſchon gleich mit einer kleinen Liebſchaft an, tändelt und ſchmachtet, und tanzt und kokettirt, verlobt ſich und wird untreu, ſchreibt Liebesbriefe und will ſich entführen laſſen, droht mit Selbſtmord und wird von unglücklicher Liebe krank — alles vor dem 17. Jahre. Bei alledem iſt mehr Kinderei, Phantaſie und Dummheit als Bosheit, und das wunderliche Gemiſch von Engelchen und Teufelchen, Kind und Mädchen iſt, wie keine andere Figur des Romans, mit dem Zauber poetiſcher Phantaſtik umwoben, ein ſchönes Seitenſtück zu Göthe's Mignon. Mitten in den Schreckenstagen von Moskau enttäuſcht und ernüchtert, kehrt es reuig zu dem wackeren Andrei zurück, theilt ſich mit Maria Bolkonski in deſſen Pflege und wird durch ihr Beiſpiel zum braven Hausmütterchen herangezogen.

Noch zahlreiche andere Charaktere wären zu erwähnen: der intrigante alte Fürſt Kuragin; ſein Sohn Anatol, ein verkommener Wüſtling; die politiſche Hofdame Anna Paulowna Scherer; die verarmte Fürſtin Drubetzkoi, eine für ihren Sohn unermüdlich regſame Mutter; ihr Sohn Boris, der elegante Salonlöwe und Officier; der händelſüchtige Spieler und Roué Dolochow; der ſteife, aber brave Berg, Wera's Bräutigam; eine Schaar anderer Officiere und Soldaten, vor allem aber der friſche, jugendliche Nicolai Roſtow, der mit Pierre abwechſelnd oder zuſammen faſt beſtändig vorn an der Bildfläche erſcheint, bereits zu Braunau unter die Pawlograder Huſaren geräth, bei Auſterlitz Adjutantendienſte leiſtet, dann zu Hauſe in ſchlechte Geſellſchaft kommt

und auf einen Sitz 43 000 Rubel verſpielt, durch Sparſamkeit im nächſten Krieg die Schuld tilgt, ſeinen kleinen Roman mit Sonja hat, nach der Einnahme von Smolensk die Prinzeſſin Maria aus höchſter Gefahr errettet und dafür dann auch zum Schluß ihr glücklicher Gatte wird.

Mit der feinſten Kunſt ſind alle dieſe bunten Fäden unter ſich und mit dem zeitgenöſſiſchen Weltſchauſpiele in ein Ganzes verwoben. Wohl erlaubt ſich Tolſtoi dann und wann den feuilletoniſtiſchen Kunſtgriff, eine Verwicklung gerade da abzubrechen, wo ſie am meiſten ſpannt; doch geſchieht das keineswegs willkürlich, ſondern nach wohlüberlegtem, dichteriſchem Plan. Die Handlung wird dadurch nicht aufgehalten, ſondern ſchreitet ebenmäßig voran in einer reizenden Wechſelfülle, welche ſtets das Intereſſe wach erhält. Die Hauptperſonen ſind dabei von einer Menge anderer Figuren aus allen Ständen und Lebensverhältniſſen umgeben. Durch Vergleiche, Schilderungen, Stimmungsbilder tritt auch die nordiſche Natur, Thier- und Pflanzenwelt mit dem reichſten Zauber in die Erzählung hinein. Es ſei hier nur an jene Sommerlandſchaft erinnert, in deren Schönheit der lebensſatte, niedergebeugte Fürſt Andrei wieder neuen Muth ſchöpft.

„Es war ſchon Anfang Juni, als Fürſt Andrei auf dem Heimwege wieder in jenes Birkengehölz kam, in welchem ihm die alte, knorrige Eiche aufgefallen war. Noch dumpfer als vor anderthalb Monaten klangen die Glöckchen der Pferde im Walde, in dem jetzt alles ſo üppig, ſchattig und dicht war, daß die einzelnſtehenden Fichten nicht mehr die allgemeine Schönheit des Gehölzes beeinträchtigten, ſondern, dem Geſammtbilde ſich fügend, zwiſchen dem grünen, krauſen Wuchſe lieblich durchſchimmerten.

„Der Tag war heiß. Gewölk ballte ſich, Gewitter verkündend, zuſammen; doch nur eine kleinere Wolke entlud ſich und beſprengte den ſtaubigen Weg und das lechzende Laub. Die linke Waldſeite war beſchattet, aber glänzend ſchillerte von Regentropfen die rechte, von leichtem Windhauch gefächelte Seite im Sonnenſchein.

„In Blüte ſtand alles, und bald nahe, bald fern ſchmetterten die Nachtigallen ihre Lieder."

„‚Da im Wald ſtand auch die Eiche, die mit mir ſo harmonirt', dachte Fürſt Andrei. ‚Doch, wo iſt ſie denn?' Und links vom Wege, ohne ſie wiederzuerkennen, erfreute ſich ſein Blick gerade an der Eiche, die er ſuchte. Ganz umgeſtaltet war ſie. Wie ein Gezelt überſpannte ſie das ſaftige, dunkle Grün und ſtand im Glanz der Abendſonne da, kaum von einem Lufthauche berührt. Weder knorrige Aeſte noch ſchartige Rinde — kein alter Grimm und Gram — war mehr erkenntlich. Saftige, junge Blätter ſchmückten ſie. Kaum hätte man glauben ſollen, daß dieſer Baumgreis ſie erzeugt habe. ‚Ei, das iſt doch die nämliche Eiche!' dachte Fürſt Andrei, und das Gefühl des Lenzes, das Gefühl von Freuen und Erneuen überkam ihn plötzlich, und er erinnerte ſich auch wieder der ſüßeren Momente ſeines Lebens. ‚Nein, das Leben iſt mit einunddreißig Jahren noch nicht aus', entſchied er kurz. ‚Wenig hilft es mir, daß ich, was in mir iſt, allein beſitze; auch andere ſollen es mit mir theilen!'"

Solche Stellen tiefen Naturgefühles, echter, voller Poesie umranken des öftern das bunte Weltbild. Der Vergleich des verödeten Moskau mit einem Bienenstock, der seine Königin verloren, gemahnt an Virgil und Homer. Wenn ein Roman den Namen einer modernen Epopöe verdient, so ist es überhaupt dieser. Darüber, daß derselbe den Höhepunkt der russischen Novellistik bezeichnet, sind die Stimmen ziemlich einig; ja auch in der gesammten neuern Romanliteratur überhaupt hat man ihm bereits einen der hervorragendsten Plätze angewiesen. Eines ist aber dabei ziemlich unbeachtet geblieben: daß dieses Meisterwerk nämlich nur seiner äußern Technik nach dem modernen Realismus angehört, daß es in seinem innern Geiste und Gehalte eine vollständige Rückkehr zur Romantik bedeutet. Mag in Fürst Andrei, Graf Pierre und anderen Charakteren ein gut Theil jener vornehmen Weltlust und jenes blasirten Weltschmerzes sich spiegeln, der Puschkins Schule charakterisirt; Nicolai Rostow dagegen ist der echte Waffenbruder eines Theodor Körner und Schenkendorf, der lebensfrische todesmuthige Jüngling der Freiheitskriege; der lieblichen Gestalt Maria Bolkonski's oder der neckischen Gestalt Natascha's könnten wir ebenso gut bei Arnim, Fouqué oder Eichendorff begegnen; das ganze Zeitbild aber ist von jener mächtigen, religiös-patriotischen Begeisterung getragen, welche Schukowskij 1812 vor der Schlacht von Tarutino seine herrliche Dichtung: „Der Sänger im Lager russischer Krieger", eingegeben hat. Fast unbegreiflich ist, daß Tolstoi seiner bei der Schlacht von Borodino nicht gedenkt; denn er kämpfte mit unter den Schaaren der tapfern Jugend, und die Erinnerung an ihn hätte die prachtvolle Schilderung nur gehoben.

5.

Auch in seinem zweiten Hauptwerk, dem dreibändigen Roman „Anna Karenina", der 1878 zum Abschluß gelangte, verräth Tolstoi einige Neigung, ein weitausschauendes Culturbild zu entfalten. Köstlich ist gegen Ende hin die Stimmung zur Zeit des serbischen Krieges skizzirt. „In Sergei Iwanowitsch Kosnischews Umgebung schrieb man über nichts weiter, als über die slavische Frage und über den serbischen Krieg; alles, was gewöhnlich die unbeschäftigte Menge thut, um ihre Zeit zu tödten, wurde jetzt zu Gunsten der slavischen Brüder gethan. Bälle, Concerte, Reden, die Damentoilette, die Hotels, alles verrieth die Theilnahme für die Slaven. Mit vielem von dem, was man also sprach und schrieb, war Sergei Iwanowitsch durchaus nicht einverstanden. Er erkannte, daß die slavische Frage zur Modesache geworden, und erkannte auch, daß sich viele Leute nur aus ehrgeizigen und selbstsüchtigen Plänen mit ihr beschäftigten. Er sah ein, daß die Zeitungen stark übertrieben und viel Papier unnütz verdruckten zu dem einzigen Zweck, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die anderen zu überschreien. Er nahm wahr, daß bei dieser allgemeinen Begeisterung sich in der Gesellschaft am lautesten alle Mißvergnügten und bisher Zurückgesetzten nach vornen drängten, und daß hier allerhand lächerlicher Leichtsinn zur Entfaltung kam; allein er bemerkte auch einen unzweifelhaft echten, sich immer mehr verbreitenden Enthusiasmus, der alle Klassen der Gesellschaft verschmolz und entschiedene Theilnahme verdiente.

Der Kampf der gläubigen ſlaviſchen Brüder forderte Mitgefühl und Entrüſtung gegen ihre Unterdrücker. Aber ganz beſonders war Sergei Iwanowitſch über ſolchen Ausdruck der öffentlichen Meinung erfreut. Die Geſellſchaft hatte deutlich ihren Willen geäußert. Die Volksſeele hatte, wie er es nannte, einen Ausdruck gefunden. Und je mehr er ſich mit dieſer Sache beſchäftigte, um ſo offenbarer wurde es ihm, daß dieſelbe eine rieſige, epochemachende Bedeutung gewinnen würde."

Die Gegenwart lag indes zu nahe. Den noch lebenden Czaren Alexander II., ſeine Generäle und Staatsmänner, Geſetzgebung und Politik der letzten Jahre konnte Tolſtoi nicht ſo frei beſprechen, wie die Männer und Ereigniſſe der napoleoniſchen Zeit. Das längſt von Liberalismus und Nihilismus untergrabene nationale Bewußtſein hatte nicht mehr jenen Schwung und jene Begeiſterung, welche einſt Napoleon getrotzt. Eine drückende Atmoſphäre von Peſſimismus lag über der höhern Geſellſchaft, welche die panſlaviſtiſche Bewegung nicht zu überwinden vermochte. Tolſtoi verzichtete darum auf ein weitergreifendes Culturbild und begnügte ſich, in einer eng umgrenzten Familientragödie der modernen Welt ein Spiegelbild vorzuhalten. Es iſt überaus treffend gewählt und ausgeführt. Es zeichnet den innern Ruin der Familie und damit eine der tiefſten Urſachen, durch welche das moderne Geſellſchaftsleben die Idealität der frühern Zeit verloren hat und der blinden Macht der Materie anheimgefallen iſt. Ehebruch und Selbſtmord ſind das Signalement einer Zeit, die von den chriſtlichen Grundſätzen abgefallen, wie heldenmüthige Aufopferung für Haus, Herd und Vaterland eine Zeit charakteriſirte, in welcher einſt harte Prüfung Religioſität und Vaterlandsliebe gleichzeitig erneuerte.

Anna Karenina iſt die junge Gattin eines ſchon ältern hohen Staatsmannes, des Miniſters Alexei Alexandrowitſch Karenin, eines hochbegabten, unermüdlich thätigen, bedeutenden und einflußreichen Mannes. Er iſt auch perſönlich ein liebenswürdiger Gatte, voll Liebe und Rückſicht für die junge Frau, aber ernſt, würdevoll, ruhig, ohne das phantaſtiſche und leidenſchaftliche Element, das noch in Anna pulſirt. Eine bloße Salonszierpflanze, eine berückende Kokette, eine wollüſtige Verführerin wie Helene Kuragin iſt ſie nicht. Eine treffliche Erziehung hat bis jetzt die ſchönſten weiblichen Eigenſchaften in ihr entwickelt und die Keime der Leidenſchaft gezügelt. Doch ein übermächtiges Gefühlsleben ſchlummert in ihr und fängt langſam an, ſich zu entfalten. Die ſanfte Zärtlichkeit eines würdigen Mannes langweilt und ermüdet ſie. Das Leben kommt ihr entſetzlich öde und troſtlos vor. Da tritt die Verſuchung an ſie heran; Wronsky, ein junger Officier, fällt ihr auf, ganz zufällig, beim Ausſteigen auf einem Bahnhof, wo ihr Mann ſie, Wronsky ſeine alte Mutter erwartet. Ein lüſterner Blick auf ihre ſchöne Geſtalt genügt, ein Unheil anzurichten, das erſt mit ihrem Selbſtmord endigt. Sie fühlt ſich geſchmeichelt, ſie fängt von einer neuen Liebe zu träumen an. Eine Zeit lang ringt ihr beſſeres Ich mit der verhängnißvollen Lockung. Doch bald flackert die unreine Glut hoch auf, und ſie ſpottet der Schranken, welche der geſellige Anſtand, loſe genug, der weiblichen Ehre gezogen hat, ſie trotzt der

liebevollen Mahnung des treuen Gatten, der sie rechtzeitig warnt, sie trotzt dem Klatsch, der sich alsbald mit dem pikanten Verhältnisse zu schaffen macht. Entsetzliche Enttäuschung folgt dem Fall. Sie fühlt sich so schuldig und verbrecherisch, daß sie vor ihm, der sie entehrt, auf die Kniee fällt und ihn um Verzeihung bittet. Ihm ist wie einem Mörder zu Muth beim Anblick seines hingewürgten Opfers. Namenloser Ekel erfaßt sie. Sie möchte zurück, aber sie vermag nicht mehr. Ihre Ehe ist geschändet, und bald übertäubt die neu erwachende Leidenschaft die Stimme des Gewissens und das drückende Gefühl ihrer Schande.

Der tiefgekränkte Gatte, dessen ganzes Lebensglück mit einem Schlag geknickt ist, versucht umsonst, wenigstens den Schein des äußern Anstandes, die Ehre seines Namens und das Kindesgefühl ihres gemeinsamen Sohnes Sereëscha zu retten. Das Duell hält er für eine Thorheit und Nichtswürdigkeit. Kann er auch fürder Anna nicht mehr als Gattin lieben, so will er sie doch nicht verstoßen, in den Augen der Welt soll sie seine Frau bleiben; er gibt nicht alle Hoffnung auf, daß sie einst zur Besinnung kommen werde. Doch vergebliche Hoffnung! Anna's Leidenschaft zerreißt auch diesen letzten Faden des äußern Scheins. Sie ladet den Ehebrecher in ihr eigenes Haus, da sie den Gatten für einige Stunden amtlich beschäftigt glaubt, und Karenin überrascht ihn zufällig bei einem solchen Stelldichein. Jetzt reift der Entschluß zur Scheidung. Er bemächtigt sich der Briefe Wronsky's an seine Frau, um Beweismaterial zu haben. Während indes eine Amtsreise die Ausführung seines Entschlusses hinausschiebt, ruft ein Telegramm ihn an das Krankenbett der untreuen Gattin. Die Geburt eines Kindes hat ihr Verbrechen aufs neue bestätigt; sie selbst aber schwebt jetzt zwischen Leben und Tod. Mitleid ergreift den unglücklichen Gatten. Er eilt an ihr Schmerzenslager, und im Angesicht des Todes, der jeden Augenblick erwartet wird, vergibt er nicht nur der Sünderin, sondern auch dem Zerstörer seines Familienglücks. „Als ich das Telegramm erhielt," sagt er, „fuhr ich mit Gefühlen der Rache her, ja, ich will noch mehr sagen, ich wünschte ihren Tod. Allein ich sah sie und habe ihr verziehen. Und die Seligkeit des Verzeihens hat mir offenbart, was meine Pflicht ist. Ich habe ganz vergeben. Ich will auch die andere Wange hinhalten, ich will auch noch das Hemd hingeben an den, der mir meinen Rock genommen, und will nur Gott bitten, daß er mir die Seligkeit des Verzeihens nicht nimmt. Sehen Sie, das ist jetzt meine Stellung. Sie können mich in den Schmutz treten, zum Gespött der Welt machen, doch werde ich sie nicht verlassen und ihr niemals ein Wort des Vorwurfes sagen. Meine Pflicht ist mir jetzt klar: ich muß bei ihr bleiben, und ich werde bleiben."

Auf Wronsky macht diese Wendung einen niederschmetternden Eindruck. „Er fühlte sich beschämt, gedemüthigt, schuldig und der Möglichkeit beraubt, diese Demüthigung von sich abzuweisen. Er sah sich aus dem Geleise, in welchem er bisher so leicht und sicher dahingefahren war, hinausgeworfen. Alle Gewohnheiten und Regeln seines Lebens, die ihm bisher so fest und unumstößlich erschienen waren, hatten sich plötzlich als falsch und unzulänglich erwiesen. Der betrogene Ehemann, der ihm bisher als ein so klägliches Wesen

erschienen war, als eine zufällige und lächerliche Störung seines Glückes, hatte sich plötzlich, und zwar durch Anna selbst veranlaßt, zu einer Achtung gebietenden Höhe aufgeschwungen, und dieser Ehemann erschien auf dieser Höhe nicht tückisch, falsch und lächerlich, sondern gut, einfach und edelmüthig. Das fühlte Wronsky. Die Rollen waren plötzlich vertauscht. Der Mann war hochherzig in seinem Unglück, er aber niedrig, kleinlich in seinem Betrug."

Er möchte gerne Alles, Alles vergessen, aber es gelingt ihm nicht. Er macht einen Selbstmordsversuch, aber die Kugel verwundet ihn nur schwer, nicht tödtlich. Anna Karenina lebt indes wieder auf, Wronsky wird hergestellt. Reizbar, phantastisch, leidenschaftlich im höchsten Grad, vermag die unselige Frau sich nicht in den treuen, schlichten Charakter ihres Mannes zu finden. Wie ein dämonischer Fluch waltet das sträfliche Verhältniß weiter. Anna trennt sich mit ihrem unehelichen Kind von ihrem Gatten und lebt mit Wronsky in wilder Ehe zusammen. Aber die Mutterliebe zu ihrem echten Kind läßt ihr keine Ruhe; sie sucht ihr altes Heim wieder auf, um Sereëscha an seinem Geburtstag zu umarmen. Wie sie aber ihrem Geliebten nicht traut, sondern ihn mit ewiger Eifersucht quält, kann er sich nicht in ihre Anhänglichkeit an das Vergangene finden. Er glaubte sie ganz in seinem Besitz zu haben, aber das ist nicht der Fall. Ihr Herz ist getheilt, und die schmähliche Schuld läßt ihr keine Ruhe. Keine Zerstreuung, kein Morphium beschwichtigt ihre ewig fiebernden Nerven. Ihre Gesundheit und Schönheit welken langsam dahin. So sehr auch Wronsky die frühere Zärtlichkeit neu zu beleben sucht, fühlt sie wohl, daß seine Liebe allgemach erlischt. Anstatt endlich ganz und entschlossen mit ihm zu brechen, regt sie sich in qualvollem Schwanken bis zu halbem Wahnsinn auf — und da sie sich von ihm verlassen glaubt, legt sie sich verzweifelt auf die Schienen desselben Bahnhofs, an dem sein erster Liebesblick sie einst an ihn gefesselt.

Der ganze psychologische Proceß dieser schuldvollen Liebe ist bis zu dem tragischen Schluß mit vollendeter Meisterschaft entwickelt. Der Roman ist eines der glänzendsten Seitenstücke zu Werthers Leiden. Während Göthe jedoch die schuldvolle Liebe mit allem Zauber der Poesie umgeben hat, zeichnet Tolstoi mit ergreifender Kraft den Jammer und Fluch, welcher der Sünde als ihr Schatten auf Schritt und Tritt folgt.

Dem ehebrecherischen Paare ist ein anderes, relativ glücklicheres Paar junger Leute gegenübergestellt, der brave und redliche Konstantin Lewin und die zarte, feinfühlige Kitty Tscherbatzky. Ihr stilles Landleben spielt sich freundlich in den Schranken der Pflicht ab; doch auch hier wohnt kein ungetrübtes Glück. Es fehlt Lewin an religiöser Klarheit und Festigkeit; in traurigen Grübeleien hetzt er rastlos seinen Geist ab. Keine äußere Thätigkeit vermag die Melancholie und pessimistische Traurigkeit zu verscheuchen, welche die Armseligkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Strebens in ihm erregt. Diese innere Unruhe treibt ihn bis zur Verzweiflung, bis zu Selbstmordsgedanken. Erst der schlichte Spruch eines Bauern: „Man muß an Gott denken und für die Seele leben", macht seinem Weltschmerz endlich ein Ende

und läßt ihn seines häuslichen Glückes froh werden, das ihn sonst von allen Seiten umgibt.

Die übrigen Personen des Romanes gehören hauptsächlich den drei Kreisen der Petersburger Gesellschaft an, in deren Mitte Anna Karenina lebt. Den ersten Kreis bilden die Collegen und Unterbeamten Karenin's; den zweiten „eine Gesellschaft bejahrter, unschöner, tugendhafter und kirchlich frommer Frauen und kluger, gelehrter, ehrgeiziger Männer. Einer dieser gelehrten Herren hatte diesen Kreis als ‚das Gewissen der Petersburger Gesellschaft' bezeichnet". „Die dritte Clique endlich, zu der Anna in Beziehung stand, war die sogen. große Welt, die Welt der Bälle, der Diners, der glänzenden Toiletten, die Welt, welche sich mit einer Hand am Hofe festklammert, um nicht zur Halbwelt, zur demi-monde herabzusinken; denn obwohl ihre Mitglieder sich einbildeten, daß sie diese verachteten, glichen sie ihr nicht nur in ihrem Geschmacke, sondern waren auch ihrem Wesen nach mit ihnen identisch." Von all diesen drei Kreisen führt Tolstoi sprechende Typen vor. Salon, Theater, Ball, Pferderennen, Jagd, Oper, Hofleben, Stadtleben, Landleben sind in glänzenden Bildern gezeichnet. Durch alles zieht sich aber eine tiefe Geringschätzung des blasirten Lebens der höhern Gesellschaft, eine mächtige Sehnsucht aus dem Gewirre der Großstädte und dem traurigen Pfuhle ihrer Verkommenheit hinaus aufs Land, zu einfachen, ruhigeren Verhältnissen, zu einem Leben, das auf Religiosität, Sitte, Einfachheit, Arbeit, schlichter Pflichterfüllung ruhend, der fruchtlosen Jagd nach ewig unbefriedigenden Genüssen ein Ende macht.

6.

Man kann sich nicht wundern, wenn ein von solchen Anschauungen durchdrungener Novellist sich trotz seiner großen Erfolge aus der Welt der Novellen und Romane zurückzog und nach einigen Jahren als Theologe auftauchte mit der merkwürdigen Frage: „Was ist meine Religion?"

„Ich habe 55 Jahre in der Welt gelebt," so beginnt diese seltsame, 1883 vollendete Schrift, „und von diesen habe ich mit Ausnahme der ersten 14—15 Jugendjahre 35 Jahre als Nihilist gelebt, und zwar in der wahren Bedeutung des Wortes, d. h. nicht als Socialist und Revolutionär, wie dieses Wort gewöhnlich verstanden wird, sondern als Nihilist in dem Sinne einer vollständigen Abwesenheit jeglichen Glaubens. Vor fünf Jahren" (also etwa 1878, nach Vollendung des Romanes „Anna Karenina") „kam mir der Glaube an die Lehre Christi — und mein Leben ward plötzlich ein anderes; ich wünschte nicht mehr, was ich bisher gewünscht, und was ich bisher nicht gewünscht, das wünschte ich jetzt."

Dieses Geständniß muß jeden christlich-gläubigen Leser mit freudiger Erwartung erfüllen. Dieselbe muß noch zunehmen, wenn uns Tolstoi erzählt, daß er schon seit sechs Jahren mit zwei großen Abhandlungen beschäftigt sei: einer Kritik der dogmatischen Theologie und einer Evangelienharmonie, die Vers für Vers die vier Evangelisten zusammenstellt und erläutert. Und dazu kommt noch die Versicherung des emsigen Forschers nach Wahrheit, daß ihn von seiner

frühesten Kindheit an „im ganzen Evangelium am meisten jene Lehre Christi bewegt und gerührt habe, in welcher er Liebe, Demuth, Erniedrigung seiner selbst, Selbstaufopferung und Vergeltung des Bösen mit Gutem predigt". Auf diese Vorliebe für die große praktische Grundlehre des Christenthums — die Lehre von der Selbstverläugnung und vom Kreuze — weisen auch beredt seine zwei novellistischen Hauptwerke hin.

Der Erwartung folgt indes herbe Enttäuschung. Anstatt zum Glauben seiner Väter und durch denselben zum ganzen und vollen katholischen Glauben zurückzukehren, stellt Tolstoi sich ganz und gar auf den protestantischen Standpunkt der freien Forschung, erhebt ein paar Lieblingssätze, die er mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand erfaßt, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner ganzen Religion und kritisirt danach alle bestehenden Religionssysteme und Philosophien und verwirft sie sämmtlich, vorab die orthodoxkirchliche Lehre, d. h. die dogmatischen Grundlehren des Christenthums, in welchen die russische Kirche noch mit der römisch-katholischen übereinstimmt.

„Die Regeln, die mir die Kirche gab über den Glauben an die Dogmen, über die Erfüllung ihrer Gesetze, das Einhalten der Fasten und Gebete — die brauchte ich nicht; Regeln aber, die auf christliche Wahrheit gegründet gewesen wären, die gab sie mir nicht. Mehr als das: die kirchlichen Regeln schwächten, ja vernichteten sogar manchmal geradezu jene christliche Stimmung, die allein meinem Leben Werth verlieh. Am meisten verwirrte es mich, daß alles Böse der Menschen — die Verdammung des einzelnen, die Verdammung ganzer Völker, die Verdammung anderer Glaubenslehren und die aus solchen Verdammungen entstehenden Verfolgungen und Kriege — alles das von der Kirche gerechtfertigt wurde."

So wirft er denn jede kirchliche Autorität und Lehre von vornherein über Bord und versucht sein Glück auf eigene Faust. Ohne sich von der Gottheit Jesu Christi zu überzeugen, nur seinem Gefühle folgend, geht er von der Bergpredigt aus und erklärt als das große Grundgesetz des gesammten Christenthums im Gegensatz zum Judenthum die Worte Christi: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel" (Matth. 5, 38. 39). Mit Zuziehung anderer Texte (Matth. 7, 1; Luc. 6, 37; Brief des hl. Jak. 2, 1—13; 4, 11—12; Römerbrief 2, 1—11) folgert Tolstoi, daß alle peinliche Rechtspflege, sowie der Krieg der Lehre Christi völlig zuwider seien, und daß gerade in diesem Punkte das Gesetz Christi sich am wesentlichsten von dem Gesetze Mosis unterscheide. Er wundert sich selbst darüber, daß es ihm vorbehalten war, den Sinn der Lehre Christi als etwas Neues zu entdecken.

Worin besteht nun diese Entdeckung? Indem Tolstoi die acht Seligkeiten als etwas Unerhebliches beiseite läßt, das doppelte Gebot der Liebe nebst den zehn Geboten als „Gebot der Alten" ebenfalls von der specifischen Lehre Christi ausschließt, gelangt er zu folgenden fünf Geboten Christi:

1. Halte Frieden mit allen und hüte dich, einen andern Menschen für nichtig oder verrückt zu halten (Matth. 5, 22—24). 2. Jeder habe sein Weib und jede ihren Mann in untrennbarer Ehe (Matth. 5, 28—32). 3. Schwöre

nicht, noch thue irgend ein Gelübde (Matth. 5, 34—47). 4. Räche dich nicht, sondern vergilt Böses mit Gutem (Matth. 5, 38—42). 5. Liebe deine Feinde, d. h. die Angehörigen fremder Nationen als Kinder desselben Gottes (Matth. 5, 43—48).

Sobald die Menschen eines dieser Gebote nicht erfüllen, wird der Friede gestört. Erfüllen aber alle Menschen diese fünf Gebote, so wird das Reich des ewigen Friedens auf Erden herrschen, das Christus seinen Aposteln verheißen hat.

Das größte Hinderniß nun, daß der ewige Friede nach Christi Absicht schon hier auf Erden verwirklicht wird, ist nach Tolstoi die allgemeine Ansicht, daß jene fünf Gebote unausführbar seien, und diese Ansicht leitet er von dem christlichen Dogmenglauben her, d. h. dem „Glauben, der von Kindheit auf allen Christen laut den verschiedenen orthodoxen, katholischen und protestantischen Katechismen gelehrt wird". Als Grundirrthümer des christlichen Dogmenglaubens aber gelten ihm die christlichen Lehren vom Sündenfall und von der Erlösung. Auf dieselben führt er auch alle moderne Philosophie und Wissenschaft zurück.

„In der Lehre über die Erlösung", so führt er aus, „gibt es zwei Grundsätze, auf die sich alles stützt: 1. Das normale menschliche Leben ist ein Leben der Glückseligkeit, das Leben auf Erden aber ist ein schlechtes, durch Menschenmühe nicht zu verbesserndes Leben, und 2. die Rettung aus diesem Leben, d. i. auf Erden liegt im Glauben.

„Diese zwei Grundsätze sind zur Basis der Weltanschauung sowohl der Gläubigen als Ungläubigen unserer pseudo-christlichen Gesellschaft geworden. Dem zweiten Grundsatz entsprang die Kirche mit ihren Einrichtungen. Dem ersten entspringt unsere öffentliche Meinung und entspringen unsere philosophischen und politischen Theorien."

Hegelianismus, Pessimismus, Materialismus, Spiritismus — alles leitet Tolstoi aus diesen zwei Grundsätzen ab. Um zur Lehre Christi zu kommen, muß man vor allem dieselben aufgeben, muß man dem Glauben an ein ewiges persönliches Leben, an die persönliche Auferstehung Christi, an die Gottheit Christi entsagen. Der einzelne Mensch lebt nach dem Tode nicht persönlich fort, sondern nur in dem alleinigen Menschen-Sohne, der in den Menschen lebt, d. h. in dem Leben der Menschheit selbst. Wir müssen also dem Streben nach unserer eigenen Beseligung im Jenseits entsagen und gleich den Chinesen, Indern und allen übrigen Heiden unser letztes Ziel im Diesseits suchen, und zwar liegt dieses Ziel nicht in uns selbst, sondern in unseren Kindern, in unserer Familie, in unserem Volke, in der Menschheit — in allem, was nicht mit dem persönlichen Leben stirbt. Dazu hat uns Christus die fünf Gebote gegeben, durch deren Beobachtung der einzelne sich der Gesammtheit unterordnet und die Gesammtheit wie der einzelne schon hienieden die höchste Glückseligkeit erreicht.

Es ist schmerzlich, einen so hochbegabten, so wohlmeinenden Geist sich durch jahrelanges Studium in ein solches Chaos von Widersprüchen und Wahngebilden verirren zu sehen. Wie gar oft indes, wo Herz und Phantasie den

Verſtand leiten, ſo ſind auch hier die praktiſchen Folgerungen weniger verhängnißvoll, als die Theorien, aus welchen ſie abgeleitet werden. Das erſte und vierte der Gebote Chriſti, wie Tolſtoi ſie formulirt, enthalten ihrem weſentlichen Sinne nach wirklich Gebote Jeſu Chriſti: das Gebot, den Nächſten nicht zu verachten und nicht zu beleidigen, und das Gebot, nicht an ihm Rache zu nehmen, ſondern die erlittene Unbill mit Gutem zu vergelten. Irrt Tolſtoi auch, wenn er den Cölibat für unerlaubt erklärt, ſo proclamirt ſein drittes Gebot von der Unauflöslichkeit der Ehe nur einen Canon des Tridentiniſchen Concils, der ſich auf den klaren Ausſpruch Chriſti und auf die ſtete Ueberlieferung der Kirche ſtützt. Vollſtändig irrig iſt es natürlich, wenn er in dem angeblichen dritten Gebot mit den Quäkern jeden Eid und jedes Gelübde verwirft; ebenſo irrig iſt auch die Ausdehnung, welche er dem Gebot der Feindesliebe gibt, indem er jedes getrennte Staatsweſen, jede Bevorzugung des eigenen Staatsweſens, jeden Krieg unter den Völkern und jede Antheilnahme am Krieg für unerlaubt erklärt.

„Wenn ich auch jetzt im Momente der Selbſtvergeſſenheit", ſo ſagt er über dieſen Punkt, „im Stande bin, dem ruſſiſchen Volke mehr beizuſtehen als einem fremden, dem ruſſiſchen Staate oder Volke mehr Erfolg zu wünſchen als einem andern, ſo kann ich doch bei ruhiger Beſinnung nicht jener Verſuchung nachgeben, die mich und andere zu Grunde richtet. Ich kann keine Staaten oder Völker aufrufen und kann mich an keinen Streitigkeiten zwiſchen Völkern und Staaten betheiligen, weder mit Reden noch mit Schriften; noch weniger kann ich mich dem Dienſte eines Staates widmen. Ich kann mich an all jenen Beziehungen nicht betheiligen, die ſich auf den Unterſchied der Staaten gründen, weder am Zollamt, noch am Zolleinnehmen, noch an Waffen- oder Kriegszurüſtungen oder an einer darauf bezüglichen Thätigkeit, nicht am Militärdienſte, noch viel weniger am Kriege gegen andere Völker; und ich kann nicht dazu beitragen, daß andere das thun."

Dieſe Irrthümer, welche Tolſtoi ſämmtlich aus dem Gebote der chriſtlichen Feindesliebe folgert, untergraben nicht nur jedes Staatsleben, ſie zerſtören auch alle bedeutenderen Motive, auf welchen ſein nationaler Roman „Krieg und Frieden" ruht.

So kraus und wunderlich indes dieſe und andere Ausführungen Tolſtoi's lauten, ſo liegt ihnen doch ein durchaus wahrer und richtiger Kern zu Grunde. Der am Marke der Nationen ſaugende Militarismus, der von dem Nationalitätsprincip nur künſtlich verſchleierte Klaſſen- und Raſſenhaß, die zu Gunſten einiger wenigen die Maſſen ausbeutende Kapitalwirthſchaft, der nur im Intereſſe des Kapitals arbeitende Handel und Induſtrialismus, die den Luxus ſteigernde und von ihm beſtändig wieder geſteigerte Genußſucht und Sittenloſigkeit, die hohle, entnervende, Geiſt und Leib verderbende Scheinbildung, die jede Menſchenwürde niedertretende Allgewalt der Staatsmaſchine, der ihr entſprechende feile Servilismus, die gleich einem Rieſenpilz alles Beſſere überwuchernde Scheincultur und Unnatur — das ſind nach ihm die Feinde des allgemeinen Wohles, die Mächte der Finſterniß, welche das Leben der Menſchheit untergraben.

Das alles muß fort! Fort um jeden Preis! Doch nicht durch gewaltſame Revolution, wie die Nihiliſten wollen; nicht durch freiheitliche politiſche Umgeſtaltung, wie die Liberalen wollen; nicht durch religiöſe Einwirkung, wie die Häupter der byzantiniſchen Staatskirche wollen; nicht durch Neubelebung des alten Ruſſenthums, wie die Slavophilen wollen. Staat und Kirche müſſen ganz aus dem Spiele bleiben. Jeder muß auf eigene Fauſt ſelbſt anfangen. Jeder muß ein arbeitſames, beſcheidenes, einfaches, die Begierden mäßigendes Leben führen, für Frau und Kinder ſorgen, auf allen Luxus, allen Haß, alle Feindſchaft, allen Hader, alle Rache, allen Ehrgeiz, alle Wolluſt, alle Habſucht verzichten. Wenn das ganze Volk wie ein Mann jeden Kriegsdienſt verweigert, wenn alle wie ein Mann jedes überflüſſige Geld von ſich weiſen, wenn alle wie ein Mann ſich von ihrer Hände Arbeit im Schweiße ihres Angeſichtes ernähren, dann iſt die Militär- und Kapitalwirthſchaft gebrochen. Und wenn ein jeder lieber alles über ſich ergehen läßt, als einem andern wehezuthun, wenn alle ihre Feinde lieben, dann iſt die Welt bald ein einziges Friedensreich!

Wenn! Wenn! Daß doch nur dieſes „Wenn“ nicht wäre! In dem „Märchen von Iwan dem Narren“ hat Tolſtoi dieſen Sieg der arbeitenden Einfalt über die moderne Cultur ganz allerliebſt beſchrieben. Alle Künſte der kleinen Teufel und ſelbſt die des großen Teufels ſcheitern an Iwan dem Narren, der nichts haben will, als was er ſich ſelbſt mit ſeinen ſchwieligen Händen mühſam erwirbt. In der kleinen Volksſchrift „Wovon die Leute leben“ kommt ein Engel mit der Botſchaft: „Und ich erfuhr, daß jeder Menſch nicht von den Sorgen um ſich ſelber lebt, ſondern von der Liebe“. In dem Volksdrama „Die Macht der Finſterniß“ bringt Tolſtoi den Triumph ſeiner Ideen ſchon als fait accompli auf die Bühne. Der junge Bauer Nikita hat ein Mädchen verführt und deſſen Kindlein umgebracht, eine junge Frau verlockt und deren Mann vergiftet; wie er aber nun die Tochter des Ermordeten heiraten will, erfaßt ihn Reue; er klagt ſich öffentlich aller ſeiner Verbrechen an, und ſein alter Vater Akim umarmt ihn dafür und verheißt ihm die Verzeihung Gottes.

Das kleine Drama, ſehr volksthümlich, aber mit abſtoßender Realiſtik durchgeführt, widerlegt im Grunde alle Theorien des Dichters. Es zeigt, daß der Menſch auch in einfachen Verhältniſſen, ohne Uebercultur, mit der Erbſünde behaftet, zum Böſen geneigt und genau derſelben Verbrechen fähig iſt, welche die höhere Geſellſchaft brandmarken. Gegen dieſe böſen Triebe reichen die fünf Gebote Tolſtoi's nicht aus. Das Volk bedarf nicht minder als die Gebildeten einer Religion, einer kirchlichen und ſtaatlichen Autorität, einer religiöſen Erziehung — mit einem Wort: der vollen chriſtlichen Cultur, welche nicht bloß den einzelnen und die Familie, ſondern auch den Staat und das Geſellſchaftsleben mit dem Geiſte Chriſti und mit der Gnade Chriſti durchdringt.

Für die Literatur ſind dieſe und andere kleinere Volksſchriften Tolſtoi's, wie auch ſeine Novelle „Der Tod Iwan Iljitſch'“, lange nicht von der Bedeutung, wie ſeine zwei großen Romane. Möchte der ausgezeichnete Novelliſt

auf den Gedanken verzichten, dem Chriſtenthum eine andere Baſis zu geben, als jene, welche ihm Chriſtus ſelbſt verlieh und welche 18 Jahrhunderte lang die Menſchheit mit Heil und Segen erfüllt hat; möchte er anſtatt eines Emerſon, Max Müller, Tiele und anderer modern-heidniſcher Religionsphiloſophen und anſtatt der phantaſtiſchen Träume ruſſiſcher Volksſectirer einmal die Lehre der römiſch-katholiſchen Kirche und die Werke chriſtlicher Socialpolitiker ernſt, gründlich und in ſyſtematiſchem Zuſammenhang ſtudiren! Er würde bald finden, daß, was an ſeinen fünf Geboten Chriſti richtig iſt, der Welt ſchon längſt bekannt war und nicht erſt entdeckt zu werden brauchte, ſeine aus der Lehre der Quäker, der Pietiſten und Rouſſeau's herſtammenden Zuſätze aber die moderne Welt nie und nimmer auf beſſere Bahnen lenken werden.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Bibliſche Archäologie. Bearbeitet von Dr. **Peter Schegg**, o. ö. Profeſſor der Theologie an der kgl. Univerſität München, erzbiſchöfl. geiſtl. Rath. Nach ſeinem Tode herausgegeben von Dr. **Johann Baptiſt Wirthmüller**, Profeſſor der Moraltheologie an der kgl. Univerſität München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. XVII u. 716 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1886—1888. Preis: *M.* 9.

Die bibliſche Archäologie, die als Theil der bei Herder erſcheinenden theologiſchen Bibliothek (VIII, 1. 2) veröffentlicht wird, reiht ſich den übrigen Bänden derſelben Bibliothek würdig an. Vorausgeſchickt iſt eine genaue und pietätvolle Lebensſkizze des Verfaſſers nebſt einer Ueberſicht über deſſen verdienſtvolle ſchriftſtelleriſche Thätigkeit.

Vorliegendes Werk zerfällt in drei Theile: Land und Leute: Natur und Volksleben, ſo die Ueberſchrift des erſten Theiles; die des zweiten: Cultus: Religionslehre, Religionsübungen; die des dritten: Staatsökonomie: Verwaltung, Juſtiz, Wehrverfaſſung. Dieſer Stoff ſelbſt wird in 30 Kapiteln abgehandelt. Das Werk des bald nach ſeinem 70. Geburtstage hingeſchiedenen Verfaſſers iſt ein hervorragendes Denkmal ſeines Fleißes, ſeiner Gründlichkeit und ſeiner ausgebreiteten, oft ſtaunenswerthen Beleſenheit. Letztere macht ſich beſonders im erſten Theile bemerklich. Die hier behandelten Gegenſtände: die Wohnſtätten, die Landwirthſchaft, Viehzucht, die einzelnen Thiere (Hausthiere, Jagdthiere), die Pflanzenwelt, der Verkehr und die Verkehrsmittel, Maße, Gewichte, Geld, Zeitmaße, Schrift, Schreibmaterialien, exacte Wiſſenſchaften, ſind nämlich nicht bloß in Bezug auf die Heilige Schrift und die dort gegebenen Andeutungen erörtert, ſondern es macht ſich faſt überall eine mehr allgemeine, weitausholende, auch das claſſiſche Alterthum und ſpätere Zeiten umfaſſende Darſtellung geltend. Bei Beſprechung z. B. der Thier- und Pflanzenwelt ſcheint der Verfaſſer oft nicht ſo faſt eine bibliſche Archäologie als eine Abhandlung über Natur und Verbreitung einzelner Gattungen angeſtrebt zu haben. Ebenſo werden wir im Kapitel über die Wohnſtätten nicht bloß aufs eingehendſte über Zelte, Höhlen, Häuſer, Geräthſchaften, Gebrauch des Feuers u. ſ. f. bei den Iſraeliten unterrichtet, ſondern wir vernehmen zur weitern Erklärung und Illuſtrirung, wie es mit dieſen Sachen bei den Aegyp-

tern, Babyloniern, Griechen, Römern, Beduinen gehalten wurde; dabei ſind auch aus Reiſebeſchreibungen Nachrichten über die neuere Zeit eingeſtreut, und hie und da werden wir eingeladen, einen Abſtecher nach Indien und China zu machen. Es iſt gewiß, daß auf dieſe Weiſe eine Fülle von Stoff und eine Maſſe von ſonſt recht dankenswerthen und belehrenden Einzelnheiten zuſammengetragen wird; aber wenn man an den Titel Bibliſche Archäologie denkt, frägt man ſich doch, ob nicht des Guten zu viel geſchehen. So wird z. B. unter den nichtcerealiſchen Culturpflanzen über die Baumwolle auf vier Seiten gehandelt, und dann erfahren wir, daß die Baumwolle nicht bloß der moſaiſchen, ſondern auch der ſpätern Zeit unbekannt war „bis herab zu einem der jüngſten Bücher des altteſtamentlichen Canons, wo wir ſie mit einem Fremdworte zum erſten und einzigen Male benannt finden“ (S. 169); es iſt dies Eſther 1, 6; und im Anſchluß an dieſe Stelle erfahren wir noch etwas über die Ausbreitung der Baumwollenſtaude ſeit Alexander, über amerikaniſche Baumwolle und den amerikaniſchen Conſul Smith zu Beirut, der die paläſtinenſiſche Baumwolle durch Samen aus ſeinem Vaterlande aufbeſſerte. Manche Seiten nehmen ſich aus wie eine bunte Zuſammenſetzung von anekdotenhaften Angaben und Notizen, die überallher aus alter und neuer Zeit zuſammengetragen ſind. Ob außerdem die Gruppirung ſtets eine glückliche iſt? Manchmal geht es ziemlich bunt her.

Einige Beiſpiele. S. 164: „Zum wohlgerüſteten Lager gehörte auch der zarte Flaum des Flachſes (λίνοιό τε λεπτὸν ἄωτον Il. 9, 661). Odyſſeus wurde mit der Linnendecke, auf welcher er eingeſchlafen war, ans Land getragen (αὐτῷ σύν τε λίνῳ Od. 13, 118). Achilles wird erdulden, was ihm das Schickſal bei der Geburt mit dem Linnen (Faden) zugeſponnen hat (γεινομένῳ ἐπέκλωσε λίνῳ Il. 20, 128). Der Lein wurde und wird noch in verſchiedenen Ländern verſchieden benützt: als Geſpinnſt-, Oel- und Nahrungspflanze. Aus dieſem Umſtande ſchloß De Candolle (Géogr. botan. raisonnée I, p. 835), daß demſelben wohl nicht eine und dieſelbe Pflanzenart zu Grunde liege, ſondern daß mehrere, nahe verwandte Arten, die aber ein verſchiedenes Vaterland haben (wie linum usitat., linum angustifoltum und linum humile), zugleich von den verſchiedenen Culturvölkern angebaut wurden. So ſei anzunehmen, daß nicht der gemeine Flachs (linum ustt.), der ſeine Heimat im ſüdöſtlichen Sibirien und am Kaukaſus habe, von den alten Aegyptern cultivirt worden ſei; man habe vielmehr jenen Lein (linum angustif., eine perennirende Pflanze), anzunehmen, der in Abeſſynien noch jetzt als Nahrungspflanze im Gebrauch ſei, indem man ſeine Samenkörner röſte und eſſe. Allein Unger hat durch ſeine mikroſkopiſchen Unterſuchungen evident gemacht, daß die Aegypter den gewöhnlichen Flachs angebaut haben, und Hartmann führt die als linum angustif. bezeichnete abeſſyniſche Leinpflanze tulbah unter dem Namen linum usitattssimum auf. Die erſte Erwähnung des Flachſes bei den Iſraeliten enthält das zweite Buch Moſis“ u. ſ. ſ. Oder S. 194: „Im Strauße, den die Iſraeliten am Laubhüttenfeſte zum Zeichen der Freude trugen, war ein Palmzweig (Lev. 23, 40); Palmzweige ſchwingend und unter Lobgeſängen zogen die maccabäiſchen Sieger in die letzte, von den Syrern aufgegebene Feſtung ein, womit ſie ihr Befreiungswerk vollendet hatten (1 Macc. 13, 51), und ebenſo begleitete jubelndes Volk den Herrn in die heilige Stadt (Joh. 12, 13). Nauſikaa, des edlen Alkinoos liebliche Tochter, wird von Odyſſeus mit den Worten angeredet: ‚Mich erfüllet mit Staunen dein Anblick! Nur auf Delos erſah ich am Opferaltar des

Apollon einſt ein Palmengeſproß ſo jung und herrlich emporblüh'n' (Od. 6, 161). Den Siegern bei den großartigen nationalen Spielen der Griechen wurde vor ihrer Bekränzung ein Palmzweig überreicht, den ſie in der rechten Hand trugen. Das nämliche thaten die Römer; Livius (9, 47) ſagt: in dieſem Jahre — 461 der Stadt —" u. ſ. f.; man vgl. u. a. S. 83. 91. 105. 111. 138. 142. 153. 158. 283.

Doch kann man da vielleicht ſagen: quod abundat, non vitiat. An und für ſich ſind ja viele Notizen recht intereſſant; ſo die Angaben über die Brieftaube, über die Getreidepreiſe der alten Zeit in Judäa, Attika, Aegypten; über die Weinpreiſe in Griechenland, Italien, Luſitanien zu Zeiten des Demoſthenes, Solon, Sokrates, Polybius; über den Brückenbau in Rom, Babylon, Mykene, Paläſtina, wobei wir freilich hören, daß ſich im ganzen altteſtamentlichen Sprachſchatz kein Wort für Brücke findet; ſelbſt die ſtatiſtiſche Angabe, wie viele Kameele und mit welchen Waaren beladen im Jahre 1847 nach Damascus kamen und wie groß im Jahre 1855 die Einfuhr von Feigen, Roſinen u. ſ. f. in Smyrna war, hat ihren Werth an und für ſich — nur kaum für eine *bibliſche* Archäologie! Da mit ſolcher Ausführlichkeit oft weitabliegende Angaben beigebracht werden, ſo iſt ſicher der Wunſch berechtigt, daß einiges in der Bibel wirklich Vorkommende nicht hätte übergangen werden ſollen; z. B. die lupi *vespertini*, die Stelle über das Rebhuhn bei Jer. 17, 11 und ihre Erklärung, die Staude in der Geſchichte Jonas', die im Buche Daniel genannten Muſikinſtrumente — und da von S. 171—183 ſo viel über den Wein geſagt iſt, hätte auch etwas über den bei Ezechias genannten Wein von Chelbon bemerkt werden können. Die Kleidung der Prieſter und des Hohenprieſters iſt beſchrieben; aber über die Kleidung des gewöhnlichen Volkes ſucht man vergebens nach Aufſchluß.

Dagegen muß mit viel Lob hervorgehoben werden, daß bei den ſo gründlich angeſtellten Unterſuchungen oft für die Erklärung ſchwieriger Schriftſtellen ein ſchöner Gewinn ſich ergibt; man ſehe z. B. S. 95. 97. 101. 103. 132. 144. 149. 218. 235 u. a. m. Desgleichen iſt zu bemerken, daß der für den erſten Theil namhaft gemachte Fehler — wenn man den Ueberfluß an dargebotenen Nachrichten und Notizen ſo nennen will — im zweiten und dritten Theil ſich nicht findet. Was hier aus dem Talmud und rabbiniſchen Schriftſtellern beigebracht wird, dient theils zur wirklichen Erläuterung des bibliſchen Stoffes, theils gibt es uns die bei den ſpäteren Juden herrſchende Anſchauung über alte Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, ſpiegelt alſo, wenn man will, die geſchichtliche Ueberlieferung ab. Das erſte Kapitel des zweiten Theiles behandelt die moſaiſche Religion im allgemeinen, wobei auch über die erſte jüdiſche Dogmatik des Saadia Fajjumi, über das Glaubensbekenntniß des Maimonides u. a. gehandelt wird. Dann folgen die Abſchnitte über Bundeszelt, Tempel, Synagogen, Gebet und Gelübde, Opfer und religiöſe Ceremonien, über die heiligen Perſonen und Zeiten; endlich über den Höhendienſt, Bilder- und Götzendienſt (S. 391—612). Hier iſt ein ſehr reiches Material in klarer, gründlicher Darſtellung verarbeitet. Auch hier zeugt jede Seite von dem Fleiße und der Sorgfalt und Genauigkeit des Verfaſſers. Mit Recht wird S. 487 gegen einige neuere Aufſtellungen betont, daß Negation, Abſtinenz, Ueber-

windung der Sinnlichkeit nicht das Weſen des Opfers ſei; „ein Blick auf die thatſächliche Darbringung der Opfergaben lehrt überzeugend, daß Negation, Enthaltung, Selbſtverläugnung das Weſen des Opfers nicht ſei“ (S. 488). Ebenſo wird S. 491 ganz richtig hervorgehoben, daß unter anderem ſchon nach Lev. 17, 11 nicht ſo faſt das Tödten des Opferthieres, ſondern ſein Blut und das Verfahren mit ihm, das im Vergießen am Altare beſtand, vorzüglich bedeutungsvoll war und den Mittelpunkt des Opfers ausmachte — eine Anſicht, der auch ſchon in dieſen Blättern wiederholt Ausdruck gegeben wurde (vgl. 1878, Bd. XIV. S. 549 f.; 1880, Bd. XIX. S. 218). — Bei den gegenwärtigen Verhältniſſen und bei den Behauptungen, die von Wellhauſen, Kuenen u. a. in Betreff der Bundeslade, der Prieſter und Leviten, der Cultusſtätte u. dgl. m. in die Welt hinausgeworfen werden, um die pentateuchiſche Geſetzgebung wegzukritiſiren, kann man kaum den Wunſch unterdrücken, es möchte doch dem Verfaſſer gefallen haben, in ſeiner Darlegung auch Handhaben zu bieten zur Widerlegung jener Einwürfe und zum Beweiſe, daß die moſaiſche Geſetzgebung an den Anfang und nicht an das Ende der iſraelitiſchen Geſchichte zu ſetzen ſei. Allerdings jene Aufſtellungen ex professo zu widerlegen, iſt nicht Aufgabe der Archäologie; allein in der Art der Behandlung könnte, ſcheint es, doch manches für jene Fragen Nützliche mitangebracht werden.

Im dritten Theile werden unter dem Titel Perſonenrechte die ſocialen Verhältniſſe und Rechte der Bevölkerungsklaſſen, die verſchiedenen Handwerke und Gewerbe, der geſellige Verkehr, die Krankheiten, die Behandlung der Leichen erörtert. Das zweite Kapitel: Familienrechte, führt des nähern die Beſtimmungen auf, die in Betreff der Ehen und des ehelichen Verhältniſſes, der Kinder, des Beſitzes, des Erbrechtes gelten; daran ſchließen ſich naturgemäß die Rechte der Dienenden im dritten Kapitel. Die folgenden Kapitel beſchäftigen ſich mit der Verfaſſung, der Rechtspflege und dem Kriegsrechte. Ueberall iſt der Stoff in klarer und erſchöpfender Weiſe behandelt. Damit iſt auch geſagt, ein wie nützliches Hilfsmittel ſowohl zum Studium der Heiligen Schrift als auch zum Verſtändniſſe der Geſchichte und Einrichtungen des auserwählten Volkes uns hier geboten werde.

Ein alphabetiſches Perſonen- und Sachregiſter erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Für eine zweite Auflage ſei dem Herrn Herausgeber der Wunſch ausgeſprochen, es möge neben einigen Ergänzungen (z. B. Erziehung, Unterricht, Klima, Witterung, Phariſäer, Sadducäer, Schriftgelehrte) auch ein Verzeichniß der beſonders erklärten und beleuchteten Stellen der Heiligen Schrift nebſt einem zweiten, die näher erklärten hebräiſchen Wörter umfaſſenden beigegeben werden. Manche ſind freilich bereits aufgeführt, z. B. Aſahel, Askarah, Goel u. ſ. f.; allein außer den termini technici ſind im Buche noch eine Anzahl Wörter beſprochen und erklärt, oder es iſt über ſtrittige eine beſtimmte Anſicht ausgeſprochen, ſo daß es nur erwünſcht ſein kann, wenn man ſich raſch über die Anſicht des hochgeachteten Gelehrten zu unterrichten im Stande iſt. Wenn dann hierbei der Herr Herausgeber die vorgetragenen Etymologien nochmals prüft und einige derſelben unbedenklich unter den Tiſch fallen läßt, kann er der Dankbarkeit verſichert ſein.

Der Werth und die Fülle des im Buche Gebotenen bürgen überreichlich dafür, daß der Wunſch in Erfüllung gehe, mit dem der Herr Herausgeber dasſelbe begleitet: der Wunſch, es möge die gute Aufnahme, deren ſich die übrigen Schriften des verewigten Verfaſſers in weiten Kreiſen mit gutem Rechte zu erfreuen hatten, auch ſeinem letzten, erſt nach ſeinem Tode erſcheinenden Werke in gleicher Weiſe zu theil werden.

Joſeph Knabenbauer S. J.

1. **Geſchichte der Skandinaviſchen Literatur.** Von **Ph. Schweitzer.** I. Bd. Geſchichte der Altſkandinaviſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis zur Reformation. XXIII u. 226 S. 8°. Leipzig, W. Friedrich, 1886. — II. Bd.: Von der Reformation bis auf die Skandinaviſche Renaiſſance im 19. Jahrhundert. 262 S. 8°. Daſelbſt 1888. Preis: *M.* 9.

2. **Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede.** [Ueber die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jahrhundert.] Af **Jón Þorkelsson.** 516 S. 8°. Kjöbenhavn, Höst & Söns, 1888. Preis: *M.* 8.80.

1. Die in Deutſchland ſtark gepflegte Verehrung des Schwedenkönigs Guſtav Adolf hat ſchon Tauſende dazu veranlaßt, ſich in Schmähungen und Streitrufen wider die katholiſche Kirche zu ergehen, aber bis jetzt noch keinen proteſtantiſchen Gelehrten bewogen, ein brauchbares Handbuch der ſchwediſchen Literaturgeſchichte zu ſchreiben. Tauſende reden jeden Augenblick von Weltliteratur; nur wenigen dürfte bekannt ſein, daß es bis vor zehn Jahren noch kein ordentliches Werk gab, das die Literaturen des ſkandinaviſchen Nordens überſichtlich behandelte. Den erſten ſolchen Verſuch machte der Däne Winkel-Horn 1879. Sein kurzer Abriß iſt gut gruppirt, klar und fließend geſchrieben, mit den nöthigſten Literaturangaben und brauchbarem Regiſter verſehen, in Bezug auf Dänemark und Schweden ziemlich reichhaltig, in Bezug auf Norwegen und Island aber mager, faſt unzureichend. Die ganze ältere Literatur bis zur „Reformation" iſt auf ungefähr 100 Seiten zuſammengedrängt, während Schweitzer dieſer Periode den dreifachen Raum zugewendet hat. Dieſe Zahlen ſprechen ſchon für ſich. Eine ausführlichere, die vorhandenen Lücken ergänzende, die mageren Analyſen belebende, mit charakteriſtiſchen Proben verſehene Darſtellung war durchaus wünſchenswerth, und wer billig ſein will, der wird geſtehen müſſen, daß Schweitzer ſeinen Vorgänger nicht nur durch den Umfang des Gebotenen, ſondern auch durch Selbſtändigkeit, Vielſeitigkeit, poetiſches Verſtändniß, Wärme und Schönheit der Darſtellung entſchieden übertrifft. An Präciſion und Klarheit, nüchterner philologiſcher Genauigkeit ſteht er hinter ihm zurück. Die Haupttheilung des Stoffes nach den drei im Grunde verſchiedenen Sprachen und Literaturen — der isländiſchen, der norwegiſch-däniſchen und der ſchwediſchen —, wie ſie Winkel-Horn adoptirt, dürfte für deutſche Leſer wohl vorzuziehen ſein. Die gemeinſame Behandlung wirkt etwas verwirrend, und ſelbſt die gegenſeitigen Einwirkungen der drei Litera-

turen würden deutlicher hervortreten, wenn ſie getrennt abgehandelt würden. Deſſenungeachtet wird Schweitzers Buch den Anforderungen einer populären Literaturgeſchichte in hohem Maße gerecht. Wir können ſie jedem, der eine erſte Orientirung über dieſes Gebiet ſucht, nur empfehlen, und wir hielten es für einen Vortheil, wenn man ſich in katholiſchen Kreiſen mehr als bisher um das Geiſtesleben des Nordens intereſſiren würde.

Nächſt den homeriſchen Gedichten hat die proſane Weltliteratur nichts Kernigeres, Urwüchſigeres und zugleich Erhabeneres aufzuweiſen, als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Sie ragen wie die eisgekrönten Felskuppen Norwegens und Islands in das Ameiſengewühl unſerer überfeinerten Tagesliteratur hinein. Es weht da der erquickende Hauch noch unverkümmerter Natur, die ganze Kraftfülle urgermaniſchen Weſens. Man hat Schweitzer vorgeworfen, daß er hier die neuere deutſche Eddaforſchung nicht genug berückſichtigt habe, und von dieſem Vorwurfe wird er ſich nicht ganz freiſprechen laſſen. In dieſem Punkte iſt indes Hilfe leicht. Deutſche Bücher ſind ja leicht zur Hand, nicht aber die vielen Werke nordiſcher Forſcher und Kritiker, welche Schweitzer benützt hat und welche denn doch in dieſen Dingen ein ſchwerwiegendes Wort mitzureden haben. Für den Zweck aber, den er ſich geſetzt, war es viel wichtiger, Inhalt und Charakter der Geſänge ſelbſt anſchaulich zu ſkizziren, als die Hypotheſen zu beſprechen, über welche die gelehrte Forſchung ihre Streitigkeiten noch nicht zum Austrage gebracht hat. Eine geſchichtlich-ethnographiſche Einleitung verſetzt in die Länder, die Zeiten, die Sitten, in welchen jene Geſänge ihre bleibende Geſtaltung gefunden haben; treffende Analyſen und Proben theilen uns ihren Inhalt mit. Von höchſter Bedeutung aber iſt, daß die Edda hier nicht wie ein noch räthſelhafter erratiſcher Block daſteht, ſondern als der organiſche Ausgangspunkt der auf ſie folgenden Literatur. Der lebensvolle Zuſammenhang derſelben Volksindividualität verbindet ſie mit der altnordiſchen Proſa-Erzählung oder Saga; dieſelbe Mythologie und Heldenſage, dieſelben Formen und Bilder, dieſelbe poetiſche Sprache verbinden ſie mit der älteſten Skaldendichtung. Und wie dieſe ſchon in den früheſten Olafsliedern chriſtlichen Gehalt bekommt, verkünden in der Edda ſelbſt einzelne Geſänge ſchon das nahende Chriſtenthum, während mit dem Sólarljóð ſich die chriſtlich-religiöſe Dichtung des Mittelalters eröffnet, um nicht mehr zu verſiegen, bis proteſtantiſcher Haß 1550 das Blut des letzten katholiſchen Biſchofs forderte, der zugleich Islands letzter großer Skalde war. Die Saga-Literatur (S. 68—92), die ältere weltliche Skaldendichtung (S. 93—124), Roman und Legende (S. 139—145), die religiöſe Skaldendichtung (S. 145—155), die glänzende Geſchichtsliteratur (S. 181—197, 216—219), die juriſtiſche und anderweitige wiſſenſchaftliche Literatur (S. 168—180), die Rimurdichtung (S. 155—166), das nordiſche Volkslied (II. S. 10—97) — kurz die geſammte isländiſche Literatur des katholiſchen Mittelalters ſind noch nie von einem Deutſchen ſo eingehend, liebevoll und in ihrem innern Zuſammenhang beſprochen worden. Auch die außerisländiſchen Literaturdenkmale, wie das Hexaemeron des däniſchen Erzbiſchofs Anders Sunefön, das Engelbrechtslied des ſchwediſchen Biſchofs Thomas von Strengnäs, der Roſenkranz des däni-

ſchen Prieſters Michael von Odenſe, die Geſchichte des Saxo-Grammaticus, die Offenbarungen der hl. Brigitta, die ſchwediſche Bibelüberſetzung des Magiſter Matthias († 1350), der Lucidarius, die däniſche Bibelüberſetzung von 1480 u. ſ. w. ſind an paſſendem Orte in dieſes glänzende Literaturbild eingereiht. Sichtlich mit der meiſten Liebe ausgeführt iſt jene Partie, welche vom Volksliede des ſpätern Mittelalters handelt (II. S. 10—97). Der Verfaſſer theilt die Begeiſterung eines Gottfried von Herder, eines J. Grimm, eines Brentano, eines Geyer für dieſe Dichtungsart, in welcher die Volksſeele am unmittelbarſten und vollſten ſich ausſpricht. Mit Geyers Worten bemerkt er, daß die Macht, Glut und Tiefe der Phantaſie, wie ſie in der alten Skaldenpoeſie ſich offenbart, hier vom Geiſte des Chriſtenthums gemildert erſcheint, und daß ihr Tiefſinn deshalb uns mit freundlichem Kindesblick entgegenſchaut. Die Schönheit und Fülle dieſer Poeſie ſchreibt er vorzugsweiſe der Weihe, Idealität und Freude zu, welche gerade die Religion über das geſammte Volksleben ergoß.

„Die chriſtliche Religion mit ihrer Predigt der Liebe und Vergebung, mit ihren majeſtätiſchen Domen und buntfarbigen Formen, mit ihrer Predigt der Bruderliebe und dem für alle gemeinſamen Oberhaupt trat an Stelle des Opferglaubens und der Blutrache. Der chriſtliche Geiſt verſchmolz mit dem germaniſchen Volksgeiſt, der Katholicismus durchdrang als Lebenselement die Maſſen. Die Freude und Befriedigung an der Kirche, an den Gaben derſelben, die Sicherheit des Glaubens und Wiſſens, das hieraus fließende geiſtige Wohlgefühl war ſo lebendig, ſo allgemein, ſo tief empfunden, daß es jede Lebensäußerung des Volksgeiſtes färbte und beſonders die höheren Stände, den Adel, die Ritterſchaft zu einem chriſtlichen Adel, einer chriſtlichen Ritterſchaft ſtempelte. Während das Leben und die Dichtung im Norden bisher ein vorherrſchend epiſches Gepräge getragen hatten, machten ſich nun lyriſche Momente geltend. Neben dem Ehrgeiz wurde die Liebe eine Haupttriebfeder für die Thaten des Ritters; zum Preiſe und Schutze der Frauen brach er die Lanze, zum Preiſe Gottes bekämpfte er die Heiden“ (II. S. 12).

Wie in Deutſchland, ſo hat das Volkslied freilich auch im Norden ſeine Schattenſeiten. In derber Lebensluſt durchbricht es mitunter die Schranken der Sitte und läßt der Leidenſchaft keck die Zügel ſchießen. Im ganzen indes wird jeder Freund von Poeſie dieſen Abſchnitt mit ſeinen vielen anziehenden Proben mit Vergnügen leſen. Zu bedauern iſt nur, daß er nicht dem erſten Bande einverleibt iſt. Dahin gehört er naturgemäß, ſo ſehr ſich auch der Verfaſſer bemüht, die herrliche Entwicklung des katholiſchen Volkslebens und des katholiſchen Volksgeiſtes mit der „Reformation“ in Beziehung zu bringen. Damit hat ſie ſchlechterdings nichts zu thun; wohl aber ſteht das Volkslied des 15. Jahrhunderts noch in innigſtem Zuſammenhang mit der isländiſchen und faröiſchen Rimurdichtung und mit der religiöſen Poeſie der vorausgegangenen Zeit. Dem weltlichen Volksliede geht eine ſehr reiche geiſtliche Volksdichtung zur Seite, welche der Verfaſſer nicht genugſam gewürdigt hat. Im ganzen muß man ihm aber Dank wiſſen, daß er den chriſtlich-germaniſchen Charakter der altnordiſchen Literatur — einer der ſchönſten und reichſten

des Mittelalters — in etwas richtigere Beleuchtung rückte. Zu bedauern iſt es indes, daß er dieſes Verdienſt durch unſchöne und gehaltloſe Tiraden gegen die katholiſche Kirche (I, 1. 225. 226; II, 1. 2. 3.) herabgemindert hat, die allerdings ſachlich durch den objectiven Gehalt ſeiner Darſtellung widerlegt werden.

So ſehr er ſich nämlich auch in den Einleitungen der beiden Bände bemüht, die Ehre der „Reformation" zu retten, ſo wird doch jeder aufmerkſame Leſer bald fühlen, daß die Wucht der Thatſachen den ſtolzen Genfer Wahlſpruch widerlegt: Post tenebras lux! Wie in Deutſchland, ſo geht auch in Skandinavien der Glaubenstrennung keine unheimliche, trübe Nacht geiſtiger Knechtſchaft, religiöſer Unwiſſenheit, literariſcher Barbarei voraus, ſondern eine Zeit friſchen, freien Lebens und Strebens, mannigfacher religiöſer Erneuerung, reger literariſcher Thätigkeit, materiellen Fortſchritts, ja der munterſten Volkspoeſie. Mit der Glaubenstrennung aber begann eine Zeit des ſichtlichen Verfalls, der für Island faſt drei Jahrhunderte dauerte, für die übrigen nordiſchen Länder wenigſtens an 200 Jahre. An die Stelle des freudigen Beſitzes der religiöſen Wahrheit trat der Zweifel, an die Stelle eines das ganze Leben verklärenden Gottesdienſtes nüchterne Bibelkritik und Poſtillen, an die Stelle des Volksliedes hämiſche Satire und Polemik, an die Stelle der lebendigen nationalen Volksüberlieferung die gelehrte hiſtoriſche Forſchung, an die Stelle der Volksſprache vielfach das Latein der Schule. Den Proceß aber, welchen die neue „Theologie" durchmachte, bezeichnet Schweitzer ſehr treffend mit der lakoniſchen Inhaltsangabe: „Der altlutheriſche Glaube verknöchert und verliert die Herrſchaft über die Gemüther. Proteſt des Pietismus. Proteſt des Rationalismus. Der Rationalismus geht in Freidenkerei über" (Bd. II. S. VIII). Gerade Katholiken ſind es, die in dieſer Periode des Verfalles noch bedeutſam hervorragen: ſo der däniſche Controverſiſt Paul Helgeſön (II. S. 113), der däniſche Convertit und Gelehrte Niels Stenſen (S. 137), der ſchwediſche Hiſtoriker und Dramatiker Meſſenius (S. 158). In dem isländiſchen Pſalmendichter Hallgrimur Pjetursſon (S. 168) und dem frommen norwegiſchen Volksdichter Peter Daß (S. 163) waltet noch, wie in Paulus Gerhardt, der freundliche Nachklang einer beſſern Zeit. Was die Geiſtesbildung in Island am meiſten förderte, waren unzweifelhaft nicht die vielen trockenen Erbauungsſchriften, ſondern der Umſtand, daß die tüchtigſten Männer, wie Biſchof Oddur Einarsſon von Skálholt (1559—1630), Arngrimur Jónsſon (1568—1648), Magnus Olafsſon (1574—1656) und der geſchichtskundige Bauer Björn Jónsſon von Skarðsá, dem Studium der nationalen Vergangenheit ſich widmeten. So war es möglich, daß der gelehrte Biſchof Brynjólfr Sveinsſon (1605—1675) die ſchönſten Denkmale nordiſcher Poeſie dem Untergang entriß und Arni Magnusſon (1663—1730) durch ſeinen unermüdlichen Sammelfleiß die Wiederbelebung der altnordiſchen Geſchichte und Literatur in weiteſtem Umfang eröffnete.

Die Literaturperiode, die man eigentlich proteſtantiſch nennen kann, umfaßt kaum zwei Jahrhunderte (II. S. 97—180). Mit dem großen norwegiſchen Luſtſpieldichter Ludwig Holberg beginnt ſchon die Zeit der Aufklärung,

der Skepſis und Revolution. Erſt nachdem die Macht des orthodoxen Lutherthums gebrochen, kann die Literatur ſich wieder freier entwickeln. Dieſe Neubelebung der norwegiſch-däniſchen Literatur durch Holberg, Ewald, Weſſel u. ſ. w. iſt trefflich beſchrieben, der Einfluß Klopſtocks und ſeiner Schule eingehend genug dargeſtellt (S. 180—211). Von den Schweden ſind Dalin, Bellmann, Kellgren, von Leopold, Franzén, Wallin, das Guſtaviſche Zeitalter überhaupt in gedrängter, wohlgetroffener Zeichnung charakteriſirt (S. 232—269). Ein beſonderes Verdienſt hat Schweitzer ſich um die faſt unbeachtete isländiſche Literatur des 18. Jahrhunderts (S. 211—222), beſonders den Dichter Eggert Olafsſon erworben, der in ſeinem Lehrgedicht „Búnaðarbálkur" das isländiſche Landleben ſehr anſchaulich und ſtellenweiſe echt dichteriſch ſchilderte. Mit Recht wird hervorgehoben (II. S. 218), daß die isländiſche Literatur allein in Bezug auf Form und Charakter in ununterbrochenem, lebendigem Zuſammenhang mit ihrer großen Vergangenheit geblieben iſt, dabei aber Aſſimilationsfähigkeit genug beſaß, auch neuere Bildungselemente ſich anzueignen. Wie der folgende Band zweifellos darthun wird, fand die nordiſche Romantik gerade in der isländiſchen Literatur und im alten Volksliede ihre herrlichſten Stoffe, ihre ſchönſten Anregungen, den belebenden Hauch, der die Poeſie für einige Jahrzehnte verjüngen ſollte. Wie ſich aber der Abfall von dieſen Quellen echter nationaler Poeſie rächte, davon iſt Ibſen ein ſprechendes Beiſpiel.

2. Þorkelsſons Werk hat einen weſentlich andern Charakter als Schweitzers populäre Literaturgeſchichte. Es iſt eine fach- und quellenmäßige Unterſuchung über die isländiſche Poeſie im 15. und 16. Jahrhundert. Man könnte es mit den Ausgrabungen einer verſchollenen Culturperiode vergleichen. Mit der Edda und weltlichen Saga konnte ſich nämlich die altproteſtantiſche Geſchichtsbaumeiſterei ſchon befreunden; die ſpecifiſch katholiſche Literatur aber war für ſie mehr oder weniger eine Verlegenheit. Sie wurde deshalb ſo weit als möglich ignorirt, namentlich ſoweit ſie dem 15. und 16. Jahrhundert angehörte und ſich nicht dazu verwenden ließ, dem Lichte des „Evangeliums" als dunkler Hintergrund zu dienen. Alle Schätze der Arna-Magnäiſchen Urkundenſammlung in Kopenhagen, alle ihm nur ſonſt erreichbaren gedruckten und ungedruckten Quellen hat nun Þorkelsſon mit erſtaunlichem Bienenfleiße durchforſcht, um von der isländiſchen Dichtung im 15. und 16. Jahrhundert ein möglichſt getreues, actenmäßiges Bild zu geben. Schon die gehaltvolle Einleitung bietet die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über den Entwicklungsgang der religiöſen Kunſtdichtung auf Island, über den ſucceſſiven Einfluß deutſcher, ſchwediſcher, franzöſiſcher und engliſcher Bildung, über die Schulverhältniſſe des Mittelalters, beſonders die biſchöflichen Schulen von Skálholt und Hólar, die religiöſe Literatur des 14. Jahrhunderts. Bis tief ins 16. Jahrhundert hinein haben ſich die isländiſchen Klöſter als die wichtigſten Bildungsſtätten der fernen Inſel bewährt. Auch hier hat ein katholiſcher Biſchof zuerſt die Buchdruckerkunſt eingeführt, und ein Breviar war das erſte Buch, das die Reihe isländiſcher Druckſchriften eröffnete. Den Verfall Islands im Anfang des 15. Jahrhunderts führt der Verfaſſer nicht auf mönchiſche und papiſtiſche Bosheit zurück, ſondern mit urkundlicher Objectivität auf die furchtbaren

Seuchen, durch welche einige Klöſter ganz entvölkert, der Clerus der Diöceſe Hólar bis auf zehn Mann dahingerafft wurde, dann auf die Ausbeutung der Inſel durch engliſche Kaufleute und Freibeuter, und endlich auf die ſehr nachtheilige Beſetzung der zwei Biſchofsſtühle mit Fremden, wofür jedoch nicht die Kirche, ſondern die politiſchen Herren der Inſel die Laſt trifft. „Wie groß und verderblich auch der Einfluß war, den das 15. und 16. Jahrhundert auf die Sprache ausübte, ſo haben die ſpäteren Jahrhunderte dieſelbe doch weit mehr aufs Spiel geſetzt. Und ſo ſehr auch die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts hinter der frühern zurückſteht, ſo iſt ſie doch das einzige Bindeglied zwiſchen uns und der Vorzeit und deshalb von unſchätzbarer Wichtigkeit für uns" (S. 18. 19).

Das Werk ſelbſt behandelt in drei Abſchnitten 1. die religiöſe Dichtung von 1400 bis zur „Reformation", 2. die Rimur- und Volksdichtung dieſer Zeit, 3. die mit Namen bekannten Dichter von 1400 bis ungefähr 1600. Für die Hagiographie und Kirchengeſchichte bieten beſonders der erſte und dritte Abſchnitt manche intereſſante Notizen. Auf urkundliche Nachrichten geſtützt, theilt uns Þorkelsſon z. B. mit, daß auf Island ungefähr 52 Kirchen dem hl. Olaf geweiht waren, über 150 der allerſeligſten Jungfrau (127 ſind mit Namen verzeichnet), 58 dem hl. Petrus, 22 dem hl. Johannes Coang., 23 dem hl. Johannes dem Täufer, 13 dem hl. Apoſtel Andreas, 3 dem heiligen Paulus u. ſ. w. Mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit ſind Zahl und Titel der Lieder und Legenden verzeichnet, welche den verſchiedenen Heiligen gewidmet ſind. An Legenden haben ſich aus dieſer Zeit nicht weniger als 26 der ſeligſten Jungfrau erhalten, 17 des hl. Olaf, 13 des hl. Petrus, 7 des hl. Johannes Evang., 11 des hl. Johannes Bapt., 6 des hl. Andreas. Von meiſt größeren Liedern werden aufgezählt 54 auf Maria, 5 auf St. Olaf, 13 auf verſchiedene Apoſtel. An einen 45ſtrophigen Hymnus auf das wunderthätige Kreuz zu Kaldaðarnes reihen ſich acht andere Kreuzlieder. Von anderen Heiligen ſind bevorzugt St. Nicolaus, St. Thomas von Canterbury, St. Magnus, der Orkney-Jarl, St. Chriſtoph, St. Ignatius Martyr, St. Michael Arch., St. Cäcilia, St. Katharina, St. Margaretha, St. Magdalena, St. Dorothea, St. Agnes, St. Barbara. Wie vielfach in hymnologiſchen Sammlungen finden ſich auch hier Variationen derſelben Gedanken und Empfindungen, ſchwächere Nachklänge beſſerer Muſter und anderes Minderwerthige zuſammengetragen. Unter den mitgetheilten Proben ſind aber auch Strophen von bezaubernder Anmuth und Frömmigkeit. Von den Liedern auf die kirchlichen Feſtzeiten ſind mehrere in die ſpäteren Geſangbücher übergegangen. Vom innigſten Glauben durchweht iſt das Wallfahrtslied zu dem Kreuze in Kaldaðarnes, das noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts an den Feſten Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung von frommen Schaaren beſucht wurde. Der erſte lutheriſche Biſchof Gizur Einarsſon entfernte es 1548 und ſtellte es in einen Winkel. Da er aber bald darauf ſtarb, dauerte die Verehrung des Kreuzes fort, bis es der Biſchof Gisli Jónsſon in Stücke ſchlug. Nun ſuchten ſich die guten Leute aber Splitter und Stücke desſelben zu verſchaffen und bewahrten ſie andächtig als Reliquien. An die Stelle des großen Kreuzes,

Digitized by Google

das urſprünglich aus Rom nach Island gekommen war, wurde ſpäter ein kleineres geſetzt. Die Andacht zum Kreuze lebte unausrottbar im Volke weiter. Wie die Geſammtheit dieſer religiöſen Lieder beweiſt, war das Volk von Island bis in die Zeit der Glaubenstrennung in ſeiner Religion wohl unterrichtet, fromm und eifrig und ſeinem Glauben begeiſtert ergeben. Aber ein großer Theil dieſer Poeſie hat auch literariſchen Werth. In den Dichtungen eines Jón Pálsſon Mariuſkald (1380—1471), eines Sigurður blindi (um 1460 bis etwa 1530) und des Biſchofs Jón Araſon (1484—1550) erhebt ſich Form und Sprache zu einer Schönheit, welche den beſten Leiſtungen des 14. Jahrhunderts nahekommt. Sigurð der Blinde ſchrieb ein Gegenſtück zu der „Lilja" des Eyſtein Asgrimsſon, „Roſa" betitelt, das ähnlich wie die Lilja das geſammte Leben Chriſti in Beziehung zu Maria beſingt. Die Dichtungen Jón Araſons ſetzt Þorkelsſon als bekannt voraus, vertheidigt aber den Biſchof mit hinreichender Evidenz gegen den Vorwurf, daß er keine lateiniſche Schulbildung beſeſſen habe. Eines ſeiner ſchönſten Gedichte, „Ljómur", lebte als Volkslied auf den Faröern fort bis in die Gegenwart.

Im ganzen führt Þorkelsſon 61 Dichter namentlich auf, von denen noch 21 der katholiſchen Zeit angehören, mit genauer Angabe ihrer Werke, ſoweit ſich dieſelben noch auffinden ließen. Ueberaus intereſſant iſt auch der zweite Abſchnitt (S. 116—210), welcher die ſogen. Rimur- und die Volksdichtung in ihrer Entwicklung, ihren verſchiedenen Arten und ihrer Geſchichte ebenſo genau und quellenmäßig behandelt. Dieſe Darſtellung beſtätigt die Thatſache, daß das isländiſche Volk auch am Vorabend der Glaubenstrennung ſeine frühere Neigung zur Poeſie nicht verloren hatte, daß hoch und niedrig, alt und jung vielmehr eine unerſchöpfliche Sangesluſt bethätigten. Ganz erloſch dieſelbe auch nach der Glaubenstrennung nicht; aber an die Stelle der frühern zarten Marienminne trat ein philiſterhaftes Moraliſiren und Pſalmodiren. Um die mitunter etwas freie Volksdichtung der letzten katholiſchen Zeit zu verdrängen, wurde nahezu die ganze Bibel in Reime gebracht: Eva's Rimur, Jórſala Rimur, Tobias Rimur, Jeſu Syrachs Rimur, Eſthers Rimur, Moſes Rimur, Bileams Rimur, Samſon des Starken Rimur, Gideons Rimur, Sauls und Davids Rimur, Eliſäus Rimur, Elias Rimur, Jonas Rimur, Pilatus Rimur, Machabaea Rimur, Adams Rimur, Enochs Rimur, Salomons Rimur, Noa Rimur, Königsbücher-Rimur u. ſ. w. Die ſchöne Lilja des Eyſtein Ásgrimsſon purgirte der gelehrte Arngrimur Jónsſon (Vidalin) von der papiſtiſchen Abgötterei, d. h. von ihren ſchönſten Strophen; ſpäter erſchien auch das noch zu gefährlich, und es wurde eine neue „Die ſpätere reine Lilja" (Seinni hreinni Lilja) herausgegeben. In einem flachen Gedicht „Mariuviſur" erklärt der Pfarrer Einar Sigurðsſon um 1600, „die Päpſte hätten die Predigt verdorben", und

„Um Mariens Tod die Meinung war,
Wie die Mönche es wollten haben,
Sie wär' geſtiegen zum Himmel klar
Mit Leib und Seel in der Engel Schaar;
Doch iſt ſie auf Erden begraben."

„Wie die Reformation auf Island", geſteht Þorkelsſon (S. 110), „im ganzen mit beklagenswerther Rückſichtsloſigkeit eingeführt wurde, ſo wurde auch alles aufgeboten, um die letzten Erinnerungen an die früheren Religionsgebräuche aus den Gemüthern auszumerzen." Ganz iſt dieſes jedoch nicht gelungen. Vielfach im Volke lebte die Marienverehrung noch fort, und ſchon im 17. Jahrhundert fand ſie an dem lutheriſchen Biſchof Brynjólfr Soeinsſon von Skálholt, dem berühmten Sammler der Edda, einen begeiſterten Anhänger. Er verfaßte nicht nur ein Votivgedicht „vom Kreuze", ſondern mehrere lateiniſche Elegien und Oden ad Beatam Virginem, von denen uns der Verfaſſer (S. 113) einige Strophen mittheilt. Eine derſelben enthält den rührenden Hilferuf des bereits im Elende ſchmachtenden Inſelvolkes:

Sic longum faveas gentibus indigis
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento
Mater sedula filio!

Solche und ähnliche Mittheilungen beſtätigen die erfreuliche Thatſache, daß im ſkandinaviſchen Norden eine objectivere und vorurtheilsfreiere Anſchauungsweiſe über die Literatur und Geſchichte der katholiſchen Zeiten ſich Bahn bricht. Möchten ſo ſorgfältige Forſchungen auch in katholiſchen Kreiſen Intereſſe und Anerkennung finden.

A. Baumgartner S. J.

Johannes Dietenberger, ſein Leben und Wirken. Von **Hermann Wedewer**. Mit vier Tafeln. VIII u. 499 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8. Ausgabe auf Büttenpapier: broſch. *M.* 12; geb. *M.* 15.

Zu den berühmten Männern, welche die alte deutſche Reichsſtadt Frankfurt die Ihrigen nennen darf, gehört nicht an letzter Stelle Johannes Dietenberger. Man kann wohl ohne Bedenken ſagen, daß er zu ſeiner Zeit der hervorragendſte Mann dieſer Stadt war und überhaupt zu den bedeutendſten Männern Deutſchlands zählte. Allein, während andere, die es weniger als Dietenberger, und auch ſolche, die es überhaupt gar nicht verdienten, in Denkmälern und Schriften gefeiert worden ſind, war bis in die neueſte Zeit vom Leben Dietenbergers wenig bekannt, und man wußte nicht einmal, daß er ein geborener Frankfurter ſei. Es war daher durchaus geboten und gewiß die höchſte Zeit, das Leben und Wirken Dietenbergers, wie es in vorliegendem Werk geſchehen, auf Grund umfaſſender Forſchungen der Nachwelt zu erſchließen.

Um 1475 geboren, trat Dietenberger ſchon in frühen Jahren in das Kloſter der Dominikaner ſeiner Vaterſtadt ein, und nachdem ihm jahrelang die wichtigſten Aemter, die Profeſſur der Philoſophie, die Leitung der Ordenshäuſer zu Frankfurt, Trier und Koblenz anvertraut worden, war er vom Jahre 1532 bis zu ſeinem Tode 1537 Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Mainz.

Dem Charakter und der Gelehrſamkeit Dietenbergers werden von Zeitgenoſſen, auch von ſolchen, die einer Voreingenommenheit für ihn nicht verdächtig ſind, die ſchönſten Zeugniſſe ausgeſtellt. Der Rath von Frankfurt ſagt ausdrücklich, daß Dietenberger „von den Bürgern und von den Brüdern liebgehabt“ ſei (S. 37). Für die ausgezeichnete Wiſſenſchaft Dietenbergers legen nicht bloß ſeine Schriften beredtes Zeugniß ab; der berühmte Hiſtoriker und Theologe Cochläus, welcher über 200 Werke verfaßt hat, ſagt im Jahre 1523: „Ich habe ohne Dietenbergers Urtheil und Erkenntniß bisher noch nichts ausgehen laſſen in dieſem Handel. (Der lutheriſche Religionsſtreit iſt gemeint.) Er hat alles zuvor auf mein Begehren und Bitte beſichtigt und überleſen, denn es weiß hie die ganze Stadt wohl, daß er ein frommer, gotförchtiger und hochgelehrter Mann iſt“ (S. 97; vgl. auch S. 98). Auch als Redner war Dietenberger „berühmt“, und für ſein Regierungstalent gibt die Thatſache, daß er in jenen ſchlimmen Zeiten immer wieder zum Obern gewählt wurde, das beſte Zeugniß.

Einen beſonders harten und gefahrvollen Stand hatte damals namentlich das Dominikanerkloſter in Frankfurt. Wenn es durch dieſe Gefahren glücklich hindurchkam, ſo iſt das wohl nicht zum geringen Theil dem guten Geiſte zuzuſchreiben, welcher ſich im Kloſter unter der Leitung Dietenbergers erhalten hatte.

Größer noch ſind die Verdienſte, welche ſich Dietenberger als Vertheidiger der katholiſchen Kirche gegen die neue Lehre erworben. In ſeinen Schriften, deren noch einige zwanzig erhalten ſind, hat er die Irrlehre Luthers widerlegt und die Lehre der katholiſchen Kirche in zeitgemäßer Weiſe ſiegreich vertheidigt. Das Buch von Wedewer gibt eine ſehr ſchätzbare, ausführliche Inhaltsangabe dieſer Schriften (S. 221—450). Den Proteſtanten nützten dieſelben freilich nicht viel. Sie hörten nicht auf Vernunftgründe, ſondern ſuchten dieſelben mit leidenſchaftlichen oder unwahren Redensarten zu vergewaltigen. Dietenberger hatte z. B. in einer Schrift auf etwa 4 Seiten 54 Bibelſtellen als Beweis angeführt neben einer einzigen Stelle von Cyprian und einer Stelle aus dem canoniſchen Recht. Sein Gegner Corvin aber ſagte ſeinen Leſern von dieſem Abſchnitt in Dietenbergers Buch ganz dreiſt, er bedürfe keiner Widerlegung „aus Urſach, daß alle ſeine Confirmationes Beweiſe und Gebarung faſt auf der Concilien, Päpſte und Biſchöfe Gewalt gebaut ſein“ (S. 206). Am nachhaltigſten wirkte Dietenberger in der katholiſchen Kirche ſelbſt durch ſeine Predigten und ſeinen Katechismus, vor allem aber durch ſeine Bibelüberſetzung. Ganz mit Recht würdigt der Verfaſſer dieſe katholiſche Ueberſetzung namentlich gegenüber der lutheriſchen in ſehr eingehender Weiſe (S. 149—198).

In Betreff der Bibelüberſetzung Luthers ſind Jahrhunderte lang zwei fromme Mythen unter dem proteſtantiſchen Volke verbreitet geweſen, nämlich daß Luther die Bibel unter der Bank hervorgeholt, und daß er ſie ſelbſtändig und allein überſetzt habe. Dem erſten Vorurtheil hat im weſentlichen Weißlinger ein Ende gemacht, indem er in ſeinem „Armamentarium“ eine ganze Anzahl deutſcher Ausgaben der Heiligen Schrift nachwies, ſo daß auch Prote-

ſtanten, wie Panzer (vgl. Verſuch einer kurzen Geſchichte der römiſch-katholiſchen Bibelüberſetzung, S. 3), „wider ihren Willen" ſich vor dieſen Forſchungen zurückziehen mußten. Das andere Vorurtheil währte bis in die neueſte Zeit, wo Dr. Wilh. Ludw. Krafft in der Feſtſchrift zur Lutherfeier der Bonner evangeliſchen theologiſchen Facultät: „Ueber die deutſche Bibel vor Luther und über deſſen Verdienſte um die Bibelüberſetzung" (Bonn 1883), auch damit aufgeräumt hat. Ueber die tendenziöſen Verbreiter jenes Vorurtheils ſagt Krafft: „Der bedeutendſte Kenner der vorreformatoriſchen Bibelüberſetzungen, Panzer, hält die Widerlegung derer, die behaupten, Luther habe jene früheren Bibelüberſetzungen benutzt, für ganz überflüſſig. Dieſe Forſcher", fügt Kraft hinzu, „wollten offenbar, wie ihre Arbeiten über Luthers Bibelüberſetzung beweiſen, deſſen Verdienſte um dieſelbe dadurch nicht geſchmälert werden laſſen, daß er andere deutſche Ueberſetzungen benutzt habe. Nach dem Urtheil ſolcher Bibliographen wagte man lange nicht, dieſe Frage nochmal aufzuwerfen." So haben dieſe Männer der Wiſſenſchaft ihr Anſehen dazu benutzt, lange Zeit hindurch eine unbewieſene und unwahre Behauptung aufrecht zu halten, obſchon es ja an ſich ſchon ganz unglaubwürdig war, daß Luther von den zahlreichen deutſchen Bibelausgaben, die zum Theil ſchon vor ſeiner Geburt erſchienen waren, bei ſeiner Arbeit keine zur Hand genommen habe. Er und ſeine Mitarbeiter haben das freilich nicht geſagt. Dietenberger dagegen bemerkt ausdrücklich, daß er alte und neue Ueberſetzungen benutzt habe (S. 173). Dennoch zeigt die Ueberſetzung Dietenbergers, wie eine Zuſammenſtellung mit der lutheriſchen darthut, eine recht bedeutende Selbſtändigkeit. Dieſe dürfte ſich aber in der That noch ſehr viel größer darſtellen, als es auf den erſten Blick ſcheint, wenn man bedenkt, daß zwei, welche nacheinander eine und dieſelbe Schrift aus der deutſchen Schreibweiſe einer ältern Zeit in die gerade übliche übertragen, nothwendig in vielen Wendungen zuſammentreffen werden, ſo daß es den Anſchein gewinnen kann, der letztere folge dem erſtern auch an Stellen, die er ganz ohne Rückſicht auf ihn übertragen hat. Dazu kommt noch, daß Dietenberger ſeine Ueberſetzung allein beſorgt hat, während Luther „dazu gebraucht, wo er nur jemand bekommen mochte", ſo daß die Ausdrücke „Lutherbibel" „Ueberſetzung Luthers" und ähnliche als weniger zutreffend und als irreführend erſcheinen. — Bringt man nun endlich noch die zahlreichen Unrichtigkeiten der lutheriſchen Ueberſetzung in Anſchlag (ſchon Emſer zählte deren bekanntlich ganze Hunderte auf), ſo dürfte es nicht mehr zweifelhaft ſein, daß Dietenberger als Ueberſetzer der Heiligen Schrift, ſachlich betrachtet, über Luther ſteht. Waren ja auch manche Proteſtanten mit der Ueberſetzung Luthers durchaus nicht einverſtanden. „Auch in unſerer evangeliſchen Kirche ſind ſelbſt viele geweſen, die ihrer nicht zum beſten gedacht", ſagt Hagemann (Nachricht v. d. fürnehmſten Ueberſ. d. hl. Schrift, Quedlinburg 1747, S. 140).

Viel allgemeiner iſt die Anerkennung des ſprachlichen Werths der ſogen. Ueberſetzung Luthers und wohl ebenſo allgemein die Ueberſchätzung derſelben; namentlich in Vergleich mit der Ueberſetzung Dietenbergers muß vor allem in Betracht gezogen werden, daß bei Luther durchgängig ſeine ſubjective Auf-

faſſung des Textes das Entſcheidende war und er deshalb auch im ſprachlichen Ausdrucke freier verfahren konnte, als Dietenberger. Dieſer mußte ſo viel wie möglich an den Worten des Textes feſthalten, um nicht etwa einen eigenmächtigen und falſchen Sinn in ſeine Ueberſetzung hineinzulegen und den wahren willkürlich auszuſchließen. Bringt man dies in Anſchlag, ſo wird man die Ueberſetzung Dietenbergers auch in ſprachlicher Hinſicht der von Luther mindeſtens ebenbürtig finden. Es iſt bisher nicht beachtet worden, und auch Panzer hat es ſcheinbar nicht gewußt, daß der gelehrte katholiſche Profeſſor Hieronymus Dungersheim in ſeiner Schrift „Improbatio dispendiose atque fallacis praefationis Lutheri in Novum Testamentum“ (1531) die ungeſchickte Ausdrucksweiſe Luthers bei ſeiner Ueberſetzung einer Kritik unterzogen. Abgeſehen davon, zeigt auch ein Blick auf die Tafeln, in welchen Dr. Georg Wilh. Hopf (Würdigung der lutheriſchen Bibelverdeutſchung, Nürnberg 1847, am Schluß) zwei kurze Proben aus den Ueberſetzungen von 1522 bezw. 1524 und 1545 mittheilt, daß die ſpäteren Mitarbeiter an der ſogen. Lutherbibel, Bugenhagen, Juſtus Jonas, Cruciger, Melanchthon, Matthäus Aurogallus und andere, zahlreiche *ſprachliche* Verbeſſerungen an der erſten Ausgabe vorgenommen, wie denn auch Heinſius (Liter. Geſch. S. 177) ſagt, daß die Ausgabe von 1545 der erſten nur entfernt ähnlich ſehe. Dieſe ſprachlichen Verbeſſerungen der letzten Ausgabe beweiſen aber ungefähr ebenſo viele ſprachlichen Mängel der erſten; denn die Sprache ſelbſt hatte ſich in den zwanzig Jahren wenig oder gar nicht verändert.

Auf Grund dieſer und anderer Erwägungen dürfte ein ruhiges, rein ſachgemäßes Urtheil über die ſogen. Lutherbibel und über die Ueberſetzung der Heiligen Schrift von Dietenberger auch in ſprachlicher Beziehung zu Gunſten des katholiſchen Ueberſetzers ausfallen, zumal Luther bei ſeiner „Ueberſetzung“ ja in mancher Beziehung ähnlich gearbeitet hat, wie der, welcher heutzutage etwa die Reden von Abraham a Sancta Clara in unſer landläufiges Deutſch bringen wollte und dieſe Aufgabe nicht tadellos ausführte. Die Gewandtheit Dietenbergers im deutſchen Ausdruck wird übrigens, wie der Verfaſſer bemerkt, „von Freund und Feind anerkannt“ (S. 167). So hat denn Dietenberger allein und in wenig Jahren das zu ſtande gebracht, was Luther in vielen Jahren und unter Beihilfe vieler anderer mit einer Menge ſachlicher Fehler fertigſtellte. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Heilige Schrift nach Dietenbergers Ueberſetzung im katholiſchen Deutſchland *nahezu* allgemein im Gebrauch. Der Verfaſſer zählt 58 Auflagen derſelben auf. Noch im Jahre 1776 wurde ſie zu Augsburg zweimal gedruckt (S. 477). Sehr vortheilhaft zeichnet ſich Dietenberger auch bei ſeiner Bibelüberſetzung durch ſeine Beſcheidenheit aus. Er ſagt: „Wie wohl ich aber ſolichs (die Verdeutſchung der heiligen Schrift, um welche man ihn vielmals „flehentlich gebeten“) mich vielmals geweigert und abgeſchlagen, als das über mein vermögen und verſtand und welches nicht *eines* Menſchen Arbeit und Augen, ſondern wohl Argos und Herkules erfordert, habe ich doch aufs letzt aus chriſtlicher pflicht und obgemeldeter bitte mich ihnen ergeben.“ Was er gefehlt habe, ſo fügt er hinzu, möge man ihm vergeben, weil er „es nicht aus eigener

vermeſſenheit, ſondern mit großer forcht und ſcheuen allein Gott zu ehren, zu guter nutz und aus liebe auch mitleiden zu meinem vaterland angegriffen habe" (S. 164). Luther ſagt dagegen: „Es iſt mein Teſtament und meine Dolmetſchung und ſoll mein bleiben und ſein" (vgl. Dr. Ed. Riehm in „Studien und Kritiken" 1884, S. 297). So viel iſt gewiß, die deutſchen Katholiken haben allen Grund, auf ihren Dietenberger ſtolz zu ſein. Aber es gereicht ihnen nicht ſehr zur Ehre, die Verdienſte dieſes vortrefflichen Mannes ſo wenig anerkannt und bei der Nachwelt zur Geltung gebracht zu haben. Auch aus dieſem Grunde wird das Lob, welches dem Verfaſſer für ſeine, von einigen Mängeln der Darſtellung abgeſehen, ohne Zweifel ſehr tüchtige Arbeit gebührt, ein bleibendes ſein.

Das Buch Wedewers iſt vor allem eine Arbeit von erſtaunlichem Forſchungsfleiße, wie faſt jede Seite bezeugt. Einer einzigen Schrift wegen wandte er ſich in einem Circular an über 150 Bibliotheken (S. 204). Und wenn ihm auch in dieſem einen Falle kein Erfolg zu theil ward, ſo wurde er doch bei ſeinen ſonſtigen Forſchungen mit reicher Ausbeute belohnt. So gelang es ihm, um nur einiges wenige hervorzuheben, die Geburtsſtadt Dietenbergers irrigen Meinungen gegenüber mit Sicherheit anzugeben (S. 13). Ebenſo löſte er die noch ſchwierigere Aufgabe, das Todesjahr Dietenbergers feſtzuſtellen, indem er die Angabe des bekannten Jeſuitenpaters Gamans gegen die Mittheilungen von Fr. Steil als richtig erweiſt (S. 210—214). Eine ganze Menge anderer Daten aus dem Leben Dietenbergers hat der Verfaſſer aufgedeckt. Ganz beſonders werthvoll iſt auch das bibliographiſche Verzeichniß der Schriften Dietenbergers, welches dem Werke (S. 460—483) beigegeben iſt. Ein ſorgfältiges Regiſter und vier Tafeln aus den Werken Dietenbergers bringen die vortreffliche Arbeit zu einem entſprechenden Abſchluß.

Das Buch Wedewers iſt ein wichtiger und durchaus nothwendiger Beitrag zur Geſchichte des 16. Jahrhunderts. Hoffentlich wird der Herr Verfaſſer die literariſche Welt noch mit einigen ähnlichen Biographien von Vertheidigern der Kirche in jener ſtürmiſchen Zeit beſchenken. Es bleibt den katholiſchen Gelehrten in dieſer Beziehung noch ſo manche Ehrenſchuld abzutragen.

J. Niemöller S. J.

Seraphiſches Martyrologium, enthaltend kurze Lebensumriſſe jener geiſtlichen Söhne und Töchter des hl. Franziskus Seraphikus, welche von der Kirche der Zahl der Heiligen oder Seligen bereits eingereiht wurden oder welche im Rufe der Heiligkeit lebten und ſtarben. Nach den beſten Quellen bearbeitet von P. **Peter Paul Auſſerer** O. S. F. Mit fürſterzbiſchöflicher Approbation und Gutheißung des hochw. Franziskanerordens-Generals. Lieferung 1—12. Salzburg, Ant. Puſtet, 1888. Preis: à Lieferung 50 *Pf.*

Den Inhalt dieſes neuen Sammelwerkes gibt der angeführte Titel deutlich und vollſtändig wieder, indem er die ſcheinbare Beſchränkung des Wortes Martyrologium ſofort auf alle im Rufe der Heiligkeit oder wenigſtens eines

heiligmäßigen Lebenswandels geſtorbenen Mitglieder der verſchiedenen Abtheilungen der großen Familie des heiligen Patriarchen Franziskus ausdehnt. Um uns eine Idee von dem Inhalt des Buches in ſeiner Vollendung zu machen, genügt folgende Berechnung. Im Durchſchnitt bringt jeder der behandelten Tage 12—15 Notizen, macht alſo im Jahre die Summe von 4380 bis 5475 mehr oder minder ausführlich behandelten Lebensbildchen. Greifen wir aufs Gerathewohl einen Tag heraus, um die Betheiligung der einzelnen Ordenszweige und Nationen zu zeigen. Der 10. Jänner bringt: ſel. Aegidius Laurenzana, Laienbruder, Obſervant, Süditalien. — Andreas von Spoleto, Obſervant, Corſica. — Wilhelm Joſſelin, Obſervant, Frankreich. — Franziskus Wallenſtein, Obſervant, Prag. — Bernardin de Rende, Obſervant, Calabrien. — Johannes Hortulanus, Laienbruder, Obſervant, Salamanca. — Kaſpar von Montfort, Laienbruder (?), Spanien. — Benedict von Mailand, Reformat, Italien. — Franziskus von Nardo, Reformat, Süditalien. — Cinga, leibliche Schweſter der hl. Eliſabeth, Clariſſin, Deutſchland. — Katharina, Tochter Herzogs Albrechts des Weiſen, Clariſſin, Wien. — Leonora vom hl. Johannes, vom Dritten Orden, Granada. — Cäcilia Giovanelli, Wittwe, vom Dritten Orden, Norditalien. — Urſula Fuchs, Tertiarinnenkloſter, Wattwyl, Schweiz. — Bleiben wir ſchließlich bei demſelben Tag, um eine Idee von dem Umfang der einzelnen Notizen zu geben. Die erſte umfaßt 13, die zweite 17, die dritte 5, die vierte 7, die fünfte 10, die ſechſte 20, die ſiebente 6, die achte 20, die neunte 7, die zehnte 5, die elfte 4, die zwölfte 6, die dreizehnte 16, die vierzehnte 6 Zeilen. Soviel über Inhalt und Eintheilung.

Wie uns der Titel ſagt, iſt das Werk „nach den beſten Quellen bearbeitet“. Leider liegt keine Vorrede bei, welche uns über die Natur dieſer Quellen weitere Aufſchlüſſe gegeben hätte, und da überhaupt auch kein einziger Name einer Quelle genannt iſt, ſo müſſen wir uns in dieſem entſcheidenden Punkt einſtweilen ganz und blind auf die Kritik des Verfaſſers und Herausgebers verlaſſen. Es mag ja mit dem „Martyrologium“ in erſter Linie die Erbauung bezweckt werden; indes wird doch nicht zu läugnen ſein, daß ein ſolches Werk, wenn mit kritiſcher Treue und Genauigkeit behandelt und als ſolches controlirbar, auch einen außerordentlich hohen wiſſenſchaftlichen Werth beanſpruchen müßte. Der Proſpect ſagt ſogar: „Unſer Martyrologium ſoll einmal den Anforderungen genügen, welche der Mann der Wiſſenſchaft an ein ſolches Werk ſtellen kann, und dürfte es ſelbſt für die Zukunft als Quellenwerk dienen, was Vollſtändigkeit in Aufzählung der Heiligen und Genauigkeit der Angaben und Daten betrifft.“ Um jedoch dieſes Ziel zu erreichen, wäre wenigſtens eine kritiſche Ueberſchau über die Natur der Quellen vonnöthen, zumal es ſich doch in dieſen Lebensabriſſen ſehr oft um entlegene Zeiten und um außergewöhnliche Erſcheinungen handelt. Wünſchenswerther wäre es freilich geweſen, wenn nach jeder Notiz die Quelle ſelbſt kurz angegeben wäre, was nicht viel Raum erfordert hätte, wenn ausführliche und genaue Titel in der Vorrede angeführt worden. Was jetzt noch zu thun und was vielleicht auch ſchon beabſichtigt, wäre, eine orientirende Vorrede mit dem Titel nachzuliefern.

Das ganze Werk ſoll in circa 20 Heften vollſtändig ſein. Die bisherigen zwölf Hefte führen das Martyrologium bis zum 4. Auguſt.

Die Sprache und ganze Darſtellungsweiſe iſt von einer edlen Einfachheit, wie es beſonders dem erbaulichen Zweck des Buches angemeſſen iſt. Referent wünſchte freilich bisweilen etwas beſtimmtere Angaben über die einzelnen Perſonen, einen charakteriſtiſchen Zug oder dgl., aber meiſtens wird wegen Mangels an Quellen dieſem Wunſche nicht zu entſprechen geweſen ſein. Auch will es den außeröſterreichiſchen Leſer wohl bedünken, daß der Herausgeber wohlgethan, ſich mit Ordensgenoſſen Norddeutſchlands behufs etwaigen Materials in Verbindung zu ſetzen, wie es auch im allgemeinen wohl wünſchenswerth geweſen wäre, ſich nicht auf gedruckte Quellen, d. h. vergangene Jahrhunderte zu beſchränken, da auch die jüngere Zeit ihre ſchönen Blüten der Heiligkeit auf den verſchiedenen Ordenszweigen getrieben hat. Leider wird es mit der Erfüllung ſolcher Wünſche bei dieſer erſten Ausgabe wohl ſchlecht angehen. Liegt das Werk aber einmal fertig vor, ſo dürfte es unſerer Anſicht nach für den Herausgeber ein Leichtes ſein, von ſeinen Ordensbrüdern in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands Ergänzungen nach jeder Richtung zu erlangen. Je vollſtändiger, d. h. je allſeitig näher der Inhalt den verſchiedenen Leſern gebracht wird, um ſo reichlicher wird das Buch ſeinen erſten Zweck, die Erbauung, erzielen.

Schon jetzt bemächtigt ſich des Geiſtes ein gewaltiges Staunen, wenn er die Zahl und Verſchiedenheit jener heiligmäßigen Männer und Frauen betrachtet, die in den Fußſtapfen des großen Heiligen von Aſſiſi dem Heiland in Armuth, Demuth und allen Tugenden gefolgt ſind. Man ſtimmt dem Herausgeber vollſtändig bei, der das vorliegende Werk „einen geiſtigen Tempelbau nennt, dem die Portal-Ueberſchrift gebührt: ‚Wunderbar iſt Gott in ſeinen Heiligen!‘“

Wir empfehlen das Martyrologium recht eindringlich beſonders den vielen tauſend Mitgliedern des Dritten Ordens. **W. Kreiten** S. J.

1. **Die katholiſchen Miſſionen.** Illuſtrirte Monatſchrift. Freiburg, Herder. Monatlich ein Heft. Preis pro Jahr: *M.* 4.

2. **Die Alte und Neue Welt.** Illuſtrirtes Familienblatt. Einſiedeln, Benziger. Jährlich 12 Hefte à 50 *Pf.*

3. **Deutſcher Hausſchatz in Wort und Bild.** Regensburg, Puſtet. Alle 20 Tage ein Heft à 40 *Pf.*

Wiederholt im Laufe der Jahre haben die „Stimmen“ dieſe drei bedeutendſten illuſtrirten Unterhaltungsblätter des katholiſchen Deutſchlands beſprochen. Auch jetzt beim nahenden Jahreswechſel bringen wir dieſelben in freundliche Erinnerung.

1. Die „Miſſionen“ dienen der ernſtern Erholung, die mehr in der Thatſächlichkeit wirklicher Verhältniſſe als in den luſtigeren Schöpfungen der Phantaſie ihre Nahrung ſucht. Wer nur den beſcheidenen Titel und den niedrigen

Preis ins Auge faßt, könnte zur Meinung kommen, er habe es hier mit einer gewöhnlichen Sammlung von Berichten, einer mehr oder weniger trockenen, von mittelmäßigen Bildern unterbrochenen Aufzählung der Miſſionsarbeiten zu thun. Kein Schluß aber wäre irriger. Trotz des geringen Preiſes ſind die „Miſſionen“ in ihrer ſchönen, einfach-edlen Ausſtattung ſo ſalonfähig, um dieſen Ausdruck zu gebrauchen, wie irgend eines der meiſtgeleſenen illuſtrirten Unterhaltungsblätter der Gegenwart. Der Titel aber läßt auch nicht entfernt den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhaltes ahnen. Der das Ganze beherrſchende und belebende Grundgedanke iſt Darſtellung des Wirkens, der Kämpfe und Erfolge jener heldenmüthigen Naturen, die in Begeiſterung für die höchſten chriſtlichen Ideale der Menſchheit dieſelben zu verwirklichen ſtreben und für dieſes Ziel mit Darangabe aller äußeren Güter und Genüſſe die ganze Kraft ihrer Perſönlichkeit einſetzen. Dieſe Darſtellung aber hebt ſich ab von einem Hintergrunde voll prächtiger Landſchaftsbilder, die, mit lebensvollen Sittenſchilderungen verbunden, eine anſchauliche Kenntniß von Land und Leuten vermitteln. Dazu kommen, ſorgſam nach den beſten alten und neuen Quellen bearbeitet, ausführliche geſchichtliche Erörterungen über die betreffenden Völker und Gebiete von den Tagen des Alterthums an bis auf die Neuzeit. Endlich bringt jedes Heft eine große Zahl kürzerer Mittheilungen aus allen Fernen und allen Richtungen der Windroſe. Eine beträchtliche Menge künſtleriſch aufgefaßter und ausgeführter Bilder belebt den Text. Sollen wir Einzelheiten anführen, ſo müſſen wir geſtehen: Wahl macht Qual. Faſt aufs Geratewohl herausgreifend, erwähnen wir aus dem Jahrgange 1888: Perſien mit ſeinen Trümmerſtätten und religiöſen Spaltungen, den Himalaya mit ſeiner Pflanzenwelt und ſeinem Thierleben, den heutzutage ſo viel beſprochenen Samoa-Archipel, Weihnachten am Congo, eine Sklavenjagd am Tanganjika, ja nicht zu vergeſſen den hl. Petrus Claver und Dom Bosco, deren Leben, mit den Leprofenanſtalten in Paläſtina, Japan und auf Madagaskar zuſammengenommen, allein ſchon einen ergreifenden Beweis dafür liefert, wie die katholiſche Kirche — und keine Geſellſchaft, welchen Namen immer ſie trägt, thut es ihr hierin gleich — an der Löſung der ſocialen Frage arbeitet. — Unter den Bildern aber weiſen wir nur auf die ſturmgepeitſchte Küſte von Tamatave hin, auf die gefährliche Durchfahrt durch die Korallenriffe, auf den Waldbrand nach der Löwenjagd, auf das architektoniſch ſo bemerkenswerthe Oktogon der St.-Olafs-Kathedrale im nordiſchen Trondhjem und auf die Schahmoſchee zu Ispahan, auf die Erinnerungsfeier der Schiiten an den Tod Huſſeins und die verſchiedenen Kindergruppen aus Dardſcheling, Birma und Uranda. Niemand wird an dieſen und vielen anderen Illuſtrationen vorübergehen, ohne ſie aufmerkſam zu betrachten, und mehr als einmal wird man gerne zu ihnen zurückkehren mit ſtets erneutem Genuß.

So bilden die „Miſſionen“ nicht nur eine chriſtlich erhebende, wahrhaft ſtärkende, ſondern auch vom rein natürlichen Standpunkte aus reich belehrende und unterhaltende Lefung. Wie ſchon jetzt, ſo werden ſie nach Jahren noch ihren Werth haben als Quellenwerk für den Hiſtoriker, der ſich mit der geiſtigen und ſittlichen Entwicklung jener fernen Stämme beſchäftigt, welche eben

erſt in den Kreis der Geſchichte eintreten. Durch die planvoll, in regelmäßiger Fortſetzung zuſammengeſtellten Mittheilungen aus allen Ländern, von den Polen bis zum Aequator, machen die „Miſſionen“ unvermerkt ihre Leſer vertraut mit dem Gebiete jener großartigen überſeeiſchen Unternehmungen, die heutzutage Regierungen und Völker in Bewegung ſetzen — auch in dieſer Beziehung ſo überaus zeitgemäß für unſer wanderluſtiges, weltumfaſſendes Jahrhundert. — Je zwei Heften iſt eine Beilage für die Jugend angeſchloſſen, die, inhaltlich der Richtung des Hauptblattes entſprechend, in leichter, anmuthiger Erzählung der Kinderwelt ſich anpaßt.

2. Die „Alte und Neue Welt“ ſtellt auf der letzten Umſchlagſeite des Octoberheftes, mit welchem der Jahrgang ſchließt, die Summe deſſen zuſammen, was ſämmtliche zwölf Monatslieferungen von October 1887 bis October 1888 gebracht haben. Dieſe Aufzählung, ſo kurz ſie iſt, läßt ein gewiſſes gehobenes Selbſtbewußtſein durchſchimmern über die Größe des Geleiſteten; niemand aber wird dieſes Gefühl als unberechtigt tadeln können. Die Menge des gebotenen Unterhaltungsſtoffes iſt eine ganz bedeutende; der Menge aber ſteht die Mannigfaltigkeit und innere Güte des Gebotenen nicht nach.

36 größere und kleinere Gedichte, 25 Erzählungen von größerem und geringerem Umfange, Romane und Novellen, 18 gedrängte Beſchreibungen des Lebens und Wirkens hervorragender Männer der Vergangenheit und der Gegenwart, 12 culturhiſtoriſche Abhandlungen, verſchiedene Darſtellungen aus der Staats- und Kirchengeſchichte, nicht wenige Schilderungen aus der Natur und aus der Kunſtwelt bilden den Hauptinhalt des Jahrganges. Sehr glücklich wird jedes Heft mit einer Beigabe geſchloſſen, die in bündigen Gruppen die Hauptbegebenheiten des verfloſſenen Monats, wie ſie auf den verſchiedenſten Gebieten ſich ereignet haben, an dem Geiſte des Leſers vorüberführt.

Alle dieſe Darſtellungen in gebundener wie ungebundener Rede ſind von einem Bilderſchmuck durchzogen, der in Fülle und Schönheit dem Texte durchaus ebenbürtig iſt.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Von dieſer Zeitſchrift können wir wohl ſagen, ſie bringt ſo vieles, daß nicht bloß mancher, ſondern jeder etwas erhält, wie mannigfach auch die Geſchmacksrichtungen auseinander gehen. Denn iſt im ganzen, wie es ſich geziemt, der gediegenern Unterhaltung das Hauptfeld eingeräumt, ſo findet, wie nicht minder billig, auch der Scherz und die heitere Laune einen weitherzig zugemeſſenen Tummelplatz.

Blindes Lob iſt kein wahres Lob, und niemandem iſt damit gedient. Daß einzelnes vollkommener ſein könnte, verſteht ſich wie bei allen menſchlichen Dingen von ſelbſt. Dieſer oder jener Erzählung hätten wir eine packendere Friſche der Darſtellung gewünſcht, der eine oder andere Charakter wäre durch ſchärfere Individualiſirung intereſſanter geworden. Druckfehler hätten wir, beſonders in Eigennamen und wichtigeren Wörtern, gerne vollſtändig vermieden geſehen. Die Illuſtration zu Eichendorffs „O Thäler weit, o Höhen!“ entſpricht zu wenig dem prächtigen Texte. Gediegene Muſik zu Liedern neuerer, beſonders katholiſcher Dichter wäre ſicher eine manchem willkommene Gabe; doch würden dazu die gebräuchlicheren Tonarten zu empfehlen ſein.

Haben wir unſeren Ausſtellungen hiermit unverhohlen Ausdruck gegeben, ſo können wir deſto freier unſer Geſammturtheil ausſprechen. Die Alte und Neue Welt verdient reich das ihr von vielen Seiten geſpendete Lob. Erleſene Frucht bringt ſie in künſtleriſch ſchmucken Schalen. Der vielverheißende Name iſt bei ihr kein eitles Prunkſchild. Alte und neue Zeiten, alle Welttheile durchforſcht ſie, mit prüfendem Fleiße ſammelnd, was Geiſt und Herz erfreuen kann. Wie aber der beſprochene Jahrgang im Vergleich zu früheren einen wahren Fortſchritt erkennen läßt, ſo ſtrebt der neubegonnene ſeinen Vorgänger noch zu übertreffen.

3. In gleicher Weiſe empfehlen wir den Regensburger „Deutſchen Hausſchatz". Eine wahre Schatzkammer, bringt auch er, auf die verſchiedenſten Wünſche ſeiner Leſer von vornherein bedacht, eine Fülle des unterhaltendſten Stoffes. Welche Hausfrau würde nicht gern einen Blick thun in die Grazer Hofküche vom Ende des 16., oder in eine Londoner Haushaltung vom Ende des 19. Jahrhunderts? Welcher Weidmann könnte gleichgiltig bleiben bei der Frage, ob der edle Hirſch ſich zum Zugthier erniedrigen laſſe? Wären aber darob ſeine Gemüthsſeiten aus der Stimmung gekommen, ſo wende er ſich ſchnell dem galoppirenden Jagdphotographen und ſeinem großaugigen Gehilfen zu, und der ſchönſte Einklang wird hergeſtellt ſein. Die Liebhaber der Wellenbewohner werden ſich bei der Beſchreibung eines Lachsfanges in Luxemburg erſtaunt fragen, ob denn die Fiſcher des vielumworbenen Ländchens bei Coopers Anſiedlern in die Lehre gegangen. Der Seemann prüft die Verhältniſſe des chineſiſchen Torpedobootes, der Landkrieger die Revolverkanonen der preußiſchen Gardehuſaren und den öſterreichiſchen Feldtelegraph. Doch genug der Einzelheiten. Formvollendet drängen ſich in Bild und Wort hübſche Gedichte, ſpannende Erzählungen, lebensvolle Schilderungen aus Nord und Süd.

Wünſchen möchte man bisweilen tiefern Inhalt. Das Gold hat nicht überall das entſprechende Karat. Aeußerlich hervorragende Artikel ſollten auch durch innere Bedeutſamkeit hervorragen. Was vor nicht langer Zeit ein angeſehener Redner bei der Jubelfeier eines katholiſchen Caſinos betonte, daß auf das wahrhaft Geiſtige ſtets ein Hauptaugenmerk gerichtet werden müſſe, auf die hohen, edlen Güter des Chriſtenthums und des Vaterlandes, damit man nicht zu ſchaler Gemüthlichkeit herabſinke, das gilt auch in entſprechendem Verhältniſſe von unſeren katholiſchen Unterhaltungsblättern, die ja auf derſelben Grundlage ruhen und in ihrem Weſen verwandt ſind mit jenen geſelligen Vereinen. Wir wollen damit der bloßen Erzählung, auch wenn ſie gerade durch keine tiefere Idee getragen wird, gewiß nicht die Berechtigung abſprechen; nur ſollte ſie keine bevorzugte Stellung einnehmen. Mit dem Abſchluß des beſprochenen Jahrganges iſt der bisherige Redacteur von der Leitung des Blattes zurückgetreten. Es gebührt ihm dankbare Anerkennung für die Verdienſte, die er ſich ſo viele Jahre hindurch um die Leitung des „Hausſchatz" erworben. Nicht minder anerkennen aber muß man die Tüchtigkeit ſeines Nachfolgers. Gleich die erſten Hefte des neu eröffneten Jahrganges beweiſen, daß die nicht geringen Erwartungen, die ſich an den Namen H. Keiter knüpften, keine Täuſchung ſein werden. Ein friſcher Hauch durchzieht unver-

kennbar ſowohl „Wort als Bild“; den Platz des endlich beſeitigten „Geſundheitsrathes“ hat eine nützlichere allgemeine „Rundſchau“ eingenommen; die bei manchen beliebte Wochenausgabe iſt neben der Heftausgabe wieder eingeführt. So wird der verdienſtvolle Kritiker und Kenner der katholiſchen Schriftſtellerwelt gewiß den ihm anvertrauten literariſchen Hausſchatz zu neuem Glanze führen.

Indem wir die „Alte und Neue Welt“ und den „Deutſchen Hausſchatz“ denjenigen empfehlen, die dieſe Art der Unterhaltung bevorzugen, machen wir auf etwas aufmerkſam, was an und für ſich durchaus gerechtfertigt iſt, durch die einmal beſtehenden Verhältniſſe aber Anlaß zur Furcht bieten kann. Dem regen, alle Anerkennung verdienenden Drange, für das Gute thätig zu ſein, entſpringen naturgemäß oft neu auftauchende Gründungen derſelben Gattung, ohne daß dem unbefangenen Urtheile ein wirkliches Bedürfniß dafür erkennbar wäre. Die Theilnahme nun, die den neuen Unternehmungen ſich zuwendet, wird natürlicherweiſe meiſtens den ſchon beſtehenden älteren entzogen. So entſteht leicht eine Zerſplitterung der Kräfte; Zerſplitterung aber iſt Schwächung, aus der Schwächung folgt dann wieder Mißachtung, ſo daß alles ſchließlich gefährdet werden kann. Das wäre aber ſehr zu beklagen; denn die Sache iſt überaus wichtig. Von einem höhern und ſtrengern Standpunkte aus mag man der überwuchernden Belletriſtik und der Zeit, die ihre Freude daran hat, gram ſein. Aber die Thatſachen ſind nicht zu ändern, und auf dieſem Gebiete ſo gut wie auf den anderen müſſen die Katholiken thatkräftig eingreifen. Denn eben dieſe der leichtern Unterhaltung dienenden Geiſteserzeugniſſe bilden einen nicht unweſentlichen Theil des Schlachtfeldes, auf welchem der Kampf zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Gottesglaube und Gottesläugnung, chriſtlicher Sitte und heidniſcher Unſitte ausgefochten wird. Fortwährend verbreitet man in Romanen und Novellen, ſei es in längerer Entwicklung, ſei es in hingeworfenen Bemerkungen, bald offen, bald verdeckt Grundſätze, die mit der katholiſchen Lehre in grellem Widerſpruche ſtehen. Wie vielfach werden da die Gebräuche unſerer heiligen Kirche zu wahren Zerrbildern verunſtaltet, wie ausdauernd die alten Geſchichtslügen in immer neuem Aufputze wieder vorgeführt, wie unverdroſſen die der katholiſchen Kirche feindlichen Elemente in das ſchönſte Licht geſtellt und als preiswürdig gerühmt! Auch die beſten akatholiſchen Blätter bleiben nicht frei davon, weil eben die großartige Unkenntniß des katholiſchen Weſens ſich kaum vermindert. Darum ſollten doch die katholiſchen Familien, die ſtets noch ihre Gunſt religionsfremden Blättern ſchenken, endlich entſchloſſen dem ſich zuwenden, was auf eigenem Boden gewachſen iſt. Mag immerhin ein einzelnes aus jener Menge durch größern Pomp ſich empfehlen — das von uns beſprochene Paar ſteht an äußerer Ausſtattung den meiſten gleich, überragt aber alle durch den innern ſittlichen Kern. Schriftſteller und Künſtler, die in den weiteſten Kreiſen Anerkennung genießen, ſind bei beiden Mitarbeiter. In beiden finden die Perſonen, Orte, Ereigniſſe, die jedem katholiſchen Herzen theuer ſind, liebevolles Verſtändniß und künſtleriſche Darſtellung. Nirgends drängt ſich dabei das Religiöſe in läſtiger Aufdringlichkeit hervor; beide bringen wie in einem reich wechſelnden Kaleidoſkop ihren Leſern alles, was es an er-

greifenden Gegenſätzen, ſowie an ſchöner Kraft und heiterer Friſche nur gibt in den Höhen und Tiefen der Außenwelt und des Menſchenlebens; was aber heilig iſt, gilt ihnen auch als heilig.

Möge das beginnende Jahr den drei beſprochenen Unterhaltungsſchriften die alten Freunde bewahren und neue dazu gewinnen. Von allen dreien iſt ein vollſtändiger Jahrgang in dem ſchmucken Einbande, den die Verlagshandlungen dafür haben anfertigen laſſen, ein ſchönes und paſſendes Feſtgeſchenk.

R. van Acken S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Rituale Romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum, cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio prima post typicam. X et 402 et 252 p. 12°. Ratisbonae, Pustet, 1888. Preis: *M.* 4.

Wiederum eine muſtergiltige Leiſtung aus dem Puſtet'ſchen liturgiſchen Verlag. In gewohnter Weiſe verbindet ſich vollſtändige Zuverläſſigkeit des Textes mit ſehr leſerlichem Druck und einer nicht nur gefälligen, ſondern auch künſtleriſch tadelloſen Ausſtattung. Der ausgedehnte Anhang enthält „in usum et commoditatem missionariorum apostolicorum aliorumque sacerdotum" Segnungen für die verſchiedenſten Anläſſe, denen der Apoſtoliſche Stuhl ſeine Bewilligung ertheilt hat. Aus denſelben erſieht man, wie die Kirche mit ihren Gebeten und Segnungen in der That auch das ganze irdiſche Leben des Chriſten mit all ſeinen Beſchäftigungen, Bedürfniſſen und Nöthen in eine höhere Atmoſphäre zu heben, es zu durchgeiſtigen und zu heiligen fortwährend bemüht iſt. Auch die Fortſchritte der modernen Zeit entgehen dabei dem ſorgſamen Mutterauge der Kirche nicht. Zu der Einſegnung einer neuen Eiſenbahn und der eines Telegraphen kommt nun auch unter den Benedictiones novissimae z. B. die Benedictio machinae ad excitandam lucem electricam. Aus den übrigen Segnungen ſeien hier noch erwähnt die der Früchte und verſchiedener anderer Lebensmittel, die eines Bienenſtandes, der Laſtthiere, der Seidenraupen, die eines Kalkofens, einer Schmelze, einer Stampfmühle u. ſ. w. Durch alle dieſe Segnungen mit den herrlichen und kräftigen Kirchengebeten wird es dem Prieſter ermöglicht, nicht nur reichen Gnadenſegen auf die Gemeinde herabzuziehen, ſondern auch in derſelben das Glaubensleben zu ſtärken und zu vermehren.

Lectionarium. Die Lectionen, Epiſteln und Evangelien des römiſchen Meßbuches, überſetzt von Dr. Jakob Ecker, Profeſſor der altteſtamentlichen Exegeſe und der hebräiſchen Sprache am biſchöfl. Prieſterſeminar zu Trier. Mit Approbation der geiſtlichen Obrigkeit. 554 S. Lex.-8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1888. Preis: *M.* 6.60.

Unſer deutſches Volk hört den Text der heiligen Evangelien und Epiſteln in ſo verſchiedener Form und Ueberſetzung, wie es in keinem andern Lande geſchieht. Anders-

wo hat man durchgängig Einen recipirten Text der Heiligen Schriften; nur der ist dem Volke bekannt, nur den hört es in der biblischen Geschichte, im Katechismus und in den Perikopen der sonn- und festtäglichen Andachten. In Deutschland hingegen ist man versucht, die Zahl der verschiedenen Uebersetzungen nicht nach Diöcesen, sondern eher nach Pfarreien zu zählen. Ein einheitlicher Text wäre sehr zu wünschen. Derselbe kann nur durch Uebereinkommen der Bischöfe erreicht werden; seine Schwierigkeit findet er freilich an dem Mangelhaften so vieler Uebersetzungen. Als eine getreue, ungekünstelte, edle und doch gemeinverständliche Uebersetzung dürfte sich die vorliegende empfehlen. Wir möchten wünschen, daß sie sich allgemein einbürgerte, und daß auch nach ihr die Stücke der biblischen Geschichte zum Schulgebrauch gegeben würden. Zwar ist das Werk zunächst als „Lesebuch für die Kanzel" bestimmt; doch dieser nächste Zweck schließt den weitern nicht aus. Ist ja auch der Verfasser schon über ersteren hinausgegangen. Das bezeugt die reichhaltige Aufnahme der Perikopen, da hier nicht bloß die eigentlichen Feiertage berücksichtigt werden, sondern alle die Tage und Feste des Meßbuches, welche eine eigene Epistel oder ein eigenes Evangelium aufweisen. Die prächtige Ausstattung entspricht in würdiger Weise dem Inhalte und der Bestimmung des Buches.

Kirchengeschichte oder **Geschichte des Reiches Gottes** von Erschaffung der Welt bis auf unsere Tage. Für die katholische Familie bearbeitet von Dr. Hermann Rolfus. Approbirt und empfohlen vom hochw. Herrn Erzbischof von Freiburg, vom hochw. fürsterzbischöfl. Ordinariat Salzburg und von den hochw. bischöfl. Ordinariaten Rottenburg, Augsburg, Speier, St. Gallen, Chur und Sitten. Mit dem Bildnisse Leo's XIII. in Farbendruck, Familien-Chronik und 200 Holzschnitten. Dritte, vermehrte Ausgabe. Mit einer Uebersicht über die hierarchische Gliederung der römisch-katholischen Kirche und einem Verzeichniß der Päpste vom hl. Petrus bis auf unsere Tage. XXVIII u. 1118 S. Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8; elegant gebunden in Leinwand mit Lederrücken, reicher Goldpressung und Carminschnitt *M.* 10.

Die „Kirchengeschichte" des um die katholische Volks- und Jugendliteratur hochverdienten Dr. Rolfus ist ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Inhalt, Darstellung und Ausstattung, alles vereinigt sich, um dieses Buch zu einem wahren Schatze für eine jede katholische Familie zu machen. Ueber den Inhalt gibt der ausführliche Titel ausreichend Rechenschaft. Es braucht hier wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie gerade in unserer Zeit des Unglaubens die Kenntniß der Geschicke unserer heiligen Kirche auch für das katholische Volk von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Gerade aus dem Gebiete der Kirchengeschichte holen ja die Gegner unseres heiligen Glaubens auch in ihrer Einwirkung auf das Volk mit Vorliebe ihre Waffen. Zudem muß das Walten Gottes in seiner Kirche, wie es in ihrer wunderbaren Ausbreitung, in ihren Kämpfen und Siegen und insbesondere in ihren herrlichen Früchten und Segnungen allüberall zu Tage tritt, jedes gläubige Herz mit Bewunderung und inniger Liebe zur Braut Christi auf Erden erfüllen. — Dem Werke steht ein reicher Bilderschmuck zur Seite. Trotz der Erweiterung des Textes in dieser neuen Auflage ist der gewiß nicht zu hohe Preis des Buches noch ermäßigt worden.

Gründliche und leichtfaßliche Erklärung des katholischen Katechismus als Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte in der Schule und in der Kirche und als Lesebuch für christliche Familien. Von Joseph Deharbe S. J. Drei Bände. Fünfte, revidirte Auflage. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Paderborn. Paderborn und Münster, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 9.20.

Die neue Auflage dieses weitverbreiteten und allbeliebten Handbuches braucht kaum noch empfohlen zu werden. Das Werk zeichnet sich aus durch Reichhaltigkeit, Gründlichkeit, Correctheit des Stoffes und durch Wärme des katechetischen Vortrages. Den Herren Geistlichen wird es ein vortreffliches Hilfsmittel sein nicht allein für den katechetischen Unterricht, sondern auch für Predigten. Außerdem kann es gebildeten Laien zum Selbstunterricht in der Religion, Convertiten zur gründlichen Kenntnißnahme der katholischen Wahrheiten nicht genug empfohlen werden. Auch in den Händen unserer getrennten Glaubensbrüder könnte das Buch großen Nutzen stiften. Mit großer Klarheit sind viele Controverspunkte auseinandergesetzt, und zwar nicht mit polternder Polemik, sondern mit schonender Milde und Liebe. Wenn die Andersgläubigen solche Bücher läsen, dann würden manche Vorurtheile über katholische Lehre und kirchliche Gebräuche verschwinden, wie Nebel vor der aufgehenden Sonne. — Die gegenwärtige Auflage ist sorgfältig revidirt und theilweise verbessert.

S. Alphonsi M. de Liguori, Ep., Conf. et Eccl. D. liber de Caeremoniis Missae ex italico idiomate latine redditus, opportunis notis ac novissimis S. R. C. decretis illustratus, necnon appendicibus auctus, opera G. Schober, Congreg. SS. Redemptoris sacerdotis. Editio altera emendata et aucta. XXXVI et 368 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, 1888. Preis: *M.* 2.60.

Bekanntlich lag dem hl. Alfons kaum etwas so sehr am Herzen, als die würdevolle Feier der heiligen Messe. Das bewog ihn, außer seinen vielen anderen Arbeiten auch eine genaue und faßliche Darstellung der Meßrubriken zu verfassen und dadurch den Priestern die sorgfältige Beobachtung derselben und die angemessene Feier der heiligen Geheimnisse zu erleichtern. Das Buch hat, besonders in seinen Uebersetzungen, bis in unsere Zeit eine sehr große Verbreitung gefunden, und es ist dem Priester recht zu dem Zweck anzuempfehlen, um sich in der genauen Beobachtung der kirchlichen Vorschriften von Zeit zu Zeit wieder zu erneuern. Was die vorliegende Ausgabe um so werthvoller macht, ist theilweise auf dem Titel des Buches schon angeführt: es sind die einschlägigen Entscheidungen der heiligen Rituscongregation unter dem Text in Anmerkungen beigegeben; diese bestätigen oder modificiren die Ausführungen des heiligen Lehrers. Außerdem hat der jetzige Herausgeber in mehreren Anhängen recht erschöpfend die Fragen über verschiedene Arten von Messen behandelt, besonders die Fragen über Votiv- und Seelenmessen; die rituellen Vorschriften und Entscheidungen sind neben den Ansichten der bewährtesten Liturgiker sehr ausgiebig verwerthet und nach der Gardellini'schen Sammlung citirt.

Geistlicher Krankentrost oder zwölf trostreiche Gespräche zwischen dem gekreuzigten Heilande Jesu Christo und einem kranken Menschen. Von einem Seelsorger. Dreizehnte Auflage. IV u. 74 S. kl. 8°. Donauwörth, Veith, 1888. Preis: 75 *Pf.*

Im allgemeinen können wir diese Krankengespräche nur aufs wärmste empfehlen; so viel Gutes und Trostreiches, so viel Anleitung zu den verschiedensten, solidesten

Tugendacten und zur Mehrung des übernatürlichen Verdienſtes bieten ſie dem Kranken, und beim Krankendienſt geben ſie Anleitung zu dem gediegenſten geiſtlichen Zuſpruch. Bei einer neuen Durchſicht des Büchleins wüeden wir jedoch wünſchen, daß einige weniger zuſagende Ausdrücke und beſonders die ſo oft wiederkehrende Anrede „mein Menſch" durch gefälligere erſetzt würden.

Der Kapuziner mit dem Chriſtkindlein. Ein Lebensbild, allen Verehrern des Jeſukindes gewidmet von P. Bartholomäus Waſſerer, Kapuziner der nordtiroliſchen Provinz. Mit zwei Bildern in Lichtdruck. Mit Erlaubniß der Obern. VIII u. 216 S. 16°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Ein frommes Büchlein für die Weihnachtszeit. Zwar handelt dasſelbe nicht ſo ſehr von der Verehrung, als vielmehr von einem frommen Verehrer des Jeſukindleins. Es iſt das Lebensbild des im Rufe der Heiligkeit verſtoebenen P. Chryſoſtomus, aus dem Geſchlecht der Grafen Schenk von Caſtell, eines Kapuzinerpatees aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die wahrhaft kindliche und naive Einfalt, in deren Gewand die Heiligkeit des Mannes auftritt, erinnert recht an den geoßen heiligen Patriarchen des Ordens, dem ee angehörte; man möchte ſich bei manchen Lebeusſcenen mitten in das Leben des hl. Franziskus ſelbſt verſetzt glauben. Darum aber gehört auch ein Stück lindlicher Einfalt und Frömmigkeit beim Leſen dazu, um manche Einzelheiten des vorliegenden Lebensbildes nach ihrem wahren Werthe würdigen zu können.

Die Königin des heiligen Roſenkranzes. Von Edmund Behringer. 98 S. 12°. Kempten, Köſel, 1888. Preis: geheftet *M.* 1.20; eleg. geb. *M.* 2.

Von den Tagen, da Unſere Liebe Frau ſelbſt das Magnificat geſungen, iſt ihr Lob und Preis zugleich mit dem ihres Himmelskindes nie auf Erden veeſtummt. In den Zungen aller Völker, in den künſtlichſten Formen der Poeſie wie in den einfachſten volksthümlichſten Kindesweiſen klingt es hin durch die Jahrhunderte. Marienminne iſt einer der mächtigen Grundaeeorde der chriſtlichen Poeſie. Die Formen mögen wechſeln, aber der Strom dieſes Liedes rauſcht weiter. Es kann nicht verſiegen, es kann nicht erſterben, auch wenn auf dem großen Weltmarkt wilde, wüſte Bacchanten toben. Dann zieht es ſich in die Stille und Einſamkeit zurück und hallt da weiter, bis die Tage der Prüfung vorüber ſind und die Völker das Heiligſte und Schönſte wieder zu ſchätzen wiſſen. Einen lieblichen Beitrag zur ſtillen, feommen Madonnenpoeſie unſerer Tage liefert das vorliegende Büchlein. Der Sänger iſt durch ſeine epiſchen Dichtungen „Die Apoſtel des Herrn" und „Das Felſenkreuz" bekannt. Er vereinigt zarte Innigkeit mit hohen, großen Gedanken, kühnen Bildern, mächtigem Schwung. Dazu bietet der Roſenkranz reichen Stoff und die ſchönſten Eingebungen. Ein Proteſtant könnte daran ſehen, daß wir denn doch keine tibetaniſchen Lamas ſind, welche an Gebetsſchnüren immer dieſelben Formeln heruntermurmeln. Die erhabenſten Geheimniſſe des Chriſtenthums ſind hier vereint, und zu jedem der zehn „Ave", die jeweilen einem Geheimniß gewidmet ſind, ſprudelt der Stoff der Betrachtung in unerſchöpflicher Fülle. Die Mühewaltung des Dichters kann da faſt nur die ſchöne Form betreffen: die Faſſung der reichlich gebotenen Ideen in dem entſprechenden harmoniſchen Ausdruck, in Bild, Rhythmus und Melodie der Sprache. Behringer hat die aus der romaniſchen Kunſtpoeſie ſtammende Form der Stanze gewählt und aus jedem Ave Maria eine Stanze geſtaltet, ſo jedoch, daß nicht jede in ſich geſchloſſen iſt, ſondern

je zehn in vorwiegend epiſcher Weiſe ein ganzes Geheimniß umfangen. Auch dabei ſind die „Geheimniſſe“ nicht ganz plaſtiſch abgegrenzt. So ſpielt z. B. „Mariä Heimſuchung“ noch in die folgende Dekade hinüber, und in dieſer ſind nur eigentlich zwei Stanzen der „Geburt Chriſti“ gewidmet. Die erſte Dekade des ſchmerzenreichen Roſenkranzes aber greift faſt ganz in das öffentliche Leben Chriſti hinüber und langt erſt in der letzten Strophe im Oelgarten an. Dieſe freiere Behandlung hat gewiß ihre Berechtigung: ſtrengere Umriſſe hätten indes die ſchöne Dichtung ebenſo ſehr gehoben wie eine noch ſtrengere Handhabung von Ausdruck und Reim. Die Fiction, daß Maria auf ihrer Wanderung zu Eliſabeth von Schakalen bedroht und von einem treuen Löwen beſchützt worden ſein ſoll, ſcheint uns eher etwa in eine Legende über die Flucht nach Aegypten, als hierher zu paſſen. Im ganzen ſchmiegen ſich die Strophen indes wohlgebaut und wohlklingend dem von innigſter Begeiſterung getragenen Inhalte an. Das Marienlob kommt dem Dichter weihevoll aus tiefem Herzensgrunde und wird darum auch in anderer Herzen dieſelben Gefühle der Liebe und Andacht wecken.

Susanna. Carmen Petri Esseiva Friburgensis Helvetii praemio aureo ornatum in certamine Hoeufftiano. Amstelodami, apud Jo. Mullerum, 1888.

In der Schweiz macht man noch lateiniſche Gedichte, in Holland hat man noch goldene Preismedaillen dafür: — es fehlt jetzt nur, daß man ſie in Deutſchland auch lieſt! Die früheren herrlichen Dichtungen des einſtigen päpſtlichen Beamten und jetzigen Freiburger Magiſtrats Pierre Eſſeiva (Urania, Ad iuvenem, Ad procum, Musa, Gaudia domestica, Lilia — mit Ausnahme einer einzigen zu Amſterdam preisgekrönt) wurden bereits an dieſer Stelle ausführlich gewürdigt (XII, 458—567). Das vorliegende hat wieder den Amſterdamer Preis davongetragen. Es behandelt einen heiklen Stoff. Luthers Freund, Paul Rebhun, Lehrer zu Kahla, trug zwar kein Bedenken, ihn dramatiſch zu behandeln: „Ein Geiſtlich ſpiel von der Gotfürchtigen und keuſchen Frawen Suſannen, gantz luſtig und furchtbarlich zu leſen.“ Es wurde 1535 von den Bürgern zu Kahla aufgeführt, und da es das erſte bibliſche Drama mit Chören war, ſo iſt viel darüber geſchrieben worden. Es iſt indes hampelmänniſch, langweilig und platt genug. Zur dramatiſchen Behandlung eignet ſich der Gegenſtand überhaupt nicht. Die beiden Alten müſſen auf der Bühne nothwendig komiſch wirken, während der Schluß ernſt und tragiſch iſt. Die epiſche Darſtellung dagegen vermag dieſen Zwieſpalt zu beſeitigen, und das hat der neulateiniſche Dichter mit dem feinſten künſtleriſchen Tacte gethan. Ueber das Attentat der beiden Greiſe auf Suſanna geht er in wenig Worten hinweg:

Accedunt, tentantque fidem mortemque minantur,
Ni velit incesto foedus temerare maritum.

Nach kurzer Expoſitio drängt ſich die ganze Erzählung in die eine Scene zuſammen, wo Suſanna von den Greiſen verklagt wird, in ihrer Hilfloſigkeit zu Gott ihre Zuflucht nimmt und durch Daniel Rettung findet. Erſt in ihrer Vertheidigung erzählt Suſanna ſelbſt näher den Hergang, aber mit jener Zartheit, welche den Sieg der Keuſchheit bezeichnet, ohne auch nur in einem Zug das Feingefühl dieſer Tugend zu verletzen. Prachtvoll aber iſt vor allem das Dankgebet Suſanna's am Schluß, worin die ſchönſten Bilder und Empfindungen der Pſalmen das eherne Gepräge altlateiniſcher Diction gewinnen:

Arx Deus et tutela suis fidissima noster
Et valtdus populo rebus defensor in arctis etc.

Der Johanniter-Orden. In Verbindung damit die Belagerung von Wien und die Schlacht von Lepanto. Aus dem Englischen der Verfasserin der Geschichte der hl. Katharina von Siena u. a., Augusta Theodosia Drane. Autorisirte Uebersetzung. XI u. 360 S. kl. 8°. Aachen, Jacobi & Co., 1888. Preis: *M.* 2.40.

Die vorliegende Schrift erhebt nicht den Anspruch, durch neue Forschungsresultate die Geschichte des Johanniterordens zu bereichern. Sie lehnt sich vielmehr an andere Geschichtswerke an, und es wird darüber in der Vorrede gewissenhaft Bericht erstattet. Ein besonderer Werth des Buches liegt in der Darstellung. Die Verfasserin, die englische Dominikanerin Augusta Theodosia Drane, ist auch in Deutschland durch das Leben der hl. Katharina von Siena (vgl. diese Blätter Bd. XXXIV, S. 581 ff.) bereits als Meisterin der Darstellung rühmlich bekannt geworden. Aber auch der Gegenstand selbst ist wohl geeignet, ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen. Es reihen sich da vorzugsweise die herrlichsten und erhebendsten Kriegsbilder aneinander, die bis in die kleinen Einzelzüge anschaulich ausgemalt sind. Das Erhebende liegt in der reinen, von dem lebendigsten Glauben getragenen Begeisterung, von welcher die Ordensritter beseelt waren und aus welcher sie einen so staunenswerthen Heldenmuth schöpften. Höchst wohlthuend ist sodann für jedes katholische Herz das Hervortreten der hohen Verdienste des Papstthums um die Zurückdrängung des Mohammedanismus. Die deutsche Uebersetzung liest sich durchweg leicht und angenehm; doch stören die nicht seltenen Druckfehler. Regelmäßig liest man im Buche Tartaren statt Tataren. S. 35 muß für Generalconcil von Wien — allgemeines Concil von Vienne gesetzt werden.

Geschichte des Fürstlichen Benediktinerstiftes U. L. Fr. zu Einsiedeln unter Abt Johannes I. von Schwanden. 1298—1327. Mit besonderer Berücksichtigung des Schwyzerisch-Einsiedeln'schen Marchenstreites (1114 bis 1350). Mit urkundlichen und artistischen Beilagen. Von P. Odilo Ringholz O. S. B. 297 S. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1888. Preis: *M.* 4.

Eine verdienstvolle, mit echtem Benediktinerfleiße ausgearbeitete specialgeschichtliche Monographie, von speciellster Bedeutung natürlich für die Geschichte des Stiftes Einsiedeln, dann für jene des Kantons Schwyz und der Schweiz überhaupt. Ein weiteres Interesse gewinnt sie aber durch die Zeit, von welcher sie die eingehendste Kunde gibt: die Zeit nämlich, in welche Gilg Tschudi und die ihm folgenden Historiker den Wilhelm Tell und den Bund auf dem Rütli verlegen. Die Tellsfrage wird darin allerdings nicht näher erörtert, aber es ist interessant genug, die Verhältnisse und Geschicke eines Klosters genauer kennen zu lernen, das nur ein paar Stunden weit von dem Schauplatze jener vielgefeierten und vielbestrittenen Begebenheiten lag. Abt Johannes I., aus dem burgundischen Geschlecht derer von Schwanden, wurde am 1. April 1299 von König Albrecht zu Konstanz mit der Reichsfürstenwürde bekleidet, und nicht unglaublich ist der Bericht Albrechts von Bonstetten, daß der Königsmörder Johannes Parricida nach seiner blutigen That reuig und bußbereit zu ihm geflohen sei. Der Convent zählte um diese Zeit nur sechs Priester, einen Diakon, vier Subdiakonen und einen einfachen Frater oder Novizen, also nur zwölf Mitglieder. Unter ihnen hebt der Verfasser den Senior Konrad von Buwenburg hervor, nach K. Bartsch u. a. identisch mit dem Minnesänger von Buwenburg, von welchem die sogenannte Manessische (Pariser) Liederhandschrift sechs Minnelieder enthält. Die artistische Beilage

bringt deshalb ein Blatt aus derselben, welches von Dr. H. Herzog, K. Bartsch u. a. als eine Darstellung aus dem sogen. Marchenstreit gedeutet wird. Außer den Conventualen gehörten aber zum Stifte eine Anzahl Kapläne, Hilfspriester ꝛc., weltliche Amtleute, unter welchen „Rudolf von Radegg, der Schulmeister", als literarischer Vertreter des Klosters, Gelehrter und Dichter hervorragt. Das Territorium, welches das Kloster unmittelbar in seiner Nähe, „im finstern Walde", 1010 durch Kaiser Heinrich II., den Heiligen, erhielt, schätzt der Verfasser auf 221,3 qkm, etwa 4 geographische Quadratmeilen. „Eine rechte That der Cultur," urtheilt über diese Schenkung H. Breßlau, „daß Kloster Einsiedeln das große, bisher noch zu niemandes Nutzen gewesene Waldrevier von der Sihl her bis nach Rotenfluh geschenkt erhielt. Wie hat sich in den Händen dieser Mönche diese Wildniß in eine Stätte vielfachsten Lebens verwandelt!" Gottesdienst, Wallfahrt, Kirchenbau und Kirchenausstattung, die seelsorgerliche Bedeutung des Klosters durch Gründung, Besetzung und Verwaltung von Pfarreien, Bauten, Schenkungen, Lehensverhältnisse, Güterverwaltung — die gesammte Wirksamkeit von Abt und Convent wird im ersten Theil (S. 5—70) eingehend geschildert. Im zweiten Theil (S. 71—142) folgen dann die äußeren Störungen und besonders der sogen. Marchenstreit. Der letztere schreibt sich daher, daß die südlichen und westlichen Nachbarn des Klosters, die Landleute von Schwyz, als freie Männer zu einer Markgenossenschaft verbunden, mit dem Reiche durch Gauverfassung verknüpft, bei steigender Bevölkerungszahl und Macht Besitz und Weidebetrieb über die Grenzen (Marchen) hinaus auszudehnen versuchten, welche kaiserliche Munificenz dem Besitze des Klosters gezogen hatte. Klagen über solche ungesetzliche Eingriffe der Schwyzer tauchen schon 1114 auf, erneuern sich um 1142 (wahrscheinlich auf Veranlassung des Arnold von Brescia, der 1140—1143 in Zürich lehrte), dann wieder um 1217, zur Zeit des Grafen Rudolf des Alten von Habsburg. Der Streit entwickelte sich nun zum eigentlichen Kriege 1213—1233, später glomm er wieder in kleineren Dimensionen weiter. Für die Zeit des Königs Rudolf (1273—1291) fehlen darüber sichere Nachrichten. Unter Albrecht (1293—1308) ruhte der Hader, brach aber nach dessen Ermordung heftiger denn je los und erlangte seinen Höhepunkt an Epiphanie 1314, d. h. in der Nacht vom 6./7. Januar. In dieser Nacht überrumpelten die Schwyzer das Kloster, während der Abt in dem Schlosse Pfäffikon weilte, plünderten die Kirche, entweihten die Altäre und schändeten sogar die heiligen Hostien, verwüsteten in rohem Vandalismus das ganze Gotteshaus, nahmen sämmtliche anwesenden Mönche und alle übrigen Klosterbewohner gefangen und schleppten sie nebst aller fahrbaren Habe hinüber nach Schwyz. Die ausführliche Schilderung dieses sacrilegischen Plünderzuges beruht auf zwei Berichten, einem Gedichte Rudolfs von Radegg, der selbst die Schreckensnacht miterlebte und elf Wochen Gefangener in Schwyz war, und einer Bulle Johanns XXII. vom 17. November 1318. Gegen Kothing weist der Verfasser mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nach (S. 179—133), daß der Ueberfall von der Landsgemeinde ausging und von Werner Stauffacher, dem damaligen Landammann (1313 und 1314), geleitet wurde. Der Bischof von Konstanz belegte die Schwyzer für ihren Raubzug mit Excommunication und Interdict, und Friedrich von Oesterreich fügte die Reichsacht hinzu. Der Marchenstreit aber fand erst 1351 seine volle Erledigung. — Ein dritter Theil zeichnet die Thätigkeit einzelner Conventualen außerhalb des Stiftes. Einer aus ihrer Mitte, Hermann von Arbon, ward Abt zu Pfäfers (1330—1361), ein zweiter, Hermann von Bonstetten, Abt zu St. Gallen (1333 bis 1360), ein dritter, Thüring von Attingbausen, Abt von Disentis (1333—1353). Eine Sammlung von 23 Urkunden ergänzt die quellenmäßige Darstellung, und eine gute Karte vergegenwärtigt den Schauplatz der darin erzählten Begebenheiten.

Straßburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte von Hermann Ludwig. 348 S. gr. 8°. Stuttgart, Frommann, 1888. Preis: *M.* 5.

Sei es, daß man die Lage und Natur der Stadt Straßburg, ſei es, daß man den gewählten Zeitpunkt unmittelbar vor der Revolution betrachtet, man muß geſtehen, daß es eine höchſt verlockende Aufgabe für einen Culturhiſtoriker war, die eigenthümlichen Zuſtände einer ſolchen Zwitterſtadt am Vorabend einer ſo einſchneidenden Zeitenwende zum Ausdruck zu bringen. Hermann Ludwigs Buch iſt denn auch ein recht intereſſantes geworden, da der Verfaſſer es verſtanden, durch umfaſſende Studien ſeinem Gegenſtande wiſſenſchaftlich und durch eine vornehme, ruhige und wohlgruppirte Darſtellung auch ſprachlich, wir möchten faſt ſagen künſtleriſch gerecht zu werden. Dieſes künſtleriſche Abrundungs- und Darſtellungsbedürfniß, das dem feingebildeten Verfaſſer zur zweiten Natur geworden zu ſein ſcheint, tritt ſogar unſeres Erachtens etwas unlieb in den Vordergrund. H. Ludwig gibt im Text nur ein fertiges, kurzes, durchgearbeitetes Bild des jeweiligen Gegenſtandes, dem dann im Anhang das wiſſenſchaftliche Material in Einzelangaben hinzugefügt wird. Für den hiſtoriſchen Zweck der Arbeit, ja ſelbſt für den dilettantiſchen Genuß wäre es jedoch beſſer geweſen, lieber das Kleinmaterial zu häufen, mehr Einzelangaben und zwar gleich im Text zu bieten, als dieſe ſkizzenhafte Syſtematiſirung im Großen. Anders freilich mag ſich die Sache für den Lokalleſer oder Specialfachmann ausnehmen. Der fernſtehende Leſer ſähe gern ein erſchöpfendes Bild der Stadt und des Lebens, wozu nothwendig ein weiteres Ausholen nöthig geweſen. Wir hätten darum im Intereſſe des größten Leſerkreiſes gewünſcht, der gelehrte Verfaſſer hätte ſeinen Stoff etwa ſo begrenzt, daß er uns die Entwicklung der Stadt und des Volkes ſyſtematiſch dargeſtellt von 1681—1781 oder noch beſſer bis 1789. Doch wir müſſen ihm auch für die gegenwärtige Löſung dankbar ſein, die des Intereſſanten ſo viel enthält. Beſonders hervorheben möchten wir an dieſer Stelle die große Objectivität, womit ſowohl die politiſchen, als auch die vielerlei religiöſen Punkte behandelt werden. — Die Ausſtattung des Buches iſt eine überaus reiche, was wohl dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es zugleich als Feſtſchrift zum 100jährigen Jubiläum des Königs Ludwig I. von Bayern beſtimmt iſt, dem als geborenem Straßburger ein eigenes Schlußkapitel gewidmet wurde.

Die confeſſionelle Schule. Vertrauliche Briefe an einen Drei-Punkte-Bruder. Von Auguſtin Rohling, Doctor der Philoſophie und Theologie, o. ö. Profeſſor der hebräiſchen Archäologie und Bibelwiſſenſchaft an der k. k. Carl-Ferdinands-Univerſität in Prag. Dem hohen Wiener Reichsrathe gewidmet. 50 S. 12°. Linz, Heindl, 1888. Preis: 30 *Pf.*

Die zunächſt für Oeſterreich geſchriebene Broſchüre beleuchtet die Strömungen, welche ſich daſelbſt im Kampfe um die Schule geltend machen. Insbeſondere werden die Ziele aufgedeckt, welche die Feinde der confeſſionellen Schule verfolgen. Zart kann man die Auseinanderſetzungen nicht nennen. Aber das kräftige Wort dürfte in dieſem Falle wohl am Platze ſein und wird auch in den Kreiſen, für die es geſprochen, hoffentlich nicht ohne Nutzen bleiben.

Das Königreich Bayern, ſein Concordat vom 5. Juni/24. October 1817 und ſeine Conſtitution vom 26. Mai 1818. Unbefangene hiſtoriſch-politiſche Studien zum Verſtändniß und zur Würdigung des Papſt-

briefes Leo's XIII. vom 22. December 1887 an den bayerischen Episkopat. 35 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Diese Broschüre enthält eine gründliche und wohldurchgearbeitete Darlegung der bayerischen Kirchenpolitik von Entstehung des Königreichs Bayern an; es treten all die Nörgeleien und Bevormundungen zu Tage, durch welche die Kirche in ihrem Rechte vergewaltigt, in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Forderungen abgewiesen wurde. In einem Punkte können wir dem Verfasser nicht ganz beistimmen, nämlich wenn er S. 17 bezüglich der Tegernseeer Erklärung meint, der König habe dadurch eine rechtsgiltige Interpretation der Verfassung und ihrer Beilage nicht geben können; wir glauben eben, daß die Punkte der Verfassung, welche der Tegernseeer Erklärung zuwiderlaufen, nie rechtsgiltig waren und sein konnten, daß darum gerade das Königswort von Tegernsee allein den rechtsgiltigen Inhalt darlegt. Wäre dies nicht der Fall, dann freilich könnte der Verfasser sich mit Recht darauf berufen, daß nach Verleihung und Annahme der Verfassung der König allein eine einseitige Aenderung derselben nicht mehr vornehmen konnte. — Einer besondern Aufmerksamkeit möchten wir die Partie der Broschüre empfehlen, in welcher der Herr Verfasser darlegt, wie die Kirchenpolitik Bayerns „die ausschließliche Beherrschung der Schulen und besonders des Clerus durch das Ministerium" sich zum Ziele setzte, und wo er dieses als die beiden Angelpunkte hervorhebt, um die sich die Besserung der kirchlichen Lage drehen werde. Wir wünschen von Herzen, daß die Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern in vollem Maße zur Verwirklichung kommt.

Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers. Von Leo Taxil. Autorisirte Uebersetzung. VIII u. 336 S. 12°. Freiburg (Schweiz), Buchhandlung und Buchdruckerei des Werkes vom hl. Paulus, und Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder), 1888. Preis: *M.* 2.80.

Leo Taxil ist als Verfasser der umfassendsten und verbreitetsten Enthüllungen über die Freimaurerei in letzter Zeit viel genannt worden. Ist doch ein einziges seiner fünf Werke gegen die Freimaurerei, die große illustrirte französische Ausgabe der Enthüllungen innerhalb eines und eines halben Jahres in mehr als 250 000 Exemplaren abgesetzt worden. In den Ländern deutscher Zunge haben Taxils „Drei-Punkte-Brüder" die ausgedehnteste Verbreitung gefunden. Unter diesen Umständen war der Wunsch berechtigt, auch über die Person dieses einstmaligen Freidenkers und Freimaurers Aufschlüsse zu erhalten. Solche werden uns in den „Bekenntnissen" geboten. Taxil entrollt hier selber in höchst spannender Darstellung ein Bild seines äußerst wechselvollen Lebens. Aus einer gut katholischen Familie abstammend, erhielt Gabriel Jogand-Pagès — dies ist der eigentliche Name Taxils — eine religiöse Erziehung. Zur Zeit seines Aufenthaltes im Jesuitencolleg von Mongré war er sogar sehr fromm. Durch schlechten Umgang wurde er jedoch schon bald irreligiös. Mit 14 Jahren schloß er sich bereits Atheisten und Revolutionären an und war von da an zum unsäglichen Verdrusse seiner Eltern mit einer an Wahnwitz grenzenden Hingebung schriftstellerisch und agitatorisch für die schlechte Sache thätig. Erst 27 Jahre alt, war Taxil Gründer und geistiges Haupt eines Freidenkerbundes geworden, dessen Mitgliederzahl bald auf 17 000 stieg; er stand überdies an der Spitze eines großen kirchenfeindlichen Verlagshauses, welches die Verbreitung religionsfeindlicher Schriften über ganz Frankreich in großem Maßstabe ins Werk setzte. Vier Jahre später, 1885, erblicken wir den einstmaligen wüthenden Kirchenfeind, welcher unsägliches Unheil in Frankreich angestiftet hatte, reuig zu den Füßen des Nuntius in Paris. Schon aus diesen kurzen Andeutungen

kann der Leſer entnehmen, daß in den „Bekenntniſſen eines ehemaligen Freidenkers“ ein Lebensbild von nicht gewöhnlichem Intereſſe uns geboten wird. Die Autobiographie Taxils gewährt überdies einen höchſt belehrenden Einblick in das Treiben der kirchenfeindlichen Welt. Wir wundern uns daher nicht, daß die franzöſiſche Ausgabe dieſer neuen Schrift Taxils bereits in 42000 Exemplaren abgeſetzt iſt. Da die hier vorliegende deutſche Ausgabe in Ueberſetzung und Ausſtattung wieder dieſelben Vorzüge aufweiſt, welche bereits an der deutſchen Ausgabe der „Drei-Punkte-Brüder“ allerſeits rühmende Anerkennung fanden, ſo zweifeln wir nicht, daß auch ſie die Gunſt des Publikums ſich erobern wird.

Ethicae seu philosophiae moralis elementa, quae secundum Doctoris Angelici principia conscripsit Franc. Xav. Rutten, Pontificiae Dom. Prael., Decanus Mosaetrajectensis, quondam sem. Rod. philosophiae professor. Editio 3. 8°. Trajecti ad Mosam, ex typographia Paulina, 1886.

Zur Empfehlung des vorliegenden Lehrbuches der Moralphiloſophie genügt die Bemerkung, daß dasſelbe die Frucht langjähriger Lehrthätigkeit iſt und dieſen Charakter in jedem Abſchnitte deutlich bekundet. Dabei erweiſt ſich der Verfaſſer als einen durchaus ſelbſtändigen Denker, der die alten Fragen vielfach in neuer, origineller Weiſe zu behandeln verſteht. Ziemlich neu iſt auch die Vertheilung und Anordnung des behandelten Stoffes. Der erſte und allgemeine Theil beginnt (Buch I) mit der Behandlung des Geſetzes, und zwar zuerſt des Geſetzes im allgemeinen, dann des Naturgeſetzes und des poſitiven Geſetzes im beſondern. Daran ſchließt ſich (Buch II) die Beſprechung der menſchlichen Handlungen als des Gegenſtandes der Geſetze, und des Gewiſſens als der ſubjectiven Norm des Handelns. Erſt nachdem ſo der poſitive Aufbau der allgemeinen ſittlichen Grundſätze vollendet iſt, folgt (Buch III) die Widerlegung der falſchen Moralſyſteme. Der zweite und beſondere Theil entwickelt die Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nebenmenſchen. In dieſem letzten Abſchnitt werden auch Urſprung, Natur und Zweck der Familie und des Staates beſprochen. Namentlich eingehend wird das Verhältniß ſowohl des einzelnen als des Staates zur natürlichen und zur geoffenbarten Religion erörtert und der ſogen. Liberal-Katholicismus widerlegt. Schätzenswerth iſt auch der beſtändige Hinweis auf die entſprechenden Lehrſätze des Syllabus, der dem Lehrbuch faſt den Charakter eines Commentars des Syllabus verleiht. Die Behandlung der Fragen iſt durchweg, den Anforderungen eines Lehrbuches entſprechend, überſichtlich, klar und kurz.

Chriſtoph Columbus, ſein Leben und ſeine Entdeckungen. Nach dem Franzöſiſchen des Grafen Roſelly de Lorgues deutſch bearbeitet von Philipp Laicus. Reich illuſtrirt mit Randeinfaſſungen, Scenen, Landſchaften, Seeſtücken, Portraits und Karte. 1. Lieferung. XIV u. 32 S. 4°. Einſiedeln, Benziger & Co., 1888. Preis: 80 *Pf.*

Erſt unſerer Zeit war es vorbehalten, dem Andenken des Entdeckers Amerika's gerecht zu werden. Im Lichte der neueſten Forſchungen, welche der Franzoſe Graf Roſelly de Lorgues einem größern Publikum zugänglich machte, ſteht Chriſtoph Columbus als eine Heldengeſtalt vor uns, die, getragen von den großen Ideen des Mittelalters, einer neuen Zeit neue Bahnen erſchloß. Sein Ziel war echt katholiſch. Faßte er doch, wie der hochſelige Pius IX. anerkannte, „von Eifer für den katholiſchen Glauben entflammt, den Entſchluß, eine neue Welt zu entdecken, nicht um neue Länder-

gebiete der Souveränität Spaniens zu unterwerfen, sondern um neue Völker dem Reiche Christi, d. h. der Kirche einzuverleiben". Unentwegt hielt er fest an seiner göttlichen Mission. Mit Recht rüstet sich daher schon jetzt die katholische Welt, das vierte Centenarium der Entdeckung Amerika's (12. Oct. 1492) würdig zu begehen. Deshalb verdient die Benziger'sche Verlagshandlung alle Anerkennung, daß sie es unternommen, in einem von der bewährten Feder eines Philipp Laicus verfaßten, künstlerisch ausgestatteten Prachtwerk der deutschen Leserwelt das Leben und die Ideale des großen Entdeckers vorzuführen. Die erste uns vorliegende Lieferung macht Verleger und Bearbeiter alle Ehre. Es freut uns, daß der deutsche Herausgeber seine Arbeit als Bearbeitung, nicht als einfache Uebersetzung der Schrift des Grafen Roselly de Lorgues ankündigt. Nur will es uns scheinen, als ob er hie und da mit noch mehr Freiheit sich von dem französischen Original entfernen könnte bezw. sollte. Wer möchte z. B. folgenden hyperbolischen Satz unterschreiben: „Nächst dem seligen Johannes dem Täufer, welcher die Wege des Herrn bereitete: wen unter den Nachkommen des Weibes mögen wir dem Christen vergleichen, welcher die halbe Welt der Kirche öffnete, um dort den Samen des Evangeliums auszustreuen?" Der Herausgeber wird es jedenfalls auch nicht unterlassen, nach Möglichkeit die neuesten Forschungen über das Leben des Columbus zu Rathe zu ziehen.

Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Prachtausgabe mit 317 Abbildungen. Zweite, unveränderte Auflage. Klein Folio. Leipzig, Schmidt & Günther, 1888. Vollständig in 40 Lieferungen à 50 *Pf.*

Das bekannte, geistreich geschriebene Werk, in welchem uns der frühere k. k. österreichische Botschafter Freiherr (jetzt Graf) Hübner durch „Die neue Welt" Amerika nach dem „Lande der aufgehenden Sonne" Japan, in das „Reich der Mitte" China führt, bedarf, was den Text angeht, wahrlich keiner neuen Empfehlung, indem es schon längst allseitig als ein wahrhaft classisches Reisewerk anerkannt ist. Am werthvollsten sind die Schilderungen der staatlichen Verhältnisse und des Volkslebens. Natürlich schreibt H. als Mann der großen Welt auch für diese und für alle in ihr vertretenen Schattirungen. Daraus erklärt es sich, wenn bei Darstellung religiöser Meinungen oder Gebräuche da und dort ein mehr indifferenter Standpunkt eingenommen zu sein scheint. Wenn irgend ein Buch, so verdiente dieses die reiche, mit dem schönsten Bilderschmuck gezierte Ausstattung, welche ihm Schmidt und Günther in Leipzig gaben, und in welcher es nun in zweiter unveränderter Auflage zu verhältnißmäßig billigem Preise geboten wird.

Das amerikanische Duell. Roman. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. 206, 20, 98 S. 8°. Augsburg, Schmid, 1888. Preis: *M.* 3.40.

Die längere Titelnovelle ist eine erschütternde Familiengeschichte voll Wahrheit und Leben. Was der Leichtsinn eines einzelnen und unbedachte Klatschsucht an Unheil und Verderben über ganze Familien und viele Unschuldige bringen können, tritt mit packender Gewalt zu Tage. Die Verfasserin erscheint ganz Realistin, besonders in Behandlung der Männercharaktere. Sie versteht es ferner ganz trefflich, das Problem der Convenienz einer Heirat zwischen den Kindern der „Duellanten" dem Leser aufzudrängen, und wir möchten sogar zweifeln, ob alle mit ihrer eigenen Lösung zufrieden sein werden. — Eine zweite Erzählung, „Die Räuberspelunke", ist eine echte Räubergeschichte, wie man sie wohl Knaben zwischen Tag und Dunkel erzählen mag,

um ſie einmal rechtſchaffen „graulen“ zu machen. Literariſchen Werth hat ſie keinen. — Viel höher dagegen ſteht, vielleicht das Beſte des Bändchens, die dritte Abtheilung: „Aus Guſtchens Kinderjahren“, in denen wir wohl nicht mit Unrecht theilweiſe autobiographiſche Skizzen der Verfaſſerin erkennen. Alles ſcheint der Natur abgelauſcht und wird in einem Ton vorgetragen, dem man es anhört, daß er aus dem Herzen kommt.

Für Carl Greiths Freunde, ein Andenken aus ſeinen Briefen. Mit Greiths Bildniß. 84 S. 16°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.

Carl Greith, eine Neffe des gelehrten Biſchofs von St. Gallen, geb. 1828, als Muſiker und Componiſt in St. Gallen, Frankfurt a. M., Feldkirch, Schwyz und zuletzt in München thätig, iſt durch zahlreiche Werke religiöſer Tonkunſt durch ganz Deutſchland bekannt. Die Zahl ſeiner im Druck erſchienenen Opera beläuft ſich auf nahezu 60, zahlreiche ſind noch ungedruckt geblieben oder nur Sammelwerken einverleibt. Eine Sammlung derſelben wäre nicht nur ein Act der Pietät, ſondern ein der Kunſt ſelbſt förderliches Unternehmen. Denn ſein ernſtes, tüchtiges, tiefreligiöſes Schaffen hat weit über die engeren kirchlichen Kreiſe hinaus Anerkennung und Bewunderung gefunden und in reichſtem Maße verdient. Aber nicht nur als Componiſt, auch als Lehrer und Kapellmeiſter (an der Kathedrale zu St. Gallen und an der Domkirche zu Unſerer Lieben Frau in München) hat Greith den kirchlichen Geſang in der ſegensreichſten Weiſe gefördert. Aus den Privatcorreſpondenzen des allzufrüh dahingeſchiedenen Maeſtro hat eine befreundete Hand einen Kranz von Aphorismen ausgehoben, welche in dem verdienſtvollen Künſtler einen Mann von reichem Geiſt, vielſeitiger Bildung, edlem, anſpruchsloſem Charakter, echt katholiſcher Geſinnung erkennen laſſen. Freunde und perſönliche Bekannte werden an ſeinen geiſtvollen Worten als an lieben Erinnerungen ſich erfreuen; Fernſtehende werden ihn dadurch liebgewinnen. „Muſik“, „Beruf“, „Charakter“, „Freundſchaft“, „Aus dem Leben“, „Zeit und Ewigkeit“ lauten die Ueberſchriften der verſchiedenen Gruppen.

Enchiridion für Pfarrkirchenchöre von J. B. Treſch. Regensburg, Puſtet, 1888. Preis: Partitur *M.* 1.40; Stimmen *M.* 1.60.

Die hübſche Sammlung enthält im ganzen 50 Compoſitionen für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Bloß ein Satz iſt 5ſtimmig, einer 6ſtimmig, die übrigen ſind 4ſtimmig. Es ſind 31 Offertorien, meiſt für Feſttage, und 19 andere oft verwendbare Geſänge, darunter 2 Pange lingua von M. Schwenniger, die anderen vom Herausgeber componirt, einige wenige bloß harmoniſirt. Um das ſchöne Werk gerecht zu beurtheilen, muß man die beſtimmte Abſicht, welche bei Veröffentlichung desſelben maßgebend war, beachten. Der Componiſt will hauptſächlich für die Chöre von Pfarrkirchen ſorgen, die ſich an Aelteres und Schwereres nicht wagen können oder mögen. Darum will er leichtere Geſänge bieten. „Jeder, auch der ſchwächſte Chor — wenn er nur den Namen Chor verdient — wird ſie ohne überanſtrengende Proben würdig und erbauend zu ſingen im Stande ſein; ein nur etwas geſchulter Chor aber ſingt ſie insgeſammt mit Erfolg vom Blatt.“ Dem iſt ſo; doch glaube darum keiner, daß er es mit kunſtloſen, gehaltloſen Setzereien zu thun habe. Es ſind edle, wohlklingende, mit ebenſoviel Verſtändniß des Textes als der muſikaliſchen Form geſchaffene Gebilde, von denen auch die größten Chöre manche, ohne ſich etwas zu vergeben, in ihr Repertorium aufnehmen dürfen. Aus dem Beſtreben, Chorregenten und Sängern die Wege zu ebnen, erklären ſich einige allerdings praktiſche Eigenthümlichkeiten, beſonders die zahlreichen kurzen Uniſonoſätze und die rhythmiſche Anpaſſung der nämlichen Compoſition an verſchiedene

Texte. Einiges kann wegen zu großer Weichheit beanſtandet werden (ſo in Nr. 9, Nr. 44), anderes wegen der verlangten Dynamik Bedenken erregen, ſo in Nr. 12 et non polluent = ff., unmittelbar ſich anſchließend nomen eius = pp.; ähnlich in Nr. 28 bei den Worten: inveni David servum meum. In Nr. 18 muß übereinſtimmend mit Nr. 15 und 40 der erſte Tenor als dritte Note des zweiten Tactes ſtatt des in Partitur und Stimme ſtehenden d wohl c haben. — Bei der ſchönen Ausſtattung iſt der Preis ein niedriger. Mögen Sänger, die ſich aus irgend welchen Befürchtungen oder Vorurtheilen bisher nicht entſchließen konnten, an den Feſttagen wenigſtens die einſchlägigen Offertorien zu ſingen, es friſch mit dem Enchiridion wagen, ſie werden den Verſuch nicht bereuen.

Miscellen.

Sybels Hiſtoriſche Zeitſchrift über Garcia Moreno. In der neueſten Nummer der Sybel'ſchen Zeitſchrift (S. 192) leſen wir nachſtehende Recenſion:

„P. M. (Pedro Moncayo), El Ecuador de 1825 á 1875, sus tombres [ſoll heißen hombres], sus instituciones y sus leges [ſoll heißen leyes]. Santiago (de Chile), Raf. Jover. 1886.

Verfaſſer iſt in ganz Südamerika als ehrenhafter Politiker liberaler Richtung und ausgezeichneter Schriftſteller bekannt. Er mußte, da er die Tyrannei des unfähigen und geldgierigen Flores kritiſirte und auch den jähzornigen, grauſamen Fanatiker G. Garcia Moreno bekämpfte, 1865 dem Congreſſe ſeines Vaterlandes eine Anklage gegen Garcia Moreno wegen Verletzung der Verfaſſung und der Geſetze vorlegte, ſein Vaterland verlaſſen. Er lebte lange Jahre in Chile, wo er am 3. Februar 1888 ſtarb. — P. M. hatte viele Jahre Materialien zu einer Geſchichte Ecuadors geſammelt, und als 1881 ein Brand ſeine Bücher und Manuſcripte zerſtörte, dictirte er das vorliegende Werk aus dem Gedächtniſſe, ſoweit es nicht aus wiederbeſchafften Documenten beſteht. Neue Documente und Daten enthält dasſelbe nur in geringer Zahl, es iſt aber als eine der beſten hiſtoriſchen Arbeiten aus hiſpano-amerikaniſcher Feder der Neuzeit ſtammend zu betrachten. Bekanntlich ſind die hiſpano-amerikaniſchen Schriftſteller, welche durch objective, gerechte Behandlung ihrer politiſchen Gegner und ihrer perſönlichen Feinde gerechten Anſpruch auf den Titel ‚Hiſtoriker' haben, leicht zu zählen. Auch das Werk von P. M. iſt nicht ohne Leidenſchaft geſchrieben. Daß Flores und Garcia Moreno mit wilder Rückſichtsloſigkeit gegen alle ihrer Dictatur feindlichen Perſonen wütheten, iſt unbedingt richtig. Aber das von P. M. angeführte Material iſt völlig ungenügend, um dem Flores die Hauptſchuld an der Ermordung des Marſchalls Sucre aufzubürden. Den wilden Zorn, die Rachſucht und Ungerechtigkeit des Garcia Moreno, ſeine Unwahrhaftigkeit und Herrſchſucht, ſeine fanatiſche

Ergebenheit gegenüber dem Heiligen Stuhle schildert P. M. eingehend, daß er sich aber große Verdienste um öffentliche Wege, Schulen und Herstellung von Ruhe und Ordnung im ganzen Lande erworben hat, wird nur angedeutet. Die von P. M. angeführten Thatsachen zeigen Garcia Moreno als Heuchler, Lügner und von entsetzlicher Grausamkeit beseelt; andere bedeutende Schriftsteller, wie J. León Mera, sind von seiner wahren Religiosität überzeugt und finden in seiner Grausamkeit nur die Energie und Strenge, welche zur Unterdrückung der ewigen Revolutionen nothwendig. Sehr richtig schreibt P. M.: ‚Garcia Moreno ist ein Problem. Bis heute hat niemand diesen zu Extravaganzen jeder Art fähigen Charakter definiren können.' Durch die Verherrlichung der Mörder des Garcia Moreno berührt der Schluß des Werkes unangenehm. H. Polakowsky."

Beim Lesen dieses Machwerkes haben wir uns nicht über die Unverfrorenheit gewundert, mit der ein Mann wie Garcia Moreno in plumper und grober Weise beschimpft wird, — denn solche Auslassungen hatte Schreiber dieses seit seiner Rückkehr aus Ecuador in den Schriften einer gewissen Richtung schon öfters gefunden und zur Zeit seines Aufenthaltes in Quito in den Kundgebungen der radikalen Partei vor allem Volke in noch schamloserer Weise ausposaunen hören, — wir staunten vielmehr darüber, wie eine Zeitschrift, welche sich „historische" nennt und auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, so leichtfertig und widerspruchsvoll die Wahrheit und Gerechtigkeit unter die Füße treten konnte.

P. M., ein Autor, welcher seinen Namen gewiß aus guten Gründen nicht genannt hat und von welchem am Schluß der Recension zugestanden wird, daß er die gemeinen Meuchelmörder, welche mit empörender Grausamkeit gegen Garcia Moreno gewüthet haben, „verherrlicht", ist dem Sybel'schen Organ ein „ehrenhafter" Politiker! Dieses allein schon dürfte hinreichen, um der Zeitschrift ein unaustilgbares Brandmal aufzuprägen.

P. M. soll „liberaler Richtung" sein; in Ecuador und anderswo zählt man die Leute seines Schlages zu den Radikalen oder Rothen. Er soll als „ausgezeichneter Schriftsteller bekannt" sein. Wem? Während unseres fünfjährigen Umganges mit Ecuadorianern, seinen Landsleuten, hatten wir nicht Gelegenheit, sein Lob zu hören. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller soll genöthigt worden sein, wegen seines offenen, freimüthigen Auftretens gegen Garcia Moreno „sein Vaterland zu verlassen". Das macht auf den Leser den Eindruck, als ob Garcia Moreno ihn verbannt hätte. Von all dem halten wir kein Wort für wahr, nach dem, was wir über Pedro Moncayo und Ecuadors Geschichte wissen.

P. M., erst eifriger Anhänger des brutalen Urbina, betheiligte sich 1859 mit Garcia Moreno an der Revolution gegen Urbina und zwar mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß er vorschlug, alle Kirchen ihrer Werthsachen zu entäußern und ihre Glocken zu schmelzen, um Hilfsmittel und Waffen gegen den Feind des Vaterlandes zu schaffen. Um 1863, als Urbina sein Verschwörungsnetz gegen Garcia Moreno über Ecuador auszubreiten suchte, steht ihm Pedro Moncayo neben Pedro Carbo als Hauptagent zur Seite. Freiwillig hatte er um diese Zeit Ecuador verlassen, wo — wie er in seiner „Ojeada sobre

las Republicas Americanas" vorgibt — „alle Freiheiten fehlen, die Freiheit der Preſſe, die Freiheit der Vereine" ꝛc. Garcia Moreno hatte ja die Freimaurerlogen und radikalen Clubs geſchloſſen. Nur vom Auslande aus wagte es der freimüthige Kämpe, jetzt ganz Südamerika mit ſeinen gegen Garcia Moreno gerichteten Pamphleten zu überſchütten. Das ſchließt nun freilich noch nicht aus, daß er 1865 nach Ecuador zurückgekehrt und dann im Congreß gegen Garcia Moreno auftrat und verbannt wurde. Die damaligen Ereigniſſe ſprechen indeſſen auch hiergegen. Am 30. Auguſt 1865 endigte die erſte Regierungsperiode Garcia Moreno's. Daraus folgt, daß, wenn er erſt nach dem Congreſſe 1865 das „Vaterland hätte verlaſſen müſſen", dies nicht von Garcia Moreno ausging, daß dieſer vielmehr ſeinen perſönlichen Feind und den leidenſchaftlichen Gegner ſeiner Politik während ſeiner ganzen erſten Regierungsperiode ruhig im Lande belaſſen hat. Warum kam P. M. während der zweiten Regierungszeit Moreno's (1869—1875) nicht zurück, da doch manche andere Verbannte und perſönliche Gegner heimkehrten? Der Grund, weshalb er aus freien Stücken aus der Heimath wegging und ihr fern blieb, war nur der, daß er ſein Unweſen unter Garcia Moreno nicht ungeahndet fortſetzen konnte. Denn dieſer führte ſeinen goldenen Wahlſpruch: „Freiheit für Alles und Alle, nur nicht für das Böſe und die Uebelthäter" nicht nur im Munde, ſondern handelte auch entſchieden nach demſelben. Gerade und nur wegen der energiſchen Durchführung dieſes ächt liberalen Grundſatzes verſchrieen ihn die ſogenannten Liberalen als „grauſamen Wütherich".

1865 hegten die Radikalen allerdings den Plan, Garcia Moreno vor dem Congreſſe in Anklagezuſtand zu verſetzen. Ob es wirklich dazu gekommen, wiſſen wir nicht ganz beſtimmt zu ſagen. Wohl aber wiſſen wir, daß dieſer Plan, ſobald er bekannt wurde, eine allgemeine Bewegung im Volke zu Gunſten Garcia Moreno's hervorrief, daß Garcia Moreno in ſeinem Rechenſchaftsbericht bei Eröffnung des Congreſſes den Anklagen ſeiner Gegner von vornherein die Spitze abbrach, indem er frei bekannte, den Wortlaut des Geſetzes überſchritten zu haben, dieſen Schritt aber in einer Weiſe begründete, welche den Congreß bewog, ihn in der Antwort auf ſein „Mensaje" nicht nur von jeder Geſetzesverletzung freizuſprechen, ſondern auch wegen ſeiner glänzenden Amtsführung mit Lobeserhebungen zu überhäufen und ihn ſeinem Nachfolger als Muſter vorzuſtellen.

Ein Buch aus ſo unlauterer Quelle wird von Herrn Polakowsky als „eine der beſten hiſtoriſchen Arbeiten aus hiſpano-amerikaniſcher Feder der Neuzeit" geprieſen. Das hätte Herr Polakowsky nicht gewagt, wenn er das 1870 gedruckte Hauptwerk über die Geſchichte Ecuadors gekannt hätte, welches auch einen liberalen Politiker zum Verfaſſer hat, nämlich das fünfbändige Werk „Historia del Ecuador" von P. F. Cevallos in Quito. Wenn er die beſcheidenen, aber zuverläſſigen „Apuntes biográficos" über G. Moreno aus der Feder des Dr. Herrera, eines wirklich ehrenhaften Politikers und Staatsminiſters, eines gewiſſenhaften Hiſtorikers, nicht kennt, ſo iſt das begreiflich. Herrera iſt ja ein Conſervativer.

Während die Recenſion P. M., einen Mann von zweideutigem Charakter, über Gebühr zu erheben ſucht, überhäuft ſie einen hochherzigen, edlen Mann wie Garcia Moreno mit unwahren, ſchweren Beſchuldigungen. Es fällt uns nicht ein, ihn ſolchen Angriffen gegenüber in Schutz nehmen zu wollen. Statt jeder Vertheidigung ſeien hier die Worte Garcia Moreno's wiedergegeben, welche derſelbe kurz vor ſeinem Tode über die noch ärgeren Angriffe J. Montalvo's in der Broſchüre „La dictadura perpetua" an einen ſeiner Freunde ſchrieb: „Um mein Glück voll zu machen, hat es Gott zugelaſſen, daß J. Montalvo gegen mich und die Biſchöfe eine Broſchüre veröffentlichte, in der ich, wie man mir ſagt, als Tyrann und Dieb hingeſtellt werde. Ich habe Grund, zu glauben, daß dieſes Schriftſtück, welches in 2000 Exemplaren verbreitet worden iſt, durch die Freimaurerei inſpirirt iſt. Sei dem, wie ihm wolle, ich danke Gott dafür, weil ich als Katholik darin verleumdet werde."

Ein Satz der Recenſion enthält übrigens eine gewiſſe Wahrheit, nämlich der, daß — für Leute wie P. M. und den Herrn H. Polakowsky — ein Mann und Charakter wie Garcia Moreno ein Problem iſt und ewig bleiben wird.

Als Curioſum ſei ſchließlich noch angeführt, daß der Verfaſſer des beſprochenen Buches und einer der fünf Mörder des Garcia Moreno den gleichen Familiennamen tragen. Der Verfaſſer des Buches heißt Pedro Moncayo, der Mörder Abelardo Moncayo. Sollte vielleicht dieſer Umſtand dazu dienen können, die erwähnte „Verherrlichung der Mörder des Garcia Moreno" begreiflicher zu machen? Nähere Aufſchlüſſe über das merkwürdige Zuſammentreffen der Namen gedenken wir übrigens noch zu erhalten.

L. Dreſſel S. J.

Die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwiſſenſchaft. — Unter dieſem Titel bringt die „Natur", das „Organ des deutſchen Humboldt-Vereins", einen längern Artikel, der verdient, daß wir ihn etwas niedriger hängen. Verfaſſer desſelben iſt Dr. D. Brauns, Profeſſor an der Univerſität Halle, in wiſſenſchaftlichen Kreiſen bekannt durch ſeine „Einleitung in das Studium der Geologie". Hier wendet er ſich an die „Gebildeten unſerer Tage", bei denen er ſich darin gefällt, ganze Zünfte ſeiner Collegen ſchonungslos zu denunciren. Denn alſo läßt er ſich gleich zu Anfang vernehmen: „Gerade dieſer [der Sintflutſage] gegenüber haben ſich nicht nur die geologiſchen, ſondern auch die hiſtoriſchen Forſcher in einem Grade unkritiſch verhalten, der es vollkommen erklärlich macht, daß die große Maſſe der Gebildeten unſerer Tage im Grunde dieſer wichtigen Frage in ſehr bedauerlicher Weiſe rathlos gegenüberſteht".

Profeſſor Brauns iſt nicht der Mann, der ſich ſcheut, ſeine „Kritik" walten zu laſſen. Das hat er in ſeiner erwähnten „Einleitung" zur Genüge, wenn auch nicht ſehr zu ſeinen Gunſten, bewieſen. Wie ſollte er alſo zurückſchrecken, wo es gilt, der bedauerlichen Rathloſigkeit einer großen Maſſe abzuhelfen? Unter ſolchen Umſtänden können Zahl und Ausrüſtung ſeiner Gegner nicht in Betracht kommen. Er ſelbſt iſt gerüſtet wie keiner, und darum nimmt

er es auf zumal mit den unkritischen Historikern und den ebenso unkritischen und „inconsequenten" Geologen. Ersteren widmet er ungefähr neun, letzteren gegen Ende beinahe eine ganze Spalte in einem Aufsatze, welcher — „die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwissenschaft" zu behandeln vorgibt!

Also zuerst kommen die Historiker an die Reihe und werden vom Geologie-Professor kurzweg abgekanzelt: Ihr unkritischen Leute versteht einfach nichts von Geschichtsforschung. Ihr docirt in Wort und Schrift, daß sich bei allen alten Culturvölkern Spuren, und zwar wesentlich gleichlautende Spuren einer uralten Ueberlieferung nachweisen lassen? — Ja! — Ich als Naturforscher und Geologe verstehe auch etwas von „Spuren", und kritisire euch den einen oder andern eurer Sagenfunde „entschieden" weg, ohne dafür meine Gründe anzugeben; denn das halte ich der „großen Masse" gegenüber für unnöthig. Andere zerzause ich so, daß sie — bei den „Gebildeten unserer Tage" wenigstens — unglaublich erscheinen. Aber schließlich, was bedeuten alle eure Sintflutsagen? Ihre auffallende Uebereinstimmung und Allgemeinheit soll sich nicht erklären lassen, außer durch die Annahme einer „historischen Flut"? Ihr seid nicht nur unkritisch, sondern auch „inconsequent". Denn es ist „ein durchaus verwerfliches Bestreben [!], die Sintflutsagen auf einen historischen Kern zurückführen, sie so zu sagen in verkümmerter [?] Gestalt retten zu wollen". Ich will nicht in Abrede stellen, daß „als eigentlicher Herd, in welchem die Sintflutsage sich entwickelte [?], die semitische Welt im engern Sinne zurückbleibt: und in der That finden wir in ihr nicht nur die ausführlichsten, sondern augenscheinlich auch die ältesten Ausbildungen dieses Mythus". Aber „die Aufzeichnungen, welche auf uns gekommen sind, reichen nicht so weit, als man [?] oft geglaubt hat. Die Zeit, wo Moses gelebt, wird ins 16. Jahrhundert v. Chr. versetzt; die mosaischen Schriften sind aber jedenfalls [!] viel später aufgezeichnet". Kurz, eure ganze Sintflutgeschichte ist nichts als eine Sage oder ein Mythus, was für mich einerlei ist. Und wollt ihr wissen, wie ich mir einen Mythus im Gegensatz zu einem historischen Factum ungefähr vorstelle, so will ich euch das klar machen an einem allbekannten Beispiele. „Ist es doch eine — trotz alledem und alledem [!!] — anerkannte Wahrheit, daß die Tellsage nur den Kampf der erwachenden Natur, in deren Vorkämpfer man unschwer eine menschlich umgestaltete Ableitung oder sogenannte Hypostase des Donnergottes erkennen kann, gegen den durch den ebenso mythischen Landvogt Grißler — Geßler — repräsentirten Winter darstellt."

Was werden die „unkritischen Historiker" zu solchen Ergebnissen „unbefangener Prüfung" von seiten des Halle'schen Geologie-Professors sagen? Am besten nichts, oder höchstens ein mitleidiges „Sutor ne ultra crepidam!" Denn „ohne andauerndes Studium aller Nebenzweige des weiten Feldes der Geologie [ebenso wie der Geschichte] ist es unmöglich, den erforderlichen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen." Dieses sein abwehrendes Dictum scheint der Universitäts-Professor nach kaum zwei Jahren schon wieder vergessen zu haben, oder der Volksschriftsteller rechnet auf die Beschränktheit „der großen

Masse", speciell der Leser der „Natur", denen man alles mögliche bieten dürfe unter der Vorspiegelung, man werde sie aus einer sehr bedauerlichen Rathlosigkeit einer „wichtigen" Frage gegenüber endlich erlösen.

Doch der Herr Professor besteigt auch seinen eigenen Lehrstuhl, und da ist er natürlich „zu Hause". Dem Historiker gelang es, den historischen Kern der „Sintflutsage" auf Null zu reduciren. Diesen Kern übernimmt nun der Geologe und drückt ihm vollends den Stempel der „Unglaublichkeit" und „Unmöglichkeit" auf. Denn nunmehr „greift die Naturwissenschaft, und vor allem die Geologie, in die Untersuchung über die Sintflutfrage mächtig ein. Sie zeigt, daß selbst die möglichst weit getriebenen Abschwächungen [?] der Ueberlieferungen einen unglaublichen, unmöglichen Kern zurücklassen." Beweis?

Erstens hat mein Wiener College, Professor Süß, der leider „mit einer merkwürdigen Inconsequenz" eine „historische Flut" nicht nur für möglich, sondern für historisch erwiesen hält, eben diese „historische Flut" geologisch zu erklären versucht. Aber an seinem Versuch läßt sich allerlei herumtüpfeln, wie wir das den unkritischen Historikern gegenüber mit der nöthigen Vorsicht gethan haben, weshalb wir es hier, wo die Geologie eingreift, besser bleiben lassen.

Zweitens ist der (nota bene: niemals ernst genommene) Erklärungsversuch des bekannten Genfer Professors C. Vogt, der merkwürdigerweise an ähnlicher „Inconsequenz" laborirt, wie Professor Süß, jedenfalls unzulänglich, um nicht zu sagen total verfehlt.

Drittens (man vergesse nicht, daß es sich um geologische Beweise gegen die Möglichkeit einer Sintflut handelt): „Daß vollends die der Erzählung von der Errettung Noahs und seiner Familie angehängte Stammtafel des Menschengeschlechtes irgend eine reelle Bedeutung haben könnte, wird heutzutage bereits so allgemein in Abrede gestellt, daß es überflüssig erscheint, diesen Punkt noch ausführlich zu erörtern." Ja freilich, in hohem Grade überflüssig! Es fehlt nur noch der Schluß.

„Wir gelangen daher mit Hilfe einer unbefangenen Prüfung [!] vom geologischen Standpunkte zu keinem andern Ergebnisse, als zu dem, welches die vergleichende Mythologie [!] uns bot: . . . nirgends hat es ein ‚Natur-Ereigniß' gegeben, das unter dem Namen Sintflut bekannt geworden wäre [!]; die Sintflutsagen sind ohne Ausnahme ein Erzeugniß des dichtenden Volksgeistes, welcher seine wesentlichsten und beliebtesten Gegenstände, den Kampf der Dunkelheit und des Winters gegen Licht und Wärme, auf ganze Weltalter [?] übertrug und in jener Form episch zu gestalten wußte."

Wir würden dem Verfasser gerne behilflich sein in seinem „beliebtesten Gegenstande", im Kampf der Dunkelheit gegen das Licht, oder vielmehr des Lichtes gegen die Dunkelheit, wenn wir mehr Aussicht auf Erfolg hätten, als gegenwärtig, nachdem uns diese seine Ergüsse bekannt geworden. Sie sind danach angethan, daß die Frage erlaubt sein dürfte, ob überhaupt ein Universitätsprofessor sich ein gröberes „unkritisches Verfahren" und eine verwegenere „Inconsequenz" könne zu Schulden kommen lassen, als hier zu

Tage treten. Und einem ſolchen Elaborat öffnet das Organ des „Deutſchen Humboldt-Vereins“ ſeine Spalten! Nun ja, die unverkennbare Tendenz mag immerhin mit dem Programm der „Natur“ übereinſtimmen. Allein ſchließlich ſollten Vermeſſenheit und Unverſtand doch ihre Grenzen haben.

Die ſchöne Albigenſerin. Ein Blümchen aus der „Deutſchen Rundſchau“. Zwiſchen Kaiſer Friedrichs Tagebuch und einem Memoirenbruchſtück des Herzogs Ernſt II. zu Sachſen-Coburg-Gotha ſteht in der berühmt gewordenen Octobernummer der „Deutſchen Rundſchau“ eine Erzählung mit dem vielverſprechenden Titel: „Die Albigenſerin“ von Konrad Mähly. Wer dieſer Herr Mähly iſt, der ſich als Belletriſt zwiſchen Kaiſer und Herzog drängt, das wiſſen wir nicht: die verſchwenderiſche Fülle von beſchreibenden Beiwörtern und eine ins Abenteuerliche rankende Phantaſie laſſen auf eine außerordentliche Friſche des Verfaſſers ſchließen. Die Erklärung des Nibelungenliedes iſt an ihm nicht ſpurlos vorübergegangen. Er weiß von Ute, der Mutter Kriemhilds, ſchwärmt für jung Siegfried und erblickt in der Krümmung des Rheines bei Worms „eine gleißende Zauberſchlange“. Dabei hat er das tiefe, volle Gemüth eines modernen Culturpaukers, haßt und verachtet das Mönchsthum und alles, was damit zuſammenhängt, und bedauert die Jugend, die mönchiſcher Grauſamkeit zum Opfer fällt, mit himmliſcher Liebe und Barmherzigkeit. Um ſie zu retten, ſchreibt er Geſchichten und läßt eine ſchöne Albigenſerin ins Kloſter kommen. Zwiſchen all der haute-politique des Rundſchauheftes nimmt ſich das wirklich rührend aus: die ſchlichte Erzählung gibt eine entſcheidende Löſung der Ordensfrage, wenn ſich genug Albigenſer und Albigenſerinnen finden, um ſämmtliche Novizen aus den Klöſtern zu locken.

Da iſt ein junger Mönch im Kloſter Lorſch, der betet nicht und arbeitet nicht, ſondern ſchaut zum Fenſter hinaus. So ſtellt ſich Hr. Mähly den Anfang des religiöſen Lebens vor. Nach einer ungemein zarten Andeutung iſt der arme junge Mönch ein uneheliches Kind des Abtes Ratpert und einer Gräfin von Calw, und iſt von der ehebrecheriſchen Mutter ins Kloſter geſteckt, um für ihre Schuld zu büßen. Es hat das den Vortheil, daß ſich nun die Gegend um Lorſch beſchreiben läßt und daß man ſich ordentlich entrüſten kann, ſowohl gegen die Mutter als gegen den Abt, gegen das Ordensleben und gegen das Mittelalter überhaupt.

Die Entrüſtung gewinnt einen guten Fortgang, indem der junge Mönch ſich plötzlich niederkniet und einen Todtenkopf anſtarrt, „den der Abt zur büßenden Betrachtung vor ſeinem Betſchemel aufgeſtellt hatte“. Er hält das aber nicht lange aus. Statt Bußgeſinnungen erwachen in ihm Glaubenszweifel an der Exiſtenz eines ewigen Lebens. Es wird ihm „in der Stickluft der Zelle“ zu enge (NB.: obwohl das Fenſter offen ſteht!). Er beugt ſich alſo zum Fenſter hinaus in den Blumengarten — und ſiehe da! eine Paſſionsblume und ein Schmetterling „beſtätigen ihm die Wahrheit der chriſtlichen Lehre“. Er wirft ſich nun in ſeiner Zelle zur Erde nieder und betet heiß und inſtändig. Es iſt auch die höchſte Zeit. Denn der Abt iſt im Anzuge.

Und mit dieſem Abt iſt nicht zu ſpaßen. Er iſt ſchlimmer als ein Koſackenhäuptling.

Man weiß, daß ſchon die alten Römer und ebenſo die Schulmeiſter des Mittelalters nicht ſo zimpferlich waren wie unſere heutigen Pädagogen. Die Ruthe wurde viel gebraucht, und nicht ohne Nutzen. Ihre Anwendung galt in den Kloſterſchulen, in welchen ſchon Kinder Zutritt fanden, als etwas Selbſtverſtändliches, und auch ganz junge Mönche konnte noch Ruthenſtrafe treffen (Regula S. Benedicti c. 30; cf. c. 70, c. 37). Davon hat nun Herr Mähly etwas läuten hören, es ſich aber nicht beikommen laſſen, die alten Ordensvorſchriften näher zu ſtudiren und jene Regeln zu leſen, in welchen Liebe und Vernunft die Anwendung leiblicher Züchtigung aufs weiſeſte beſchränken. Aus der Ruthe macht er, um größern Effect zu erzielen, einen Stock, und bringt nun mittelſt Prügelmultiplication folgende Scene zwiſchen Sohn und Vater, Noviz und Abt zu Stande:

Während der Mönch bußfertig auf ſeinem Angeſichte lag, öffnete ſich hinter ihm die Thüre ſeiner Zelle, und die hohe Geſtalt des Abtes Ratpert erſchien unter derſelben, mit breiten Schultern die ſchmale Pforte völlig ausfüllend. Die harten Züge des mächtigen Mannes und ſeine ſtechenden Augen nahmen einen mildern Ausdruck an, als er den Novizen in Staub und Aſche Buße thun ſah für die Vergehen, um derentwillen er ihn auf ſeine Zelle verbannt hatte.

„Pax tecum!“ redete er den an der Erde liegenden Bruder an. „Erhebe dich von der Erde, Bruder Gottſchalk, dein Richter iſt gekommen, die Verſtrickungen deiner Sünde mit milder Hand zu löſen.“ Die Worte klangen freundlicher, als man ſie aus dieſem Munde zu hören gewohnt war. Der Angeredete erhob ſich jedoch nur ſo weit, um, auf ein Knie geneigt, den Spruch des Geſtrengen in Demuth zu vernehmen.

„Wie ſagt die Regel, deren Satzungen du gebrochen haſt?“ fragte der Abt. Der Novize neigte demüthig ſein Haupt, dann ſprach er leiſe: „Wer den Löffel ergreift, ohne das Kreuz darüber zu ſchlagen, wer die Lampe anzündet, ohne ſie zu ſegnen, wer mit den Zähnen den Abendmahlskelch berührt (!), wer beim Beginne der Pſalmodie huſtet, wer laut ſpricht, wer bei dem Eſſen etwas ſagt, was nicht einem Bruder nothwendig iſt, der ſoll mit ſechs Stockſchlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden zwanzig Streiche erhalten?“ forſchte der Abt mit finſterer Miene.

„Wer ſich einem Vorwurf gegenüber entſchuldigt oder vertheidigt. Wer nicht ſofort ſagt: ‚es iſt meine Schuld‘; ‚es reut mich‘; wer der Behauptung eines ältern Bruders widerſpricht, der ſoll mit zwanzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden fünfzig Schläge erhalten?“ fuhr der Abt unerbittlich fort.

Der junge Mönch erbleichte, und eine aufſteigende (?) Thräne zitterte in ſeiner Stimme (!), als er erwiederte: „Wer eine Frau ohne Zeugen oder einen Laien ohne Befehl anredet, der ſoll mit fünfzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Gut,“ erwiederte der Abt. „Wie viel Schläge alſo haſt du verdient, wenn du die Vergehungen dieſer Woche zuſammenzählſt?“

„Wer kann wiſſen, wie oft er fehle! Herr, verzeihe mir meine verborgenen Fehler!“ ſtammelte der Jüngling.

„Keine Ausreden!“ ſagte der Abt mit einem Anflug von Spott. Es machte ihm Freude, den des Käfigs noch ungewohnten Vogel zu ängſten. „Wie ſteht die Rechnung?“

„Meiner Sünden ſind mehr als Haare auf meinem Haupte," erwiederte Gottſchalk mit einem Ausdruck der Verzweiflung, der ſelbſt den im Quälen ſeiner Mönche grau gewordenen Kloſterfürſten weicher ſtimmte.

„Nun," verſetzte der Abt milder, „ich ſehe mit Freude, daß dein Trotz gebrochen iſt. Ich hätte dich müſſen zu Tode peitſchen laſſen, wenn ich den Wortlaut der Regel an dir hätte vollziehen ſollen. Aber ich will dem Gerechten des Evangeliums gleichen, der ſeinem Bruder ſiebzigmal ſiebenmal vergibt. Heute nach der Meſſe lege dich vor die Stufen des Heiligen (?) und ſprich ſtill fünfzig Ave Maria und fünfzig Paternoſter, ſo will ich ſtrengere Buße dir erlaſſen. Aber hüte dich, daß du nicht in deinen alten Trotz zurückfalleſt."

Der Novize ergriff die Hand des Abtes und drückte ſeine kalten Lippen auf dieſelbe. Dieſer machte mit der andern das Zeichen des Kreuzes über ihn und verließ dann die Zelle.

Das hohe Kothurnpathos dieſer Scene hat ſeine Komik. Einzelne Leſer werden ſchon herausfühlen, daß Herr Mähly eher darauf eingerichtet wäre, Alkibiades und ſeinen Hund zu beſchreiben, als das Ordensleben in einem Benediktinerkloſter. Manche werden ſeine Darſtellung indes ernſt und tragiſch nehmen, und da kann man ſich denn doch die Frage ſtellen: iſt es recht und ſchön und billig, eine ſolch unwürdige Fratze von einem noch exiſtirenden Orden zu entwerfen, dem Deutſchland ſeit mehr als einem Jahrtauſend einen beträchtlichen Theil ſeiner Civiliſation, ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner materiellen Cultur dankt, abgeſehen von dem religiöſen Segen, den die Söhne des heiligen Benedikt über alle Gaue Deutſchlands verbreitet haben? Ihre Regel der Demuth, der Liebe, der Selbſtaufopferung für eine Regel zu erklären, nach der tyranniſche Vorgeſetzte ihre Untergebenen mir nichts dir nichts — und zwar nach dem Wortlaute der Regel — „mit Stockſchlägen" zu Tode peitſchen laſſen können: das iſt ein Ausbruch von Thümmelei, der ſich in höflichem oder parlamentariſchem Deutſch nicht mit dem vollen, gebührenden Namen bezeichnen läßt. Schon aus bloßer Rückſicht auf Anſtand und Geſchichte hätte Herr Rodenberg einen ſolchen Exceß von Schülerhaftigkeit von ſeiner Revue fernehalten ſollen.

Mit dem kindiſchen Unterfangen, das katholiſche Ordensleben und den katholiſchen Gottesdienſt als Theaterdecoration und Ausſtattungsmaterial für eine Liebesgeſchichte auszunützen, geht die landläufige Unkenntniß dieſer Dinge Hand in Hand. Herr Mähly will die Meſſe ſchildern, nach welcher Gottſchalk ſeine fünfzig Paternoſter und Ave beten ſoll (er weiß nicht einmal, daß wir Katholiken das Paternoſter gemeiniglich vor dem Ave beten, wie ſich das eigentlich von ſelbſt verſteht!). Bei dieſer Meſſe geht es nun folgendermaßen zu:

„In der Sakriſtei, nach der Gottſchalk nunmehr eilte, fand er den Abt Ratpert, der ſich ſoeben die Hände gewaſchen hatte, und unwillig, daß ſein Miniſtrant ſo lange ausgeblieben, ſich die einzelnen Meßgewänder unter Gebeten ſelbſt anlegte. Im Begriffe, das heilige Amt zu verſehen, ſtrafte er den ſäumigen Novizen nur durch Stirnrunzeln (diesmal doch nicht mit ſechs bis fünfzig Stockſchlägen!). Gottſchalk ſelbſt warf ſich raſch den weißen Chorrock über und ergriff das Räucherfaß, denn

draußen präludirte Bruder Anſelm bereits auf der Orgel. Zitternd und aufgeregt folgte er dem Abte zum Altare. ‚Introibo ad altare Dei‘, intonirte Ratpert mit rauher Stimme, und Gottſchalk ſang mit unſicherem zitterndem Tone den Antiphon (!). Der Abt ſprach dann das Sündenbekenntniß, und andächtig wiederholte die ganze Kloſtergemeinde das ‚mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa‘, indem jeder andächtig an ſeine Bruſt ſchlug. Als nun der Miniſtrant (!) die Abſolutionsformel (!) verkündigen ſollte, ſtockte die heilige Handlung. Schon mehrmals hatten die älteren Brüder mißbilligende Blicke nach Gottſchalk an den Altar geſendet, denn bei ihm war heute offenbar eine große Zerſtreuung eingetreten. Zweimal hatte er mit einem falſchen Antiphon geantwortet, jetzt blieb ihm das Wort völlig aus. Sein beſonderer Gönner, der alte Propſt, ein Greis mit milden Zügen, flüſterte ihm die Eingangsworte zu: ‚Misereatur tui omnipotens Deus‘; aber Gottſchalks Auge hing ſtarr an dem bleichen Antlitz des fremden bulgariſchen Mönchs, und plötzlich ſchrie er kreiſchend mit einer fremden Stimme gleich einem Beſeſſenen: ‚Es iſt Lüge, alles iſt Lüge!‘ und ſchleuderte das ſilberne Weihrauchgefäß von ſich, daß es die Stufen des Chors hinabrollte und noch in das Schiff der Kirche weiterkugelte.“

Der Abt greift in hell auflodernde Jähzorne nach den ſchweren eiſernen Leuchtern auf dem Altare, um Gottſchalk todtzuſchlagen, was jedoch glücklich von dem ſanften alten Propſte verhindert wird.

Das iſt die Missa solemnis des Herrn Mähly. Die ſchweren Leuchter geſtalten dieſelbe zu einem geradezu lebensgefährlichen Gottesdienſte. Jeder katholiſche Schulknabe hätte dem biedern Dichter ſagen können, daß der Miniſtrant nicht hinter dem Prieſter zur Sacriſtei hinausgeht, daß das ſogen. Staffelgebet „Introibo etc.“ nicht geſungen, ſondern leiſe gebetet wird, daß der Prieſter zuerſt das Confiteor betet, worauf ihm dann der Miniſtrant leiſe mit dem „Misereatur etc.“ antwortet, daß aber der Miniſtrant nie eine Abſolutionsformel zu verkündigen hat. Verſchiedene „Antiphonen“ gibt es im Staffelgebet nicht; Antiphonen werden auch nicht beantwortet, ſondern höchſtens weitergebetet; Gottſchalk konnte alſo nicht „zweimal mit einem falſchen Antiphon antworten“. Was Herr Mähly „Räucherfaß“ nennt, hat im Deutſchen nun einmal den terminus technicus „Rauchfaß“. Heilige Gewänder zur heiligen Meſſe gibt es mehrere, wie Humerale, Albe, Manipel, Stola; aber „Meßgewand“ heißt nur das große, meiſt geſtickte Obergewand, das lateiniſch Casula oder Planeta genannt wird und von dem ſchon Rabanus Maurus ſagt: „Supremum omnium indumentorum est.“ Da Luther die heilige Meſſe für den ärgſten Götzendienſt erklärt hat, ſo möchten wir es Herrn Mähly gar nicht zumuthen, die Riten derſelben näher zu ſtudiren und zu beſchreiben. Wir fänden es natürlicher, daß ein Proteſtant ſich damit nichts zu ſchaffen machte. Wenn er nun aber einmal eine Meſſe beſchreiben will, dann ſtudire er dieſelbe doch wenigſtens mit ſoviel Gewiſſenhaftigkeit, wie Ebers etwa den Schmuck und die Ceremonien der ägyptiſchen Prieſter. Denn es iſt doch ſchließlich lächerlich, über jeden Togenſtreifen der alten Römer und jede Friſur der griechiſchen Damen unterrichtet zu ſein, die erhabenen Ceremonien eines Opferdienſtes aber nicht zu kennen, zu deſſen Verherrlichung einſt die Münſter und Dome Deutſchlands

gebaut worden ſind, den heute noch über 200 Millionen Menſchen, und unter ihnen 16 Millionen deutſcher Reichsbürger, unter Schutz und Gutheißung der Reichsverfaſſung, als das Centrum ihres Cultus, als das Heiligſte und Ehrwürdigſte auf Erden verehren!

Was den jungen Gottſchalk mit dem klöſterlichen Leben überworfen, iſt nicht ſo ſehr ſein lebhaftes Naturell und der Mangel eigentlichen Berufs als die Zureden des bulgariſchen Mönches Bogumil — eines verkappten Albigenſers, der ſich mit einer jungen Albigenſerin unter Mönchsverkleidung ins Kloſter geſchlichen hat, um, wie die Albigenſerin ſehr artig ſagt, „den Mönchen die Köpfe zu verdrehen“. Aus welchem der zahlloſen Ritter-, Räuber-, Kloſter- und Schelmenromane der guten alten Zeit von Vulpius & Cie. Herr Mähly dieſe reizende Verwicklung herübergenommen, darüber wollen wir keine Unterſuchung anſtellen; aber jeder, der Doſtojewskijs „Bruder Karamaſow“ geleſen, wird in der letzten Kraftſtelle des zweiten Kapitelchens ein ſehr koſtenfreies, aber bedeutend verſchlechtertes Anleihen aus dieſem Romane erkennen. Aus dem „Großinquiſitor“ Doſtojewskijs hat Mähly nämlich mit etwas Zuſatz von Mehl und Waſſer den Mönch Arialdus geknetet, der im Kloſter als Beſeſſener gilt, aber thatſächlich ein Albigenſer iſt. Der tolle Schwärmer bildet ſich ein, der leibhaftige Chriſtus zu ſein; um die Scene maleriſcher zu geſtalten, leiht ihm Herr Mähly einen Chriſtuskopf. Mit dieſem Mönche wird Gottſchalk in demſelben „unterirdiſchen Kerker“ zuſammengeſperrt, und ſo bietet ſich die Gelegenheit, die wahnwitzigen Tiraden auszubeuten, welche Doſtojewskij dem Großinquiſitor in den Mund legt: wie Chriſtus nämlich die drei Verſuchungen des Teufels — Brod zu ſchaffen, Zeichen zu thun, durch ihn nach Weltherrſchaft zu ſtreben, abgelehnt, die Kirche aber gerade dieſe drei Mittel adoptirt habe, um das angebliche Reich Chriſti auf Erden aufzurichten.

Abgeſchrieben hat Herr Mähly nicht, aber — nach Vorlage gedichtet, wie man aus der folgenden Parallele ſehen kann:

Vorlage:	Dichtung:
Chriſtus erſcheint in Sevilla, am Tage nach einer Ketzerverbrennung.	Mönch Arialb hält ſich für Chriſtus vor einer Ketzerverbrennung.
Chriſtus trifft mit dem Cardinal-Großinquiſitor zuſammen.	Mönch Arialb, der vermeintliche Chriſtus, trifft mit dem Biſchof von Worms zuſammen.
Der Großinquiſitor tadelt Chriſtus, daß er den Antrag des Verſuchers von ſich abgewieſen, vor ihm niederzuknieen und aus ſeinen Händen die Weltherrſchaft anzunehmen. Nur durch Streben nach der Weltherrſchaft könne die Kirche das Heil der Menſchheit realiſiren.	Arialb, der vermeintliche Chriſtus, tadelt den Biſchof, daß die Kirche von Kaiſer Conſtantin die Weltherrſchaft übernommen. Ihm ſei durch jenen Herrſcher (d. h. den verkappten Dämon) die Weltherrſchaft angetragen worden, er habe ſie aber von ſich gewieſen.
Der Großinquiſitor verſpottet Chriſtus, daß er ſich nicht von den Zinnen des Tempels herabgeſtürzt habe; er wäre un-	Arialb verſpottet den Biſchof, daß er und die Seinigen behaupteten, Wunder zu thun; das komme nur vom Satan

fehlbar unten zerſchellt. Er habe aber kläglich mißkannt, daß „Wunder und Zeichen“ doch nöthig ſeien, um die Maſſe zu lenken.

Der Großinquiſitor tadelt Chriſtus, daß er nicht „aus Steinen Brod gemacht“. Das wäre die Grundbedingung geweſen, um die Menſchen zu gewinnen und auf immer an ſich zu ketten.

Der Großinquiſitor beſucht Chriſtus im Kerker.

Der Cardinal-Großinquiſitor, „ein faſt neunzigjähriger Greis, hoch und aufrecht, mit verdorrtem Antlitz, mit eingefallenen Augen, aus denen aber ein Glanz wie Feuerfunken leuchtet . . .“ „herein ſchreitet langſam er ſelbſt, eine Kerze in der Hand . . .“ „Er iſt allein, hinter ihm ſchließt ſich die Thür. Er bleibt am Eingange ſtehen, und lange, ein oder zwei Minuten lang, betrachtet er ſein Antlitz. Schließlich tritt er leiſe heran, ſtellt die Kerze auf den Tiſch und ſpricht zu ihm:“

Der Großinquiſitor:

„Biſt du es? . . . Warum biſt du gekommen, uns zu ſtören? Denn uns zu ſtören biſt du gekommen, und du weißt das ſelbſt. . . . Du biſt gegangen und haſt das Werk uns überlaſſen. . . . Schon ſeit Jahrhunderten aber ſtehen wir nicht zu dir, ſondern zu ihm (deinem einſtigen Verſucher), ſchon ſeit acht Jahrhunderten. Gerade acht Jahrhunderte ſind es her, daß wir das von ihm annahmen, was du mit Unwillen zurückgewieſen haſt, jene letzte Gabe, die er dir anbot, indem er dir alle Reiche der Erde wies: wir nahmen von ihm Rom und Cäſars Schwert an und haben uns faſt zu irdiſchen Königen proclamirt, zu den einzigen Königen, wiewohl wir bis heute nicht dazu gelangt ſind, unſere Sache zu vollem Abſchluß zu bringen. . . . Aber wir werden am Ziele anlangen, wir werden Cäſaren werden, und dann werden wir das Glück der Menſchen in der ganzen Welt erdenken.“

her. Er (videlicet Chriſtus) habe den Satan mit dieſer Verſuchung von ſich gewieſen, als derſelbe ihn aufgefordert habe, ſich von der Zinne des Tempels herabzuſtürzen.

Arialb verhöhnt den Biſchof, der vor ſeinem Palaſt eine Menge von Bettlern, Krüppeln und verwahrloſtem Volk ſpeiſen läßt. „Auch das hat euch der gelehrt, der zu mir ſprach: Befiehl, daß dieſe Steine Brod werden!“

Der Biſchof beſucht Arialb im Kerker.

„Da weckte mich Lichtſchein“ (erzählt Arialb). „Unwillig öffne ich die Augen, und wen glaubſt du, daß ich ſah? Das dicke, runde Geſicht des Biſchofs. Ganz allein hatte er ſich zu mir geſtohlen. Er ſteckte ſeine Fackel in den eiſernen Ring und betrachtete mich lange. Dann ſagte er:“

Der Biſchof:

„Du biſt es, Herr! Ich wußte es vom erſten Augenblick. Aber warum biſt du jetzt gerade wiedergekommen, eben da wir daran ſind, die ganze Welt deinem Namen zu unterwerfen? Du ſollteſt ja erſt kommen, wenn allen Völkern dein Name ausgerichtet iſt. Noch iſt es zu früh. Wir ſind eben dabei, alle Könige und Fürſten deiner Kirche zu unterwerfen; ſchon fangen ſie an, ihre Kronen von deinem Stellvertreter zu Lehen zu nehmen. Die Heiden bekehren ſich und die Juden zittern. Alles geht gut, alſo ſtöre uns nicht. Wir haben dein Reich faſt fertig, warum willſt du alſo zur Unzeit dazwiſchen treten?“

„Du haſt nicht einmal ein Recht, irgend etwas zu dem hinzuzufügen, was du früher bereits geſagt haſt. Warum biſt du gekommen, uns zu ſtören?"

„Aber morgen werde ich dich verbrennen. . . . Denn wenn jemand unſere Scheiterhaufen verdient hat, ſo biſt du es. Morgen verbrenne ich dich. Dixi."

„Wer hieß dich wiederkommen und unſere Arbeit ſtören? Du haſt gar kein Recht, wieder abzuändern, was du ſelbſt geboten."

„Kreuzigen werden wir dich nicht, aber als Ketzer laſſe ich dich verbrennen."

Bei Doſtojewskij hat die wunderliche Fiction, trotz ihres läſterlichen Beigeſchmacks, wenigſtens den Charakter der Originalität: ſie wird lediglich als Fiction vorgebracht und iſt dadurch motivirt, daß ſie Iwan Karamaſow, d. h. einen modernen Aufklärling und Nihiliſten kennzeichnen ſoll, und das thut ſie treffend. Um ſechs Jahrhunderte zurückdatirt, iſt ſie aber weder originell, geiſtreich, charakteriſtiſch, ſondern bloßer Anachronismus und Stümperei. Die kräftige Phraſeologie Doſtojewskij's iſt dabei jämmerlich verwäſſert. Aus einem geſpenſtiſch-magern Großinquiſitor aber einen dicken Biſchof zu machen: ſoll das deutſche Kunſt ſein?

Auf die ruſſiſche Anregung hin dampft indes die Phantaſie des Herrn Mähly fröhlich ins Blaue. Gottſchalk wird noch in derſelben Nacht geweckt und entkömmt mit Bogumil, dem verrückten Arialb, und dem „jungen Mönch" aus dem Kloſter. Es folgt aber gleich Alarm. Mönchsgeſtalten, Kloſterknechte, Bauern ſind hinter den Flüchtigen her. Sie werden verſprengt. Gottſchalk mit dem Knaben verbirgt ſich für den Reſt der Nacht im Walde. Obwohl der Knabe „in dem taghellen Mondſchein eine weiche, weiße Hand zeigte, an der ein Ring erglänzte" und obwohl er „ſtatt eines geſchorenen Mönchshauptes lange Locken" trug, und obwohl er im Traum zu Gottſchalk liſpelt: „Ich habe dich lieb", und obwohl am Morgen „ein mädchenhaft rundes Antlitz aus der ſchwarzen Umhüllung hervorragte": merkt der biedere Gottſchalk nichts. Der junge Fant mahnt ihn jedoch, die Kutte mit Rittertracht zu vertauſchen, und gibt ihm ein paar Goldſtücke dazu, wobei unter der Kutte bunte Pagenkleider ſich zeigen. Am Rhein legt der Knabe die Kutte ab und trennt ſich von Gottſchalk, verlangt ihn aber in Worms wieder zu ſehen. Allein zieht deshalb Gottſchalk in Worms ein, kauft ſich eine Junkertracht und bummelt nun etliche Tage herum, um den ſchönen Pagen wieder zu finden. Er findet ihn auch endlich wieder, aber als glänzende Edeldame im Roſengarten zu Worms. Mirſotrava — ſo heißt die Albigenſerin — läßt ihn zu ſich auf ein einſames Landgut am Rhein kommen, erlaubt ihm, ſie Mirſotraut (ungemein rührend!) zu nennen und bald wieder aufzuſuchen. Wiederholt rudert er im Nachen dahin, findet aber jedesmal das Landgut verlaſſen. Endlich klärt ſich die Sache. Im Dom iſt Ketzergericht. Da donnert der Biſchof, genau in der Sprache des Reformators Knox:

„Wo iſt der Eifer Moſis, der 23000 Götzendiener erſchlug an einem Tage; wo iſt der Eifer des Pinehas, der den Juden und die Midianiterin an einem Eiſen ſpießte; wo iſt der Eifer des Elias, der 450 Baalspriester am Bache Kiſon mit dem Schwerte ſchlachtete?"

Es ist schrecklich, so etwas zu lesen! Denn so redet ein katholischer Bischof, und noch gibt es katholische Bischöfe in Deutschland, ja ihrer 25, die Weihbischöfe nicht mitgerechnet. Wenn jeder derselben einmal täglich 23 000 „Ketzer" vertilgt, was soll aus den armen deutschen Protestanten werden? Der Leichenverbrennungsapparat in Gotha wird dann wohl ein Ketzer-Crematorium werden, und Herr Mähly gut thun, sich vorsichtshalber als Heizer dabei zu melden!

Da der Häresiarch Arialb und sein Genosse Bogumil durch Flucht dem Feuertod entronnen sind, so werden ihre Anhänger, die alte Frau Einbede, Mirsotrauts Haushälterin, und ihr Mohr, zum Tode durch den Strang verurtheilt, sie selbst ebenfalls, wenn nicht ein Ritter sich findet, der im Zweikampfe ihre Unschuld beweist.

Auf dem Altare verlöscht eine Kerze nach der andern und die „Orgel wimmert" — zwei Seiten lang — zu all den Flüchen des Bischofs und der Mönche. Es ist eine gutgestimmte Orgel.

Mirsotrava verlangt Gottschalk zu ihrem Ritter und wirft ihm zu diesem Zweck den Armensünderstrick hin, welchen sie um den Hals trägt. Er nimmt die Einladung an, wünscht aber sofort mit ihr verlobt zu werden, und der mitleidige Propst aus Lorsch, der mit sämmtlichen Mönchen anwesend ist, hat nichts Eiligeres zu thun, als seinen eben entlaufenen Novizen und die verdächtige Person sofort einzusegnen. Wir haben hier eine noch unpatentirte neue Erfindung: „Ketzergericht mit Hochzeit", vor uns. Neu, wie diese Erfindung, ist auch die Hochzeit ohne Aufgebot und Brautexamen: nouvelle spécialité des mariages!

„Der Prior neigte nachdenklich sein Haupt. Dann sagte er: ‚Möge das wunderthätige (!!) heilige Sacrament ihren Glauben stärken und den bösen Samen ersticken, falls er noch in den Falten ihres Herzens nisten sollte.'"

„Nach diesen Worten winkte der Propst seine Mönche herbei, die das seltsame Paar zum Altare geleiteten. Wie im Traume kniete Gottschalk Hand in Hand mit der heißgeliebten fremden Verfolgten zu den Füßen des Propstes. Er hörte die Rede des heiligen Mannes, das Ja seiner Erwählten — und küßte vor allen Mönchen die schöne Ketzerin auf ihren bleichen Mund."

Das ist der Ritus des Herrn Mähly für eine katholische Ehe.

Gottschalk besteht den Zweikampf siegreich. Mirsotrava wird für unschuldig erklärt. Das Paar schwelgt in einem Himmel von Roman-Glückseligkeit und läßt sich im „goldenen Mainz" im Hause des Kaufmanns Corvino nieder. Das gefällt nun Gottschalk nicht recht. Er sieht sich in ein Getriebe von geheimer Verschwörung versetzt, das unter der Maske einer großen Handelsfirma — Rhein auf, Rhein ab — die Propaganda der albigensischen Ketzerei besorgt. Ketzer zu werden, hat er keine Lust, läßt sich aber doch dazu herbei, als militärische Bedeckung die Waarensendungen von Mainz nach Metz zu begleiten. Das geht eine Weile, aber da das junge Paar im Wichtigsten uneins ist, und Mirsotrava vergeblich sucht, ihren liebsten blauäugigen Gimpel zu ihrer Ketzerei zu bekehren, so wandelt sich die Romanliebe bald in Ab-

neigung und Hader um. Er hört von all den Greueln, welche die Albigenſer an ihrem Ketzerſabbath treiben ſollen. Er hört, daß Mirſotraut vor ihm ſchon vier Männern angehört habe. Er belauſcht Bogumil, Mirſotraut und ihren Vater Arialb, wie ſie eben die Scheidung ſeiner Ehe berathen. Er will die beiden Männer feſtnehmen und dem Ketzergericht überliefern, um dann allein mit ſeiner Gattin zu leben. Allein Bogumil durchbohrt ihn vom Rücken her mit einem Dolch, und die vermeintliche Leiche wird durchs Fenſter in den Rhein geworfen.

Die Mönche prügeln die Leute zu todt, die Ketzer erſtechen ſie von hinten. Wer ſoll da noch helfen? — — Wie muß Herr Rodenberg gelächelt haben, als er las, wie Herr Mähly nun zu den Juden ſeine Zuflucht nimmt! Nicht Herr Stöcker, nicht der evangeliſche Bund kann der ſchwergequälten Menſchheit Rettung bringen! An das Haus des jüdiſchen Tröblers Aaron treibt der Leib des vermeintlich Todten. Die alte Lea zieht ihn heraus und bringt ihn zu Bett. Unter ihrer Pflege lebt Gottſchalk wieder auf. Doch ehe er gänzlich hergeſtellt iſt muß er eine Scene ſchauen, ſo herzzerreißend, daß ihn ein Blutſturz befällt.

Nicht ein einfacher Biſchof, ſondern der Erzbiſchof-Primas, der Vorläufer Dalbergs, hat ſich jetzt gegen die Ketzer erhoben. Vierhundert hat er in ſeine Gewalt bekommen, und ſie werden der Stadt gegenüber gemeinſam verbrannt.

„Vierhundert Ketzer auf einmal,
Es iſt ein gräßlicher Skandal!“

„Voraus ſchritten Mönche in ſchwarzen Kutten (alſo nochmals Benediktiner!), die Geſichter bis zum Munde, der den Bußpſalm ſang, von einem Tuch verhängt, aus dem durch zwei Schlitze die Augen unheimlich hervorfunkelten.“ Die Männer tragen eine Art Narrentracht, die Weiber weiße Bußhemden. Arialb und Bogumil ſind natürlich darunter, und Mirſotrava ſchließt den Zug. Der Unſinn erreicht hier ſeinen Gipfelpunkt. Das Fenſterchen, an dem Gottſchalk ſitzt, iſt das einzige an der ganzen Mainzer Stadtmauer, das an dieſem Tage offen ſteht — Credat Judaeus Apella: und ſo grüßt Mirſotrava den von ihr verrathenen Gottſchalk zum letztenmal. Gottſchalk fühlt noch den Dolchſtich im Rücken, den er der niederträchtigen Mirſotrava dankt, und doch iſt er von ſeinen Liebes-Eſeleien noch nicht geheilt. Er bekommt einen Blutſturz und wird nun vorläufig Gegenſtand der Medicin.

Nach geraumer Zeit endlich hergeſtellt, will Gottſchalk zurück ins Kloſter, um ſeine eigene Schuld zu büßen (das begriffe ſich allenfalls), aber auch um für die „ſchöne Ketzerin“ zu beten, „*für ihre große und doch ſo verlorene Seele*“! (Das iſt ſchon tief gedacht!) Abt Ratpert iſt indes geſtorben, und ſo iſt niemand, der ihn todtſchlägt; der milde Propſt iſt zur Abtswürde gelangt, und dieſer iſt geſcheit genug, ein ſolches Subject nicht noch einmal ins Kloſter aufzunehmen. Er ſchickt ihn als Dienſtmann des Kloſters mit einem Kreuzzug ins Gelobte Land.

Auch da kann es sich Herr Mähly nicht versagen, noch einmal vom „Grabeshauch“ und „Kellergeruch“ des Klosters zu faseln, und der Schlußbericht über Gottschalk lautet: „Nachdem er die trübe Möncherei hinter sich hatte und die schleichende Ketzerei, ward er von Stund an ein Mann und füllte die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten.“

Ein tiefergreifender, aber doch nicht völlig befriedigender Schluß! Der von den Mönchen zerschlagene, von den Ketzern erstochene, von Mirsotrava verrathene deutsche Biederjüngling hätte — nach so viel Leiden — doch mindestens eine Anstellung bei Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, und eine mohammedanische Braut verdient. Daß er ein Mann geworden, läßt sich nach so viel vorausgegangenen Kindereien kaum glauben, und was den Ruhm seiner Thaten betrifft, so ist man nur allzusehr zu der Furcht berechtigt, daß er bei nächster Gelegenheit, wie bei der skandalösen Messe, mit dem Rufe herausplatzen wird: „Es ist Lüge! Alles ist Lüge!“

Papſt und Kirchenſtaat.

„Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ [1] „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ [2]

Dieſe Worte ſprach vor faſt zweitauſend Jahren der menſchgewordene Gott, und in der ſchöpferiſchen Kraft dieſer Worte wurde hineingeſtellt in den Strom der Zeit und Vergänglichkeit jener Fels, welcher Gottes Kirche trägt. Jahrhunderte, faſt Jahrtauſende fluteten über ihn hin; Völker und Geſchlechter wogten an ihm vorüber; Weltherrſchaften und Reiche ſtanden neben ihm auf: dahin iſt alles. Nur todte Erinnerungen ihres Beſtehens haben ſie zurückgelaſſen. Dieſer Fels aber ſteht; denn die Kraft des lebendigen Gottes wohnt in ihm, und die Verheißung des Welterlöſers bildet ſein Fundament.

Staunenswerthe, nie genug zu bewundernde Thatſache: auf den Trümmern der ſtolzen altheidniſchen Roma erhebt ſich das Rom der Päpſte, und an Stelle des Cäſarenthrones tritt der Stuhl Petri. Nachfolger eines armen galiläiſchen Fiſchers treten in das Erbe der Imperatoren. Die Grenzen des Reiches, über welches ſie die Herrſchaft führen, umſpannen den Erdball; zu ihren Unterthanen gehören Könige und Kaiſer; auf ihr Wort lauſchen die Völker, und während die älteſten Königsgeſchlechter hinſinken in den Moder des Grabes, wandelt das Papſtthum in wahrhaft überirdiſcher Unveränderlichkeit durch den Wechſel der Jahrtauſende. Wie eine goldene Kette zieht ſich durch die Weltgeſchichte die Geſchichte des römiſchen Stuhles und ſeiner Inhaber. Chriſtus, der ewige Hoheprieſter, iſt das erſte Glied dieſer Kette, und Chriſtus, der verklärte, der triumphirende Chriſtus, wird auch das letzte Glied derſelben bilden, an jenem Zeitpunkt, von welchem der Apoſtel ſchreibt: „Danach das Ende: wenn Chriſtus übergeben haben wird das Reich an Gott und den

[1] Matth. 16, 16. [2] Joh. 21, 16.

Vater, wenn er abgethan haben wird jegliche Herrſchaft und Gewalt und Macht.“ [1] Bis dahin werden aber auch die folgenden Worte, wie von Chriſtus, ſo auch von ſeinem Stellvertreter, in Erfüllung gehen: „Er aber muß herrſchen, bis er legt alle ſeine Feinde unter ſeine Füße.“ [2]

Alſo ein Herrſcher iſt der Papſt. Freilich dieſe Eigenſchaft wird ihm gerade in unſerer Zeit auf das lebhafteſte abgeſprochen. Unſer autoritätsloſes Jahrhundert, welches Throne ſtürzt und Herrſcher meuchelt, welches, ſtolz auf ſeine materiellen Errungenſchaften, den unbotmäßigen Nacken nicht beugen will unter das gottgewollte Joch des Gehorſams, dieſes Jahrhundert hat ſich auch vergriffen am Papſt. Was Gewalt und Liſt, Revolution von oben und Revolution von unten zu erreichen vermochten, das iſt thatſächlich erreicht worden: das Oberhaupt der katholiſchen Kirche, der vornehmſte Souverän der Welt, weil einzig unter allen von Chriſtus dem Herrn perſönlich mit den Herrſcherrechten bekleidet, iſt ſeines irdiſchen Beſitzes beraubt.

Schon allein vom Standpunkt des menſchlichen Rechtes und einer rein weltlichen Politik iſt dieſe Beraubung eine Vergewaltigung, wie die Geſchichte keine ungerechtere, keine verderblichere kennt. Ein buchſtäblich tauſendjähriges Reich, gegründet auf die lauterſten Titel, iſt, ohne auch nur einen Schein und Schatten von Grund, der Gewalt zum Opfer gefallen. Mit dem widerrechtlichen Sturz dieſes Thrones, des nach Urſprung und Zweck legitimſten von allen, und der ſtillſchweigenden Hinnahme dieſes Frevels von ſeiten anderer Staatsgewalten, haben dieſe Fürſtenſtühle ſelbſt den Rechtsboden, auf welchem auch ſie ruhen, gleichſam preisgegeben und haben ihr Fortbeſtehen abhängig gemacht von der Gewalt, nicht mehr von der Unantaſtbarkeit des Rechtes.

Doch nicht allein dieſe Verletzung menſchlichen Rechtes und die damit heraufbeſchworene Gefahr für alle und jede Legitimität iſt es, welche die Katholiken des Erdkreiſes fort und fort Einſprache erheben läßt gegen den zu Rom geſchaffenen Zuſtand. Nein, die volle, auch äußerlich gewährleiſtete Unabhängigkeit des Papſtes — und das iſt die Bedeutung des Kirchenſtaates — hat tiefere Wurzeln. Der Verſuch ihrer Zerſtörung iſt ein Angriff auf ein Recht weit höherer Ordnung. Hierin liegt der eigentliche Frevel, welcher am Papſt als weltlichem Herrſcher begangen worden iſt; hierin liegt der innerſte Grund der ſteigenden Entrüſtung der katholiſchen Welt; hierin endlich liegt die unverjährbare Berechtigung auf

[1] 1 Kor. 15, 24. [2] 1 Kor. 15, 25.

Zurückforderung des Geraubten. Das Papſtthum mit allem, was aus ſeiner Stellung und Aufgabe nothwendig folgt, iſt eben weſentlich der übernatürlichen Ordnung angehörig. Von einem Menſchen verwaltet und für Menſchen beſtimmt, fließt ſein Urſprung und ſeine Lebenskraft aus unmittelbar göttlicher Quelle. Nur von dieſem Standpunkt aus läßt es ſich richtig beurtheilen, und auch nur von dieſem Standpunkt aus kann die Verbindung zwiſchen Papſt und Kirchenſtaat in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden.

Wo ein Herrſcher, dort iſt ein Reich. Und weil jeder Herrſcher des Reiches wegen da iſt, ſo beſtimmen ſich ſeine Befugniſſe und Pflichten aus dem Charakter des Reiches, über welches er geſetzt iſt.

Welches iſt nun das Reich, das Herrſchergebiet des Papſtes? Es iſt die von Jeſus Chriſtus geſtiftete Kirche. Ihre Einrichtung muß uns alſo zunächſt beſchäftigen, natürlich nur inſofern, als durch ſie die Geſammtſtellung ihres Hauptes, des Papſtes, beſtimmt wird, als ſie für ihn gewiſſe Rechte weſentlich verlangt. Unter dieſen Rechten ſteht aber obenan das unveräußerliche, weil göttliche Recht auf wahre Souveränität, d. h. das Recht auf die vollendetſte Unabhängigkeit von jeder irdiſchen Macht und Gewalt[1]. Dieſe Souveränität bildet die nothwendige Vorausſetzung für die Forderung territorialer Selbſtändigkeit. Der Anſpruch auf den Kirchenſtaat ſteht alſo in Verbindung mit einem der weſentlichſten Rechte des Papſtthums überhaupt. Die Begründung der päpſtlichen Souveränität aus dem Weſen der Kirche iſt unſere nächſte Aufgabe. Wir müſſen hier etwas weiter ausholen, um für die ſpäteren Folgerungen eine feſte Baſis zu gewinnen.

I.

Die Kirche Chriſti iſt allgemein gefaßt das Reich Chriſti auf Erden. Ziel und Zweck dieſes Reiches iſt ganz der gleiche, welchen Chriſtus ſelbſt hatte, als er Menſch wurde. „Wie mich der Vater geſendet hat, ſo ſende ich euch“[2], ſprach er zu ſeinen Apoſteln. Oder mit anderen Worten: Zweck der Kirche iſt, die Menſchen aller Zeiten und aller Völker

[1] Gewöhnlich verſteht man unter „Souveränität“ die unabhängige Jurisdictionsgewalt über andere; bloße Unabhängigkeit ſcheint alſo nicht gleichbedeutend mit Souveränität. In vorliegendem Falle ſind wir aber berechtigt, die beiden Ausdrücke zu vertauſchen. Denn wenn vom Papſt als Papſt die Rede iſt, ſo handelt es ſich ja ſtets um das Haupt der Kirche; für dieſes aber iſt der Beſitz einer Jurisdictionsgewalt weſentliche Vorausſetzung.

[2] Joh. 20, 21.

nach der von Christus festgesetzten Ordnung ihrer letzten ewigen Bestimmung zuzuführen. Diese umfassende Allgemeinheit des Zweckes, welcher seine Grenzen findet einzig in den Grenzen der Welt und der Menschheit, ist klar und scharf hervorgehoben in den Abschiedsworten des Heilandes: „Gegeben ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet denn hin und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ [1] „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer glaubt und getauft worden ist, wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ [2] In diesen Worten ist die Idee und, weil es göttliche Worte sind, auch die Verwirklichung des allumfassenden, einen, unvergänglichen Weltreiches Christi ausgesprochen. Es ist ein Reich, welches Christus gegründet, das gehört wesentlich zum Begriff der Kirche. Kein Ausdruck kehrt mit Bezug auf das Erlösungswerk des Herrn häufiger in der Heiligen Schrift wieder, als die Bezeichnung „Reich“. Schon der Engel verkündet es Maria: „Und es wird ihm Gott der Herr den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakob in Ewigkeit und seines Reiches wird kein Ende sein.“ [3] Johannes weist auf die Nähe des „Himmelreiches“ [4] hin, und Christus selbst bezeichnet es geradezu als seine Lebensaufgabe, dieses Reich zu errichten und auszubreiten. „Auch den anderen Städten muß ich als frohe Botschaft bringen das Reich Gottes, weil ich dazu gesendet worden bin.“ [5] Christus hat also nicht etwa nur Gnadenmittel auf die Erde herabgebracht, damit jeder einzelne in beliebiger, freier Benützung dieser Mittel sein Heil sichere, sondern die durch ihn gewirkte Erlösung, fortdauernd in seiner Kirche bis zum Ende der Zeiten, ist ein organisch gegliedertes Ganze, mit Ueber- und Unterordnung, mit Rechten und Pflichten, Verfassung und Gesetz, Oberen und Untergebenen. Ohne dieses alles ist ja auch ein Reich für und unter Menschen gar nicht denkbar. Uebrigens, bliebe auch nur der mindeste Zweifel über den Charakter der Kirche als eines eigentlichen und wahren Reiches, ein weiterer Blick in die Evangelien würde diesen Zweifel beseitigen.

Vom Beginne seiner Thätigkeit an sammelte Christus eine Schaar von Zwölfen um sich [6]. Diese Zwölf sonderte er ab, nicht nur von der Menge der Gläubigen, sondern auch von jenen „anderen 72 Jüngern“ [7],

---

[1] Matth. 28, 18—20. [2] Marc. 16, 15. 16. [3] Luc. 1, 32. 33.
[4] Matth 3, 2. [5] Luc. 4, 43. [6] Marc. 3, 14. Luc. 6, 13. [7] Luc. 10, 1.

welche er aus ſeinen übrigen Anhängern zu beſonderer Dienſtleiſtung ausgeſchieden hatte. Dieſen Zwölfen allein gab er den Namen Apoſtel[1], und nur wer zu ihnen gehörte, erhielt die mit dieſem Amtsnamen verbundene Gewalt[2]. Dieſen Apoſteln gab Chriſtus die Sendung[3], ihnen ertheilte er den Auftrag, die Völker zu lehren, ſie zu taufen, ſie anzuhalten, alle ſeine Vorſchriften zu beobachten[4]. Er bekleidete dieſe Apoſtel mit ſeiner eigenen Autorität[5]; er rüſtete ſie aus mit der Gewalt, zu binden und zu löſen[6], die Sünden zu behalten oder zu vergeben[7], aus der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen und in dieſelbe wieder aufzunehmen[8]. Naturnothwendig mußte aber durch Ausübung dieſer apoſtoliſchen Gewalt von der einen Seite und durch die Unterwerfung unter dieſelbe auf der andern Seite eine Scheidung und Gliederung ſich vollziehen in ſolche, welche befehlen, und ſolche, welche gehorchen, und zwar beides nach feſt beſtimmten Geſetzen[9]. Was iſt das aber anders, als die Gründung eines Reiches? Denn auch das Territorium, auf welchem ſich dieſer Bau erheben ſollte, fehlte nicht, nämlich die ganze weite Welt.

Alſo mitten in die beſtehende Staatenordnung hinein ſehen wir den Gottmenſchen, kraft göttlicher Gewalt und Macht, ſein neues Reich errichten, zwar ein Reich, ſeinem Hauptzweck und ſeinen weſentlichen Grundformen nach überirdiſch, aber doch ein Reich, in welchem Menſchen Träger der Autorität, in welchem Menſchen Ausüber des Gehorſams ſein ſollten. Und welche unter den Menſchen? etwa ſolche, die noch keiner ſtaatlichen Gemeinſchaft angehörten, oder ſolche, die durch den Eintritt in ſein Reich die frühere ſtaatliche Gemeinſchaft verlaſſen mußten? Gewiß nicht. Nach Chriſti Willen und Beſtimmung war dieſes Reich für alle; in gleicher Weiſe für Herren wie Diener, für Fürſten wie Unterthanen.

Als der Herr die Worte ſprach, durch welche er, mit Berufung auf ſeine abſolute göttliche Herrſchaft, Plan und Zweck dieſes Reiches erklärte: „Gehet hin und lehret alle Völker“, da überſchaute ſein allſehendes Auge die Welt, und nicht bloß die damalige, ſondern die Welt bis zu ihrem Ende. Da ſah er Monarchien und Republiken, die patriarchaliſche Verfaſſung kleiner Stämme und die verwickelten Staatseinrichtungen großer Staaten. Er ſah Erb- und Wahlreiche, Kaiſer und Präſidenten, Kammern und Parlamente. Er ſah dieſe nach innen und außen ſo verſchieden-

[1] Luc. 6, 13. [2] Apg. 1, 21—25. [3] Joh. 20, 21.
[4] Matth. 28, 18—20. [5] Joh. 20, 21. [6] Matth. 18, 18.
[7] Joh. 20, 23. [8] Matth. 18, 17. 18. 1 Kor. 5, 3—5.
[9] Matth. 28, 20.

artigen ſtaatlichen Verbände theils geeint, theils entzweit, heute in friedlichem Bund, morgen in blutigem Krieg. Und dieſe ganz unermeßlichen Verſchiedenheiten, dieſe ſich befeindenden Intereſſen, dieſe oft ſchneidenden Gegenſätze in Charakter, Sprache und Sitte, kurz alle Nationen der ganzen Welt, ſo wie ſie waren, ſind und jemals ſein werden, ohne Verluſt ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten, ohne Preisgebung oder auch nur Schmälerung ihrer politiſchen Selbſtändigkeit und geſellſchaftlichen Gliederung: dies alles ſollte zuſammengefaßt werden in einen Organismus, in ein Reich. Welch ein Plan! Und, ſetzen wir gleich hinzu, welche Ausführung dieſes Planes! Nehmen wir allein den gegenwärtigen Beſtand dieſes Reiches: 220 Millionen Menſchen, in zahlloſen Staaten, in allen Welttheilen lebend. Und zu dieſen Zahlen kommen die vergangenen Jahrhunderte mit ihren ungezählten Menſchenmaſſen, mit ihren Hunderten längſt verſchwundener Reiche; kommt die Zukunft, je nach der Zeit, welche ihr noch bemeſſen, mit Milliarden von Menſchen, mit ſtets neuen politiſchen Gebilden. Hier haben wir die Erfüllung deſſen, was vor Jahrtauſenden ſchon die Propheten des Alten Bundes verkündeten: das weltumſpannende Meſſiasreich. „Es werden ſich zurückerinnern und zu dem Herrn bekehren der Erde Enden, und vor ihm werden ſich anbetend neigen alle Heidenſtämme. Iſt ja des Herrn das Königthum und herrſcht er auch über die Heiden.“ [1] „O Gott, gib dein Gericht dem König, deine Gerechtigkeit dem Königsſohn. Aufgehen wird in deſſen Tagen die Gerechtigkeit und Friedensfülle, bis der Mond vernichtet wird. Vom Meere bis zum Meere wird ſeine Herrſchaft reichen, vom Strom bis an des Erdballs Grenzen.“ [2] „In den Tagen dieſer Reiche wird errichten der Gott des Himmels ein Reich, welches in Ewigkeit nicht wird zerſtört werden, und deſſen Herrſchaft nicht wird gegeben werden einem andern Volke.“ [3] Dieſes Meſſiasreich iſt jenes Bild, welches Michäas ſchaute: „Und es wird ſein der Berg des Hauſes des Herrn gefeſtet auf der Berge Gipfel. Und zu ihm werden Völker ſtrömen. Und es werden eilen viele Völker und ſagen: Kommt, laßt uns hinangehen zum Berge des Herrn und zum Hauſe des Gottes Jakobs. Denn von Sion wird ausgehen Geſetz und des Herrn Wort von Jeruſalem.“ [4]

In der That nur ein göttlicher Verſtand, nur eine göttliche Kraft vermochte einem ſolchen Reiche die Verfaſſung zu geben; aber, dieſe Ver-

[1] Pſ. 21, 28. 29. [2] Pſ. 71, 2. 7. 8. [3] Dan. 2, 44.
[4] Mich. 4, 1. 2. Iſ. 2, 2. 3.

faſſung einmal vorausgeſetzt, ſieht auch unſere menſchliche Vernunft, daß für dieſes Reich die vollendetſte Unabhängigkeit von jeder ſtaatlichen Gewalt Grundbedingung des Beſtandes iſt. Eine Einrichtung, welche in der denkbar mannigfachſten Umgebung, in den denkbar verſchiedenſten Verhältniſſen, mitten im beſtändigen Wechſel und Fluß der Menſchen unverändert iſt und ſein ſoll, muß ihrer innerſten Natur nach von allem, was ſie umgibt, ganz und gar unabhängig ſein. Das leuchtet ein. Doch mit dieſer flüchtigen Andeutung der Unabhängigkeit der Kirche dürfen wir uns hier nicht begnügen. Sie iſt für die Frage, welche uns beſchäftigt, von grundlegender Bedeutung.

Zunächſt iſt hier, wie bei allem, was die Kirche betrifft, der in der Heiligen Schrift zum Ausdruck gelangte Wille Chriſti zu befragen. Hat er, der göttliche Stifter, die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit vom Staate für ſeine Kirche gewollt, ſo beſitzt ſie dieſelbe auch. Und jeder Verſuch einer Verkürzung dieſer Freiheit iſt ein Angriff auf die von Gott feſtgeſetzte Ordnung.

Schon in den mehrfach angeführten Worten des Herrn: „Gegeben iſt mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden; gehet denn hin und lehret alle Völker", liegt dieſes Recht auf ſouveräne Unabhängigkeit unzweideutig ausgeſprochen. Ohne jegliche Erwähnung der kaiſerlichen Regierung zu Rom oder irgend eines andern der damaligen Machthaber, mit alleiniger Berufung auf ſeine eigene göttliche Macht und Gewalt, ſendet Chriſtus die Apoſtel in alle Welt, d. h. in alle Staaten. Er trägt ihnen auf, durch Verkündigung ſeiner Lehre, durch Einführung ſeines Geſetzes Fürſten wie Unterthanen dieſer Staaten und dadurch die Staaten ſelbſt ſeinem Reiche einzugliedern. Und dieſer Auftrag, verbunden mit der ihm entſprechenden Gewalt, iſt gegeben für immer, alſo für alle Nachfolger der Apoſtel, in Bezug auf alle Nachfolger der damaligen Staaten. „Und ſiehe, ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt."[1] Die Vollziehung dieſes Auftrages wäre aber ganz und gar unmöglich, der Auftrag ſelbſt ſomit widerſinnig geweſen, wenn nicht zu gleicher Zeit den beauftragten Apoſteln völlige Unabhängigkeit von jeder ſtaatlichen Gewalt verliehen worden wäre.

Es befand ſich ja die entſtehende Kirche ausſchließlich heidniſchen, nicht chriſtlichen Staaten gegenüber. Iſt es aber da nicht Widerſinn, anzunehmen, derartigen Staatsgewalten habe Chriſtus einen beſtimmenden

[1] Matth. 28, 20.

Einfluß auf Gründung und Leitung ſeiner Kirche vorbehalten wollen? Keine einzige derſelben hätte es jemals freiwillig zugegeben, daß ihre Unterthanen dem Chriſtenthum unterworfen würden. Durch eine ſolche Unterwerfung wären ja die meiſten ihrer Einrichtungen und Geſetze, ſo viele ihrer angemaßten Gewalten wie mit einem Schlage vernichtet worden. Das feierliche „Gehet und lehret" des Gottmenſchen würde ſich alſo ohne dieſe Unabhängigkeit als ein nichtiges Wort, als ein gehalt- und machtloſer Wunſch herausſtellen. Alle Staatsgewalten ohne Ausnahme hätten ſich das Wort der oberſten jüdiſchen Behörde angeeignet, wodurch dieſelbe den Apoſteln die Ausbreitung der Kirche unterſagen wollte: „Ernſtlich hatten wir euch geboten, nicht zu lehren auf dieſen Namen hin" [1], und wenn dieſem Gebot der irdiſchen Gewalt eine rechtlich bindende Kraft zugekommen wäre, ſo gäbe es bis zur heutigen Stunde noch keine Kirche Chriſti. Aber wie damals die Apoſtel in klarer Erkenntniß ihrer vollen Unabhängigkeit dieſe Einmiſchung zurückwieſen mit dem Ausſpruch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen" [2], ſo hat auch die Kirche aller ſpätern Zeit durch Wort und That ihre Unabhängigkeit bekundet und ſich ausgebreitet und gefeſtigt trotz ſtaatlicher Verbote und gegen dieſelben.

Ferner bezweckte der Herr bei Ausſendung der Apoſtel, nicht nur die Menſchen in den Staaten, ſondern auch die Staaten ſelbſt, d. h. die Staatsgewalten, ſeinem Geſetz zu unterwerfen, ſie chriſtlich zu machen. Ja, Chriſtus mußte dieſen Willen haben wegen des Zweckes, den er bei Gründung ſeiner Kirche verfolgte. Die irdiſchen Verhältniſſe und Dinge ſind ja Mittel für die Menſchen, ihr ewiges Ziel zu erreichen. Die Sorge für dieſes letztere übergab Chriſtus der neugegründeten Kirche; als Lenker und Leiter der erſteren beließ er die Staatsgewalt. Chriſtus mußte alſo wollen, daß dieſe irdiſchen Angelegenheiten, welche dem Staate unterſtellt blieben, ſo geleitet würden, wie ſie ihrer Beſtimmung, Mittel zum ewigen Ziele zu ſein, auch wirklich entſprächen, und zwar in jener Weiſe entſprächen, welche er innerhalb des Rahmens der Kirche feſtgeſetzt hatte. Was heißt dies aber anders, als feſtſetzen, daß der Leiter ſelbſt, nämlich die Staatsgewalt, chriſtlich ſei? Denn nur ein chriſtlicher Staat kann ſich zu der Auffaſſung bekennen, daß das Irdiſche dem übernatürlichen Ziele des Menſchen dienſtbar ſein muß; und nur ein chriſtlicher Staat wird das alleinige Recht der Kirche anerkennen, Führerin zu dieſem Ziele zu ſein. Wie konnte ſomit Chriſtus wollen, daß die Staats-

[1] Apg. 5, 28. [2] Ebd. 5, 29.

gewalten als ſolche ſein Geſetz auf ſich nähmen, und zu gleicher Zeit wollen, daß es ihnen rechtlich überlaſſen bliebe, dies Geſetz und dieſe Kirche von ſich zu weiſen? Noch viel weniger aber konnte es der Wille des Herrn ſein, einer Staatsgewalt das Recht zu gewähren, nach Unterwerfung unter das chriſtliche Geſetz ſich über dasſelbe zu ſtellen und es von ſich abhängig zu machen. Wer ein Geſetz zu befolgen und einer Einrichtung ſich anzupaſſen hat, welche nicht von ihm herrühren, der kann doch nicht über dieſem Geſetz und über dieſer Einrichtung ſtehen. Beide ſind ſeinem Einfluß entzogen, ſind von ihm unabhängig. Mit einem Wort, der chriſtliche Charakter einer Regierung kann vernünftigerweiſe nur die Folge haben, daß dieſelbe dem concreten Chriſtenthum, d. h. der Kirche Jeſu Chriſti untergeordnet ſei.

Faſt noch klarer, weil mehr berechnet auf die ausdrückliche Hervorhebung der Unabhängigkeit der Kirche, drückt ſich ihr Stifter an einer andern Stelle aus: „Wahrlich, ich ſage euch, was immer ihr gebunden haben werdet auf Erden, das wird auch gebunden ſein im Himmel; und was immer ihr gelöſt haben werdet auf Erden, das wird auch gelöſt ſein im Himmel.“ [1] Dieſe Worte aus göttlichem Mund müſſen Wahrheit enthalten. Sie müſſen auch wahr bleiben, ſolange es eine Kirche gibt, welche durch dieſen Ausſpruch die Binde- und Löſegewalt überkommen hat. Niemand, der noch in Chriſtus den Gottmenſchen erkennt, kann daran zweifeln. Allein, wäre die kirchliche Gewalt von der ſtaatlichen abhängig: dieſe großartige Verheißung des Herrn, dieſer Freibrief, ausgeſtellt von der göttlichen Wahrhaftigkeit und Allmacht ſelbſt, würde bei der erſten Gelegenheit ſich als ein werthloſes Stück Papier erweiſen. Gott ſelbſt müßte ihn widerrufen. Ein Beiſpiel mag dies zeigen. Die nach der Vorausſetzung abhängige Kirche erläßt ein Geſetz; der Staat, als über ihr ſtehend, hebt es auf. Weil nun dieſe Aufhebung von der rechtmäßigen Gewalt ausgegangen, ſo wäre Gott verpflichtet, ſie anzuerkennen. Alſo falſch wäre, was Chriſtus geſagt: „Was immer du binden wirſt, wird auch im Himmel gebunden ſein.“ Denn die Kirche hätte zwar gebunden, der Himmel aber, d. h. Gott, hätte gelöſt.

Es beſteht ſomit eine durchaus untrügliche Verbindung zwiſchen den Anordnungen der Kirche und deren Beſtätigung durch Gott; und dieſe Verbindung ſchließt eben die kirchliche Unabhängigkeit ein. Denn keine Gewalt kann rechtlich binden, was Gott löſt, und rechtlich löſen, was Gott

[1] Matth. 18, 18.

bindet. Gott hat ſich aber durch Chriſtus verpflichtet, zu binden, was die Kirche bindet, und zu löſen, was die Kirche löſt; alſo kann auch keine Gewalt binden, was die Kirche löſt, und löſen, was die Kirche bindet. Beſagt dies nicht vollſte Unabhängigkeit?

Was der ausgeſprochene Wille des Stifters der Kirche ſo beſtimmt hervorgehoben hat, das fordert nicht minder die Natur dieſer Stiftung und ihr Zweck.

Die Natur einer jeden Geſellſchaft wird beſtimmt durch ihren Zweck. Zweck der Kirche iſt, die Menſchen ihrem letzten, ewigen Ziele, zu deſſen Erreichung ſie von Gott geſchaffen ſind, zuzuführen. Die Aufgabe der Kirche umfaßt alſo, wie das jenſeitige, ſo auch das diesſeitige Leben des Menſchen, und zwar letzteres vorzugsweiſe. Iſt ja doch das ganze irdiſche Leben, ſind alle Verhältniſſe und Vorkommniſſe desſelben nichts anderes als Vorbereitung und Mittel, um das jenſeitige Ziel zu erlangen. Jene Anſtalt alſo, welche nach Gottes Beſtimmung die Menſchheit in das andere Leben hinüberführen ſoll, muß, um ihre Aufgabe löſen zu können, auch das Recht beſitzen, den Weg zu dieſem Ziel zweckentſprechend zu regeln. Und weil dieſe Anſtalt allein dieſen Auftrag erhalten hat, ſo muß ſie dieſe Regelung auch allein vornehmen können. Sie kann bei Ausübung ihrer Thätigkeit nie und nimmer einer rechtlichen Beeinfluſſung von ſeiten irgend einer andern Gewalt unterſtehen.

Abermals iſt das Ergebniß Unabhängigkeit für die Kirche, und zwar gefolgert aus ihrem Zweck. Doch die Betrachtung dieſes Zweckes drängt mit logiſcher Unvermeidlichkeit einen gewaltigen Schritt über die bloße Unabhängigkeit hinaus.

Dieſelben Menſchen nämlich, welchen Gott ein letztes, ewiges Ziel vorgeſteckt hat, und welche zur ſichern Erreichung dieſes Zieles in die von Chriſtus geſtiftete und organiſirte Kirche eintreten ſollen, dieſe Menſchen ſind zugleich, und zwar auch nach Gottes Willen, Glieder der verſchiedenen auf der Erde beſtehenden ſtaatlichen Gemeinweſen. Dieſe beiden Geſellſchaften, Kirche und Staat, durchdringen ſich alſo, und zwar nicht bloß inſofern ſie die nämlichen Menſchen in ihrem Verbande umſchließen, ſondern auch weil ihre Zwecke weſentliche Beziehungen zu einander haben. Allerdings findet die Thätigkeit des Staates ihren Abſchluß in der Sorge für das zeitliche irdiſche Wohl; ſie erſtreckt ſich nicht auf das ewige Heil der Menſchen. Hierfür iſt allein und unmittelbar die Kirche beſtellt. Aber weil irdiſches Leben und ewiges Ziel im Verhältniß von Mittel und Zweck, von Weg und Ziel zu einander ſtehen, ſo müſſen auch jene zwei

Gewalten, welchen Gott die Sorge für beides übertragen hat, aufeinander hingeordnet, die eine muß der andern übergeordnet ſein. Welche aber unter dieſen zwei Gewalten den Vorrang beſitzt, iſt aus dem Vorhergehenden klar: er kann nur der Kirche gebühren.

Der höhere Zweck einer Geſellſchaft erheiſcht nämlich auch deren höhere Stellung, und weil der Zweck der Kirche einfachhin der letzte und höchſte iſt, ſo iſt auch ihre Stellung als Geſellſchaft einfachhin die höchſte. Daraus erwächſt aber für den Staat eine Pflicht der Kirche gegenüber, und für die Kirche ein Recht gegenüber dem Staat. Der Staat hat die Pflicht, alles zu unterlaſſen, was dem höhern Zweck der Kirche hinderlich iſt. Es ſteht aber der Kirche das Urtheil zu, inwieweit die zeitlichen und irdiſchen Angelegenheiten, über welche der Staat geſetzt iſt, für ihren überirdiſchen Zweck nothwendig und nützlich ſind; ſie hat ſomit auch das Recht, hierüber Beſtimmungen zu treffen, an welche der Staat ſich zu halten hat. Das iſt die ſogen. indirecte Gewalt der Kirche über das Zeitliche. Es iſt eine Gewalt. Denn, weil Gott der Kirche die Aufgabe übertragen hat, die Menſchen zum letzten Ziele zu führen, und weil die irdiſchen Verhältniſſe oft, ſei es fördernd, ſei es hemmend, auf die Erreichung dieſes Zieles einwirken, ſo muß die Kirche auch die Macht beſitzen, in ſolchen Fällen mit rechtlich bindender Gewalt aufzutreten. Dieſe Gewalt iſt aber eine indirecte, weil von derſelben das Zeitliche nur inſofern betroffen wird, als es zum Ewigen in Beziehung tritt. Innerhalb der rein materiellen Sphäre bleibt die Staatsgewalt unabhängig und ſelbſtändig nach wie vor.

In der That hat alſo die Kirche Chriſti ein Verfügungsrecht über das Irdiſche, und in dieſer indirecten Gewalt gipfelt gleichſam ihre Unabhängigkeit. Sie iſt eben nichts anderes, als der concrete Ausdruck und die praktiſche Bethätigung der abſoluten Nothwendigkeit, des abſoluten Vorrangs jenes höchſten Zweckes, welchen die Kirche verfolgt: das ewige Heil der Menſchheit. Wie nach den Worten des Erlöſers der einzelne Menſch ſich des Rechtes auf den Beſitz und Gebrauch ſeiner eigenen Glieder begeben ſoll, wo der höhere Zweck es fordert [1], und wie er dadurch die Unterordnung ſeines leiblich irdiſchen Wohles unter das ewige zum Ausdruck bringt, ſo iſt aus demſelben Grund auch der Staat gehalten,

[1] Matth. 18, 8. Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, haue ihn ab und wirf ihn von dir. Denn beſſer iſt es dir, in das Leben einzugehen verſtümmelt oder lahm, als zwei Hände oder zwei Füße zu haben und in das ewige Feuer geworfen zu werden.

von ſeinen Rechten zu opfern, wenn die Kirche zur wirkſamen Anſtrebung ihres Zieles ſolch ein Opfer von ihm verlangt.

Neben dieſer indirecten Gewalt, welche der Natur der Sache nach nur gelegentlich und vorübergehend ſich äußert, beſitzt aber die Kirche auch eine directe Macht über Irdiſches und Zeitliches. Dieſe Macht iſt das Recht auf den Beſitz zeitlichen Gutes: ein Recht, welches vom erſten Beginn der Kirche ſich bethätigte und bethätigen mußte; ein Recht, welches durch vollendete Unabhängigkeit vor aller nicht kirchlichen Beeinfluſſung geſchützt iſt und geſchützt ſein muß.

Das will man ja der Kirche gerne laſſen: frei und ſelbſtändig zu ſein im geiſtlichen, überirdiſchen Gebiet. Aber ſobald ſie gleichſam den Fuß ſetzt auf dieſe Erde, und zur Erreichung ihrer Ziele ſich der irdiſchen Mittel bedient, da erklärt man ſie der Hoheit des Staates für verfallen und will ihr zeitliches Gut, ihren irdiſchen Beſitz ſeinen vermögens- und ſteuerrechtlichen Beſtimmungen unterwerfen. Es iſt dies eine Inconſequenz, welche zwar auf der Hand liegt, aber von Tauſenden nicht beachtet wird.

Wohl liegt nämlich Ziel und Zweck der Kirche gänzlich außerhalb dieſer materiellen Welt; überirdiſch und geiſtlich ſind auch viele ihrer Mittel. Allein da ihre Mitglieder Menſchen ſind, da ſie ſelbſt als ſichtbar organiſirtes Reich auf dieſer Erde beſteht und ihre Thätigkeit unter und für Menſchen ausüben ſoll, ſo iſt ſie naturnothwendig angewieſen auf die Benutzung und deshalb auch auf den freien Beſitz von irdiſcher Habe und irdiſchem Gut. Nicht zwar iſt die Kirche Gottes ein Reich von dieſer Welt, aber weſentlich iſt ſie ein Reich in dieſer Welt und für dieſe Welt.

Ein doppeltes Leben iſt alſo in der Kirche zu unterſcheiden. Das eine iſt ganz auf das Innere gerichtet, auf die Verbindung der einzelnen Menſchen mit Gott, und in dieſem Leben iſt alles überirdiſch, alles geiſtlich: Anfang, Ziel und Mittel. Das andere entſpringt aus der geſellſchaftlichen Natur der Kirche und iſt auf Erhaltung der organiſchen Verbindung ihrer Mitglieder, der Menſchen, gerichtet. Und zur Bethätigung dieſes letztern Lebens bedarf die Kirche, ſo gut wie jede andere Geſellſchaft, der irdiſchen, materiellen Mittel. Dieſe äußerlich ſichtbare geſellſchaftliche Natur gehört aber zum Weſen der Kirche, rührt von ihrem göttlichen Stifter her, nicht minder wie ihr überirdiſcher Zweck. Alſo iſt auch das damit nothwendig verbundene Recht auf Beſitz und Vermögen ein weſentlich göttliches Recht und kann in ſeiner Bethätigung nicht vom Staate abhängig ſein. Dieſe Folgerung muß jeder zugeben, der die obigen Aus-

führungen aufmerkſam geleſen. Dort ſahen wir, daß Chriſtus in dem Auftrag „Gehet und lehret alle Völker" ſein Reich abſolut unabhängig von aller Staatsgewalt errichtet hat. Wenn nun dieſes Reich zu ſeinem irdiſchen Beſtand, z. B. zur Ausübung des Cultus, zum Unterhalt der Beamten, zum Bau der kirchlichen Gebäude und Anſtalten, irdiſchen Beſitzes bedarf — und dieſes Bedürfniß benöthigt keines Beweiſes —, ſo muß eben dieſer Beſitz auch ein unabhängiger ſein. Abhängigkeit des zum Beſtande nothwendigen Vermögens brächte ja Abhängigkeit des Reiches ſelber mit ſich. Was die eine Hand gäbe, würde die andere wieder nehmen.

Das iſt in ihren weſentlichen Zügen die Unabhängigkeit der Kirche Chriſti, eine Unabhängigkeit, welche nur ein Gott zu verleihen, nur ein Gott zu beſchützen vermag. Nur mit ſolcher Unabhängigkeit bekleidet kann dieſes Reich ſeinen Zweck erfüllen, ſeine Aufgabe löſen: zu ſein die eine, heilige, katholiſche und apoſtoliſche Kirche. Denn ohne dieſe Unabhängigkeit zerfällt ſie nothwendig in ſo viele Einzelkirchen, als es Landesgrenzen und Staatsgewalten gibt; ohne dieſe Unabhängigkeit verliert ſie den Zuſammenhang mit ihrem apoſtoliſchen Urſprung, indem nicht mehr die Apoſtel und ihre Nachfolger, ſondern die wechſelnden Regierungsgewalten ihre Vorſteher ſind; ohne ſie wird ſie aus der heiligen, vom Heiligen Geiſte mit heiligender Kraft und Gnade geleiteten Heilsanſtalt, eine Handhabe des Staates für ſeine rein materiellen, politiſchen und oft unheiligen Zwecke.

Das Wort des Apoſtels iſt alſo gerechtfertigt: „Demnach, Brüder, ſind wir nicht Söhne einer Magd, ſondern einer Freien." [1]

Wenden wir jetzt den Blick vom Reich wieder auf den Herrſcher in dieſem Reich, auf den Papſt. Die feſte Grundlage für eine richtige Auffaſſung ſeiner Unabhängigkeit und Souveränität haben wir in der Unabhängigkeit und Souveränität der Kirche gewonnen.

II.

Ein Rückſchluß vom Charakter eines Reiches auf die rechtlichen Eigenſchaften ſeines Herrſchers iſt geſtattet. Die allſeitige, ſouveräne Unabhängigkeit des Reiches haben wir bewieſen. Daraus ergibt ſich die unabweisbare Folgerung: alſo beſitzt dieſelbe Unabhängigkeit auch deſſen Haupt; alſo iſt der Papſt wahrer Souverän. Er muß dies ſein,

[1] Gal. 4, 31.

weil Chriſtus ſeine Kirche, deren oberſte Leitung er dem Papſt übertragen, mit dieſem königlichen Attribut ſouveräner Unabhängigkeit ausgeſtattet hat. Iſt ja doch die Regierungsgewalt das formgebende Princip eines jeden Staates, einer jeden Geſellſchaft. Wie nach dieſer oberſten Gewalt die ſtaatlichen Verbände ſich theilen in Monarchien und Republiken, ſo theilen ſie ſich auch nach demſelben Princip in abhängige und unabhängige, in ſouveräne und ſuzeräne. Wer alſo, wie Chriſtus der Herr, ein ſeinem Weſen nach unabhängiges, ſouveränes Reich ins Leben rufen wollte, der konnte nicht anders, als auch deſſen oberſten Leiter zum Souverän zu machen. Ein unabhängiges Reich mit einem abhängigen Herrſcher iſt ein Unding. Iſt dem aber ſo, dann iſt der Satz berechtigt: *Papſt und Unterthan ſind unvereinbare, weſentlich ſich ausſchließende Begriffe.*

Zu dieſer höchſten und letzten Conſequenz, zu dieſer ſchärfſten und umfaſſendſten Formulirung der päpſtlichen Unabhängigkeit werden wir geführt durch die *allgemeine* Betrachtung der Unabhängigkeit der Kirche. Es erübrigt, die Richtigkeit dieſes Satzes *im einzelnen* zu zeigen, und zwar aus der Natur des Papſtthums.

Zunächſt ein Wort über die Tragweite dieſer Erörterung.

Ein Beweis, welcher hergenommen wird aus der innerſten Natur einer Sache, ſieht völlig ab von allen Umſtänden, welche mit dem betreffenden Gegenſtand vielleicht zufällig verbunden ſind, welche aber fehlen können, ohne daß das Weſen der Sache eine Einbuße erleidet. Wenn wir alſo den Beweis erbringen für die ſouveräne Unabhängigkeit des Papſtes aus der Natur der päpſtlichen Würde, ſo wird dadurch dieſe Unabhängigkeit bewieſen für *jeden* Papſt, für *alle* Zeiten. Daß der Papſt unabhängig war und keinen weltlichen Obern über ſich hatte, ſo lange er den Kirchenſtaat beſaß, iſt klar. Da aber dieſer weltliche Beſitz nicht immer mit dem Papſtthum verbunden war, ſo entſpringt die aus ihm ſich ergebende Unabhängigkeit nicht aus dem *Weſen* der päpſtlichen Würde, ſondern aus einer zunächſt nur hiſtoriſchen Entwicklung. Die Schwierigkeit für die Anerkennung der Unabhängigkeit des Papſtes entſteht durch die Betrachtung jener Zeiten, in welchen der Nachfolger Petri ohne irdiſche Herrſcherrechte, in der größten Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit lebte: die Zeit der erſten chriſtlichen Jahrhunderte. Dieſe Schwierigkeit kann nur gehoben werden, indem man zeigt, daß das *Weſen* des Papſtthums für ſeinen Träger die volle Unabhängigkeit von jeder irdiſchen Gewalt *rechtlich* erheiſcht. Alle Perioden der Geſchichte, in

welchen der Papſt dieſe Unabhängigkeit nicht beſaß, bezeichnen alſo nur einen thatſächlichen, nicht einen rechtlichen Zuſtand.

Wie Gottes Weltregierung ſo manchmal zuläßt, daß durch die Blindheit und Verkehrtheit der Menſchen ein Recht verletzt und unterdrückt wird, ſo hat dieſelbe Vorſehung dies auch in der Geſchichte des Papſtthums zugelaſſen. Nur herrſcht hier der Unterſchied, daß, während bei anderen Rechtsverletzungen die Gründe für dieſe göttliche Zulaſſung uns oft unbekannt bleiben, bei Unterdrückung dieſes päpſtlichen Rechtes der Grund hell und ſtrahlend ſich zeigt. Denn könnte es einen mächtigern und überzeugendern Beweis für die Göttlichkeit des Papſtthums und der Kirche geben, als ihr Wachſen und Erſtarken ohne irdiſche Macht- und Hilfsmittel, als ihre Sieghaftigkeit trotz Verfolgung und Unterdrückung? Für jeden, welcher das Geſchehen in der Welt- und Kirchengeſchichte mit offenem Auge betrachtet, muß gerade dieſe Thatſache tief bedeutſam erſcheinen: erſt nachdem Papſt und Kirche in blutigem, Jahrhunderte langem Kampfe, unterdrückt und vergewaltigt in faſt allen ihren Rechten, ihre göttliche Exiſtenzberechtigung erwieſen, erſt dann treten ſie auch äußerlich in die ihnen gebührende Machtſtellung ein. Die göttliche Freiheit der Kirche begann durch die territoriale Selbſtändigkeit ihres Hauptes ſichtbar und greifbar zu werden: es entſtand der Kirchenſtaat.

Wer möchte übrigens auch aus der Lage, in welcher ſich die Kirche in den erſten Jahrhunderten befand, Folgerungen ziehen für das, was ihr rechtmäßig zukommt? oder aus den damaligen Umſtänden beſtimmen, was ihr weſentlich gebühre, was nicht? Dieſe Lage war eben eine Zwangslage. Offenbar iſt es aber, daß der göttliche Begründer der Kirche und des Papſtthums ſolche Zuſtände nicht als die normalen und bleibenden für ſeine Schöpfung wollen konnte. Nein, die Erkenntniß vom Inhalt und Umfang der Rechte des Papſtes, und beſonders ſeiner Unabhängigkeit, wird nicht aus den wechſelnden äußeren Verhältniſſen, ſondern aus dem innern Weſen des Papſtthums gewonnen.

Wir haben oben die Kirche Gottes, den geiſtigen Bau, welchen Chriſtus aufgeführt, uns vor Augen geſtellt. Dieſer Bau iſt, wie wir ſahen, ein lebendiger Organismus, ein Reich, welches die verſchiedenartigſten irdiſchen Staaten und Regierungen nicht zwar in ſich aufgehen läßt, wohl aber umſchließt und zu einer höhern, überirdiſchen Gemeinſchaft vereinigt. Die centrale Gewalt dieſes Reiches, das Fundament dieſes Baues, der Obere dieſes gewaltigen Gemeinweſens iſt der Papſt: „Du

biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ [1] Von ihm als Wirkurſache rührt alſo alle Einheit, alle Feſtigkeit, aller Beſtand dieſes großen Hauſes Gottes auf Erden. Jede Lebensäußerung dieſes Rieſenorganismus hat der Papſt, mittelbar oder unmittelbar, zu leiten, und nur durch die Verbindung mit ihm lebt das einzelne Glied, lebt die Geſammtheit. Dieſes Leben iſt aber nicht ein rein geiſtliches, ein rein innerliches Gnadenleben, ſondern es iſt weſentlich und kraft göttlicher Anordnung auch ein äußerlich ſichtbares, geſellſchaftliches Leben. Auch dieſes Leben und alles was zu ihm gehört, von der äußern Organiſation bis zum irdiſchen Beſitz, geht vom Papſte aus, unterſteht ihm in ſeiner ganzen Ausdehnung. Nehmen wir dieſe Ausdehnung materiell, ſo läßt ſich ohne Uebertreibung ſagen, daß es kaum ein Land, kaum einen Staat auf der Erdoberfläche gibt, in welchem dieſes Leben ſich nicht bethätigte. Alſo in allen Staaten, wo immer ſich die Kirche findet, findet ſich auch der Papſt, ſeine Macht, ſein Recht, ſeine Thätigkeit. Will man nun ihn unterordnen, abhängig machen von irgend einer Gewalt, ſo bleibt nur eine doppelte Annahme möglich. Entweder muß man ſagen, jeder Fürſt und jede Regierung ſei berechtigt, den Papſt als ihren Unterthan zu betrachten, oder aber, nur ein beſtimmter Fürſt und eine beſtimmte Regierung beſitze dieſes Recht — zwei Annahmen, deren Ungereimtheit und Unmöglichkeit offen zu Tage liegen.

Im erſten Fall hätte der Papſt nicht nur einen Obern, ſondern viele tauſend, nicht nur chriſtliche, ſondern auch heidniſche, mohammedaniſche. Er hätte Obere, welche ſich vielfach in größtem Mißtrauen, in erbittertſter Feindſchaft gegenüberſtänden. Er wäre in der einheitlichen Leitung der Kirche gebunden an tauſend und noch mehr verſchiedene Willen.

Im zweiten Fall würde dieſer eine Fürſt und dieſe eine Regierung durch ihren zu Recht beſtehenden Einfluß auf den Papſt auch der rechtliche Obere eines theils geringen, theils großen Bruchtheiles der Bevölkerung aller übrigen Staaten. Solch eine Regierung würde durch ihre Gewalt über den Papſt ein Hoheitsrecht über die ganze Kirche erhalten. Das Amt alſo, welches dem Papſte genommen, obwohl Chriſtus der Herr es ihm übertragen, würde einer weltlichen Regierung in die Hand gelegt. Und, um die Unmöglichkeit dieſer Vorausſetzung gleichſam handgreiflich zu machen, welche Regierung und welcher Fürſt unter den

[1] Matth. 16, 18.

vielen ſollte denn dieſes Recht ausüben, und von wem ſollte die Bestimmung zur Ausübung ausgehen?

Man ſieht, die innerſte Natur der päpſtlichen Würde, d. h. einer Herrſcherbefugniß, welche ſich erſtreckt in alle politiſchen Gemeinweſen der ganzen Welt, ſchließt das Unterthanenverhältniß zu der Regierung irgend eines oder aller dieſer Staaten nothwendig aus.

Aber, entgegnet man vielleicht, der Papſt, d. h. jene Perſon, welche die päpſtliche Würde bekleidet, iſt nicht bloß Haupt der Kirche, ſondern er iſt auch, wie jeder andere, ein Menſch mit privatrechtlichen Beziehungen. In ſeiner Eigenſchaft als Papſt kann er nicht Unterthan ſein, das geben wir gerne zu. Daraus folgt aber nicht, daß er auch als Privatmann keinen Obern anzuerkennen hat, um ſo weniger, als ja doch die irdiſche Obrigkeit und nicht die Kirche oder der Papſt von Gott aufgeſtellt iſt zur Leitung und Beſorgung der zeitlichen, irdiſchen Verhältniſſe. Derartig ſind aber jene Beziehungen, in welche der Träger des Papſtthums als Privatmann tritt; z. B. Verwaltung des eigenen Vermögens, Kauf und Verkauf der eigenen Güter u. ſ. w.

Und doch folgt die abſolute Unabhängigkeit des Papſtes auch in all dieſen Beziehungen aus dem Weſen ſeiner Stellung als Haupt der freien Kirche Gottes.

Eingehend haben wir dieſe kirchliche Freiheit bewieſen, und gezeigt, daß ihre Bethätigung, ihre allſeitige Durchführung weſentlich ein Recht des Papſtes iſt. Bei der Ausübung dieſes Rechtes wird es aber oft vorkommen — die Geſchichte liefert dafür zahlreiche Beweiſe —, daß der Papſt den Uebergriffen einer Regierung entgegentreten muß, auch jener Regierung, welcher er, nach der Vorausſetzung, in ſeinen privaten Beziehungen als Unterthan gegenüber ſtände. Würde in einem ſolchen Falle jeder Papſt unter allen Umſtänden den Muth und die Charakterfeſtigkeit beſitzen, mit dem Opfer ſeines eigenen Vortheils die Rechte und die Freiheit der Kirche zu vertheidigen? Würde nicht einem gewaltthätigen Fürſten und einer gewiſſenloſen Regierung auf dieſe Weiſe das Mittel in die Hand gegeben, einen Druck auf die Leitung der Kirche ihres Landes, ja der Geſammtkirche auszuüben? Freilich weiſt die Papſtgeſchichte heroiſche Beiſpiele der Standhaftigkeit gegen Gewalt und Bedrängniß auf. Aber Chriſtus konnte die freie Bewegung, das freie Leben ſeiner Kirche nicht abhängig machen von der doch immer wandelbaren moraliſchen Stärke ihres Hauptes. Zudem iſt es in den meiſten Fällen weit leichter, augenblicklich angemaßter Gewalt ſich zu widerſetzen, als dem beſtändigen Einfluß einer

rechtmäßigen Obrigkeit gegenüber feſtzuhalten an der Pflicht, obwohl dieſer Einfluß auf Verletzung der Pflicht gerichtet iſt. Wäre der Papſt im Gebrauch ſeiner rein perſönlichen Freiheit gebunden durch eine über dieſer perſönlichen Freiheit ſtehende irdiſche Macht: mit pſychologiſcher Nothwendigkeit würde auch ſeine — um uns ſo auszudrücken — päpſtliche Freiheit in größere oder geringere Abhängigkeit gerathen. Es iſt ja derſelbe Menſch Papſt und Privatmann. Die Pflichten des Papſtes und die zeitlichen Intereſſen des Privatmanns begegnen ſich alſo in derſelben Perſon. In allen Fällen, in welchen der Papſt, als Haupt der Kirche, eine Beſtimmung zu erlaſſen hätte, welche jener Regierung mißliebig wäre, deren Unterthan er als Privatmann ſein ſollte, käme ſonach ſein irdiſcher Vortheil mit ſeiner überirdiſchen Pflicht in Streit. Jedesmal müßte er, um in dieſem Kampf die Pflicht ſiegen zu laſſen, auf Opfer, oft auf große Opfer gefaßt ſein.

Oefter ſchon haben wir die Univerſalität des Reiches Chriſti und die Univerſalität ſeines ſichtbaren Hauptes hervorgehoben. Wie die Kirche die Hürde iſt für alle Völker, ſo iſt der Papſt der oberſte Hirt aller Völker. Sein Wort muß von der geſammten Heerde aufgenommen werden wie der Zuruf eines guten Hirten. Es muß in die Herzen dringen ohne jegliche Beimiſchung von Mißtrauen oder Argwohn.

Und nun überſchaue man einmal die Völker und Nationen in ihren politiſchen Geſtaltungen. Die Nationen! Iſt nicht dieſes Wort faſt gleichbedeutend geworden mit unverſöhnlichem Gegenſatz, mit erbitterter Feindſchaft? Führen ſie nicht mörderiſche Kriege gegeneinander, und wird nicht ſelbſt der Friede unter ihnen zur Vorbereitung auf den Krieg, zur vertrauensloſen, wechſelſeitigen Ueberwachung? So iſt es jetzt, ſo war es früher, ſo wird es ſein. Laſſen wir nun den Papſt einmal Unterthan werden in einem dieſer Länder: nicht Unterthan als Papſt, gewiß nicht, nur Unterthan als Privatmann, dem Fürſten und den Geſetzen dieſes Landes unterſtellt in Bezug auf ſein Vermögen, ſeinen Beſitz; abhängig in der Regelung ſeiner zeitlichen Angelegenheiten wie jeder andere Bürger desſelben Staates. Da tritt die Pflicht an ihn heran, unmittelbar einzugreifen in die kirchlichen Verhältniſſe einer Nachbarnation, vielleicht während eines Krieges, welchen dieſe mit ſeinem, des Papſtes, Landesherrn führt. Er muß mahnen, muß ſtrafen. Mit welchen Geſinnungen wird da das Wort eines ſolchen Papſt-Unterthans aufgenommen werden? Mit kindlichem Vertrauen, mit argloſer Bereitwilligkeit? Vielleicht. Aber liegt es nicht viel näher, zu fürchten, daß das gemahnte, das geſtrafte

Volk in dem päpſtlichen Mahner, dem Unterthan eines feindlichen Fürſten, ein politiſches Werkzeug erblickt? Wie ſchnell wäre da nicht der Vorwand zum Ungehorſam gefunden! Der Papſt war nicht frei in ſeinen Entſchließungen, würde es heißen. Die Regierung, deren Untergebener er iſt, unter deren Geſetzen ſeine perſönliche Freiheit ſteht, hat dieſe ihre Stellung und Macht zu unrechtmäßigem Einfluß benutzt. Der Papſt, in ſeiner Abhängigkeit, hat wider beſſeres Wiſſen und Wollen nachgegeben.

Und dies würde ſich nicht einmal, ſondern hundertmal wiederholen. Das Papſtthum, dieſe ſeinem Weſen nach Frieden und Segen ſpendende Gewalt, dieſe heilende, ausgleichende, einigende Macht, würde mit ſeinem Träger als Unterthan zum Herd der Zwietracht unter Fürſten wie Völkern. Seine der Beſtimmung nach freie Thätigkeit als Haupt der Kirche wäre durch die Abhängigkeit als Privatmann gelähmt und wirkungslos.

Ganz gut, erwiedert man uns; die Stellung des Papſtes als Unterthan kann freilich von nachtheiligen Folgen für die Kirche begleitet ſein. Aber dieſe ſchlechten Folgen entſtehen aus der Verkehrtheit der Fürſten und Regierungen, welche ihre an ſich berechtigte Gewalt über den Papſt zu unberechtigtem Einfluß mißbrauchen. Gute Regierungsgewalten — und warum ſollte es deren nicht geben? — handeln nicht ſo. Unter ihnen bliebe alſo der Papſt, wenn auch Unterthan als Privatmann, ſo doch freier Souverän als Haupt der Kirche. Ein begrifflicher Gegenſatz, d. h. ein Gegenſatz, welcher immer und überall vorhanden iſt, beſteht alſo doch nicht zwiſchen Papſt und Unterthan.

Was gehört denn eigentlich zum Begriff eines Unterthans? Doch wohl vor allem, daß der Betreffende, durch den Willen und die Beſtimmungen eines andern wirklich gebunden iſt. Wer ein ihm innewohnendes, unverlierbares Recht beſitzt, jeden gegen ihn erlaſſenen Befehl, jedes gegen ihn gerichtete Geſetz aufzuheben und rechtlich unwirkſam zu machen, bei dem fehlt die allererſte und allernothwendigſte Vorausſetzung zum Unterthan. Thatſächlich mag ein ſolcher unter der Botmäßigkeit eines andern ſich befinden, oder ſich auch freiwillig in dieſelbe begeben; aber da es von ihm abhängt, jeden Augenblick nach eigenem Gutdünken dieſes rein thatſächliche Verhältniß zu löſen, ſo kann von einem Unterthanenverhältniß nicht die Rede ſein.

Mit einer derartigen Befugniß iſt nun der Papſt ausgeſtattet, eben weil er Papſt iſt. Als ſolcher hat er nämlich, und zwar weſentlich und

unveräußerlich, alle jene Rechte, welche für das Beſtehen der Kirche nothwendig und nützlich ſind. Vor allem beſitzt er alſo die Gewalt, dasjenige wirkſam abzuhalten, wodurch eine freie, ungehinderte, einheitliche Leitung der Kirche beſtändig gefährdet, meiſtens unmöglich würde. Ob und wann aber dieſe Gefahr und dieſe Unmöglichkeit eintritt, kann natürlich niemand anders beſtimmen, als der Papſt ſelbſt; denn ihm allein iſt die oberſte Hirtenſorge für die Kirche übertragen. Daß aus der Beſchränkung der perſönlichen Freiheit des Papſtes Uebelſtände entſtehen *können*, haben wir ſoeben geſehen. Es mag alſo die Regierung, zu deren Unterthan man ihn als Privatmann machen will, ihre Oberhoheit noch ſo gerecht, noch ſo unparteiiſch ausüben; es mögen alſo durch dieſe gerechte Handhabung jene Mißſtände für die Kirche thatſächlich vermieden werden: möglich bleiben ſie. Und eben weil ſie fortwährend möglich bleiben und jeden Augenblick wirklich werden können, muß auch der Papſt beſtändig dasjenige Mittel beſitzen, durch welches allein dieſe ſchlimmen Folgen wirkſam verhindert und ſchon in ihrem Urſprung ertödtet werden. Dieſes Mittel aber iſt das ſtändige, ihm innewohnende Recht, jeden auf Hemmung ſeiner nöthigen Freiheit gerichteten Act als unwirkſam zu erklären.

Ueberdies wäre ja dieſe loyale Handhabung der Oberhoheit über den Papſt von ſeiten einer Regierung rein zufällig, wechſelnd wie der Wechſel von Perſonen und Syſtemen. Gegen den ſchädlichen Einfluß ſchwankender Verhältniſſe kann aber eine unwandelbar bleibende Einrichtung nur durch ein ſtändiges Recht geſchützt werden. Der freie Papſt iſt eine unwandelbare Einrichtung. Er ſoll bleiben Jahrhunderte, Jahrtauſende lang, ſtets derſelbe. Alſo trägt er auch in ſich das ſtändige Recht, dieſe Freiheit bleibend ſich zu wahren.

(Fortſetzung folgt.)

Paul von Hoensbroech S. J.

Die Aſtronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Fortſetzung.)

Wie weit iſt unſere Reiſe bisher gegangen, oder, um die Frage in die wiſſenſchaftliche Sprache zu kleiden, welches iſt die Parallaxe oder Verſchiebung der Sonne am Himmelsgewölbe, wenn man ſie gleichzeitig im Horizonte und im Mittelpunkte der Erde betrachtet? Dieſe Verſchiebung iſt offenbar ein kleiner Winkel, und zwar gerade derjenige Winkel, unter welchem uns der Erdhalbmeſſer, von der Sonne aus geſehen, erſcheint. Man könnte ihn auch die „ſcheinbare Größe“ des Erdradius nennen. Je kleiner die Erde von der Sonne aus geſehen erſcheint, um ſo weiter iſt ſie von ihr entfernt, mit anderen Worten, je kleiner die Parallaxe der Sonne, um ſo größer ihre Entfernung. Aendert ſich die Parallaxe nur um eine Zehntel-Bogenſekunde, ſo macht das in der Entfernung nicht weniger als 200000 geographiſche Meilen, und die Hälfte dieſes Betrages bildet auch heute noch die Unſicherheit in der Baſislinie aller Meſſungen im Himmelsraume. Ueber keine einzelne Größe am ganzen Firmamente iſt ſeit mehr als einem Jahrhundert mehr gerechnet worden, als über die Sonnenparallaxe, und doch beſteht, ſo ſonderbar dies auch klingen mag, der Fortſchritt der letzten 30 Jahre eigentlich in einem Rückſchritte, indem man auf die Parallaxe des letzten Jahrhunderts zurückkam. Ein Rückblick auf den Verlauf des Ideenſtreites mag lehrreich ſein.

Schon im Jahre 1862 ſchloß man aus Beobachtungen der Marsoppoſitionen auf einen Werth zwiſchen 8,90 und 9,00 Sekunden; Newcomb beſtimmte ihn im Jahre 1867 zu 8,85, ein Werth, der heute noch dem Nautiſchen Almanach zu Grunde liegt, ſpäter aber aus Beobachtungen über die Geſchwindigkeit des Lichtes zu 8,81 verbeſſert wurde; die Marsoppoſition im Jahre 1877, beobachtet von Gill auf der Himmelfahrts-Inſel, gab mit Beſtimmtheit 8,78; Nyren berechnete aus Newcombs und Michelſons Beobachtungen der Geſchwindigkeit des Lichtes zwiſchen den Jahren 1877 und 1882, und aus der Conſtanten der Aberration zu Pulkowa, den Werth 8,79 faſt bis auf eine Hundertſtelſekunde genau; die belgiſche Expedition in Santiago (Chile) und San Antonio (Texas) fand unter Houzeau nach einer neuen Methode den Werth 8,91. Die Contactbeobachtungen und Photographien der letzten Venusdurchgänge

von 1874 und 1882 geben, ſoweit die Reſultate veröffentlicht ſind, alle Werthe zwiſchen 8,60 und 8,95, je nach dem Gewichte, das man durch Schätzung den einzelnen Beobachtungen beilegt. Die engliſchen Berichte ſind erſt 1887, alſo fünf Jahre nach dem letzten Venusdurchgange, erſchienen und geben nach Stone den Werth 8,82. Die Ergebniſſe der deutſchen Heliometer-Beobachtungen beider Venusdurchgänge unterliegen noch der Bearbeitung im Rechnungsbureau der Commiſſion zu Berlin und ſollen ſpäter in ſechs Bänden erſcheinen.

Nur wenig geringere Werthe erhielten die Beobachter der beiden Venusdurchgänge im vorigen Jahrhundert. Pingré veröffentlichte in den Mém. de l'Acad. des Sciences 1770 den Werth 8,80, Hornsby in den Phil. Trans. 1771 den Werth 8,78, Maskelyne in Greenwich den Werth 8,72, P. Hell S. J. in den Wiener Ephemeriden 1773 und 1774 den Werth 8,70, und Laplace in ſeiner Exposition du Système du Monde (3. Aufl. S. 207) 1808 den Werth 8,75.

Eine bedeutende Verſchlechterung der Parallaxe veranlaßte Lalande, nicht infolge eines Rechnungsfehlers, ſondern eines Vorurtheils gegen die däniſche Expedition in Lappland, durch deren Ausſchluß er den Werth 8,50 berechnete und ſo die Entfernung der Sonne um mehr als eine halbe Million Meilen zu groß erhielt. Die „ihm eigene Heftigkeit“ mag allerdings, wie Encke ihm nachrühmt, „für die Aſtronomie häufig wohlthätig“ gewirkt haben; in dem gegenwärtigen Falle aber übte ſie bis vor einigen dreißig Jahren auf alle einſchlägigen Rechnungen einen ſchädlichen Einfluß aus. Planmann, Lexell und Encke ließen ſich von ihm verleiten, die Wardhuſer Beobachtung, die einzige, die im hohen Norden vollſtändig gelungen war, in ihren Reſultaten zu vernachläſſigen oder abzuſchwächen, und kamen ſo bezüglich auf die drei Parallaxenwerthe 8,43, 8,63 und 8,58, anerkanntermaßen ſämmtlich zu klein. Encke gibt uns ſelbſt den Schlüſſel zu ſeinem Mißgriff mit den Worten: „Unſtreitig würde die große Baſis von dem nördlichen Lappland bis zu Otaheite (im Stillen Ocean) eine höchſt ſichere Beſtimmung der Parallaxe erlaubt haben, wenn nicht manche Umſtände zuſammenträfen, die ihr Gewicht bedeutend ſchwächten.“ Hätte er ihr Gewicht nicht geſchwächt, ſo wäre ſein Reſultat der Wahrheit ebenſo nahe gekommen, wie das von Pingré und Hornsby. Was half es ihm, ſeinen „wahrſcheinlichen Fehler“ nach allen Regeln der Kunſt auf 37 Tauſendſtelſekunden zu berechnen, während ſein *wahrer* Fehler vielleicht mehr als fünfmal ſo groß war? Seine umfangreiche Berechnung der beiden Venusdurchgänge des vorigen Jahrhunderts nach

der ſogen. „Methode der kleinſten Quadrate“ wird für immer eine Muſterrechnung bleiben; ihr Fehlſchlagen zeigt aber auch, wie richtig Hall in einer Beſprechung der verſchiedenen Kriterien zur Auswahl günſtiger Beobachtungen ſagt, eine unbefangene Abſchätzung ſei mehr werth, als alle Regeln der Kunſt. Die Autorität Encke's verſchaffte ſeiner Parallaxe während eines Zeitraums von dreißig Jahren den Ruf der beſtbeſtimmten Größe im ganzen Sonnenſyſteme. Erſt im Jahre 1854 wagte Hanſen, geſtützt auf ſeine Mondtheorie, einen Zweifel gegen die kleine Parallaxe auszuſprechen, der ſich dann mehr und mehr beſtätigte, wie oben des nähern gezeigt wurde [1].

Nach dieſer geſchichtlichen Abſchweifung über die Entfernung der Sonne wenden wir uns zu den phyſikaliſchen Eigenſchaften derſelben, und ſchließen uns, um auch die Beobachtungsmethode kennen zu lernen, einigen Finſterniß-Expeditionen als Begleiter an. Wir werden dabei bemerken, daß im letzten Jahrzehnt keine Erſcheinung an der Sonne ſo viel ſtudirt wurde, wie die noch immer geheimnißvolle Corona.

Die Sonnenfinſterniß vom Jahre 1878, beobachtet von Langley und Newcomb auf dem Pike's Peak und Creſton, zeichnete ſich aus durch eine nie geſehene Ausdehnung der Corona, nahezu 12 Sonnendurchmeſſer weit zu beiden Seiten der verdunkelten Scheibe, aber zugleich auch durch ihren viel mattern Glanz, im Zuſammenhange, wie man meinte, mit dem damaligen Stillſtande in der Sonnenfleckenthätigkeit. Alle Spectrallinien der Corona erſchienen matt, beſonders die charakteriſtiſche Linie K 1474 im Grün, die den ſolaren Urſprung der Corona ſchon im Jahre 1869 außer Zweifel geſtellt hatte.

Berühmt iſt die Finſterniß vom Jahre 1882 geworden, die von den engliſchen Aſtronomen Lockyer und Schuſter, in Begleitung einiger franzöſiſcher und italieniſcher Beobachter, bei Sohag am obern Nil beobachtet wurde. Außer dem beſonders reichen Lichte der Corona im violetten Theile des Spectrums zeigten die Photographien nichts Beſonderes, und die kaum 74 Sekunden dauernde Finſterniß würde nicht viel von ſich reden machen, hätte ſich nicht eine in ihrer Art einzig daſtehende Erſcheinung dabei zugetragen. Trepied hatte in ſeiner Zeichnung der Corona in einer Entfernung von einem Sonnendurchmeſſer vom Rande der Scheibe

---

[1] Die Verdächtigung der Wardhuſer Beobachtung iſt übrigens von Newcomb für eine „reine Fabel“ erklärt worden. Vgl. hierüber dieſe Zeitſchrift Bd. XXXIV. S. 552.

einen ſonderbaren Strahl verzeichnet, den er eine Stunde ſpäter mit einer von Schuſters Photographien verglich. Eine weitere Vergleichung der zuerſt und zuletzt aufgenommenen Photographien ſoll ſogar auf eine kleine Ortsbewegung hingedeutet haben, — kurz, man hatte einen Kometen erwiſcht, von dem man weder zuvor noch ſpäter je etwas geſehen hat. Zu Ehren des regierenden Khedive, der das wiſſenſchaftliche Lager mit einem militäriſchen Cordon gegen die Eingeborenen geſchützt hatte, wurde dem unbekannten Wanderer der Name Tewfik angehängt.

Unſtreitig die bedeutendſte Finſterniß war die vom 6. Mai 1883, wegen ihrer außerordentlich langen Dauer von 5 Minuten und 24 Sekunden. Zwei Monate vor der Finſterniß fuhren ſechs Mitglieder der amerikaniſchen Abtheilung von New-York nach Panama und ſetzten über die Landenge auf der Eiſenbahn, mit ihren zahlreichen Kiſten voll Inſtrumenten, Handwerkszeug, Proviant und einer guten Ladung von Backſteinen, Cement und Zimmerholz. Zu Waſſer ging es dann die Weſtküſte von Colombia und Ecuador entlang bis nach Colon, der Hafenſtadt von Lima, wo ſie ſich einen Tag lang von der zwanzigtägigen Reiſe erholten; von da fuhren ſie genau weſtlich in den Stillen Ocean hinaus, eine Strecke von ungefähr tauſend geographiſchen Meilen, alſo mehr als die Länge des Erdhalbmeſſers, ohne einen Strich Landes oder auch nur ein fernes Segel zu gewahren, eine dreißigtägige Fahrt auf einſamer hoher See.

Endlich erſchien die Inſel Carolina als ein niedriger grüner Strich am Horizont. Ohne jegliche Kenntniß der Inſel ſegelte der Kapitän vorſichtig um die Küſte herum bis zu einer Lagune auf der Südweſtſeite, wo der Giebel eines europäiſchen Hauſes zwiſchen den Cocospalmen herausſchaute. Die Erſcheinung eines Eingeborenen mit einem Hunde auf dem weißen Strande gab eine augenblickliche Hoffnung auf glückliche Landung zwiſchen den gefährlichen Korallenriffen. Allein im Nu war jener verſchwunden, und ein Officier hatte im Walfiſchboote ſeinen Weg durch die ſchäumende Brandung zu ſuchen. Er kehrte zurück mit der Meldung, es ſeien auf der Inſel ſieben Eingeborne und zwei Holzhäuſer, und die Ausladung könne ſofort beginnen. Den ganzen Tag mußten die „Blaujacken" im Waſſer ſtehen, um die flachen Boote ans Land zu ziehen und die ſchweren Laſten über die Korallenriffe des ſeichten Ufers zu tragen, jede Kiſte an den mit Stöcken bezeichneten Ort, nach einem ſchon auf dem Schiffe entworfenen Lagerungsplane.

Nie wird der Anführer der Expedition, Profeſſor Holden, nach ſeiner eigenen Betheuerung, die erſte Nachtruhe nach der Hitze des Landungs-

tages und nach langer Seefahrt vergeſſen, die er in der Hängematte auf der Veranda des Holzhauſes genoß, geſchützt vor dem Lichte des Vollmondes durch die langen Zweige der Cocosnuß- und Pandanus-Bäume, erfriſcht durch den kühlen Wind von der offenen See und eingelullt durch das eintönige Geräuſch der Brandung, das nur zeitweilig von dem ſchrillen Krächzen eines vorüberziehenden Seevogels unterbrochen wurde.

Die Inſel Carolina liegt 150 Grad weſtlich von Greenwich und 10 Grad ſüdlich vom Äquator, alſo gerade 7 Grad nördlich von der im vorigen Jahrhundert berühmt gewordenen Venus-Durchgangsſtation Otaheite. Sie wurde erſt im Jahre 1874 von dem Nordpolfahrer Kapitän Nares entdeckt. Das war alles, was man von dieſer Koralleninſel wußte.

Noch waren zwei Wochen Zeit bis zur Finſterniß; aber ſchon am erſten Tage hatten Maurer und Zimmerleute die drei Zeltwarten für die Aſtronomen Holden, Haſtings und Preſton vollendet.

Um 6 Uhr desſelben Abends erblickte man vom Ufer aus die Lichter des franzöſiſchen Dampfers L'Éclaireur, der die Aſtronomen Janſſen und Trouvelot von Meudon, Tacchini von Rom und Paliſa von Wien brachte. Schon in Panama waren einige engliſche Photographen zu den Amerikanern geſtoßen.

Das Zuſammentreffen dieſer Gelehrten von fünf Nationen, die ſich längſt dem Namen nach kannten, auf einer kleinen, unbekannten Korallenineſel inmitten des weiten Oceans, ſoll ein ſehr herzliches geweſen ſein. Die officielle Sprache der auf 51 Perſonen angewachſenen Bevölkerung der Inſel war nunmehr die franzöſiſche.

Die folgende Woche wurde benutzt zur Aufſtellung der Inſtrumente, zur Beſtimmung der geographiſchen Länge und Breite und gelegentlich zur Durchforſchung des neuen ſüdlichen Himmels. Während der letzten Woche vor der Finſterniß war jeden Tag Generalprobe nach dem entworfenen Programme, und zwei Tage vor dem großen Schauſpiele war alles in Bereitſchaft.

Die Beobachtungen am 6. Mai waren erfolgreich, nachdem eine Wolke um 10 Uhr vormittags, kurz vor dem Anfang der Finſterniß, ſich verzogen hatte. Das Hauptaugenmerk der Amerikaner richtete ſich auf den längſt vermutheten intramercuriellen Planeten Vulkan und auf die Beobachtung der Corona mit Spectroſcop und Polariſcop, während An- und Austrittszeiten des Mondes als Nebenſache betrachtet wurden.

Profeſſor Holden hatte ſchon Monate zuvor eine Sternkarte von 20 Grad Länge und 5 Grad Breite rings um die zu verfinſternde Sonne

entworfen, auf welcher auch die Planeten Saturn und Neptun erſchienen, und hatte alle Sterne derſelben nach Ordnung und Größe auswendig gelernt. Mit einem ſechszölligen Fernrohr (6 Zoll im Durchmeſſer) ſuchte er von Beginn bis Ende der Totalität die ganze Gegend ab, fand alle verzeichneten Sterne ſechſter Größe, außer den dreien zunächſt der Sonne, aber keinen Stern ſiebenter Größe, ebenſo keinen Gegenſtand, der nicht auf der Karte verzeichnet war. Im franzöſiſchen Lager wurde von Paliſa und Trouvelot nach demſelben Vulkan gefahndet, mit demſelben negativen Ergebniß, nur daß letzterer gegen das Ende der Finſterniß einen rothen Stern ſah, der ſpäter von Holden für alpha Arietis erklärt wurde.

Hier war es auch, wo Haſtings, Profeſſor an der Univerſität zu Baltimore, den Grund zu ſeiner neuen Theorie der Sonnencorona legte. Er ſah nämlich die ſchon oben erwähnte Spectrallinie K 1474 im grünen Theile des Coronaſpectrums ſich mit der Bewegung des Mondes auf der öſtlichen Seite des Sonnenrandes verkürzen, auf der weſtlichen verlängern, als ob ſie nicht der ruhenden Sonnenatmoſphäre angehörte, ſondern am Mondrande durch Beugung des Lichtes entſtände. Haſtings behauptete dann auf Grund dieſer Beobachtung, die Corona gehöre gar nicht der Sonne an, ſondern ſei eine Beugungserſcheinung am Mondrande, alſo eine optiſche Täuſchung.

Dieſer Schluß ſchien aber in Widerſpruch zu ſtehen mit den gleichzeitigen Beobachtungen Janſſens, der einen 6-Zöller und einen 8-Zöller mit acht photographiſchen Kammern ins Feld geführt hatte und feſtſtellte, daß die Corona während der ganzen Finſterniß unverändert geblieben ſei und viel reflectirtes Sonnenlicht enthalte, daß ferner der Hintergrund des Coronaſpectrums aus dem vollſtändigen Sonnenſpectrum mit allen Fraunhofer'ſchen Linien beſtehe. Haſtings findet dieſe Erſcheinungen allerdings mit ſeiner Theorie im Einklange, ſieht ſich aber bis jetzt der Gelehrtenwelt vereinzelt gegenüber.

Die engliſchen Photographien der Corona zeigten diesmal nicht ſo viele helle Linien, wie das Jahr zuvor in Aegypten.

Gleich nach der Beobachtung wurden die Berichte verglichen und aus dem Gedächtniſſe ergänzt, dann ging's ans Packen und Einſchiffen, und in drei Tagen war die kleine Gelehrtenverſammlung wieder unter Dampf und Segel, mit gemiſchten Gefühlen von Trauer und Freude zurückblickend auf die Kette von kleinen Koralleninſeln rings um die zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite Lagune.

Die Seereiſe der amerikaniſchen Abtheilung ging erſt gerade nördlich über den Erdgleicher nach den Sandwich-Inſeln, wo ſie nach zwei Wochen anlangte und von wo ihrer noch eine achttägige unangenehme Fahrt bis Californien wartete. Am 11. Juni landete ſie in San Francisco nach hunderttägiger Abweſenheit von den Vereinigten Staaten und nach Zurücklegung von 15000 engliſchen Meilen.

Nach dieſem etwas ausführlicheren Bilde einer wiſſenſchaftlichen Expedition können wir uns über die folgenden Finſterniſſe kürzer faſſen.

Die beiden Finſterniſſe von 1885, die ringförmige am 16. März und die totale am 9. September, wurden nur von einigen Liebhabern der Aſtronomie beobachtet und lieferten keine neuen Ergebniſſe.

Bedeutender war die Finſterniß am 29. Auguſt 1886, zu deren Beobachtung amerikaniſche, engliſche und italieniſche Aſtronomen ſich auf der Inſel Grenada in Weſtindien verſammelt hatten. Die Corona zeigte weſentliche Unterſchiede von der Erſcheinung im Jahre 1883 und wurde in einer gewöhnlichen Camera mittelſt Schnellplatten photographirt, auf welche die Bewegung der Sonne nicht ſtörend wirkt.

Da dieſe Finſternis, obwohl etwas kürzer an Dauer, doch viel dunkler geweſen ſein ſoll, als die oben beſchriebene von 1883, ſo möge hier eine Zuſammenſtellung verſchiedener Berichte folgen. Die Inſtrumente ſtanden auf der Bruſtwehr der Feſtung, geſchützt durch geſpannte Taue und Polizei gegen etwa dreihundert Schwarze, die in ſchweigender Erwartung umherſtanden. Gegen 8 Uhr morgens, als die totale Phaſe herannahte, wurden die Schatten ſchärfer, wie die des elektriſchen Bogenlichtes, und Gras, Bäume und Leute nahmen eine gelbliche Färbung an. Die Sterne, beſonders Morgenſtern und Mercur, ſtanden in vollem Glanze. Ein roſenfarbiger Hof bildete ſich um die Sonne, wurde violett und ging ſchon acht Sekunden vor der Totalität in die glänzendweiße Corona über mit ihrem zarten, ſchleierartigen Gewebe, etwa einen Sonnendurchmeſſer breit nach allen Seiten. Eine bläuliche Färbung breitete ſich jetzt aus über Gras und Mauern, offenbar die Contraſtwirkung der gelben Sonnenſichel; die Schatten der Leute und Gegenſtände wurden matter, bis ſie mit dem letzten Strahle der ſcheidenden Sonne verſchwanden. Die Luft wurde nicht kälter, aber auf einmal ſehr feucht. Die Dunkelheit brach plötzlich herein, als der aſchgraue Mond die ſchmale Sonnenſichel in Tropfen zerriß und ſchließlich verdeckte. Mauern und Hügel erſchienen gelblichblau, wie in einer Mondlandſchaft, und gleichſam in die Ferne gerückt. Die Leute ſahen aus wie von der Gelbſucht befallen.

Die Hähne fingen an zu krähen, die Grillen zu zirpen, die Hunde zu heulen und die Vögel in den benachbarten Bäumen zu zwitſchern wie in der frühen Morgendämmerung. Der Himmel färbte ſich nahe der Corona violett, weiter davon dunkelblau.

Dieſe Beſchreibung mag allerdings die Enttäuſchung wieder auffriſchen, von welcher die zahlreichen und gut ausgerüſteten Stationen in Norddeutſchland und Rußland am 19. Auguſt 1887 betroffen wurden: eine Enttäuſchung, die noch ſchmerzlicher wurde durch die begeiſterten Berichte von ſeiten einiger begünſtigter Stationen unweit des Uralgebirges. Herrn Khandrikoff war es beſchieden, die totale Finſterniß, die er 25 Jahre früher zu ſeiner Doctordiſſertation gewählt hatte, auf dem Berge Blaghodat in ihrer ganzen Schönheit zu ſehen, freilich nur ausgerüſtet mit Sextant, Chronometer und einem $3^1/_2$zölligen Fernrohre, das aber hinreichte, große Protuberanzen nachzuweiſen, trotzdem während der 11 vorausgehenden Tage nur wenige Sonnenflecke zu ſehen waren. Von der Station Petrowsk berichtet Glaſenapp, die beobachtete totale Sonnenfinſterniß mit ihrer Corona habe an Schönheit und Pracht alles übertroffen, was er je darüber geleſen oder gehört habe. Neue Kenntniſſe ſcheinen die ſpärlichen Beobachtungen und Photographien dieſer verunglückten Finſterniß uns nicht verſchafft zu haben.

Es erübrigen noch einige Bemerkungen über *hiſtoriſche Finſterniſſe*. Schwarz legte der Wiener Akademie eine Berechnung zweier Sonnenfinſterniſſe aus den Jahren 648 und 661 v. Chr. vor. Die erſtere war am Morgen des 6. April total und iſt wahrſcheinlich die in einem von Stobäus uns erhaltenen Fragmente des Archilochus erwähnte. (Florilegium, ex. 10). Die andere war am 27. Juni in Aſſyrien und Perſien partial und iſt wahrſcheinlich der Gegenſtand der folgenden Inſchrift des Aſurbanipal, auf welche Krall aufmerkſam gemacht hatte: „Im Monate Tammuz war eine Finſterniß des Herrn des Tages, des Gottes des Lichts. Die untergehende Sonne hörte auf zu leuchten, und in gleicher Weiſe verſchiebe ich den Beginn des Krieges gegen Elam . . .“

Ein Irrthum Keplers wurde auch berichtigt von P. Rieß S. J. (Das Geburtsjahr Chriſti, 1880, Ergänzungsheft 11 u. 12 S. 19) in Bezug auf eine von Joſephus Flavius (Antiquitates Judaicae XVII, c. 6, n. 4) erwähnte Mondfinſterniß, die in Jeruſalem ſichtbar geweſen ſein ſoll in der Nacht nach der grauſamen Hinrichtung von vierzig Studirenden und ihrer beiden Lehrer durch Herodes, nur wenige Monate vor dem Tode des Tyrannen. Keplers Finſterniß vom Jahre 750 a. u. c. war aller-

dings in Jeruſalem ſichtbar, aber erſt gegen 2 Uhr morgens den 13. März, und an Größe nur 6zöllig. P. Rieß zeigt dann, daß eine andere Finſterniß drei Jahre früher, nämlich am 9. bis 10. Januar des Jahres 753 a. u. c., in Jeruſalem total, ja beinahe central und in ihrem ganzen Verlaufe ſichtbar war, und berechnet ihre Elemente und Phaſen aus den Tafeln von Delhambre, Oluſſen und Hanſen.

Alle bisherigen Arbeiten auf dieſem Gebiete werden aber überholt von Oppolzers jüngſt erſchienenem „Canon der Finſterniſſe", der für den Zeitraum von 1207 v. Chr. bis 2161 n. Chr. nicht weniger als 8000 Sonnen- und 5200 Mondfinſterniſſe enthält, und zugleich mit Schrams Hilfstafeln dem Geſchichtsforſcher wie dem Aſtronomen unentbehrlich ſein wird.

Eine merkwürdige Thatſache ergibt ſich aus einem von Ginzel berechneten Verzeichniß der hiſtoriſchen partiellen Finſterniſſe ſeit dem Jahre 563 n. Chr. Da dieſelben für die Beobachtungsorte ausnahmslos größer als 6zöllig ſind, ſo ſcheint es, als habe man Sonnenfinſterniſſe, bei welchen weniger als die halbe Sonnenſcheibe verfinſtert war, in früheren Zeiten entweder nicht beachtet oder nicht aufgeſchrieben.

Von den ſelten vorkommenden Finſterniſſen wenden wir uns nun zu jenen Beobachtungen phyſikaliſcher Eigenſchaften der Sonne, welche an jedem heitern Tage angeſtellt werden können und deshalb auch, wie aus früheren Zeiten, ſo aus den letzten Jahren in großer Anzahl vorhanden ſind. Die Anſichten über den Bau der Sonne aus den drei Hüllen oder Sphären, welche einen dunklen Kern umgeben, der Photoſphäre, Chromoſphäre und Atmoſphäre, haben ſich infolge dieſer Beobachtungen nicht weſentlich geändert, wohl aber weiter entwickelt.

Die Photoſphäre oder Leuchthülle mit ihren charakteriſtiſchen Sonnenflecken und Fackeln liefert erklärlicherweiſe mehr Beobachtungsmaterial, als die nur mit dem Spectroſcop zugängliche Chromoſphäre oder Farbenhülle mit den purpurrothen Protuberanzen, während die Beobachtung der vielleicht nicht ganz mit Recht ſo genannten Atmoſphäre oder Dunſthülle, die ſich in der Corona zeigt, außer der Zeit einer Finſterniß mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt. Die Frage nach dem Aggregatzuſtande des Kernes wird, als der Beobachtung entrückt, von Fachmännern gar nicht berührt.

Ueber die Leuchthülle gibt uns die Sonnenphotographie, die von Janſſen zu großer Vollkommenheit gebracht wurde, neuen Aufſchluß. Dieſer Beobachter von Meudon ſchließt aus ſeinen Bildern, beſonders des

großen Sonnenflecks vom Juni 1885, auf ſcharf begrenzte, kreisrunde, leuchtende Körner, welche die Sonne wie ein netzartiges Gewebe bedecken, dichter zuſammengedrängt in den glänzenden Fackeln, kleiner und dunkler und weiter auseinanderliegend im Halb- und Kernſchatten der Sonnenflecke; Körner, die einige Minuten lang ruhig bleiben, aber ſchon nach einer Viertelſtunde gewaltigen Veränderungen unterliegen. Es gibt freilich hier, wie überall, Skeptiker, welche von Luftſtrömungen im Fernrohre und von der photographiſchen Platte reden.

Indem wir eine von Trouvelot vorausgeſetzte faſerige oder fadenartige Hülle unter der Photoſphäre, alſo unmittelbar auf dem Sonnenkerne, die von ihm benannte Nematoſphäre, welche die Entſtehung der Sonnenflecke erklären ſoll, nur im Vorübergehen erwähnen, wenden wir uns zu den neueſten Ergebniſſen Spörers über dieſe „Makeln“ des Tagesgeſtirnes. Ein Ueberblick über das reiche Material dieſes Gegenſtandes mag von Intereſſe ſein. Die älteren Beobachtungsreihen der Sonnenflecke ſind die von Scheiner S. J. (1618—1627), Hevel (1642—1644), Plantade (1705—1726), Zucconi (1750), Staudach (1749—1799), Flaugergues (1794—1830) und Böhm (1833—1836); neuere Reihen wurden geliefert von Spörer, Tacchini, Wolf, Epſtein, Braun S. J., Heis und vielen anderen.

Nach Spörer beginnt nun die Fleckenbildung in einem Gürtel beiderſeits des Sonnenäquators in einer Breite von ± 30 Grad. Dieſer Gürtel verengert ſich allmählich, erreicht nach drei oder vier Jahren ſeine größte Fleckendichtigkeit in einer Breite von ± 16 Grad und löſt ſich auf in einer Breite von ± 9 Grad, etwa 12—14 Jahre nach ſeinem erſten Entſtehen. Aber ſchon zwei oder drei Jahre vor deſſen Verſchwinden entſteht eine neue Fleckenzone in derſelben Breite wie zuvor, ſo daß zur Zeit des Flecken-Minimums zwei Fleckengürtel vorhanden ſind, ein verſchwindender nahe am Aequator und ein entſtehender in größerer Entfernung, welch letzterer dann nach derſelben Phaſenentwicklung einem dritten weicht, und ſo fort. Dieſer ſeit 1854 gut ausgeprägte Kreislauf ſcheint aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Störung erlitten zu haben, und iſt überhaupt noch weit entfernt, in ſeinen Urſachen erkannt zu ſein.

Mit dieſer periodiſchen Annäherung der Fleckenzonen gegen den Aequator ändert ſich auch ihre heliocentriſche Länge, indem ihre Rotationsgeſchwindigkeit zunimmt, eine unſeren Paſſatwinden gerade entgegengeſetzte Erſcheinung, aber durch Beobachtungen außer allen Zweifel geſtellt. Größerer Deutlichkeit halber erlauben wir uns, die Formel für die täg-

liche Winkelgeſchwindigkeit der Flecke zu erwähnen. Dieſe enthält außer einem conſtanten, allen Flecken gemeinſchaftlichen Gliede noch ein veränderliches, das ſich mit dem Coſinus der Breite ändert, alſo am Aequator am größten iſt, während umgekehrt bei unſeren Paſſatwinden am Aequator die kleinſte Winkelgeſchwindigkeit obwaltet. Dieſe Formel gibt die Umdrehungszeit der Flecke am Aequator zu 25,094 Tagen, aber 30 Grad darüber und darunter nahezu anderthalb Tage mehr. Es ſcheint eben, als ob die Flecke bei ihrem Entſtehen in höheren Breiten aus großer Tiefe emporſtiegen und ſo gegen die Umdrehung der Oberfläche zurückblieben, bei ihrer Wanderung gegen den Aequator aber, von den umliegenden Maſſen mitgeriſſen, ihre Bewegung beſchleunigten. Außer dieſer gemeinſamen Aenderung der Umlaufszeit hat aber jeder Fleck bei ſeinem Entſtehen noch eigene Schwankungen, indem ſeine weſtliche oder vorausgehende Hälfte ſchneller läuft, gleichſam aus höheren Regionen in die Tiefe ſteigt, während ſein öſtlicher oder nachfolgender ſich auf der Höhe hält, getragen von den aus der Tiefe ausſtrömenden und deshalb zurückbleibenden Gaſen. Erſt wenn die Höhe oder Tiefe des Flecks und ſomit ſeine Rotation einigermaßen ſtationär geworden iſt, läßt ſich aus ihr die Umdrehungsdauer der Sonne beſtimmen, nach den Formeln von Carrington, Faye, Tiſſerand, Braun S. J. oder Spörer. Für ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Sonnenflecken erhielt Spörer im Jahre 1885 den Valz-Preis.

Mit dem Maximum der Sonnenflecke, das ſich letztesmal um mehr als zwei Jahre verſpätete und nach Wolf im November 1883 ſtattfand, ſcheint das der Protuberanzen und magnetiſchen Curven zuſammenzufallen, nicht aber das der Fackeln, das heißt der baumartig verzweigten, grellen Lichtlinien, das auf October 1880, alſo drei Jahre früher, angeſetzt wird.

Mit dem Studium der Chromoſphäre, die eben nur dem Prisma zugänglich iſt, geht das des Sonnenſpectrums Hand in Hand. Syſtematiſche Beobachtungen werden angeſtellt in Greenwich, Stonyhurſt, Meudon, Rom, Potsdam, Herany, O'Gyalla und anderen Orten. P. Perry veröffentlicht ſeit einiger Zeit die mittlere Höhe der Chromoſphäre und der Protuberanzen, ſowie die Ausdehnung und größte Höhe der letzteren für jedes Jahr. Trouvelot will auch „dunkle" Protuberanzen beobachtet haben durch den Contraſt mit dem ſcharlachrothen Hintergrunde des Waſſerſtoffs in den umgebenden chromoſphäriſchen Wolken.

In den Flecken iſt das Spectrum im allgemeinen dunkler als auf dem übrigen Theil der Sonnenſcheibe, und die Fraunhofer'ſchen Linien erſcheinen verbreitert, was auf größere Abkühlung deuten ſoll. Young

konnte die hellen und dunklen Linien der Kernſchatten auch auf den Höfen, ja über die Flecke hinaus beobachten, und fand ſie auf allen Flecken gleich. Liveing und Dewar glaubten auf alle dieſe Beobachtungen die Anſicht gründen zu können, daß die Protuberanzen vulkaniſche Gasausbrüche, beſonders von Waſſerſtoff, ſeien, und durch ihre Gewalt eine Lichtung oder Vertiefung in der leuchtenden Hülle verurſachten, die dann infolge der ſtärkern Lichtabſorption in der mächtigen Gasſchichte als dunkle Flecken erſchienen. Spörer zeigte auch, daß dieſe Vertiefungen durchſchnittlich nicht über 200 geographiſche Meilen betragen.

Wenn wir über die Chromoſphäre nichts Beſtimmteres wiſſen, ſo hat dies ſeinen Grund darin, daß die Spectralanalyſe der Sonne überhaupt noch voll von Geheimniſſen iſt. Im Jahre 1877 meinte Draper in New-York, in der Sonne den Sauerſtoff nachweiſen zu können. Er ſollte ſich im photographiſchen Spectrum nicht als dunkle Linie, wie die anderen Elemente, ſondern als helle, verſchwommene Bande zeigen, ein Verhalten, das natürlich ſchwer zu begreifen iſt und ſich auch als optiſche Täuſchung herausgeſtellt hat. Dagegen hat vor kurzem Janſſen in Meudon ein gewiſſes Sauerſtoff-Spectrum, welches aus einer Reihe von Banden beſteht, als Beſtandtheil des Sonnenſpectrums nachgewieſen. Mit einiger Wahrſcheinlichkeit hat man jüngſt auch das Vorhandenſein von Cadmium, Wismuth, Silber, Lithium und Platin nachgewieſen.

Bis vor kurzem wußte man von einigen Linien im Sonnenſpectrum, z. B. den mit A und B bezeichneten Banden, nicht, ob ſie der Sonne oder der Erdatmoſphäre angehörten. Egoroff entſchied die Frage, indem er das Sonnenlicht durch eine mehr als 60 Fuß lange Röhre leitete, die an beiden Enden mit durchſichtigen Platten geſchloſſen und inwendig mit condenſirtem Gas gefüllt war. Die ſtärkere Abſorption zeigte, daß die fraglichen Linien vom Sauerſtoff in der Erdatmoſphäre herrühren.

Eine andere ſinnreiche Probe über den Urſprung dieſer Linien wurde unlängſt von Cornu ausgeführt. Indem er das Sonnenbild vor dem Spalte des Spectroſcops hin und her ſchwingen ließ, etwa zwei bis drei Mal in der Sekunde, ſah er auf einen Blick den Unterſchied zwiſchen den ruhenden telluriſchen und den ſchwingenden ſolaren Linien.

Die kartographiſchen Darſtellungen des Sonnenſpectrums mit ſeinen unzählbaren Linien ſind neuerdings zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die Karten von Angſtrom, Lockyer, Fievez und Vogel ſind überholt von derjenigen von Thollon, der ſich durch ſein großes Schwefelkohlenſtoff-Prisma den Lalande-Preis der franzöſiſchen Akademie erwarb,

und neuerdings von der genauern Karte Rowlands in Baltimore, deſſen Beugungsgitter dem Prisma in manchen Punkten überlegen iſt.

Indem wir nun die Chromoſphäre dem weitern Studium der Aſtronomen anheimſtellen, vernehmen wir, was ſie uns zu erzählen haben über die äußerſte Hülle der Sonne, die wir oben Atmoſphäre genannt haben, ohne jedoch dadurch über ihren Aggregatzuſtand entſcheiden zu wollen.

Daß dieſe Atmoſphäre ſich bei Finſterniſſen als weißſtrahlende Corona entſchleiert, iſt mehrfach erwähnt worden; allein dieſe Erſcheinungen ſind zu ſelten und von zu kurzer Dauer, als daß man nicht hätte verſuchen ſollen, ſie zu allen Zeiten und an allen Orten zu ſehen. Dies iſt nun auch verſucht worden, zuerſt von Huggins im Jahre 1883 in dem vielbewölkten England, dann von Woods in der reinern Luft des 8500 Fuß hohen Riſſel in der Schweiz, ſpäter am Cap der guten Hoffnung und endlich von Shearmen in Canada. Auf den erhaltenen Photographien zeigt ſich allerdings ein Lichtſchein, der an demſelben Tage ziemlich conſtant bleibt und ſich von Tag zu Tag ändert; allein auf Photographien von partiellen Finſterniß-phaſen auf der Inſel Grenada und am Cap war die theilweiſe Bedeckung dieſes Scheines durch den Mond nicht erkenntlich, ſo daß Huggins, nach einem längern wiſſenſchaftlichen Streite mit Pickering (in „Science“ und „Observatory“), ſelbſt an ſeinem Erfolge zweifelt. Nichtsdeſtoweniger glaubt Wright in New-Haven die Corona geſehen zu haben, indem er die blauen und ultravioletten Strahlen durch gefärbte Medien iſolirte, die Sonnenſcheibe abblendete und die Corona auf einem fluorescirenden Schirme auffing. Alle Parteien jedoch gehen ehrenvoll aus dem Wettſtreite hervor, indem ſie ſich ſämmtlich über den Krakatoa beklagen, der ihnen die Luft getrübt und die Entſcheidung unmöglich gemacht habe.

Mit Umgehung der verſchiedenen Hypotheſen über die Natur der Corona, von Gaswolken, Himmelsſtaub, Steinregen, Kometenſchweifen, Meteorſchwärmen, Lichtbeugung u. ſ. w., vernehmen wir lieber von Huggins und Young die beſtimmte Thatſache, daß das Spectrum der Corona mit ſeinen hellen und dunklen Linien große Analogie hat mit dem der Kometenſchweife, ferner daß es auf drei Lichtarten hindeutet: reflectirtes Sonnenlicht, glühende Maſſen und leuchtende Gaſe. Ueber die Natur der charakteriſtiſchen Corona-Linien weiß man nur, daß ſie mit keinen bekannten Stoffen übereinſtimmen, wohl aber Aehnlichkeit zeigen mit den photographiſchen Spectra einiger Fixſterne, z. B. des hellſten Sternes im Adler.

Eine Vermuthung Raynards, daß die äußere Geſtalt der Corona von der Häufigkeit der Sonnenflecke abhänge, wie die Photographien der letzten 30 Jahre zeigen ſollen, wird von Wesley zurückgewieſen.

Somit hätten wir den Inhalt unſeres heutigen Wiſſens über den Bau der Sonne in allgemeinen Umriſſen gekennzeichnet.

Eine für uns Sterbliche weit intereſſantere Frage bildet eine andere phyſikaliſche Eigenſchaft des Sonnenkörpers, welche der Beobachtung ebenfalls an jedem heitern Tage zugänglich iſt, nämlich die Wärme. Das alte Sprichwort von der goldenen Mitte ſcheint ſich auch hier zu beſtätigen. Aus dem Newton'ſchen Abkühlungsgeſetze ſchloſſen P. Secchi und Ericſon auf eine Sonnentemperatur von einigen Millionen Grad. Geſtützt auf ein neues Geſetz von Dulong und Petit, brachten dann Crova und Violle dieſe Hitze herunter auf etwa 2000° C., ſo daß die Sonne nicht wärmer wäre, als einige irdiſche Glutöfen zuſammengenommen. Ein Rückſchlag ließ nicht lange auf ſich warten, indem Roſetti aus Experimenten mit dem elektriſchen Bogen und anderen Wärmequellen fand, daß obiges Geſetz für hohe Temperaturen nicht richtig iſt, und aus der neuen Strahlungsformel von Stefan die Sonnenwärme wieder auf das fünffache anſetzte, nämlich auf 10 000 Centigrad. Einen nur wenig größern Werth von 13 230 Grad hatte Zöllner angenommen. Allein auch dieſer Werth wurde von Michelſon, mit Verwerfung des Stefan'ſchen Geſetzes, vervierfacht, ſo daß nach ihm die Temperatur der Photoſphäre auf 50 000 Grad anzuſetzen iſt. Ob mit dieſer Zahl die goldene Mitte erreicht iſt, wer will das je erfahren?

Langley hat auch die Sonnenſtrahlung mit ſeinem Bolometer (Ausſtrahlungsmeſſer) ſecirt und die Wellenlänge im hellen und dunklen Theile des Wärmeſpectrums gemeſſen. In jenem fand er die größte Energie der Wärme mit der des Lichtes im Gelb zuſammenfallend, in dieſem entdeckte er mehrere kalte Stellen, gleichſam dunkle Linien, ähnlich den bekannten Fraunhofer'ſchen Linien, und fand auch die üblichen Formeln von Cauchy, Briot und Redtenbacher zur Berechnung der Wellenlängen an dieſer Stelle unzureichend. Trat ſchon die große Aehnlichkeit zwiſchen den Licht- und Wärmeſtrahlen durch die kalten Abſorptionslinien hervor, ſo beſtätigte ſie ſich noch weiter durch die Wahrnehmung, daß in beiden Fällen die kurzen Wellen ſtärker abſorbirt werden als die langen, daß wir alſo hier auf dem Grunde des Luftoceans von dem rothen Ende des Lichtſpectrums und ebenſo von dem dunklen Ende des Wärmeſpectrums verhältnißmäßig eine größere Menge erhalten als von den entgegengeſetzten Enden. Eine noch unerklärte Ausnahme ſcheint obzuwalten an dem äußerſten Ende des dunklen

Wärmespectrums jenseits der Wellenlänge des siedenden Wassers, wo die Sonnenstrahlen plötzlich abbrechen. Da Wärmewellen von so großer Länge vom Monde wie auch vom elektrischen Bogen ausgestrahlt werden, so sind sie ohne Zweifel auch auf der Sonne vorhanden, werden aber auf dem Wege zu uns irgendwo festgebannt. Infolge dieser neuen Entdeckungen erhielt dieser Forscher im Jahre 1885 die Draper-Medaille und vor einigen Jahren auch die freigewordene Directorstelle der Smithsonschen Stiftung in Washington.

Ein mehr populäres Interesse gewinnt die Wärmestrahlung der Sonne, wenn wir ihren Einfluß auf die Meteorologie unseres Erdballs betrachten. Die Kgl. Astronomische Gesellschaft veranlaßte eine Vergleichung der Sonnenflecken-Beobachtungen mit den Temperaturwechseln in Kew von 1856—1879 und zu Toronto (Canada) von 1844—1879, in der Voraussicht eines Zusammenhanges zwischen den periodischen Flecken-Maxima und Minima und den Schwankungen der Durchschnittswärme der Sonnenstrahlung: eine Vermuthung, die gerechtfertigt schien durch die Thatsache, daß die Wärmestrahlung großer Sonnenflecke nur etwa zwei Drittel derjenigen der Umgebung beträgt, während umgekehrt diejenige der hellen Fackeln bedeutend größer ist. Indessen erwies sich der vermeintliche Zusammenhang auf jeder Station sehr zweifelhaft, und auf beiden nicht einmal übereinstimmend. Auch die in Montpellier angestellten Intensitätsmessungen der Sonnenstrahlung scheinen mit dem gegenwärtigen Flecken-Minimum nicht gleichen Schritt zu halten. Aehnlich war das Ergebniß zwischen Gewitter und Regen und der Fleckenhäufigkeit. Einer Zunahme in einem Erdstriche entsprach eine Abnahme in einem andern.

Eine auffallende Einwirkung der Sonnenthätigkeit auf Stärke und Richtung der Winde glaubte Gould in Südamerika wahrgenommen zu haben; an anderen Orten jedoch kam man nicht zu demselben Ergebnisse.

So geht denn aus den bisherigen Beobachtungen hervor, daß der Kampf der Elemente auf der Sonnenoberfläche auf unsere Atmosphäre keinen merklichen Einfluß übt, ausgenommen vielleicht die Nordlichter und magnetischen Störungen.

Unsere letzte Frage über den Sonnenkörper betrifft seine Gestalt und Größe. Sollte man nicht erwarten, daß die Sonne ebenso gut, wie unsere Erde und der Planet Jupiter, infolge ihrer Achsendrehung eine Abplattung besitze? Sollte man nicht fürchten, daß die unaufhörliche Wärmeausstrahlung nach allen Richtungen der Himmelskugel allmählich ein Zusammenschrumpfen des allbelebenden Feuerballs zur Folge habe? Die

uns zu Gebote ſtehenden Beobachtungen beſtehen theils in Durchgangsbeobachtungen der Sonnenſcheibe durch die Fäden eines Meridianinſtrumentes, theils in Photographien. Greenwich liefert die erſteren, Moskau die letzteren. Hilficker in Neuchatel hat nicht weniger als 3468 Tranſitbeobachtungen aus den letzten 20 Jahren verglichen und glaubt ein Schwanken des Sonnendurchmeſſers mit der Häufigkeit der Flecke gefunden zu haben, während Auwers aus Beobachtungen von ſieben verſchiedenen Sternwarten alle derartigen Schwankungen auf ſogen. „perſönliche Gleichungen" zurückführt und überhaupt das Tranſitinſtrument, und um ſo mehr die Camera, zur Entſcheidung dieſer Fragen für incompetent erklärt.

Doch wenden wir unſern Blick jetzt von der Sonne ab, hinaus in die Planetenwelt.

(Fortſetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Lehr- und Rede-Weisheit des Heilandes.

Redeweisheit iſt ſtets von den Menſchen als eine erhabene und göttliche Gabe, als das Siegel höherer Begabung angeſehen und hochgeprieſen worden. Redemacht iſt in der That das Scepter, welches die Herrſchaft über die Herzen führt, das Schwert, welches die Geiſterſchlachten ſchlägt und entſcheidet; ſie iſt das Organ des höchſten Segens, des Heiles und der göttlichen Offenbarung geworden. Wunderbares wird gemeldet von Erfolgen, welche erzielt worden von redemächtigen Menſchen und Verkündigern des göttlichen Wortes.

Alles aber verſchwindet vor der Redemacht des hochgelobten Meiſters, der einſt „mächtig in Wort und That" (Luc. 24, 19) das Gelobte Land lehrend und predigend durchzog und das Volk mit ſich riß, unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus. Er hatte alle Eigenſchaften eines rechten Lehrers. Er trug die Berechtigung zum Lehren und als Einſatz des Wiſſens alle Schätze der Weisheit Gottes und endlich das volle Verfügungsrecht über die innere Gnade für ſeine Zuhörer vermittelſt ſeiner gottmenſchlichen Natur in ſich. Er war der Lehrer aller Lehrer und Gott und Menſch in einer Perſon. So fehlte auch der Erfolg nicht. Alle Evangeliſten ſind einſtimmig über die großartige Wirkung ſeiner Predigt im Volke.

Dieſe Wirkung aber verdankte der Heiland nicht bloß den außerordentlichen übernatürlichen Lehrmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ſondern auch ſeiner mehr natürlichen Lehr- und Redeweisheit, welche der Gegenſtand dieſes kleinen Verſuches ſein ſoll.

Alſo ein Stück gottmenſchlicher Rhetorik! Es iſt dieſes eine ſehr anziehende Studie und ganz geeignet, den Heiland uns nahe zu bringen, uns auch mit der natürlichen Größe und Schönheit ſeines Geiſtes bekannt zu machen und uns mit Bewunderung und Liebe für ſeine Perſon zu erfüllen.

Für jeden nachhaltigen Rede-Erfolg iſt nun nothwendig, daß der Redner ſich an alle Vermögen ſeiner Zuhörer wende und ſich derſelben für ſeinen Zweck bemächtige. Der Gegenſtand, für den er eintritt, muß leuchten, gefallen und den Willen einnehmen. Deshalb muß der Redner durch hohen und klaren Geiſt auf den Verſtand der Zuhörer wirken; er muß ihre Phantaſie und ihre Sinne feſſeln und ihren Willen mächtig anregen. Das ſind nun auch die charakteriſtiſchen Züge an der Lehr- und Redeweisheit Jeſu.

I.

Durch vier herrliche Eigenſchaften wirkte der Verſtand des Heilandes bei ſeinen Lehrunterweiſungen auf das Erkenntnißvermögen der Zuhörer.

Die erſte Eigenſchaft war die Klarheit. Es trug zu dieſer Klarheit vor allem viel bei die außerordentliche Kürze und Beſtimmtheit, in welche der Heiland ſeine Lehre faßte; ferner die Einfachheit, mit welcher er ſeine Gedanken und Wahrheiten darlegt und entwickelt. Während der Geiſt der Propheten vielfach unter der Größe der Offenbarungen, die ihnen zu theil wurden, zu erliegen ſcheint, mühſam mit dem Ausdruck ringt und nach Himmel und Erde auslangt, um würdige Bilder und Vergleiche zu finden, fließt die Rede des Heilandes mit einer Klarheit, Durchſichtigkeit und natürlichen Leichtigkeit, wie die Waſſer einer heitern Quelle abfließen. Beſonders aber kommt der Klarheit ein gewiſſer Zug der Univerſalität zu gute, welcher die Lehrweiſe des Heilandes auszeichnet. Er war Geſetzeslehrer in Iſrael, aber nicht bloß für Iſrael, ſondern für alle Zeiten und die ganze Menſchheit. Seine Glaubens- und Sittenlehre ſollte die geiſtig-ſittliche Grundlage der künftigen Weltzeit ſein. Seine Lehrweiſe mußte daher den Charakter der Univerſalität tragen. Das finden wir wirklich. Er iſt Sohn Abrahams, Sohn des Gelobten Landes und Prophet in Iſrael, und die iſraelitiſche Religion, das Land, das Volk, ſeine Geſchichte und ſeine Sitten ſpiegeln ſich in ſeinen Lehrvorträgen, aber ohne Störung

dieſes Zuges der Univerſalität. Ein Vergleich mit einem beliebigen Hauptſtück aus einem Propheten oder mit einem Bruchſtück erhaltener rabbiniſcher Redeweisheit beſtätigt dieſes vollkommen. Der Heiland iſt eben Gottmenſch und Menſchenſohn, und ſo ſtellt auch ſeine Lehr- und Redeweiſe das ſchöne Ideal der reinen Menſchheit dar.

Die zweite Eigenſchaft des Verſtandes, welche der Heiland bei ſeiner Lehrthätigkeit offenbarte, iſt die Tiefe und Erhabenheit, mit welcher er ſeine Lehren vortrug. Hierher gehören vor allem ſo manche geiſtreiche Vergleiche, wie wenn er das Auge mit der Leuchte vergleicht und den innern Geiſt, die Abſicht und Geſinnung das Auge der Seele nennt (Matth. 6, 22. Luc. 11, 34); dann tiefſinnige Wortſpiele, wie: „Laß die Todten die Todten begraben" (Luc. 9, 60), „Elias (Johannes der Täufer) iſt ſchon gekommen" (Matth. 17, 11. 12); das geheimnißvolle und treffende Wortſpiel mit „Geiſt, Hauch und Gabe", um den Heiligen Geiſt zu bezeichnen (Joh. 3, 8; 4, 10); das ſinnreiche Spielen mit „Schlaf und Tod" (Matth. 9, 24. Joh. 11, 11). Vor allem glorreich offenbart ſich die Tiefe und Erhabenheit der Redeweisheit unſeres Erlöſers in dem Lehrvortrag, welcher die Verheißung der Euchariſtie enthält (Joh. 6). An dem Worte „Brod" entwickelt er die erhabenſten Offenbarungen über ſeine Natur, ſeine Lebensaufgabe, ſeine Bedeutung für die Menſchheit, ſein künftiges Daſein und Wirken in dem hochheiligen Sacramente. Es iſt immer dieſelbe Idee, aber welche Mannigfaltigkeit, welcher Wechſel und Reichthum in den Wahrheiten! In dieſen Bereich gehören erhabene Stellen, die wahre Viſionen ſind und dem Geiſte ganze Welten von Geheimniſſen offenbaren. Die Worte, mit denen der Heiland die rückkehrenden Jünger empfängt: „Ich habe Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen ſehen" ... „Ich preiſe dich, Vater, daß du dieſes den Weiſen verborgen, den Kleinen geoffenbart" ... „Alles iſt mir übergeben vom Vater, und niemand weiß, wer der Vater iſt, als der Sohn, und wer der Sohn, als der Vater und derjenige, welchem es der Sohn offenbaren will" (Luc. 10, 21. 22. Matth. 11, 25—30), dieſe wenigen Worte beleuchten gleich Blitzen das ganze Geheimniß der Auserwählung und ſeine Entwicklung von den Uranfängen in der Ewigkeit bis in die Tage des Menſchenſohnes und hinaus bis zum Abſchluß der Weltzeit; und der lebendige Ausgang und Mittelpunkt dieſer großartigen Entwicklung iſt niemand anders als der Gottmenſch, die Quelle aller natürlichen und übernatürlichen Gotteserkenntniß und alles Heiles. Ebenſo ſind die Worte des Heilandes vor Sichem bei dem Herankommen der Sichemiten (Joh. 4, 35) und ſpäter bei der Annäherung der

Heiden an Jesus im Tempel, im Augenblick, wo er denselben für immer verläßt (Joh. 12, 24. 25. 31. 32), ein herrlicher Ausblick in das unermeßliche Erntefeld der Kirche in der Heidenwelt und auf die Herrlichkeit der Heidenkirche selbst. Und wenn der Heiland bei dem Anschwellen der Verfolgung gegen ihn in die Worte ausbricht: „Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu werfen", und: „Das Schwert bin ich gekommen zu bringen und nicht den Frieden" (Luc. 12, 49 f. Matth. 10, 34), dann ist auch das ein Ausblick in die sturmbewegte Zukunft des Christenthums, das sich durch Eisen und Blut die Wege in der Welt öffnen muß. — Manche dieser erhabenen Stellen sehen sich wie Prophezeiungen an. Wer sieht in den Adlern, die um das Aas kreisen (Luc. 17, 37. Matth. 24, 28), nicht auch die römischen Adler, die gegen Jerusalem und das unglückliche Volk heranziehen, und am Ende der Zeit die Engel des Gerichtes und die zeitlichen Strafgerichte, die ihr Rachewerk thun werden an der sündigen Welt? Die Worte in der Parabel vom Prasser, daß seine Brüder auch nicht glauben werden, wenn selbst Lazarus aus der Ewigkeit käme (Luc. 16, 31), können als geheimnißvolle Voraussagung angesehen werden des beharrlichen Unglaubens der Juden selbst bei der Auferweckung des Lazarus und bei der Auferstehung Christi. Der Ausspruch aber: „Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen baue ich ihn wieder auf" (Joh. 2, 19), ist eine wahre Prophezeiung seines gewaltsamen Todes und seines Wiederauflebens. Wahrhaft grauenerregend aber ist die Prophezeiung des Herrn über den Untergang des Volkes, wenn er sagt, die letzten Dinge dieses Geschlechtes werden schlimmer sein als die ersten (Matth. 12, 45). Es ist damit der Augenblick bezeichnet, wo dieses Volk, nicht mehr irre geführt vom Teufel der Abgötterei, sondern gejagt von der ganzen Hölle des religiösen Fanatismus, wie ein Wahnsinniger gegen Gott und Menschen wüthend, sich in das zeitliche und ewige Verderben stürzt. — Worte aber, wie: „Ich bin der wahre Weinstock" (Joh. 15, 1), „Ich bin das Licht der Welt" (Joh. 8, 12), „Ich bin der lebendige Wasserquell" (Joh. 7, 37), „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6), „Ich bin die Auferstehung und das Leben" (Joh. 11, 25), konnten eben nur ausgesprochen werden von der ewigen, göttlichen Weisheit selbst. Es sind Lichtsonnen, die unermeßliche Gebiete des Lebens, der Wahrheit, der Schönheit und der Seligkeit erschließen und beleuchten; wahre Abgründe und endlose Tiefen, in welche das Auge hinabsehen und sich der Geist vertiefen kann, ohne ein Ende zu finden. Gott allein erfaßt ihre ganze Bedeutung und Tragweite.

Die dritte Eigenschaft des Verstandes, die aus der Lehrweisheit des Heilandes hervorleuchtet, ist die Schärfe und Schlagfertigkeit. Wie scharf und geistreich folgert er aus sonst unbeachteten Worten der Schrift die Unsterblichkeit der Seele (Matth. 22, 32) und seine eigene Gottheit (Matth. 22, 43)! Mit welcher Ueberlegenheit und Ruhe löst er die Redeschlingen, in welchen die abgefeimte Bosheit seiner Feinde ihn fangen wollte! Eine stehende Streitfrage war die Beobachtung der Sabbatruhe, und mit wie vielen schlagenden Beweisen widerlegt er ihre übertriebenen falschen Satzungen! Bald greift er auf den tiefsten und erhabensten Grund des Gesetzes zurück, auf die Ruhe Gottes nach dem Schaffen, an welche der Sabbat erinnern sollte, und beweist, daß Gottes Ruhen nicht ein absolutes Feiern von Thätigkeit ist, sondern ein stetes Wirken zu seiner Ehre und zum Heile der Menschen (Joh. 5, 17); bald schlägt er sie durch das Beispiel anerkannter Heiligen des Alten Bundes (Luc. 6, 3 f.), der Priester im Heiligthum (Matth. 12, 5), ja durch ihr eigenes Thun, indem sie am Sabbat beschneiden (Joh. 7, 22) und für ihre Hausthiere sorgen (Luc. 14, 5. Matth. 12, 12). — Besonders aber sind es drei Gelegenheiten, bei denen sich die Ueberlegenheit und Schlagfertigkeit seines Geistes herrlich offenbarte. Die erste war das Urtheil über die Ehebrecherin, wo der Heiland, da die Priester in der bösen Absicht, ihn zu verderben, den Urtheilsspruch in seine Hand legten, von dieser Einräumung Gebrauch machte, den Fall höchst weise und majestätisch nach höherem Recht als Richter aller, der Ankläger wie der Angeklagten, entscheidet und die unehrlichen Ankläger in großer Beschämung und Furcht abziehen ließ (Joh. 8, 7. 8). Die zweite Gelegenheit war die Vernehmung des Herrn durch die Abordnung des Hohen Rathes nach der zweiten Säuberung des Tempels, in wessen Gewalt nämlich und auf welches Recht hin er so Hausrecht übe im Tempel. Der Herr entzieht sich der Schlinge durch die Gegenfrage, ob die Sendung des Johannes von Gott gewesen sei oder nicht. Die Juden sahen die Gegenschlinge, wollten nicht antworten und zogen sich mit einer Lüge rathlos zurück. Die Frage des Heilandes nämlich war nicht müßig und gegenstandslos, sondern hing mit der Frage des Hohen Rathes auf das engste zusammen und enthielt in sich schon die Antwort des Herrn, aber die Juden sollten dieselbe selbst geben. War die Sendung des Johannes von Gott, so brauchten sie sich nur an das zu erinnern, was Johannes von ihm bezeugt hatte, und es bedurfte keiner weitern Antwort, in wessen Gewalt er den Tempel säubere (Matth. 21, 23—27). Die dritte Gelegenheit war die verfängliche Frage mit dem

Zinsgroschen. Der Heiland hält sich einfach an die thatsächlichen Zugeständnisse, welche die Pharisäer und Herodianer selbst ihm gaben. Indem sie sich der römischen Münzen bedienten, anerkannten sie des Kaisers thatsächliches Recht, als Landesherr Steuern zu erheben. Deshalb sagt er: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist" (Matth. 22, 15—21). — Gerade dieser Fall aber zeigt auch, wie die Controverse und Dialektik des Heilandes nicht bloß darin bestand, daß er schlagend und siegreich die Gegner aus dem Felde warf, sondern wie er ihre böswilligen und unausgesetzten Angriffe auch benutzte, um positiv zu belehren und große, wichtige Offenbarungen und Gesetze für alle Zeiten zu geben. So knüpfte er an den Vorwurf, er und seine Jünger hielten sich nicht an die Satzungen der Alten, die weittragende Belehrung über die Bedeutung und den Werth der äußeren Beobachtungen und Satzungen (Matth. 15, 10 f.). Der Vorwurf von seiten der Pharisäer und Johannesjünger, er leite seine Schüler nicht zum Gebete und zum Fasten an, sondern gehe mit ihnen zu Gelagen, wird ihm ein Anlaß, die richtigen Grundsätze über äußere Strenge in der Lebensart festzustellen (Luc. 5, 34—39). Der frivole Gewissensfall aber, mit dem die Sadducäer ihn versuchten, gab ihm Anlaß, einen herrlichen Aufschluß über die Beschaffenheit des künftigen Lebens zu geben (Luc. 20, 34—38), und die Frage der Pharisäer über den Scheidebrief benutzte er, um nicht bloß das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe, sondern auch den Rath der evangelischen Jungfräulichkeit zu verkünden (Matth. 19, 3—12). Das ist nun gewiß eine fruchtbare, segenbringende, erhabene und göttliche Dialektik. Seine Lehre gewinnt so gerade wie die Offenbarungen des Alten Testamentes einen eigenthümlichen Charakter der Gegenwart und Thatsächlichkeit. Die Offenbarungen Gottes hängen immer mit Thatsachen zusammen. Und so ist das Alte wie das Neue Testament Gesetzbuch und Geschichte zugleich.

Besonders herrlich aber offenbart sich die vierte Eigenschaft des Verstandes in den Lehrvorträgen Jesu, nämlich der Reichthum und die Mannigfaltigkeit. Der Heiland bedient sich wiederholt derselben Gedanken, Bilder und Parabeln, aber in den wenigsten Fällen sind es ganz dieselben. Immer ist etwas neu daran; bald ist bei demselben Gleichniß und Bild der Zweck ein ganz anderer, bald sind für denselben Zweck die Bilder anders gewählt, bald endlich gesellen sich bei demselben Zweck und bei demselben Bilde neue Umstände dazu und machen das Ganze wieder neu. Einige Beispiele mögen die Behauptung nach ihrer dreifachen Beziehung erläutern.

Neu und verschieden dem Zwecke nach sind folgende sonst gleichartige Parabeln, Bilder und Sinnsprüche. Zweimal bedient sich der Herr der Parabel vom verlorenen Schäflein, das der Hirt zur Hürde zurückbringt, und von der verlorenen Drachme, welche von der armen Frau gesucht wird. Beide Male will der Herr uns eine Idee von der großen Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen die Menschen und Sünder geben, aber zu verschiedenen Zwecken. Einmal soll die Größe dieser Barmherzigkeit Gottes ein Beweggrund sein, vom Aergernißgeben abzustehen (Matth. 18, 7—14); das andere Mal soll eben diese Barmherzigkeit Gottes sowohl die Zöllner zur Buße aufmuntern, als auch die harten Pharisäer von der Härte gegen diese Aermsten abbringen und ihr Herz in Liebe und Mitleid ihnen zuwenden nach dem Beispiele des Heilandes selbst (Luc. 15, 1—10). Von Winzern und Arbeitern im Weinberg ist auch an zwei Stellen die Rede, und in beiden ist mit dem Weinberge die Heilsanstalt Israel gemeint, aber der Zweck und die Umstände sind verschieden. Das erste Mal sind die Arbeiter einfache Taglöhner (Matth. 20, 1—16), das zweite Mal Erbpächter (Matth. 21, 33—41). Dort ist der Zweck, die absolute Freiheit Gottes in Erwählung ohne Eintrag der Gerechtigkeit zu zeigen und zu beleuchten; hier, die Wegnahme der Heilsanstalt von Israel und die Uebertragung derselben an die Heiden in Aussicht zu stellen. Dort sind die Juden bloß mittelbar und insofern gemeint, als ihr Neid und ihre Anmaßung in der Unzufriedenheit der erstberufenen Arbeiter gestreift wird; hier sind sie in erster Linie bezeichnet in dem Mißbrauch, den sie von der anvertrauten Heilsanstalt machen, und in dem Mordplane gegen den Heiland. Dort ist von keinem Ausschlusse von der wesentlichen Seligkeit die Rede; denn alle Arbeiter bekommen den Denar, sondern bloß von der Ausschließung von Vorzügen und Vergünstigungen; hier wird einfach zeitliches und ewiges Verderben angedroht. — Die Parabel vom Gastmahl trug der Heiland auch zweimal vor, aber Zweck und Umstände sind ganz verschieden. Bei der ersten (Luc. 14, 16—24) beabsichtigt der Heiland, zu zeigen, daß es nicht genug sei, nach dem himmlischen Gastmahl der Seligkeit Verlangen zu tragen, sondern man müsse auch den Bedingungen nachkommen und der Einladung in die Kirche folgen; dieser Einladung werden die Juden nicht Raum geben, und deshalb werden sie keinen Theil am ewigen Hochzeitsmahle haben, während die verachteten Zöllner und Heiden folgen und Tafelgenossen des himmlischen Reiches sein werden. In der zweiten Parabel (Matth. 22, 1—14) geht der Zweck nicht bloß auf die Juden, sondern auch auf die Heiden, die statt

der Juden gerufen werden. Auch sie müssen die Bedingungen zur Zulassung zum Reiche Gottes erfüllen, sonst werden auch sie hinausgewiesen, was an dem einen Gaste bewiesen wird, der kein hochzeitliches Kleid anhat. Auch bezüglich der Juden treten neue Umstände dazu: sie zeigen in dieser Parabel nicht bloß eine ablehnende Haltung gegen die ladenden Boten, sondern einen ganz feindlichen Geist und morden die Diener des Königs, und diesen Frevel büßen sie auch mit dem zeitlichen Untergang ihrer Stadt.

Eine ähnliche Verschiedenheit des Zweckes bei Gleichartigkeit der Bilder finden wir bei einzelnen Sinnsprüchen und Vergleichen. So ist „Sauerteig" als geistiger Gährungsstoff bald in schlimmem (Luc. 12, 1), bald in gutem Sinn (Luc. 13, 21) genommen. Das apostolische „Salz" bedeutet bald im allgemeinen die apostolische Kraft und Wirksamkeit durch den Besitz der übernatürlichen Weisheit und Heiligkeit (Matth. 5, 13), bald die Kraft der gänzlichen Lossagung und Selbstüberwindung (Luc. 14, 34). Der Vergleich mit dem „Balken im Auge" wird hier gebraucht als Beweggrund, andere nicht zu beurtheilen (Matth. 7, 1); dort, sich anderen nicht als Lehrer aufzudrängen und andere von Gebrechen heilen zu wollen, an denen man selbst leidet (Luc. 6, 39—42). Das Sprichwort: „Der Schüler ist nicht über dem Meister", gilt bald als Aufmunterung, das Kreuz dem göttlichen Meister nachzutragen (Matth. 10, 24), bald als Abmahnung, sich falschen Lehrern anzuschließen, weil man sonst gerade so verkehrt wird wie sie (Luc. 6, 40). Das Wort: „Es ist nichts so verborgen, daß es nicht an das Licht kommt", ist an einer Stelle gebraucht als Ermunterung, die Lehre Jesu muthig zu predigen und zu bekennen (Luc. 8, 17); an einer andern als Warnung, sich nicht den Pharisäern anzuschließen, weil ihre Heuchelei und Schlechtigkeit einst geoffenbart werde (Matth. 10, 26. Luc. 12, 2). Der „Widersacher" ist bald das Gewissen, das Anklage erheben wird (Luc. 12, 58), bald der Nächste, mit dem man sich im Leben nicht versöhnt hat (Matth. 5, 25). Anscheinend widersprechen sich die zwei Aussprüche: „Wer nicht gegen euch ist, ist für euch", und: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich." Das ist aber nicht der Fall, weil sie an einer Stelle von der Angehörigkeit zum Apostelcollegium gesagt sind (Marc. 9, 39), an der andern von der Angehörigkeit zum Reiche Christi überhaupt (Matth. 12, 30). Das Sprichwort: „Mit dem Maße ihr ausmeßt, wird euch eingemessen werden", findet seine Anwendung bald bei der Strafe (Matth. 7, 2), bald bei der Belohnung für geleistetes Gute (Luc. 6, 38), namentlich für das apostolische Wirken (Marc. 4, 24).

In all diesen Fällen ist dasselbe Bild und dieselbe Redensart in verschiedenem Sinne angewendet und zu verschiedenem Zwecke verwerthet. Im Gegentheil weiß der Heiland zum selben Zweck gar verschiedene Bilder zu finden und anzuwenden. Um die Pharisäer ihres Unverstandes bezüglich der Sabbatruhe zu überführen, bedient er sich manch schlagender Beweise gegen sie aus dem Privatleben, wie sie nämlich selbst sich kein Gewissen daraus machen, für ihre Hausthiere am Sabbat zu sorgen. Wiederholt kommt dieser Gedanke, aber stets in einem andern Bilde, zum Ausdruck. Bald ist es ein Schaf (Matth. 12, 11), bald ein Esel oder ein Ochs (Luc. 14, 5), der verunglückt und aus der Grube gezogen werden muß. Dann ist der Vergleichungspunkt nicht das Herausziehen, sondern das Lösen von der Raufe und das Führen zur Tränke, und zwar ganz entsprechend dem Falle mit der gekrümmten Frau, die der böse Feind gefesselt hatte und die der Heiland jetzt löst (Luc. 13, 15). Wenn von der wunderwirkenden Macht des Glaubens die Rede ist, so wird dieselbe bald gezeigt an einem Baume, der entwurzelt (Luc. 17, 6. Marc. 11, 23), bald an einem Berge, der versetzt und ins Meer gestürzt wird (Matth. 21, 21). Das Ausharren im Gebet behandelt der Herr in zwei Parabeln. Einmal ist es ein Mann, der durch Zudringlichkeit seinen Freund zum Verabfolgen von Brod mitten in der Nacht zwingt (Luc. 11, 8); ein anderes Mal ist es eine arme Wittwe, die durch ihre unablässigen Bitten einen Richter dahin bringt, daß er ihr Recht spricht (Luc. 18, 5). Wiederholt auch vergleicht der Herr die Pharisäer mit Gräbern; bald nennt er sie „verborgene" Gräber, und man hat beim Ueberschreiten keine Ahnung, daß man sich an ihnen verunreinigt (Luc. 11, 44), bald „aufgeputzte" Gräber, die mit ihrem äußern Schmuck den innern Unrath verbergen (Matth. 23, 27). Um zur Wachsamkeit aufzumuntern, bedient sich der Herr bald des Bildes vom Thürhüter (Luc. 12, 36), bald vom Hausvater, der sein Haus vor dem Diebe bewacht (Matth. 24, 43), bald von den Brautjungfern, die den Bräutigam erwarten (Matth. 25, 1), bald von dem Verwalter von Haus und Hof (Matth. 24, 45). Das eifrige Schaffen bis zum Tode wird uns empfohlen in den Parabeln von den beiden Beamten (Matth. 25, 14. Luc. 19, 12).

Gerade dieses letzte Beispiel endlich zeigt uns, wie der Heiland selbst bei demselben Zweck und demselben Bilde endlich doch eine Neuheit und Verschiedenheit anzubringen weiß durch Aenderung verschiedener Umstände. In einer Parabel ist es ein gewöhnlicher reicher Mann, der seine Talente zum Wuchern an seine Diener vertheilt und den eifrigen Diener nach Ver-

dienſt und Eifer belohnt, den trägen Knecht aber durch Entziehung des Anvertrauten und poſitive Züchtigung beſtraft (Matth. 25, 14—30). In der andern iſt es ein edler Königsſohn, der ſeinen Privatbeſitz Untergebenen anvertraut; er belohnt den eifrigen Beamten nach Verdienſt aus dem Staatsſchatze durch Verleihung von Statthalterſchaften; den läſſigen und frechen Knecht ſtraft er bloß durch Entziehung des anvertrauten Geldes, dagegen läßt er blutige Rache nehmen an der Partei des Volkes, die ihn nicht zum Fürſten haben wollte (Luc. 19, 11—28). Dieſe ganz neuen Umſtände entſprechen genau der Lage, in welcher der Erlöſer ſich damals befand. Es war auf der letzten Reiſe nach Jeruſalem, und Freund und Feind erwarteten die Errichtung ſeines Reiches mit ganz entgegengeſetzten Geſinnungen. Er warnt die einen und die anderen. Die Seinen ſollen ſich nicht eiteln Hoffnungen hingeben; denn das Anbrechen ſeiner zeitlichen Herrſchaft ſei noch nicht gekommen; ſie ſollen vielmehr die Zeit benutzen zu eifrigem Wirken. Den Feinden gegenüber enthüllt er ſich nunmehr in ſeiner königlichen Eigenſchaft und droht immer deutlicher mit den äußerſten Strafen.

So offenbart der Heiland durch ſeine Lehr- und Redeweisheit in aller Herrlichkeit die Tiefe, die Schärfe und den Reichthum ſeines mächtigen Verſtandes. In aller Wahrheit kann man ſagen: „Hier iſt wirklich mehr als Salomon" (Matth. 12, 42). Im beſondern gilt von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit ſeiner Bilder und Redeformen das Wort, das er ſelbſt geſprochen: der Lehrkundige ſei dem Hausvater gleich, der aus ſeinem Schatze hervorlange Neues und Altes (Matth. 13, 52). Der Schatz ſeiner Weisheit iſt unerſchöpflich, und unter ſeinem vielkundigen Geiſte gewinnt alles, ſelbſt das Alte, den Reiz der Neuheit.

II.

Die Lehren und Unterweiſungen des Weltheilandes waren alle von einem hohen und mächtigen Geiſte getragen; aber ſie wieſen nicht bloß, wie die Bäume im Winter, das kahle und ſchmuckloſe Gezweige und Geäſte wahrer, erhabener und vielſeitiger Gedanken, ſondern erfreuten auch durch das Blätter- und Blütenwerk eines edlen und ſchönen Redeſchmucks. Chriſtus begnügt ſich nicht bloß mit dem durchaus Nothwendigen und ſpricht nicht bloß in abſtracten Gedanken zum Verſtande, ſondern er führt aus, beſchreibt, er ſpricht zur Phantaſie und zu den Sinnen, alles leibt und lebt bei ihm. Offenbar kann man in ſeinen Reden und Parabeln nicht allem eine tiefere myſtiſche Bedeutung geben, und deshalb bemerken die Ausleger mit Recht von manchem, es ſei bloßer Redeſchmuck — ein

Zeichen, daß dem Herrn die Schönheit des Ausdrucks nicht gleichgiltig war. Im besondern bedient er sich hierzu folgender Mittel.

Vor allem braucht der Erlöser kaum allgemeine Ausdrücke. Spricht er von der Thierwelt, so ist es bald ein Adler (Luc. 17, 37), bald ein Rabe (Luc. 12, 24) oder ein Sperling (Luc. 12, 6), ein Fuchs (Matth. 8, 20), ein Scorpion (Luc. 11, 11). Handelt er von Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen, dann ist es entweder ein Maulbeer- (Luc. 17, 6) oder ein Feigenbaum (Luc. 13, 6), eine Senfstaude (Matth. 13, 31), Minze, Anis, Kümmel (Matth. 23, 23), Tollkorn (Matth. 13, 25). Ein hochgradiger Schmerz ist ihm Heulen und Zähneknirschen (Luc. 13, 28). Geld bezeichnet er mit Drachmen (Luc. 15, 8), Minen (Luc. 19, 13) und Talenten (Matth. 25, 15). Weltliche Bestrebungen sind ihm Freude an der Landwirthschaft, an vergnüglichem Familienglück und herrschaftlichem Landbesitz (Luc. 14, 18 f.). — Selbst auf anschauliche kleine Beschreibungen läßt er sich nicht selten ein von Vorgängen aus Natur und Menschenleben. So beschreibt er das Aufgehen der Saaten (Marc. 4, 26 f.), die unheimliche Sinnesart und das Gebahren der bösen Geister (Luc. 11, 21 f.), die Sorglosigkeit der Welt beim Hereinbrechen des Gerichtes (Luc. 17, 26 f. Matth. 24, 37 f.). Wie treffend schildert er den Geist der Zeitgenossen seines Volkes in dem Bilde launischer spielender Kinder (Matth. 11, 16 f.) und, wenngleich nur mit einem Worte, den Charakter des Herodes (Luc. 13, 32)! — In derselben Absicht bediente er sich wiederholt der Sprichwörter, dieser zur Phantasie sprechenden Weisheit des Volkes (Joh. 4, 37. Luc. 4, 23. 24; 5, 31. 39. Matth. 19, 24. 52; 23, 24. Marc. 4, 22; 24, 25).

Noch öfter zieht er die umgebende Natur, das Leben, die Sitten und die Geschichte seines Volkes heran, um durch diese Bilder seine Worte zu beleben. Die Raben und Lilien läßt er den Menschen Vertrauen auf die Vorsehung Gottes predigen (Luc. 12, 24. 27), das kleine Senfkorn soll die innere Kraft und die äußere Machtentfaltung der Kirche aus der Demuth uns deuten (Matth. 13, 31), der unfruchtbare und verfluchte Baum verkündet an den Thoren Jerusalems das Gericht der Stadt (Luc. 13, 6. Marc. 11, 31), die Füchse und Vögel sollen uns eine Idee von der Armuth des Herrn geben (Luc. 9, 58), das verwesende, aber in hundertfacher Frucht aufgehende Weizenkorn sinnbildet die wunderbare Wirksamkeit des Todes Jesu (Joh. 12, 24) und der Weinstock zumal das ganze Geheimniß unserer mystischen Lebensgemeinschaft mit dem Heilande (Joh. 15, 1 f.). — Als geschichtliche Bilder mit verschiedener An-

wendung gehen an uns vorüber Abiathar und David (Marc. 2, 25 f.), die Königin des Südens und Salomon (Matth. 12, 42), die Propheten Elias und Eliſäus (Luc. 4, 25. 27), die eherne Schlange Moſis (Joh. 3, 14), die Sintflut und das Gericht an Sodoma (Matth. 24, 37; 11, 23). Auch geſchichtliche Vorgänge aus der Zeit des öffentlichen Lehramtes finden Verwendung in den Lehren Jeſu, wie der Mord der Galiläer im Tempel und das Unglück am Thurme Siloe (Luc. 13, 3 f.) und der Neubau der Prophetengräber (Matth. 23, 29). Was geht nicht alles aus den Sitten und Gewohnheiten des jüdiſchen Volkslebens in höherer Weiſe belehrend in den Vorträgen des Heilandes an unſerem Geiſte vorüber! Ein Bild aus dem Straßenleben einer orientaliſchen Stadt (Matth. 6, 2), eine Scene aus dem Rechtsverfahren (Matth. 18, 25. 30), Tafelgepflogenheiten (Luc. 11, 39), Hochzeitsfeierlichkeiten (Matth. 25, 1), Arbeitgeber und Arbeitslohn (Matth. 20, 1), das jährliche Aufputzen der Gräber (Matth. 23, 27), die kleinſten Dinge im Haushalte, wie der alte Fleck auf dem neuen Kleide und die Schläuche zum Aufbewahren des Weines (Luc. 5, 36. 37), die verrotteten Zuſtände in der Finanzwirthſchaft der hohen Beamtenwelt (Luc. 16, 1), der tyranniſche Geiſt des heidniſchen Regimentes (Matth. 20, 25), die ſybaritiſche und materialiſtiſche Lebensweisheit der Lebemänner Iſraels (Luc. 12, 16; 16, 19), Scenen aus dem Land- und Hirtenleben (Joh. 10, 3. 4), und endlich die herrlichen Feſtceremonien im Tempel (Joh. 7, 37; 8, 12). Die Fiſcherei wird Symbol des Apoſtolates (Marc. 1, 17), die Ausleſe nach dem Fiſchzuge und der Ernteabend Bild der Vergeltung beim Gericht am Abende der Weltzeit (Matth. 14, 40. 49). Beſonders anſchaulich ſind die Phariſäer gemalt mit ihrer auffälligen Tracht (Matth. 23, 5), mit ihrem verfaſteten Geſichte (Matth. 6, 16), ihren Schauſtellungen im Tempel und an den Straßenecken als lebendige Gebetsmühlen (Matth. 6, 5), mit ihren Almoſentrompeten (Matth. 6, 2) und ihrem unduldſamen, neidiſchen und verbiſſenen Geiſt (Luc. 15, 25). Ein unvergleichlich ſchönes Muſter von Naturwahrheit in Perſonenzeichnung iſt die Parabel vom barmherzigen Samariter (Luc. 10, 30). Selbſt die tiefſten Geheimniſſe im Schoße der heiligſten Dreifaltigkeit, die ewigen Ausgänge der göttlichen Perſonen weiß der Erlöſer in anſchaulichen, ſinnlichen Bildern, dabei in bewunderungswürdiger Tiefe zu geben (Joh. 5, 19. 20. 30; 16, 13—15).

Zum Material dieſer Anſchaulichkeit in der Lehrmethode gehört nun auch die Parabelweisheit des Heilandes. Es iſt anziehend und lohnend, etwas näher auf dieſelbe einzugehen.

Was ist denn nur eine Parabel? Eine Parabel (Luc. 21, 29. Joh. 10, 6. Matth. 13, 36. Marc. 4, 34) ist bald ein sinnliches Bild, bald ein ganzer Vorgang, der aus der sichtbaren Natur und Menschenwelt genommen wird, um Uebersinnliches, Geistiges daran zu erklären und anschaulich zu machen.

Warum lehrte nun der Heiland in Parabeln? Erstens gehörte dieses zur morgenländischen Lehrweise und ist deren eigenthümlicher Vorzug. Wollte also der Heiland als Weiser und Gesetzlehrer auftreten, so mußte er sich auch in dieser Lehrweise erproben. Zweitens war dieses von ihm ausdrücklich vorhergesagt (Ps. 77, 2. Matth. 13, 35). Der Psalmist verkündet in dem Bilde der Verwerfung des Stammes Ephraim (Ps. 77, 67) und im Abfalle der zehn Stämme vom Hause Davids den künftigen Abfall Israels vom „Sohne Davids" und die Verwerfung des Volkes, welche freilich vor allem durch die Schuld des Volkes, dann aber auch dadurch herbeigeführt wurde, daß der Heiland seine Lehre unter dem Schleier von Parabeln vortrug (Luc. 8, 10. Marc. 4, 11 f. Matth. 13, 13 f.). Es gehörte also diese Lehrweise zu den geheimnißvollen Absichten und Veranstaltungen der göttlichen Vorsehung. — Drittens bot die Art und Weise, in Parabeln zu lehren, viele Vortheile sowohl für die Zuhörer als für den Vortragenden. Sie war sehr passend für die geistige Beschaffenheit von Zuhörern der verschiedensten Stände und Bildungsstufen. Weil die Parabelweisheit sehr einfach, volksthümlich, für Geist und Phantasie sehr fesselnd ist, paßt sie namentlich für Ungelehrte, ohne jedoch dem Gelehrten gleichgiltig zu sein. Ebenso entsprach sie dem sittlichen Stande seiner Zuhörerschaft. Für Gute und Wahrheitsliebende war sie ein Sporn zum Nachdenken und Suchen, für Schlechte und Ungläubige aber ein wahres Gericht, wie es der Heiland selbst mit dem Propheten andeutet, „damit sie hören und nicht hören, sehen und nicht sehen". Sie erhielten zu viel Licht, um sich in Wahrheit entschuldigen zu können, und zu wenig, um es nicht mit einigem Anschein zu thun. So verachteten sie es und blieben in ihrem sündhaften Unglauben (Marc. 4, 12. Matth. 13, 11. 12. 14. 15). Ueberhaupt eignet sich die Parabel trefflich, um einschneidende und lästige Wahrheiten schonender vorzutragen. So verkündete der Heiland sehr oft in Parabeln die Verwerfung des Volkes (Luc. 14, 24; 19, 27; 20, 19. Matth. 22, 7). Es lag ferner in dieser Lehrweise eine zarte und barmherzige Rücksicht gegen die Heiden, deren sich viele bei den Vorträgen in Galiläa einfanden und die leicht abgestoßen werden konnten durch eine offene Darlegung der Glaubens-

und Sittenlehre Jesu. Indessen sprach der Erlöser nicht immer in Parabeln, wie wir dieses ja in der Bergpredigt sehen, sondern bloß dann, wenn es die geistige oder sittliche Anlage der Zuhörer erheischte (Matth. 13, 34. Marc. 4, 33. 34). So war mit den Parabeln allen gedient, sowohl denen, die „draußen", als denen, die „drinnen" waren (Marc. 4, 11). Für den göttlichen Heiland selbst aber hatte die Weise, in Parabeln zu lehren, den Vortheil, daß sich sein herrlicher Geist in all seiner Tiefe, Schärfe, Feinheit, in seiner ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit offenbaren konnte. Daher der ausgiebige Gebrauch von dieser Lehrweise in seinen Vorträgen. Sachliche und geschichtliche Parabeln, selbst erfundene und bekannte (Matth. 13, 52), größere und kleinere, ausgeführte und gleichsam nur angedeutete treten darin auf, so daß manche seiner Lehrvorträge ein schönes und mannigfaltiges Muster von Teppichweberei oder Tapetenstickerei bieten, in dem das Hauptbild von einer Menge kleiner Miniaturstücke eingefaßt und umrahmt ist. Damit gewann er bei dem Volk und bei den Gelehrten an Ansehen und Beliebtheit. In der That kann seine Parabeln jedes Kind fassen, und der Verstand des Weisesten genügt nicht, um sie durchzudenken.

So zog der Herr alles, Land und Leute, Religion, Sitte und Geschichte, ja, die ganze Schöpfung in seine Lehrweise hinein; alles sollte ihm Ausdruck, Träger und Vermittler seiner Lehre und höhern Wahrheit sein. Er sprach zum Geiste durch die Sinne. Und das ist der rechte Weg. Die Sinne sind für den Menschen die Quelle und der Anfang der natürlichen Erkenntniß, und selbst für die übernatürliche Wahrheit und deren Erfassung sind sie nicht ohne Bedeutung. Die natürliche wie die übernatürliche Schöpfung sind das Werk derselben Hand und desselben Geistes, und beide Ordnungen sind Offenbarungen des Schöpfers und seiner Geheimnisse, und zwar so, daß die eine die andere vorbedeutet, trägt, erklärt und vervollständigt. Die geistige wie die übernatürliche Wahrheit ist in der sinnlichen und natürlichen durch gewisse Ansätze, Bilder und Spuren vorbereitet, und so gestalten sich die beiden Ordnungen der natürlichen und übernatürlichen Schöpfung zu einem Gesammtreiche der Wahrheit. Vor diesem herrlichen und unermeßlichen Reiche der Wahrheit stand nun der Heiland, und sein gewaltiger Geist übersah und umfaßte jeden Augenblick die vielfältigen Gebiete dieses Reiches, alle Beziehungen zwischen ihnen lagen offen und klar vor seinem Auge, und deshalb fand er sogleich für jedes übernatürliche Geheimniß das entsprechende Spiegelbild in der natürlichen Ordnung. Leicht, wie die Hand des Künst-

lers durch die Saiten gleitet und mit jedem Ton die entsprechende und verwandte Saite in Schwingung versetzt, so spielte der Geist des Herrn auf dem großen Saitenspiele der Wahrheit, Widerhall erweckend in allen verwandten Gebieten der Schöpfung. So offenbarte der Herr in den schlichten und einfachen Parabeln die Rathschlüsse Gottes „von Anbeginn (Matth. 13, 35) und die Geheimnisse des Himmelreiches" (Matth. 13, 11). Ja, die Parabeln sind nicht bloß Sittenlehren, sondern auch Prophezeiungen vom Reiche Gottes in der Zukunft der Kirche. Das Wesen, die Eigenschaften, die Einrichtungen und die Schicksale der Kirche sind in den Parabeln des Herrn niedergelegt und zur Schau gestellt, und in der katholischen Kirche allein finden sie ihre vollständige Erfüllung.

III.

Die geistliche Beredsamkeit, wie überhaupt jede wahre Beredsamkeit, geht vom Herzen aus und geht zum Herzen. Der Redner spricht zum Verstande und zur Phantasie, um den Willen zu bewegen. So war es auch beim Welterlöser. Ein charakteristischer Zug seiner Lehrweise ist die Salbung, oder die wohlthuende Wirkung der Rede auf den Willen, die ihn wie Oel durchdringt, ihn schmeidigt, lieblich anmuthet, sanft umfängt und zum Guten neigt. Es geschieht dieses, wenn der Redner nicht bloß hohen Verstand zeigt und zum Verstande spricht, sondern auch Herz und Gemüth offenbart und an das Gemüth der Zuhörer sich wendet. So setzt der Heiland stets ein edles, gutes und weises Herz bei den Zuhörern voraus und hat auch selbst ein gutes Herz und läßt es zu seinen Zuhörern sprechen. Seine Worte sind nicht Blitze, die leuchten und schrecken, sondern friedliche, freundliche Sonnenstrahlen, die das Auge sanft erleuchten und das Herz wohlthuend erwärmen. Seine Rede wirkt immer auf den Willen, und das auf verschiedene Art und Weise.

Vor allem geschieht es dadurch, daß er dem Willen nachhilft durch Beweggründe. Kaum stellt der Heiland eine Forderung an denselben, ohne ihm auch Beweggründe zu bieten. Diese Beweggründe nimmt er überall her, bald aus der natürlichen (Luc. 14, 8—11), bald aus der übernatürlichen Ordnung (Joh. 13, 34), bald von seiten Gottes (Matth. 5, 45. 48), bald vom Nebenmenschen (Matth. 18, 15), bald von seiten dessen, an den die Forderung ergeht (Matth. 6, 4). Hier ruft er unsere Vernunft an, dort unser edles und seligkeitsbedürftiges Herz. Das Hohle der kleinlichen Nergeleien, Künsteleien und gezwungenen Deutungen des Gesetzes bei den Pharisäern zurückweisend, erfaßt er selbst das Große, den Geist des Ge-

ſetzes, hebt immer das Vernunftgemäße, Naturentſprechende, Schöne, Erhabene und Troſtvolle ſeiner Religion hervor und überläßt dann die Wahl unſerem Herzen. Er lehrt ſtets, was wirklich fördert, ermuntert, wohlthut und erhebt. Deshalb drängt er auch ſtets das große Ziel, den Himmel, als Belohnung in den Vordergrund und ſpricht ſtets von dem herrlichen und ewigen Reiche, das uns für alles Gute erwartet, ſelbſt für das Kleinſte (Matth. 10, 42). Thue das, ſagt er, und du wirſt glücklich ſein. Immer wiederholt er dies (Matth. 5, 3 f. Joh. 13, 17). Nur nothgedrungen greift er zu Drohungen und nur gegen die Unehrlichkeit und Unduldſamkeit iſt er unverſöhnlich (Matth. 23). Es gibt Lehrvorträge, die an Inhalt, Umfang und Steigerung wahre Muſter redneriſcher Anlagen ſind, wie die Warnung vor der ungeordneten Sorge um die tägliche Nothdurft (Luc. 12, 22—31), die Aufforderung, mit ihm das Kreuz (Luc. 9, 23—27) und die Verfolgung zu tragen (Luc. 12, 4—12), und beſonders die Rede gegen das Aergernisgeben (Matth. 18, 7—14).

Nicht ſelten ſind jene Stellen, welche trotz ihrer Kürze rührendes und tiefes Pathos entwickeln. So der Augenblick, als die Verwandten des Erlöſers in das Haus eindringen wollen, wo er, vom Volke und ſeinen Jüngern umgeben, lehrte, um ihn als überſpannt mit ſich nach Hauſe zu führen. Zum zweiten Male gemahnt, daß ſeine Mutter und ſeine Brüder draußen ſtehen, ruft er aus: „Wer iſt meine Mutter? Wer ſind meine Brüder?“ Dann breitet er ſeine Arme aus und heftet ſeinen Blick auf die Apoſtel und die Umſtehenden, und ſagt: „Wer den Willen meines Vaters thut, der iſt mir Mutter, Schweſter und Bruder“ (Matth. 12, 46. Marc. 3, 31). — Wie eindringlich ſind die Worte, mit denen der Heiland die großartige Viſion abſchließt, in welcher er Geheimniſſe der göttlichen Vorerwählung entrollt und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt und Ausgang dieſer Vorerwählung hinſtellt: „Kommet zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir; denn ich bin demüthig und ſanftmüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Mein Joch iſt ſüß und meine Bürde leicht“ (Matth. 11, 28 f.). Wer iſt im Stande, die Tiefe und Innigkeit dieſer Worte je auszudenken und auszuempfinden? — Ebenſo ergreifend ſind die Worte, mit denen der denkwürdige Tag in Capharnaum ſchließt, wo ſich das eben noch ſo begeiſterte Volk auf die Verheißung des größten Geheimniſſes der Liebe in Unglauben von ihm wendet und einen ſchmerzlichen Riß der Trennung ſelbſt unter die Jünger treibt. Mit bewegtem Herzen richtet ſich der Heiland an die Apoſtel,

die ihn noch umstehen: „Wollet auch ihr mich verlassen?“ (Joh. 6, 68.) — Von erschütternder Wirkung ist auch die Ironie auf Jerusalem, als die Pharisäer Christus durch List dahin zu bringen suchten, Peräa zu verlassen und nach Judäa zu kommen, damit er dort in ihre Schlingen falle: „Allerdings geht es nicht an, daß ein Prophet stirbt außer Jerusalem“ (Luc. 13, 33); ebenso ergreifend die wiederholte Ansprache an die gottesmörderische Stadt: „Jerusalem, Jerusalem, das du die Propheten mordest und die steinigst, welche an dich gesendet sind! Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter den Flügeln birgt, und du hast nicht gewollt“ (Luc. 13, 34; 19, 42 f. Matth. 23, 37). Wie inhaltschwer ist das eine Wort an den Verräther: „Freund, mit einem Kusse verräthst du den Menschensohn?“ (Luc. 22, 48.)

Das herrlichste Beispiel rührenden und ergreifenden Pathos ist aber die Abschiedsrede. Drei Gemüthsbewegungen namentlich, ganz der Lage des Augenblicks entsprechend, kennzeichnen dieses Meisterwerk der Lehroffenbarung des Heilandes. Es ist erstens die Liebe und Herzlichkeit. Liebe begleitete alle Reden und Thaten Jesu. Hier aber bewirkt sie gleichsam einen gewaltsamen Durchbruch. Sie enthüllt sich offen, quillt frei und endlos, ergießt sich in die Herzen der Apostel und durch sie in die Herzen der Gläubigen und der ganzen Menschheit, und will sie, alle in sich fassend, zu einer großen Liebeseinigung mit dem Vater im Heiligen Geiste verbinden. Man fühlt in den abgebrochenen Sätzen des hohepriesterlichen Gebetes gleichsam das Pochen und den Herzschlag der Liebe. Es ist wirklich das Sonnenlied der gottmenschlichen Liebe (Joh. 17, 20 f.). Die zweite Gemüthsbewegung ist die Wehmuth, die reiche, schmerzbewegte Stimmung wegen der nahen Trennung, wegen des herannahenden Leidens und bittern Todes; Wehmuth wegen der verhängnißvollen Rückwirkung, die sich in endlosen Leiden und Verfolgungen über die Seinen aller Zeiten entladen wird. Darüber ist sein Herz erschüttert, seine Stimme stockt, und nur mühsam bleibt er Herr seiner Bewegung (Joh. 13, 33; 15, 19 f.; 16, 16 f.). Aber immer siegt am Ende der Muth und die Trostseligkeit, und das ist der dritte Charakterzug der Rede. Ja, Trost fließt so reichlich, so wesenhaft, daß das Leid in die kräftigste Freude umschlägt: die Trostrede wird geradezu Kriegs- und Siegesruf (Joh. 14, 30; 16, 33), und die Apostel, getragen und gehoben von der Wahrheit und Klarheit des Trostes im Glauben, treten mit Zuversicht aus dem lichten Saal des Abendmahles den düsteren Gang nach Gethsemane an (Joh. 16, 29). So ist die Abschiedsrede nicht bloß der Höhepunkt der Offenbarung seines Geistes

und seiner Wahrheit, sondern auch das Meisterwerk der Beredsamkeit seines Herzens, eines wahren Menschenherzens, bewegt, wie das unsrige, von Freude, Furcht, Mitleid, Traurigkeit, Wehmuth, Muth, Liebe, zärtlicher Liebe und Freundschaft und allen Veränderungen und Wechseln des irdischen Gemüthslebens.

Freilich gab es auch noch andere Mittel, durch welche der Heiland auf den Willen seiner Zuhörer wirkte. Es war dieses vor allem die Hoheit und Abgeschlossenheit seines Charakters und die allseitige Consequenz: die Consequenz seines Geistes, die, wie die Wahrheit selbst, sich nie durch einen Widerspruch verläugnete, nie einen Widerruf erheischte, nie eine Unsicherheit, ein Schwanken, ein bloßes Vermuthen durchblicken ließ, oder nur halb Zutreffendes aussprach; die moralische Consequenz, welche die vollkommenste Uebereinstimmung des Lebens mit der Lehre und die höchste Heiligkeit, über allen Fehl und Tadel erhaben, darbot. Dazu kam die Auctorität, mit welcher er seine Lehre vortrug und sich selbst bezeugte. Es war nicht die Auctorität eines Weisen und Gesetzlehrers, die er beanspruchte, sondern die eines Gesetzgebers und unumschränkten Herrn des Gesetzes und der Religion. Er berief sich nie auf die Auctorität anderer Lehrer und führte nicht deren Meinungen an, wie dieses Gebrauch der jüdischen Gesetzlehrer war. Er selbst ist die Auctorität. Deshalb spricht er so oft: „Ich aber sage euch", und zwar als Vollender des alten Gesetzes (Matth. 5, 22. 28), ja, er nennt sich einfach Herrn des Gesetzes (Matth. 12, 8). Er deutet nicht bloß das Gesetz, sondern gibt Gesetz. Endlich trat hinzu die Macht der Wunder, die er mit der ausgesprochenen Absicht, seine Lehre zu bestätigen, vollführte auf allen Gebieten des Lebens; so unter anderem durch Erweise der Herzenskunde, durch welche er so oft überraschte, gewann und niederschlug (Joh. 1, 47. 48. Matth. 22, 18. Luc. 5, 22; 7, 40; 11, 17. 39). Das waren nun wohl Lehr- und Beweismittel, die sonst niemand anders zu Gebote standen, als ihm. Er war eben der wahre Lehrer, der eine und höchste Lehrer (Matth. 23, 10), Mensch und Gott in Einem.

Ein solcher Lehrer mußte Erfolg haben. Die Predigt Jesu bewirkte im ganzen Lande eine gewaltige Bewegung. Gleich bei seinem Auftreten wurde er von den Seinen als Meister begrüßt (Joh. 1, 38. 49), das Volk nannte ihn ständig so (Luc. 9, 38), und selbst die Pharisäer und Schriftgelehrten anerkannten ihn, obgleich er von keiner ihrer Schulen Unterricht genossen und amtliche Bevollmächtigung zum Lehren erhalten hatte, in der ehrenden Eigenschaft als Gesetzeslehrer (Joh. 3, 2; 8, 4.

Matth. 12, 38. Luc. 20, 21. 28. 39). Vom Volke wurde er hochgehalten und hochgepriesen (Luc. 4, 15). Es fühlte, daß da eine andere Kraft rede, als es bisher zu hören gewohnt war (Matth. 1, 22. 27; 7, 28. 29. Luc. 4, 32). Kein Haus und keine Synagoge genügte mehr für die anwachsende Zuhörermenge (Marc. 1, 27). Um ihn zu hören, verließen sie Haus und Hof, legten weite Wege zurück und folgten ihm in die Wüste (Marc. 1, 45; 6, 33), traten und stießen sich im Andrängen an ihn (Luc. 12, 1) und vergaßen auf Speise und Trank (Marc. 8, 2). Alles fühlte sich in seiner Nähe heimisch, ermuntert, getröstet und beglückt. Die Feinde konnten die Bewegung nicht aufhalten (Joh. 11, 48; 12, 19), vor seiner Redemacht verlernten sie allen Spott, mußten Zeugniß geben von der Schönheit, Anmuth, Wahrheit und Kraft seiner Worte (Luc. 4, 22. Joh. 7, 46), gaben endlich, immer und auf allen Gebieten geschlagen und vernichtet, den Redekampf mit ihm auf (Luc. 19, 48; 20, 40. Matth. 22, 46) und griffen zu anderen Waffen. Nur das Grab, meinten sie, könne diesen Mund stumm machen. Es muß in der That ein einziges Schauspiel gewesen sein, wenn der Heiland von dem majestätischen Sitze der „Hörner von Hittin", dem angeblichen Orte der Bergpredigt, einem zweihöckerigen Berge, dessen Einsenkung eine amphitheaterähnliche Niederung umschließt und die erhabenste und lieblichste Fernsicht auf vielgestaltige Gelände, den spiegelreinen See und die hinausliegenden Grenzgebiete von Ituräa, Decapolis und Peräa einerseits, anderseits auf die grüne Ebene von Zabulon mit dem majestätisch ansteigenden Felsrahmen des Libanon und Antilibanon darbot, vor unzähligem, in bunten Trachten malerisch gruppirtem Volke aus Idumäa, Judäa, aus den Ostjordanländern und selbst vor Karawanen aus Tyrus und Sidon, wenn der Herr, dasitzend in der Hoheit des Propheten und Gesetzgebers und zugleich in der freundlichen Milde der menschgewordenen ewigen Weisheit, das Gesetz des Neuen Bundes verkündete (Luc. 6, 17 f. Matth. 4, 25; 5, 1 f.); oder wenn er auf einem Schifflein im stillen, sanft kräuselnden See, in der lieblichen Bucht von Bethsaida, oder bei Capharnaum dem Volke, das in langer Reihe und berganſteigenden lieblichen Gruppen das Ufer säumte, die Geheimnisse des Himmelreiches an den Wundern und Schönheiten der umgebenden Natur auslegte (Matth. 13, 1. 2. Marc. 4, 1), während die sinkende Sonne vielleicht mit zitterndem Golde das üppig grünende Ufergelände und den See überflog, und die steilen Wände der Ostufer mit ihren wild gerissenen Schluchten in rothen, tiefblauen und violetten Lichtern in Luft und See widerstrahlten, und der majestätische Hermon aus duf-

tiger blauer Ferne mit seinem Schneegipfel in das liebliche Landschaftsbild hereinblickte. Das waren Schauspiele, gegen die an Schönheit, Würde und Bedeutung selbst die Gesetzgebung auf Sinai und die Verpflichtung des Volkes auf das Gesetz am Hebal zurücktraten; Schauspiele, von denen der Herr selbst sagt: „Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet, und selig die Ohren, die hören, was ihr höret. Ich sage euch, viele Propheten und Könige verlangten zu sehen, was ihr sehet, sie haben es nicht gesehen; zu hören, was ihr höret, und sie haben es nicht zu hören bekommen“ (Matth. 13, 16. 17. Luc. 10, 23. 24); Schauspiele, zu denen alle Nationen des Erdkreises hätten herbeieilen sollen. Wenn Gott in Person erscheint, um die Menschen zu belehren, so ist das gewiß eine Thatsache von unendlicher Tragweite, und wenn dieser Gott in so schöner, menschlicher Sprache redet, wer sollte ihn nicht hören und ihm beipflichten!

Und doch — wer sollte es glauben? — das Volk als solches hörte nicht auf seine Lehre und glaubte nicht. Der fruchtspendende Himmelssame des Wortes fiel, aber er fand im Gelobten Lande nicht den Boden. Da trug ihn der Heilige Geist im Sturme fort, und die Apostel streuten ihn auf die Heidenländer aus. Dort vollzog die Lehre Jesu ihre Sendung und vollführte die glücklichste und segensreichste aller Umwälzungen. Sie verdrängte das Heidenthum und schuf die christliche Welt, christlichen Glauben, christliche Wissenschaft, christliche Kunst, christliches Gesetz und christliche Gesittung und Bildung. Unter uns zweigen die Keime, die der Heiland lehrend ausstreute, auf in großen, herrlichen, segenspendenden Institutionen. Unter uns wirkt die Predigt des Heilandes fort, bekehrt Seelen, gibt Weisheit den Kleinen, erleuchtet die Augen und erfreut und beglückt Millionen Herzen durch ihre Schönheit und ihren Trost (Ps. 18, 8 f.). Wer kann aber die Schönheit dieser Lehre betrachten und an ihrem Troste sich freuen, ohne an das weise Herz zu denken, aus dem sie quoll; ohne die Lippen zu segnen, die sie mit so viel Anmuth und Kraft und Salbung verkündet; ohne von Staunen und liebender Bewunderung ergriffen zu sein für den großen und herrlichen Geist, der sich so wunderbar in ihr enthüllt und glorreich offenbart!

M. Meschler S. J.

Der Verfall der deutſchen Volksliteratur und Kunſt im 16. Jahrhundert [1].

Der lange mit Spannung erwartete VI. Band des Janſſen'ſchen Geſchichtswerkes iſt erſchienen. Wie der große Hiſtoriker ſeine Darſtellung mit einem Culturgemälde des ausgehenden Mittelalters eröffnet hatte, ſo kehrt er hier — nach Darlegung der geſammten religiöſen und politiſchen Entwicklung des 16. Jahrhunderts — wieder auf das Gebiet der Culturgeſchichte zurück und beginnt das Gegenbild zu jenem Gemälde zu zeichnen, das in ſeiner urkundlichen Zuverläſſigkeit und Fülle, Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, Allſeitigkeit und faßlichen Gruppirung das Intereſſe aller Stände und Parteien erweckt und ſein durchaus wiſſenſchaftlich gehaltenes Werk zu einem über ganz Deutſchland verbreiteten Volksbuch gemacht hat. Abgeſchloſſen iſt dieſes Gegenbild noch nicht, und niemand kann darum vernünftigerweiſe klagen, daß Licht und Schatten in dem Bilde nicht genugſam vertheilt ſeien. Die zwei vollendeten Hauptgruppen — Kunſt und Volksliteratur — bilden indes ſchon jetzt ein abgerundetes, einigermaßen für ſich ſtehendes Ganze, welches durch die bisherigen Bände genugſam vorbereitet iſt und dieſelben in intereſſanteſter Weiſe ergänzt. Daß dieſe beiden Abſchnitte einen bedeutſamen Raum in einer Geſchichte des deutſchen Volkes beanſpruchen, wird bei dem heutigen Intereſſe für Volks- und Culturgeſchichte wohl niemand in Zweifel ziehen. Ueber den Umfang dieſes Raumes mit dem Hiſtoriker zu rechten, ſcheint uns wenig angebracht, da das Streben nach gedrängter Kürze überall ſichtlich hervortritt, die Darſtellung überall das eigentlich Volksgeſchichtliche hervorhebt und die religiös-politiſche Geſchichte dadurch weſentlich ergänzt und vervollſtändigt wird.

Um Charakter, Tragweite und Bedeutung des neuen Bandes richtig und ohne Voreingenommenheit zu würdigen, muß man ſich vor allem vergegenwärtigen, in wie großem Umfang die meiſten deutſchen Literatur-

[1] Johannes Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters. VI. Bd.: Culturzuſtände des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erſtes und zweites Buch: Kunſt- und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. gr. 8°. (XXXI u. 522 S.) Freiburg, Herder, 1888. *M.* 5; elegant geb. *M.* 6.20.

hiſtoriker bei der Schilderung dieſer Periode ſich von confeſſionellem Vorurtheil leiten und beirren ließen und wie ſie dadurch eine objective Beurtheilung derſelben unſäglich erſchwert, ja Tauſenden und Tauſenden, die auf ihre Autorität ſchwören, nahezu unmöglich gemacht haben. Keinem von ihnen iſt entgangen, daß die Glaubenstrennung den tiefſten Verfall der Volksliteratur, vorab der Poeſie, herbeigeführt hat; aber anſtatt das ſchlicht und recht einzugeſtehen, die Urſachen des Verfalls klar und deutlich zu zeigen, übertünchten ſie das Jammerbild dieſer herabgekommenen Literatur theils mit künſtlichen Glanzgemälden von Luthers Verdienſten um Sprache und Bildung, theils mit gehaltloſen Schönfärbereien des Kirchenliedes, des Volksliedes, volksthümlicher Schriftſteller, wie Hans Sachs, aber auch der allerärgſten Verderber deutſcher Bildung und deutſchen Geſchmacks, eines Hutten, Nicolaus Manuel, Fiſchart, Burchard Waldis u. ſ. w.

„Nie“, ſo ſchreibt der als Hochmeiſter der deutſchen Literaturgeſchichte gefeierte Wilhelm Scherer, „iſt in der deutſchen oder in irgend einer andern Nation ein Mann erſtanden, der mit ſolcher Wucht zu dem ganzen Volke zu reden wußte, wie Luther. Nie hat ein Schriftſteller mit ſeinen Schriften ſo große und ſo unmittelbare Wirkungen erzielt, wie Luther. Nie hat ein Profeſſor die gelehrte Vornehmheit ſo gründlich verläugnet, wie Luther. Der Doctor der Theologie rief die deutſche Volksſchule (!) ins Leben. Der hochgeſtiegene Bauernſohn gab den Bauern die göttlichen Quellen der Wahrheit hin. (Ja! ſo daß ſie darauf den Bauernkrieg führten!) Der Mönch zerſtörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangeliſche Pfarrhaus. Der Prieſter (!!) gab ſeinem vielverſpotteten Stande die öffentliche Würde wieder. Der Diener der Kirche umfaßte mit warmer Liebe die Nation, aus der er hervorgegangen, und ſagte: ‚Für meine Deutſchen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.‘ Daß er trotz Schule, Univerſität, Kloſter und Katheder innerlich ein Mann des Volkes geblieben war, das machte ihn zum Helden des Volkes. Er hat nicht bloß, wie ſeine Verehrer ſagten, die alten löblichen Deutſchen von der römiſchen und babyloniſchen Gefangenſchaft als der rechte Simſon erlöſt, *er hat auch ſein Volk, das in Frivolität zu verſinken drohte, zum Ernſt und zu einer ſtrengen Auffaſſung des Lebens zurückgerufen.*“[1]

[1] W. Scherer, Geſchichte der deutſchen Literatur. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1885. S. 285.

Das ſteht nicht in einer Broſchüre des Evangeliſchen Bundes zu leſen, nicht in einer Halle'ſchen oder Jenaer Kirchengeſchichte, ſondern in einer der angeſehenſten, verbreitetſten neueren Literaturgeſchichten. Das wird auf den Gymnaſien gelehrt und geleſen.

„Wir haben geſehen", ſagt Gervinus, „wie ſchnell die erneuerte gnomiſche Poeſie von den Meiſterſängern preisgegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tages eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuoſität griff man taktmäßig nach allem, was das Intereſſe, die Gefühle, den Geſchmack der Gegenwart förderte, und unterſtützte und ließ das Feindliche liegen (!!!); das Volk gab die beſte, geſundeſte Natur kund in der Art, wie es zu aſſimiliren und zu conſumiren verſtand in allerhand (!) Nahrung, die man ihm darbot. Das ſittliche Bedürfniß war in dem Mittelſtande und den unteren Klaſſen ungemein groß; dahin bezog man alles, und dahin auch die Poeſie." [1]

„Solange der erſte friſche Lebensathem der reformatoriſchen Bewegung anhielt," ſo lehrt Adolf Stern in ſeiner eben erſt vollendeten „Geſchichte der Weltliteratur", „blieb jedoch auch die poetiſche Literatur aller Gebiete von einem echt ſchöpferiſchen Hauche belebt, und Luthers fröhliches und geſundes Lebensgefühl kehrte in den beſten Dichtungen des Zeitalters gleichſam wieder." [2]

„Durch die wachſende Selbſtändigkeit des Volkes", verſichert uns Kurz, „wurde deſſen poetiſche Kraft mächtig angeregt, was ſich in der Fülle von Volksliedern beurkundet, die in dieſem Zeitraum auftauchen." [3] Von Nicolaus Manuel, einem der giftigſten und zotenhafteſten Pasquillanten, ſagt er in ſeinem größern Werke: „Um Manuels Trefflichkeit zu würdigen, muß man ſeine Spiele nicht als Ganzes betrachten, ſondern nur in ihren einzelnen Theilen anſehen, und dann wird man finden, daß alle Perſonen, Papſt und Geiſtlichkeit, Ritter und Bauern, und wen er ſonſt noch vorführt, mit der lebendigſten Wahrheit (!) aufgefaßt und vortrefflich gezeichnet ſind. Zudem ſteht ihm eine

[1] G. G. Gervinus, Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. 2. Aufl. Leipzig 1842. II, 803.

[2] Adolf Stern, Geſchichte der Weltliteratur. Stuttgart, Rieger, 1887. S. 845.

[3] Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. 5. Aufl. Ueberarbeitet und erweitert von Emil Barthel. Leipzig, Teubner, 1878. S. 113.

reiche Quelle von Humor und Witz zu Gebot, die er mit Glück zu benutzen weiß und durch die kernhafte Sprache, deren er ganz Meiſter iſt, oft die glücklichſte Wirkung hervorbringt.“ [1]

Obwohl der nüchterne, bibliographiſche Gödeke in manchem Einzelurtheil die Schwächen und Schattenſeiten dieſer Literaturperiode nicht undeutlich durchblicken läßt, hält er ſich doch im Intereſſe der „Reformation“ für verpflichtet, in einer allgemeinen Ueberſicht ſie als eine relativ glänzende, nahezu tadelloſe hinzuſtellen. „Eine Menge älterer Männer“, ſagt er, „und eine Unzahl neuer Kämpfer trat für die Reformation ins Feld. Der ganze Meiſtergeſang folgte dieſer Richtung; in Dialogen und hiſtoriſchen Gedichten wurde das große Thema auf die Zeitereigniſſe ausgebeutet; eine kaum überſehbare Flut von Büchlein trug die reformatoriſche Lehre in die Schichten des Volkslebens. Die Fabel ſchien faſt nur erfunden zu ſein, um als polemiſche Waffe gehandhabt zu werden. Die großartigſte Regſamkeit dichteriſcher Kräfte, die den Inhalt der Bibel und die reformatoriſchen Lehren zu verbreiten und zum Gemeingut zu machen beſtrebt waren, entfaltete ſich auf dem dramatiſchen Gebiet; überallhin drang das bibliſche Schauſpiel und erweckte die Jugend und das Volk zum Kampfe. — Neben dem Bibliſchen ging die epiſche Tradition des Mittelalters her, die, wenn auch nicht ſo unmittelbar wie die bibliſche Dichtung zum Ausdruck der Reformation gemacht wurde, doch auch mehr oder minder die Farbe der Reformation annahm. — Alle Elemente der bewegenden Volksbildung umfaßte und beherrſchte ein ſchlichter Mann des mittlern Bürgerſtandes, der Schuhmacher Hans Sachs, deſſen ſtaunenswerthe Fruchtbarkeit faſt alles dichteriſch (!) darzuſtellen wußte, was bis dahin im deutſchen Volke lebendig gewirkt hatte. Alterthum und neueſte Zeit waren ihm gerecht, das Höchſte war ihm nicht zu ſchwer, das Alltäglichſte nicht zu gewöhnlich; er wußte allem mildes, poetiſches Licht zu verleihen. Wahrer Dichter im vollſten Sinn (!!), verſchmähte er, wie ſein Jahrhundert, die mit Hilfe geſchichtlicher Gelehrſamkeit wahrnehmbaren Unterſchiede der Zeiten und Sitten; er ſah und behandelte alles als Gegenſtand und Begebenheit ſeiner Zeit und blieb deshalb immer, überall und bei allen verſtändlich.“ [2]

---

[1] Heinrich Kurz, Geſchichte der deutſchen Literatur. 6. Aufl. Leipzig, Teubner, 1878. II, 117.

[2] Karl Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. Nach den Quellen. 2. Aufl. Dresden, Ehlermann, 1886. II, 2.

Einem Dichter wie Uhland mußte der Gegenſatz der polemiſchen Reformationsreimerei zu der poetiſchen Blüte mittelalterlicher Poeſie klar genug in die Augen ſpringen; als Proteſtant glaubte indes auch er ſie entſchuldigen und beſchönigen zu müſſen.

„War gleich die Dichtkunſt dieſes Zeitraums nur das Werkzeug anderer Zwecke, ſo war doch dieſes Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenſchlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen ſie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampf begriffen, und ſo erſcheint auch ſie kampfrüſtig und ſchlagfertig. Sie iſt oft mehr eine Fechtkunſt als eine Redekunſt, oder ſie iſt die Rede eines Predigers im Lager, der Geſang eines Landsknechtes. Ohne Zartheit und Anmuth, iſt ſie oft derb bis zur Roheit, ungeſchliffen, wenn ſie nicht Schärfe hätte; wo ſie kunſtreich ſein will, wird ſie ſteif und trocken; will ſie ſich zierlich geberden, wird ſie ungelenk; hat ſie Frieden, ſo wird ſie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne friſcher Volksluſt offenbart ſie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernſt und im Scherz, tüchtigen Witz, geſunden Welt- und Hausverſtand.“ [1]

Selbſt Vilmar, der die Poeſie des Mittelalters faſt mit der Begeiſterung eines Katholiken geſchildert hat und in der Literatur des 16. Jahrhunderts im Grunde den Tod der deutſchen Poeſie erblickt, ſucht ſich über den eigentlichen Charakter dieſer Epoche hinwegzutäuſchen, indem er ſchreibt:

„Ihren nahen Tod nicht ahnend, treibt ſich die deutſche Poeſie in ihrem alten volksmäßigen Gewande noch einmal in der vollſten, heiterſten Unbefangenheit, in fröhlicher Luſt und Laune, die kaum jemals ſo luſtig, neckiſch und zügellos geweſen war, auf und ab in dem auch bereits ſeinem Untergang geweihten deutſchen Reiche: unbekümmert um die tiefe Verachtung, welche von ſeiten der Gelehrten auf ihr laſtete, unbekümmert um die Kälte und Gleichgiltigkeit, mit welcher die höheren Stände faſt ohne Ausnahme ihr begegneten, ſang die Poeſie des Volkes ſelbſtvergnügt ihre Weiſen, reimte ihre Schwänke und ließ ihre Poſſen ausgehen in die Welt. Iſt die alte Volkspoeſie auch geſtorben, um nicht wieder zu erſtehen (?), ſo iſt ſie wenigſtens eines heitern und fröhlichen Todes geſtorben.“ [2]

[1] Angeführt bei Adolf Stern a. a. O. S. 345.

[2] A. F. C. Vilmar, Geſchichte der deutſchen National-Literatur. 6. Aufl. Marburg, Elwert, 1856. S. 347. 348.

Dieſes völlig ſchiefe und irreführende Urtheil über die Literatur des 16. Jahrhunderts hat mit Vilmars Literaturgeſchichte ſchon 1886 in zweiundzwanzig Auflagen durch ganz Deutſchland unter Tauſenden und Abertauſenden von Katholiken wie Proteſtanten Aufnahme gefunden.

Wie durch die geleſenſten Handbücher der Literatur, ſo wurde auch durch eine Menge von Monographien die Anſchauung allgemein verbreitet, als habe das deutſche Volk mitten in den traurigen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts eine „ernſte und ſtrenge Lebensauffaſſung“, „die beſte, geſundeſte Natur“, „ernſtes ſittliches Bedürfniß“, „ſchöpferiſchen poetiſchen Hauch“, „poetiſche Kraft“, „die großartigſte Regſamkeit dichteriſcher Kräfte“, „ſtaunenswerthe Fruchtbarkeit“, „wahre Poeſie im vollſten Sinne“, „Kraft in Ernſt und Scherz“, „tüchtigen Witz“, „geſunden Welt- und Hausverſtand“, „die vollſte, heiterſte Unbefangenheit“, „die fröhlichſte Luſt und Laune“ bewahrt.

Ausgewählte Muſterſtücke in Chreſtomathien ſtachen zwar gegen die Proben der mittelalterlichen und neuen Claſſiker ſonderbar genug ab, ſchienen aber immerhin noch eine einigermaßen leidliche Stufe von Schwankdichtung, Didaktik, ſpießbürgerlicher Lyrik zu erreichen. Die Einleitungen bauſchten die philiſtröſe Biederkeit und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Hans Sachs, wie die grenzenloſe Wortfülle und Wortſpielerei Fiſcharts zu charakteriſtiſchen Literaturphänomenen, zu bedeutſamen Leitfoſſilien der ganzen Periode auf. Einige lutheriſche Kirchenlieder und ein paar Volkslieder, Fabeln und Gnomen ergänzten das zwar nicht anſprechende, aber doch nicht allzu abſtoßende Bild. Specialforſcher mochten ſich eingehender mit einzelnen Autoren beſchäftigen, neuere Dichter, wie Göthe, ſelbſt ihnen eine obligate Huldigung zollen: das große Publikum las ſie kaum, ſondern begnügte ſich mit dem troſtreichen Gedanken, daß es von Luther bis auf Göthe an vielen und fruchtbaren Dichtern nicht fehlte. Welche ungeheure Einbuße das deutſche Geiſtesleben durch die Glaubenstrennung litt, was für Abgründe von Verfall und Barbarei zwiſchen Luther und Göthe liegen, iſt nie zum allgemeinen klaren Bewußtſein gekommen, bis Janſſen in dem vorliegenden Band einmal den Schleier über dieſer Periode gründlich gelüftet hat.

Das mit gewiſſenhafteſter Sorgfalt aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte und in ihren Redeweiſen gezeichnete Bild iſt nun freilich ein ſolches geworden, daß es jeden beſſerdenkenden Deutſchen, ſei er Proteſtant oder Katholik, mit tiefem Schmerz, mit unabweislichem Grauen, mit Ekel und Entſetzen erfüllen muß. Niemand wird dieſen Band mit jenem freude-

vollen Genuß leſen können, den der I. Band des Werkes in allen Herzen erweckte. Wir ſtehen vor einem Abgrund von Geſchmackloſigkeit, Haß Leidenſchaft, Gift, Roheit, Läſterung, Schmutz, ſittlicher Zerſetzung und Verwilderung, Aberglaube und Dämonismus, wie ihn keine andere Periode des deutſchen Geiſteslebens — abgerechnet die ſich unmittelbar anſchließende des dreißigjährigen Krieges — aufzuweiſen hat. Mancher wird ſich entſetzt fragen: Aber mußten denn ſolche Zoten, ſolch unbeſchreiblich widerliche Dinge in Erinnerung gebracht, in ihrer ganzen Blöße, ohne Euphemismus, ſchonungslos zur Schilderung herangezogen werden? Wir ſagen unbedenklich: Ja! Gegen eine Schönfärberei, wie ſie in der ganzen deutſchen Literaturgeſchichte üblich geworden, um auf Koſten der Wahrheit den Proteſtantismus zu glorificiren, gab und gibt es kein anderes Mittel. Hätte Janſſen mehr geſchont, hätte er bloß durch Band- und Seitenangaben auf die betreffenden Werke verwieſen, ſo hätten die meiſten Katholiken dieſe wüſten Bücher ruhig liegen laſſen, ſich gutmüthig an die alte Tradition gehalten und gedacht: die Dinge werden ſo ſchlimm doch nicht geweſen ſein; die Gegner der Kirche aber hätten dieſe Tradition aufs neue ausgebeutet, um allen Fortſchritt der Neuzeit auf den Befreier Luther und ſein Befreiungswerk zu bauen. Dieſe Dinge *mußten* einmal ſchwarz auf weiß, unverblümt zuſammengeſtellt werden, um für eine wahre, objective Geſchichtsauffaſſung Bahn zu brechen. Für die „reifere Jugend" läßt ſich natürlich eine Zeit, die ganz und gar aus den Fugen gerathen, wahrheitsgetreu und vollſtändig nicht ſchildern, wie man auch das Privatleben Göthe's eingehender nicht für dieſelbe beſchreiben kann. Eltern und Erzieher werden ſich bald bewußt werden, daß dieſer Band nicht in die Hände der Jugend gehört. Das Schlimmſte und Häßlichſte hat Janſſen allerdings nicht ausführlicher herbeigezogen, ſondern nur angedeutet. Was er aber angeführt, das mußte er im Weſentlichen namhaft machen. Denn eine wiſſenſchaftliche Geſchichtsſchreibung kann mit purgirten Autoren und purgirten Quellen nicht beſtehen. So nützlich das Caſtigiren der Schriftſteller für pädagogiſche Zwecke ſein mag, es hat denn doch ſeine Grenzen. Ein caſtigirter Göthe iſt nicht Göthe mehr, ein caſtigirter Heine iſt ein gerupftes Huhn. Tauſende, die Luther und Göthe nur aus gewählten Stücken kennen und deshalb verehren, würden ſich unwillig von dieſen Geiſtesheroen abwenden, wenn ſie dieſelben *ganz* geleſen hätten. Wie die alten Apologeten des Chriſtenthums der Wahrheit einen Dienſt erwieſen, indem ſie die ſchauderhafte Verkommenheit des antiken Heidenthums in unverſchleierter Blöße zeigten, ſo

hat Janssen dem deutschen Volke einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er sich von zimpferlichen Bedenken nicht beirren ließ, sondern die furchtbare Verwilderung, welche mit dem „neuen Evangelium" über das deutsche Volk hereinbrach, in ihrer ganzen Größe und abstoßenden Wirklichkeit zu zeichnen unternahm. Kein wahrheitsliebender Protestant wird hierin eine Feindseligkeit erblicken. Wie sehr Janssen das deutsche Volk liebt, spricht aus jedem Blatte seiner Geschichte. Weder ihm noch einem andern Katholiken wird es einfallen, die Protestanten von heute für die Greuel jener, Gott sei Dank, entlegenen Zeit verantwortlich zu machen oder sie deshalb geringer zu schätzen. Das düstere Zeitgemälde kann vielmehr nur alle Wohlgesinnten von hüben und drüben in der Ueberzeugung bestärken, daß religiöser Bürgerzwist und religiöspolitischer Umsturz die furchtbarsten Feinde einer Nation sind, und daß es im Interesse des Staates wie der Kirche, der Literatur wie der Kunst, der wahren Volksbildung wie des wahren Volksgeistes ist, den finstern Geist des Hasses und der Verneinung, der einst jene Literatur hervorrief, für immer von Deutschland fernzuhalten.

Nachdem Janssen in bewundernswürdigem Opfersinn sich der unerquicklichen Arbeit unterzogen hat, den langweiligen, abstoßenden, oft kaum lesbaren Literaturwust des 16. Jahrhunderts in seinem ganzen Umfang selbständig zu prüfen, wird es nunmehr ein Leichtes sein, seinen Resultaten eine Form zu geben, die man der Jugend und überhaupt jedermann darbieten kann, und sämmtliche Literaturgeschichten in Bezug auf diese Periode allmählich zu corrigiren. Wir müssen uns hier begnügen, einige der Hauptergebnisse summarisch aufzuzählen.

1. „Zu dem großartigen deutschen Kirchenliederschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100 000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man noch immer 7—800 Kernlieder (!) feststellen kann", wurde nicht, wie König (11. Aufl. S. 223) behauptet, „in der Reformationszeit der Grund gelegt", sondern Luther hatte, wie die Forschungen Bäumkers nachgewiesen haben, sich soviel deutsches und poetisches Gefühl bewahrt, daß er neben neun von ihm frei gedichteten Liedern zwölf ältere katholische Kirchenlieder in deutscher Sprache etwas überarbeitete und erweiterte, acht lateinische Kirchenlieder ins Deutsche übertrug, acht Psalmen und drei andere Bibelstellen bearbeitete (Janssen VI. 156 ff.). Die schönsten Kernlieder des „Kirchenliederschatzes", z. B. „Wir glauben all an einen Gott", „Vater Unser im Himmelreich", „Es ist ein Ros entsprungen", „Christ ist erstanden", „Freu dich, du werthe Christenheit",

„Chriſtus fuhr gen Himmel", „Nun bitten wir den heil'gen Geiſt", ſtammen aus katholiſcher Zeit her. Das iſt die Urſache, weshalb nach Wilhelm Wackernagel die Kirchenlieder Luthers noch „eine geſunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens athmen", „die erſte Blüte aber", nach Königs Geſtändniß (a. a. O.) „freilich ſchnell zu Grunde ging". „Da der neue Cultus im Weſentlichen auf die Predigt beſchränkt wurde, ſo nahmen auch die neuen proteſtantiſchen kirchlichen Lieder, der Natur des Kirchengeſangs wenig entſprechend, vorzugsweiſe einen lehrhaften Charakter an. Das Kirchenlied wurde mit dem Lehrgedichte verwechſelt und gerieth, ohne allen lyriſchen Schwung, in den Ton gereimter dogmatiſcher oder moraliſcher Predigten. Wirkliche Poeſie kam dabei ſelten zu Wort." (S. 158.) Bartholomäus Ringwalt, deſſen Dichtungen nach Kurz „von großem ſchaffendem Talente zeugen" und deſſen „rein kirchliche Geſänge meiſt Umdichtungen von bibliſchen Stellen in fließender und reiner Sprache" ſind, läßt die Gemeine in der Kirche ſingen:

„Für Hunds Apteckern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen
Und von ihr alt verfälſchte War
Fein wiſſen hoch zu ſprechen,
Und führen doch vergifter Kraut,
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betrigen.
Du Herr aus Gnaden ſelber flick
Dein allerliebſt Gemeine . . ." (S. 162.)

Weder der handwerksmäßige Hans Sachs, noch der ſchimpfſelige Fiſchart waren die Leute, um der religiöſen Lyrik zu wahrer Weihe und Formſchönheit zu verhelfen. Sachs ſingt oder beſſer geſagt holpert in einem ſeiner Pſalmentöne alſo:

„Ueber die Gotloſen wird er
Strick, Feur, Schwefl regen thone,
Und Wind, des Ungewitters mer
Einſchenkt er ihn zum Lone."

Fiſchart aber betet vor Tiſch:

„Daß unſer Herzen nicht beſchweret
Mit Freſſen, Saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret,
Sein Zukunft warten ſpat und frü." (VI. 165.)

Während Nic. Selnekker, Ben. Gletting, Paul Eber, Nic. Hermann, Phil. Nicolai, Martin Schalling und verſchiedene andere wirklich fromme

und erbauliche Lieder verfaßten, ergoß ſich eine ganze Flut von religiöſen und Kirchenliedern in maßloſen Schmähungen wider das Papſtthum, in endloſen Variationen zu dem „Te Deum“ des Erasmus Alber (VI. 185):

„Dein Heiligkeit verfluchet iſt,
Du Menſch der Sund und Widderchriſt,
Dein Satan, beim Heubt, hengſtu an,
Der nichts denn lügen und würgen kan . . .
Die ganze Rott der Bſchornen all
Rhümen von dir mit großem Schal
Du Allerheiligſter!
O Allerheiligſter,
Viel heiliger biſt denn der gekreuzigt Chriſt! . . .
Dein Rott lehrt, daß die Ablaßkiſt
Die Sund vergeb gwiſſer denn Chriſt.
Deins Götzendienſts und Abgötterei
Sind wir, Gott Lob, nun forthin frei.
Teglich, Bapſteſel, wir fluchen dir
Und Chriſtus Namen preiſen wir. . . .“

Faſt unbegreiflich iſt es, wie Philipp Wackernagel, der fleißigſte proteſtantiſche Hymnologe der Neuzeit, an ſolchen Liedern ſeine Freude haben und von ihnen behaupten konnte, „es ſeien zwar nicht immer Lieder im hohen Kirchenſtil, wie es ſich für das Gemeindegeſangbuch ziemte“, aber „immerdar Lieder großes Ernſtes, oft grimmiges Ernſtes, auch im Spott, wenn der Menſch der Sünde“ — d. h. der Papſt — „in ſeinen Verlarvungen und Verkleidungen dargeſtellt wird, furchtlos, wie es den Deutſchen damals eigen war. Damals!“ (Kirchenlied 3, XII.)

2. Die Reformation hat nicht, wie Prutz meinte, „einen neuen Frühling der Poeſie heraufgeführt“ (Vorleſungen 49), noch iſt die Volkspoeſie, wie Vilmar meinte, „wenigſtens eines heitern und fröhlichen Todes geſtorben“. „Ein neuer Frühling der Poeſie konnte nicht erblühen in einer Zeit, welche nur ein Bild des Aufruhrs, der Verwüſtung und der Zerklüftung der Nation in verſchiedene, einander feindlich ſich gegenüberſtehende Parteien darbietet. Haß, Neid und Eiferſucht und wechſelſeitige Schmähung und Beſchimpfung traten als herrſchende Mächte in den Vordergrund des damaligen Lebens und brachten die fröhlichen Naturlaute und die tiefſten und edelſten Gefühle des menſchlichen Herzens, aus welchen ehedem die Volksdichtung ‚wunderſam geredet‘ hatte, zum Schweigen. Was als weltliches Lied noch geſchaffen wurde, verfiel zumeiſt ins Grobe, Gewerkmäßige und Gemeine, beſten Falls in jenen lehrhaften, unmittelbarer Gefühlsäußerungen baren Ton, welcher das weſentlichſte

Kennzeichen auch der damaligen geiſtlichen Lieder war. In beiden Arten von Liedern wurde nicht ſelten mit unſäglicher Weitläufigkeit eine nur harte, ungefüge Proſa in Reime gebracht." (VI. 189. 190.) Zu den gröbſten Saufliedern geſellten ſich ebenſo grobe Soldatenlieder und noch ſchlimmere Buhllieder, „Venus-Kränzlein", „Venus-Glöcklein", „Neue amoriſche Geſänglein", „Muſikaliſche Sträußlein von ſchönen wohlriechenden Blümlein, ſo im Venus-Garten gewachſen", „Güldener Venuspfeil", „Muſikaliſche Wolluſt, allerhand newe, anmüthige amoroſiſche Sachen" u. ſ. w. Fremde, erkünſtelte Formen, welche die Dichter nicht zu bewältigen wußten, verkrüppelten zu der jammervollſten Geſchmackloſigkeit und verdarben das geſunde Gefühl für heimiſche Form und Sprache. Neben den „ſüßlich amoroſiſchen Freuden" erſchienen maſſenhaft gereimte Neuigkeiten, gereimte Arzneibücher, gereimte Bauernpraktiken, gereimte Geſundheitsvorſchriften, Wetterregeln, Anweiſungen über das nöthige Hausgeſchirr und das Zureiten von Pferden. Die maſſenhaft auftauchende Gelegenheitsdichtung war faſt nur gereimte Proſa, ohne Idee, Geiſt und Witz, vielfach nach Küche und Keller duftend. Als Probe ſind einige Strophen des bekannten Didaktikers und Predigers Bartholomäus Ringwalt angeführt, der bei einer Predigerhochzeit alle einzelnen Gäſte in folgendem Stile beſang:

„Der ehrlich Heinrich Meder iſt
Ein Schöppe und Gaſtgeber,
Gar gern von jungen Hühnern ißt
Und von des Hechtes Leber"

„Der wohlgelahrt Herr Gorge Worſt-
(Wie man ihn nennet) -macher
Itzund nach hohen Dingen forſcht,
Iſt niemands Widerſacher."

Dem Bürgermeiſter zu Frankfurt a. d. Oder aber wünſcht der „feine Beobachter", wie ihn Gödeke nennt:

„Gott halt ihn ja noch lange friſch,
Wie auch ſein Kinder wollen,
Er ſchenkt mir oftmals Berger Fiſch,
Wein, ſchwediſch Käs und Zſchollen."

Der Kündorfer Prediger Johann Ebert dagegen beſang „ſieben chriſtliche Perſonen zu Rohra", welche „unter währendem erſchrecklichen Ungewitter durch eine urplötzliche Waſſersnoth überfallen und neben unterſchiedenen Gebäuden jämmerlich umgekommen", alſo:

„Claus Sturm, ein frommer Mann und Schneider,
Margreta, sein Eheweib, ach leider,
Anna, ihr Tochter, ungefähr
Von sechs Jahren, sodann noch mehr
Hanslein ihr Söhnlein, ungefähr
Von zwei Jahren, mußten halten her.
Solch vier Personen gar geschwind
Mit Haus und Hof ertrunken sind." (S. 198.)

Dieser reformatorischen Gelegenheitspoesie entsprach ungefähr die „privilegirte und professionirte hochfürstliche Hofpoesie", deren Vertreter im Dresdener Hofbuche übrigens unter dem „gemeinen Hofgesind" in Gesellschaft des Hackbrettschlägers, Löwenbändigers und Mäusefängers aufgeführt werden. (S. 199. 200.)

3. Der Meistergesang verkam einerseits in ödem, trostlosem Formalismus und gutmüthiger Pedanterie, andererseits in dem bittern, gehässigen Geiste der zeitgenössischen Polemik. Sein größter Vertreter, Hans Sachs, war ein treuherziger, gemüthlicher Biedermann, sehr empfänglich für poetische Stoffe, unermüdlich fleißig, solche aufzusuchen und in Reime zu bringen, doch ohne eigentliches schöpferisches Talent und ohne jenen Feinsinn für Schönheit der Sprache, des Ausdrucks und der Form, der schließlich jedes dichterische Werk mitbedingt. Von redlichem Gemüth und wackerer Gesinnung zeugen seine Mahnlieder gegen die Laster der Zeit, seine Klagen über die politische Lage, seine Türkenlieder u. s. w., aber seine Begeisterung für die ‚Wittenberger Nachtigall' riß ihn in die theologische Polemik gegen Papst und Papstthum hinein und verleitete ihn, katholische Lehren und Einrichtungen in der unwürdigsten, plattesten Weise zu verhöhnen. (S. 201—211.)

4. Wenn Wilhelm Scherer behauptet, „Luther habe sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen", so ist das eine der krassesten Unrichtigkeiten, die seine geistreich geschriebene Literaturgeschichte entstellen. Durch die aufreizenden Streitschriften Luthers und seiner Helfer gerade wurden Satire, Libell, Pasquill zum beherrschenden Element auch in der poetischen Literatur. Bei Sebastian Brant war die Satire noch von tiefem Lebensernst getragen und wußte Maß zu halten. Auch Thomas Murner, der größte katholische Satiriker, der Brant an Volksthümlichkeit, Erfindungsgabe, treffendem Witz und zündender Darstellung weit überragte, hat in vielen seiner Sittenschilderungen den Ernst und die Weihe seiner Ueberzeugung unwiderleglich bezeugt. Sein Klagelied „Von dem Unter-

gang des chriſtlichen Glaubens" iſt eines der ergreifendſten Zeitbilder der ganzen Periode:

„Das Evangeli frone
Das war ein frölich Mär,
Von Gott eroffnet ſchone
Zu Frid vom Himmel her;
Das hont ſie jetz vergiftet
In Mort und Bitterkait,
Es ward zur Freud erſtiftet,
Jetzt bringt es Herzelaid.

Ich kann mich nit beklagen
Ja über Gottes Wort,
Allain daß ſie's vertragen
Und rinckeln auf ain Mort
Das Wort des ewigen Leben
Zu Aufrur und dem Dot,
Von Chriſto uns gegeben,
Das er aus Lieb erbot.

Es war ſeit Chriſtus Tagen,
Sag ich bei meinem Aid,
Nie größer Not und Klagen,
Von Chriſten je geſait.
Des Glaubens Zierde ſchone
Die fait mit Macht dahin,
Im Kot liegt unſre Krone,
Es galt als Widerſin."

Furchtbar roh und grob waren indes die Angriffe, welche auf die katholiſche Kirche und ihre Inſtitutionen gemacht worden waren, und der ſchlagfertige Dichter, mit Geiſt und Witz wie mit der vielſeitigſten Gelehrſamkeit ausgeſtattet, glaubte die Antwort in ähnlich derbem Stil nicht ſchuldig bleiben zu müſſen. Sein Gedicht „Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn Doctor Murner beſchworen hat" (1522), war die einſchneidendſte Satire, welche je gegen die geſammten Umſturzbeſtrebungen zu Tage kam. Parirt wurden ſeine Hiebe nicht, aber mit immer wachſender Grobheit und Roheit heimgezahlt, in einem Ton des Haſſes und der Wuth, den die Katholiken nicht mehr erwiedern konnten. Von Hutten und Luther an ergoß ſich ein Läſterſtrom über die alte Kirche, wie ihn wohl keine andere Zeit erlebt hat. Alle Schimpfworte, aller Hohn, aller Spott, alle, auch die gemeinſten Scheltworte fluteten in ungedämmtem Schwall von Jahr zu Jahr immer wieder in neuen Güſſen über alles dahin, was den Katholiken lieb und heilig war. Es ſchien, als wollte man die ganze katholiſche Vergangenheit und Zukunft in dieſem Läſtermeer erſäufen. Als

Hauptläſterer thaten ſich hervor der ausgeſprungene Franziskanermönch Burchard Waldis, der Prediger Thomas Kirchmair (Naogeorg), der Prediger Erasmus Alber; alle dieſe Läſterer übertraf jedoch durch ſeine Sprachgewandtheit und ſeine Leichtigkeit in Verarbeitung und Aneignung fremden Materials wie durch ſeine Schmähſucht und zotenhafte Komik der Juriſt und Literat Johann Fiſchart, zuletzt Amtmann zu Forbach. Er wurde kaum 40 Jahre alt; da er aber ſchon mit 20 Jahren zu ſchimpfen begann, ſo gelang es ihm, in einer Unzahl von Verſen Franziskaner und Dominikaner, Jeſuiten und Weltprieſter, Papſtthum und Kirche, dann aber auch Juden und andersgeſinnte Proteſtanten ſo mit Hohn und Spott zu bewerfen, wie es noch keiner vor ihm zu Stande gebracht. Er beherrſchte Sprache und Ausdruck wie außer Luther kein Schriftſteller des Jahrhunderts, aber nicht wie Luther in urwüchſiger, volksthümlicher Kraft, ſondern nur, wie Rabelais das Franzöſiſche, in ſchrankenloſer, wildwuchernder, vielfach verzerrter Ueppigkeit. Faſt jeder Satz verrenkt ſich unter dem Uebermaß dieſer ſpielenden Schlinggewächſe; keine Sprachform dient mehr ruhig und klar dem Ausdruck des Gedankens. Der gleich Sickingen und Hutten als Bannerträger moderner Freiheit verherrlichte Läſterer war von wahrem Freiſinn und geiſtigem Scharfblick ſo weit entfernt, daß er ſich zum Vertheidiger der ſchauerlichſten Verirrung jener Zeit, der Hexenproceſſe, aufwarf, ja zur brutalſten und rechtswidrigſten Hexenverfolgung aufforderte und zu dieſem Zweck das Werk des Franzoſen Bodin De Daemonomania Magorum überſetzte. Zwei Jahre nachdem ſeine Ueberſetzung zu Straßburg erſchienen, wurden in dieſer Stadt innerhalb vier Tagen 134 Hexen verbrannt! (S. 212—254.)

5. Der dramatiſchen Poeſie war Luther nicht abgeneigt. Er empfahl ſowohl die lateiniſche Schulkomödie als Komödien überhaupt als Erziehungsmittel, beſonders aber für die weiteſten Kreiſe bibliſche Stücke aus dem Alten Teſtament, erklärte ſich dagegen wider die Paſſionsſpiele als eine papiſtiſche Ueberlieferung. Die Folge dieſer Anregung war, daß Deutſchland mit bibliſchen Dramen reich geſegnet wurde. Hans Sachs allein verarbeitete mit handwerksmäßiger Schnellfertigkeit faſt das ganze Alte Teſtament. Wenn man daran denkt, daß um dieſe Zeit ein Shakeſpeare und Lope de Vega lebten, wird man allerdings faſt abgeſchreckt, all dieſe gereimte Proſa von 5—10 Acten, darunter Lindwürmer von über 9000 Verſen mit 100 redenden und 500 ſtummen Perſonen, ohne Verwicklung, ohne treffende Charakteriſtik, ohne poetiſchen Gehalt und ohne ſchöne Form Dramen zu nennen. Von eigentlicher dramatiſcher Kunſt

waren kaum die primitivſten Begriffe vorhanden. Rebhuns „Suſanna“ iſt noch eines der erträglichſten Stücke, obwohl das Verfängliche des Stoffes nicht überwunden wird. In den meiſten anderen Stücken herrſcht entweder ſolche Geſchmackloſigkeit und Langeweile oder wird ſo gegen den gewöhnlichſten Anſtand, Zucht und Sitte geſündigt, daß man ſie ohne Ekel nicht leſen kann. Geſchimpft wird da, wie es heute kaum ein angetrunkener Fuhrmann zu Stande brächte. (S. 255—277.)

6. Noch ungleich widerlicher geſtaltete ſich das eigentlich *polemiſch-ſatiriſche Schauſpiel*. Die Faſtnachtsſpiele des Nicolaus Manuel, ſeinen „Ablaßkrämer“, ſeine „Krankheit und Teſtament der Meſſe“ und ſein „Barbali“ muß man wenigſtens aus Janſſens Auszügen kennen lernen, um beurtheilen zu können, was Wilhelm Scherer (S. 305) unter „*großartigen Tendenzdramen*“, „alles höchſt dramatiſch gedacht, lebendig und derb ausgeführt, *von unvergleichlicher demagogiſcher Kraft*“, verſteht, und was Robert Prölß „*köſtlichen Humor*“ und „*anmuthende Gemüthlichkeit*“ nennt (Geſch. d. dram. Lit. u. Kunſt in Deutſchland. I, 40). „Die im ‚Barbali‘ mehreren Geiſtlichen in den Mund gelegten Reden gehören“, wie Janſſen völlig richtig bemerkt, „an *Gemeinheit und Unfläterei* zu dem Aergſten, was das Jahrhundert in dieſer Art aufzuweiſen hat.“ — Haß und Schmähſucht oder Gemeinheit und Unfläterei oder auch alles zugleich zeichnen ebenſo die Stücke eines Hans von Rüte, eines Burchard Waldis, eines Thomas Kirchmair, eines Johannes Chryſeus, eines Joachim Greff aus. Das ganze maßloſe Geſchimpfe, das die lutheriſche Kanzel entwürdigte, wurde auch auf die Bühne verpflanzt, um das Papſtthum aus der Welt zu ſchelten. Ein einziges Stück, wie „Der verlorene Sohn“ des Burchard Waldis, zeigt ſchon, wie dieſem Dramatiker nicht nur die einfachſten Grundbegriffe der Kunſt fehlten, ſondern jede Spur chriſtlicher Liebe, jeder Anſtand, jede ſittliche Bildung, jedes Schamgefühl. Und doch hat Gödeke (II. 449) den Muth gehabt, dieſes Gemiſch von Schimpfpredigt und Schandlibell ein „Myſterium“ zu nennen und zu verſichern, daß es „einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt eröffne“ (S. 278—349).

7. Nichts beweiſt aber ſchlagender, wie tief Deutſchland durch die Glaubenstrennung heruntergekommen war, als das *weltliche Theater*. Es handelt ſich da nicht um die religiöſe Frage, ſondern um weltliche Bildung, Kunſtſinn und Geſchmack allein. Heute noch gehören engliſche und ſpaniſche Dramen jener Zeit zu den Blüten der Weltliteratur. Das epiſkopale England, das katholiſche Spanien hatten ſich in den Stürmen

jener Zeit wenigſtens die Erbſchaft ihrer literariſchen Bildung gerettet; aber in Deutſchland ließen die ewig polternden Hetzprediger, die kirchenräuberiſchen Fürſten, die auf ihre Roheit ſtolzen Bürger der ewig reichsfeindlichen Städte nicht einmal das Theater zu einem menſchenwürdigen Daſein gelangen. Die ganze feinere Bildung lag verwüſtet darnieder. Eine Spießbürgerdramatik, wie ſie Shakeſpeare als Gegenſatz zur eigentlichen Poeſie in ſeinem „Sommernachtstraum“ mit unübertrefflicher Komik ſchilderte, machte ſich durch Hans Sachs in mehr als hundert Stücken allen Ernſtes als dramatiſche Kunſt breit. Von einer künſtleriſchen Durcharbeitung keine Spur. Eine Woche oder auch ein paar Tage genügten vollauf, um ein Stück alter Chronik in 5 Acten reimweis plattzutreten. Ayrer dichtete ſeine Tragödie „Lazarus“ (2000 Verſe) in neun Tagen. Da und dort findet ſich bei Sachs eine Oaſe von herzlicher Gemüthlichkeit, aber ſelten ohne ernüchternde Plattheit. Statt echter Tragik oder lebenſprühender, urfröhlicher Komik überall nüchterne Lehrhaftigkeit und Biedermannsmoral, meiſt mit Hinneigung zum Derben, Ungeſchlachten, Poſſenhaften und Niedrigen. Die Verſchrobenheit proteſtantiſcher Schulmeiſter ging ſo weit, daß ſie mit Stücken wie der „Schulteufel“ und „Cornelius Relegatus“ durch die gemeinſte und zotenhafteſte Schilderung der verkommenen Schuljugend dieſelbe zu Zucht und Sitte zurückführen zu können vermeinten. „Die Welt iſt ein Stall voller Buben und ſtinkender Böcke“, ſeufzt einer dieſer Pädagogen, Martin Hayneccius, der Verfaſſer des „Schulteufels“. „Das Amt eines Lehrers zu führen,“ klagt er weiter, „den Stall des Augias oder, wie es Seneca nennt, die Cloake zu reinigen, das will einen Herkules haben, der nicht allein mit Gedanken und Worten, ſondern auch mit der Hand, Muth und Herzen, ganzem Leibe und Kopf arbeite, da er wahrlich Stankes vollauf und Unſauberkeit, auch Verletzung ſeines Leibes Geſundheit oftmals empfindet.“ In dieſen Worten iſt die Grundnote dieſer Dramatik angedeutet. Den Stallduft des Augias athmen ſowohl die genannten Studentendramen, als Nicolaus Manuels Faſtnachtsſpiele „Von dem Elßlin“ und vom „edeln Wein“ und des Johannes Stricerius „Deutſche Schlemmer“, ein Stück, das mit ſeinen abſtoßenden Sauf- und Buhlſcenen als „kindliches Gedicht“, „ausdrücklich für die Schüler verfaßt“, empfohlen wurde. Von den „engliſchen Commedianten“ wurden einige Dramen Shakeſpeare's in ungefüger Sprache jämmerlich verballhornt; bluttriefende Schauerdramen anderer Autoren dagegen gelangten zu unverdienter allgemeiner Popularität. An ihnen ſchulten ſich Jakob Ayrer und der Herzog Julius von Braunſchweig. Es wurde auf der

Bühne nicht bloß gestochen und gehängt; auch Nasen- und Ohrenabschneiden wurde ein Hauptvergnügen. Eigentliche Mord- und Unzuchtsstücke überfluteten die Bretter mit unsagbarer Gemeinheit; das frivolste Spectakelwerk drängte jeden Rest von Kunstsinn zurück. Zwerge, Riesen, Ungeheuer, Gespenster wechselten mit den Schlächterhelden — und endlich zogen die Teufel selbst schaarenweise in hellen Haufen auf der Bühne ein (S. 349 bis 378).

8. Denselben Charakter wie das Theater trägt die Unterhaltungsliteratur. Eine wahre Flut der gemeinsten und unzüchtigsten Schriften überschwemmte die Buchläden: „Cento-Novelle", „Gartengesellschaft", „Rollwagen", „Cazopori", „Rast- und Nachtbüchlein" u. s. w. Ueber ihre große Verbreitung und ihre schädliche Wirkung führt Janssen das Zeugniß der Zeitgenossen Johann Fickler, Aegidius Albertinus und anderer an. Fickler erwähnt „vorderst unter solchen Büchern" auch die „Tischreden Luthers", „so voller unflätiger stinkender Possen, unzüchtiger Wort und lahmer Fratzen sein, als auch in etlichen anderen seiner weltgeistlichen Schriften auf das unflätigste eingemischet" würden. Saufschriften und Schimpfschriften auf die Weiber entwickelten sich zu eigenen Literaturzweigen. In allem Ernst wurde disputirt, ob die Weiber wirklich Menschen seien. Ansätze zu einem ehrbar bürgerlichen Roman, wie sie Jörg Wickram versuchte, wurden in den höheren Ständen durch die Amadis-Romane verdrängt, die Sigmund Feyerabend zu Frankfurt in 24 Bänden (25000 Seiten) in deutscher Uebersetzung erscheinen ließ. Jeder Band wurde einer fürstlichen Standesperson gewidmet, der XII., 1428 Seiten stark, nach Bobertags Urtheil „fast nur aus Zoten bestehend", der Freifrau Sibylle von Fleckenstein, geborenen Gräfin zu Hanau.

9. An die Unterhaltungsliteratur, welche auf gemeine Sinnlichkeit speculirte, reiht sich in erschreckender Fülle eine Wunder- und Schauerliteratur, wie sie kaum eine andere Zeit erlebt hat. Je mehr vom „wahren Glauben" und vom „Lichte" des Evangelii geredet wurde, desto mehr nahm der schauerlichste Aberglaube überhand. Schon Luther, Melanchthon, Simon Pauli und Christoph Irenäus machten sich mit „Mißgeburten", „Wundergeburten und Monstra" zu schaffen, und der Same des Aberglaubens fiel auf günstigen Boden. Ein „Wunderbuch" folgte dem andern; die ganze leblose Natur ward zum Wunder; des Himmels Kräfte begannen zu reden; es regnete Steine, Blut, Korn, Milch, Fleisch; Regenbogen und Winde mischten sich in die Zeitgeschichte; Wundersterne und Kometen sagten die furchtbarsten Katastrophen an; es ertönte schon die

höchſte „Poſaune", welche die Ankunft Chriſti verkündigte. Todte ſtiegen aus dem Geiſterreich auf; Geſpenſter und Geiſter zeigten ſich in Schaaren; Engel predigten Buße und förderten das neue Evangelium; neue Propheten ſind in Sicht, und der Antichriſt iſt ſchon im Anzug. Als ob des „Schreckens und Schauers, des Entſetzens und Wehklagens" nicht genug geweſen wäre, wurden auch unzählige Berichte über die grauſamſten Verbrechen, Martern und Hinrichtungen in Umlauf geſetzt, die Phantaſie der Leſer mit den ſchrecklichſten Vorſtellungen von Mord, Grauſamkeit und Unzucht erfüllt, die Kinder ſelbſt zu den nie endenden Hinrichtungen hingeführt, um ſie, wie man meinte, vom Verbrechen abzuſchrecken.

„Nirgend nichts denn Furcht und Schrecken," predigte Leonhard Breitkopf am Charfreitag 1591, „Teufel und Geſpenſter, Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Geſichter in den Wolken und ſo viele andere Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laſter im Schwang, erſchreckliche Mörder, Giftmiſcher nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geiſterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungeſcheut ihr Werk und verunehren und ſchänden das göttliche, geoffenbarte Wort. Wunderdoctoren ſchreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andere ziehen umher als Goldmacher, betrügen Hoch und Niedrig, andere verbreiten den ſeltſamen Mißglauben, als könnten ſie durch ihren eigenen Geiſt die Geſtirne und andere Geiſter bezwingen und Menſchen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und ſolche geheime teufliſche Künſte gibt es viele und wird die ganze Welt damit betrogen, daß es wahrhaftiglich Zeit iſt, der letzte Tag des Gerichts komme heran."

10. Die Krone der verwilderten Volksliteratur bildete endlich eine Unmaſſe von Schriften über *Schwarzkunſt*, *Zauberei* und *Teufelei*, durch welche in gewiſſem Sinn das Dämoniſche ſelbſt in unheimlichſter Geſtalt von dem Geiſtesleben Beſitz nahm. Der Teufel wurde nicht bloß an die Wand gemalt, er beherrſchte in weitem Umfange Phantaſie, Verſtand, alle Vorſtellungen des Volkes. Von der durch Bibel und Ueberlieferung bezeugten Lehre Chriſti über Satan und ſein Reich unterſchied ſich dieſer Dämonenglaube nicht bloß durch den faſt unbegrenzten Spielraum der Thätigkeit und Macht, die dem Feinde des Menſchengeſchlechts eingeräumt wurde, ſondern auch durch die übertriebene Furcht, die ſich dieſer falſchen Vorſtellung beigeſellte, und die ewig unruhige Beſchäftigung mit ihm und der ihm untergebenen Dämonenwelt. Der Teufel war nicht mehr, wie St. Auguſtin ihn kennzeichnete, der an der Kette liegende

Hund, der niemanden anfallen kann, der sich ihm nicht freiwillig nähert; er war los, frei und ledig. Den freien Willen des Menschen hatte Luther in seiner Verblendung geläugnet, dafür aber den Satan freigegeben — und derselbe ließ ihm dafür sein ganzes Leben lang keine Ruhe mehr. Bei Tag und Nacht beschäftigte und quälte er ihn. In den harmlosesten Erscheinungen der Natur, in der Kirche und ihren Lehren und Einrichtungen, in fürstlicher Politik und wandelbarer Volkslaune, in Leiden und Krankheit, in aller Widerwärtigkeit des Lebens, in den Schrecken des Bauernkrieges, in der wachsenden Noth, Entsittlichung und Verwilderung, in all den naturgemäßen Folgen seiner eigenen Lehre sah er nicht mehr Gottes Strafe und Fügung, menschliche Verirrung und Schuld, Wirkungen des Naturgesetzes oder des freien Menschenwillens, sondern allüberall nur den — leibigen Teufel. Diese Teufelsfratze, die seine unruhige Phantasie beherrschte, drückte in zahllosen Wiederholungen des Teufelsnamens auch seinen Schriften ihren Stempel auf. Dieser Name ist ihm so geläufig, wie einem hl. Bernhard oder Bernardin der Name des Erlösers. Von ihm und seinen Freunden schreibt sich die Gewohnheit her, die verschiedenen Laster der Zeit unter einem Teufelsnamen zu verkörpern, und so ein Teufelsmagazin herzurichten, wie es kein anderes Volk besitzt. So schrieb Andreas Musculus einen Hosen-, einen Fluch- und einen Eheteufel, Matthäus Friedrich einen Saufteufel, Cyriacus Spangenberg einen Jagteufel, Albrecht von Blanckenberg einen Geiz- und einen Wucherteufel, Joachim Westphal einen Faulteufel und einen Hoffartsteufel, Ludwig Milichius einen Zauberteufel und einen Schrapteufel, das heißt Finanzteufel, Florian Daule einen Tanzteufel, Andreas Hoppenrod einen Hurenteufel, Jodocus Hocker eine Schrift unter dem Titel: „Der Teufel selbst". Zwanzig solcher Schriften wurden 1569 zu Frankfurt als Theatrum Diabolorum gesammelt, 1575 erschien das Theater in zweiter Auflage mit vier neuen Teufeln gemehrt, 1587 in dritter Auflage mit zehn neuen Teufeln, „als Kleider- und Kröeß-, Neidharts-, Schmeichel-, Pfarr- und Pfründbeschneider-, speculationischer, Lügen- und Läster-, Gerichts- und Procuratoren-, Bettel- und Gart-, sammt den Sacraments-Teufeln, so zuvor bei diesem Druck nie gesehen und ausgangen"; der letzte dieser Teufel, der Sacramentsteufel, wurde von dem Prediger Johann Schütz „mit seinen siebenunddreißig Adjuvanten beschrieben". Auf 1360 Seiten in Großfolio mit doppelten Columnen umfaßte das Werk in dieser neuen Auflage vieruddreißig Teufel. Noch nicht genug! Um dasselbe zu vervollständigen, schrieb der Mecklenburger Superintendent Andreas

Celichius 1595 ein eigenes Buch über die Beſeſſenheit, „des Satans letzten Zornſturm“. Unterdeſſen waren wandernde Quackſalber und Gaukler in der Volksphantaſie ſchon längſt zu Zauberern und Hexenmeiſtern geworden; Aſtrologie, Alchymie und Cabbala verwirrten die Köpfe mit dem tollſten Unſinn; der Lebensverlängerer Paracelſus ward wie ein Heros gefeiert; nun begannen alle Elemente von geſpenſtiſchen Weſen zu wimmeln: das Waſſer von Nymphen, Nixen, Meloſynen, Sirenen, die Erde von Gnomen, Sylphen, Kobolden und Zwergen, das Feuer von Vulcanalen und Salamandern; und das alles wurde nicht als harmlos poetiſche Träumerei erfaßt, ſondern mit dem theologiſchen Teufelsaberglauben zum ernſthafteſten Wahne verquickt. Die Wundermedicin blühte; die geheime Kunſt ward methodiſch ausgebildet; Kalender und Planetenbücher brachten den aſtrologiſchen Aberwitz in die abgelegenſten Bauernhöfe; Hauſirer trugen die Traumbücher mit ihren tollen Einfällen im ganzen Lande herum und verkauften maſſenhaft Büchlein, „Zetteln und Pergamene“ wider den Teufel, wider Ertrinken und Verbrennen, Zauberei und Hexerei. In dieſem Wirrwarr geſtaltete ſich die Lehre vom Teufel zum rieſigſten Volksaberglauben. Man beſchrieb die Wohnungen der Teufel, die Künſte, mit ihm zu verkehren, die Beſchwörung derſelben, die Fahrten mit dem Teufel. Die alten Magusſagen vereinigten ſich auf den Doctor Fauſt und erhielten in dem älteſten Fauſtbuch ein entſchieden proteſtantiſches Gepräge. Was aber Phantaſie und Verſtand unaufhörlich beſchäftigte, das machte ſchließlich den Eindruck der Wirklichkeit. Schon von der Mitte des Jahrhunderts an häuften ſich die Nachrichten über Beſeſſenheit, Teufelsaustreibungen, Geſpenſter und Spückniſſe. Der Teufel erſcheint hier und dort leibhaftig, im Bauernhaus und im Fürſtenpalaſt, vor Predigern und Theologen, Bauern und Fürſten. Hunderte behaupten, ihn geſehen zu haben, und beſchreiben ihn genau. Hunderte glauben feſt und ſteif, daß er lebendige Menſchen entführte. Der Teufel wird zur erſten Großmacht der Literatur und Cultur, und ſo bereitet ſich denn die ſchrecklichſte Erſcheinung der Zeit vor: Hexenweſen und Hexenverfolgung (S. 440—508).

Wir haben uns noch der Kunſt zuzuwenden, welcher Janſſen das erſte Buch des vorliegenden Bandes gewidmet hat (S. 1—186). Auch hier hat es von proteſtantiſcher Seite nicht an mannigfachen Beſchönigungen gefehlt, doch iſt der Verfall der Kunſt im 16. Jahrhundert im allgemeinen offener, klarer und von der Mehrheit der Fachſchriftſteller zugegeben worden. Die Arbeit des Hiſtorikers war in dieſer Hinſicht eine leichtere, während der Umfang der zu benützenden Fachliteratur freilich eine nicht

geringe Mühewaltung vorausſetzt. Mit der Verwerfung des katholiſchen Gottesdienſtes, des Meßopfers, der ſichtbaren Kirche, der Heiligen-, Bilder- und Reliquienverehrung war die kirchliche Kunſt im Princip eigentlich zerſtört und vernichtet, und die Proteſtanten haben keinen Grund, auf den Reſt kirchlicher Architektur, Bildnerei und Malerei ſtolz zu ſein, welcher dem Bilderſturm entgangen iſt oder gegen die Quinteſſenz der proteſtantiſchen Lehre wie zufällig und willkürlich ſich noch weiter entwickelt hat. Die Einzelheiten, welche Janſſen über die Bilderſtürmerei und den Verfall der religiöſen Kunſt geſammelt hat, vereinigen ſich zu einem ergreifenden Bilde. Wie ſich dieſer Verfall ganz klar und deutlich auf Luther zurückführen läßt, ſo auch der ſchmachvolle Mißbrauch der Kunſttechnik im Dienſte der confeſſionellen Polemik. Was Cranach und ſeinesgleichen leiſteten, führte nothwendig zur ſchrecklichſten Entartung. Im Dienſte des Haſſes zeigte ſich alsbald auch — wie in der Literatur — die häßlichſte Pornographie. Ohne religiöſe Ideale, ohne geiſtige Anregung, ohne jene Harmonie der Seele, welche Leben und Quelle aller wahren Kunſt iſt, ſuchten ſich nun die Künſtler auf allen Gebieten an fremdländiſchen — und in ſeltſamem Widerſpruch zu ihrem Haſſe gegen Rom — vorwiegend an italieniſchen Muſtern Anregung und Inſpiration. Doch für das Schöne, was Italien in kirchlicher und weltlicher Kunſt in tauſendjähriger naturgemäßer Entwicklung in den verſchiedenſten Stilarten hervorgebracht, fehlte das innere Verſtändniß, die Gleichartigkeit des nationalen Temperaments. Das Edelſte und Beſte, was unter dem Einfluß religiöſer Geſinnung geſchaffen worden war, ſagte den von der Kirche getrennten Nordländern nicht mehr zu. Sie hielten ſich an das Zufällige der äußern Formſchönheit, zumeiſt an das Unvollkommenere, Niedrigere, Verfehlte, ja an die Auswüchſe, denen die Kunſt in Rom, Florenz und Venedig ebenſo wenig entgangen iſt, als anderswo. Die eigene nationaldeutſche Kunſtüberlieferung ging darüber zu Grunde; ſie wurde erſt praktiſch verlaſſen, dann auch theoretiſch von Dürer, Rivius u. a. verworfen. Der kirchlichen Architektur war nicht nur ihre ſacramentale Würde und Weihe, ſondern auch das freigebige Zuſammenwirken der Stände, die Gunſt der Großen und die Begeiſterung des Volkes entzogen. Die Malerei verlor das Verſtändniß für die großen chriſtlichen Stoffe, wie für ernſten, ſtrengen Stil und ideale Ziele. Die Bildnerei wurde von den Geſtalten der chriſtlichen Gottesſtadt an die alten Götter des Olymps und allegoriſche Geſtalten verwieſen. Von den vermeintlichen Feſſeln der Kirche befreit, d. h. auf ihre eigene erhabene Selbſtändigkeit verzichtend, trat

die Kunſt in den Dienſt der Fürſten und Mächtigen, des höfiſchen Luxus und der bürgerlichen Prachtliebe. Den deutſchen Mäcenaten aber fehlte jener feine claſſiſche Geſchmack, jene künſtleriſche Bildung, welche die Mediceer und andere Gönner italieniſcher Kunſt beſeſſen. Das Fremde verſchmolz ſich nur ſchwer und unvollkommen mit dem deutſchen Geiſt, und da dieſer ſelbſt in den ſchrecklichen Wirren der Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr entartete, fiel die Kunſt im weiteſten Umfang wilder Zügelloſigkeit, Regelloſigkeit, Phantaſtik und Willkür anheim. Vorzugsweiſe an das Profane verwieſen, fanden die Kleinkunſt und das Kunſthandwerk noch die liebevollſte Pflege und Ausbildung. Die Glasmalerei ſank, ebenſo Kupferſtich und Holzſchnitt. In der Malerei drängte ſich das Portrait vor, dann Converſationsſtücke, Liebes-, Trunk- und Prügelſcenen, blutige Jagdbilder, Stillleben, Landſchaft. Die Hiſtorienmalerei büßte auch da, wo ſich die alte Kirche in hartem Kampfe aufrecht hielt, vielfach die frühere Würde, Erhabenheit und Andacht ein. Wie die Literatur, ſo wurde auch die bildende Kunſt immer mehr von dem um ſich greifenden Geiſte der Unlauterkeit angeſteckt. Ein flacher Naturalismus begünſtigte dieſe Richtung, und der Cultus des Nackten, ſchon von Cranach mit cyniſchem Behagen gepflegt, griff reißend um ſich und ſteigerte die Scham- und Zuchtloſigkeit, aus der er hervorgegangen.

Auf keinem der Kunſtgebiete fehlt es an Leiſtungen, die in ihrer Art ſowohl Kunſtſinn als Kunſtfertigkeit bekunden; aber auf allen iſt ein ſtetiges Sinken und Verfallen unverkennbar. In den Kunſtſammlungen der Zeit herrſcht nicht das Gefühl für das Schöne, ſondern die von allem Geſchmack abirrende Sucht nach dem Sonderbaren, Seltenen und Barocken. Nachdem der ganze Olymp in geſchmackloſer Verzerrung ſich der Kunſt bemächtigt hatte, wurden zuletzt auch die Hexen und die Teufel ein Lieblingsgegenſtand der entarteten Malerei.

Auf dem Gebiete der Tonkunſt ragen neben den Katholiken Orlandus Laſſus, Arnold von Bruck, Leonhard Pamminger auch einige wackere Tonſetzer proteſtantiſchen Bekenntniſſes hervor, wie Johannes Eccard, Sethus Calviſius, Bartholomäus Geſius u. a.; doch ſchon bald nach dem Vollzug der Glaubenstrennung werden Klagen über Verweltlichung, Verfall und Verachtung der kirchlichen Tonkunſt laut. In der Vorrede zum Wittenbergiſchen Geſangbüchlein von 1537 bemerkt Johann Walter, Luthers Freund und muſikaliſcher Berather: „Es iſt nicht Wunder, daß die Muſica jetzt zur Zeit ſo gar veracht und verſchmähet wird, ſintemal auch andere Künſte, die man doch haben ſoll und muß, ſo jämmerlich

von Jedermann ſchir für nichts gehalten werden." Auch das wird wieder dem Teufel zugeſchrieben: „Dieweil man ihm von Gottes Gnaden die papiſtiſche Meß mit all ihrem Anhang umgeſtoßen, ſtößt er, ſo viel an ihm gelegen, alles, was Gott gefällt, wieder zu Boden."

Und doch war es gerade die katholiſche Kirche, welche dem Verfall der Kunſt und Volksbildung in den trüben Wirren der Zeit noch einigermaßen Halt gebot. In einem anſehnlichen Theile Deutſchlands erhielt ſie die herrlichen Bauwerke, Bildwerke und Malereien der ältern Zeit. Ausbauten an gotiſchen Kirchen erfolgten noch bis an das Ende des Jahrhunderts. Julius von Meſpelbrunn, Fürſtbiſchof von Würzburg (1573—1618) baute und reſtaurirte in ſeinem Bisthum dreihundert Kirchen, wobei er bis 1609 deutſche Baumeiſter beſchäftigte, erſt 1609 einen Italiener. „Die Kirchen und Collegien, welche die Jeſuiten ſelbſt erbauten oder welche für ſie errichtet wurden, entſprachen durchaus den übrigen Bauten jener Periode. Die für den Orden in München (1582—1597) erbaute St. Michaelskirche iſt (nach Lübke's Anſicht) die gewaltigſte kirchliche Schöpfung der ſogenannten deutſchen Renaiſſance. Auch die Jeſuitenkirche in Koblenz (1609—1619) iſt ein ſtattlicher kirchlicher Bau von techniſcher Tüchtigkeit" (S. 72. 75). An die altkölniſche Malerſchule ſchloſſen ſich noch in der erſten Hälfte des Jahrhunderts die Maler Anton von Worms und Bartholomäus Bruyn. Von letzterem ſtammt der 1534 vollendete Hochaltar in Xanten (S. 91). Prächtige Glasmalereien haben ſich in St. Gudula zu Brüſſel wie in den ſchweizeriſchen Klöſtern Muri, Wettingen und Rathhauſen erhalten (S. 92. 93). Als die Kunſt ihr eigenes, nationales Gepräge verlor, Baumeiſter, Bildner und Maler ihre Vorbilder jenſeits der Alpen zu ſuchen begannen, machten ſich wohl auch in katholiſchen Kreiſen große Mißſtände geltend; doch hörte die Kunſt deshalb nicht auf, dem Altar zu dienen, bewahrte als kirchliche Kunſt wenigſtens in ihren Stoffen und in ihrem Streben eine ideale, kirchliche Richtung, und vieles, was heute einen ernſten, an der ältern Kunſt gebildeten Geſchmack verletzen mag, ſtörte durchaus nicht die Erbauung und den kirchlichen Sinn von Männern, die zwar im furchtbaren Kampfe der Zeit ſich und ihre ganze Perſönlichkeit dem Glauben weihten, aber nicht Muße fanden, über die Vollkommenheit der verſchiedenen Stilarten ſich eingehender zu unterrichten, die mit ganzer Seele an der Kirche ihrer Väter hingen, aber vielleicht eben, weil dieſe Kirche in ihrer Univerſalität nicht an die Kunſtüberlieferungen eines einzelnen Landes gebunden war, der Kunſt ihrer Väter nicht dieſelbe Anhänglichkeit bewahrten. Daß,

mit wenigen Ausnahmen, die begabteſten Maler von Dürer bis Rubens ſich nach und nach italieniſchen Einflüſſen ergaben, läßt ſich ohne die Annahme nicht erklären, daß die ihnen fremde Kunſt nicht bloß einen ſinnlichen, ſondern auch einen wirklich äſthetiſchen, künſtleriſchen Zauber auf ſie ausgeübt haben muß. Sonſt hätten ſie die Kunſtrichtung, in welcher ſie aufgewachſen waren oder welche ſie wenigſtens in bedeutenden Erſcheinungen vor ſich hatten, nicht verlaſſen. Ein Mangel an politiſchem und nationalem Selbſtgefühl mag mitgewirkt haben, ebenſo vielfach der Mangel einer tiefern perſönlichen Frömmigkeit; auf dogmatiſch kirchliche Urſachen dagegen iſt dieſe Erſcheinung der Kunſtgeſchichte nicht zurückzuführen. So ſehr die gotiſche Architektur und die mit ihr verſchwiſterte mittelalterliche Bildnerei und Malerei aus chriſtlichen Ideen und Inſpirationen hervorgegangen war und ihnen entſprach, ſo war Italien doch durch mehr als tauſendjährige Ueberlieferungen daran gewöhnt, auch andere, ältere Kunſtformen dem Schmuck des profanen Lebens wie der Zierde des Heiligthums dienen zu ſehen. Man war hier durchaus mit dem Gedanken vertraut, daß auch urſprünglich heidniſche Kunſtformen als spolia Aegypti zur Verherrlichung des Chriſtenthums dienen und den Gedanken verkörpern könnten, der auf dem berühmten Obelisk des Petersplatzes ausgedrückt iſt. Die neuere italieniſche Kunſt war unter der Gönnerſchaft der Päpſte herangeblüht. „Unter Führung der bedeutendſten Künſtler war ſie während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik.“ (S. 60.) Die begeiſtertſten Führer und Förderer der kirchlichen Reform ſahen im Weſen derſelben keinen Gegenſatz zum Chriſtenthum und erhoben ſich ſelbſt gegen ihre Auswüchſe niemals mit dem ungezügelten Zorneseifer Savonarola's. Dies muß man mit in Rechnung ziehen, um zu begreifen, daß die gewaltige Reformbewegung, welche vom Trienter Concil ausging, keine analoge Kunſtbewegung hervorrief, welche die mittelalterliche deutſche Kunſt neu zu beleben ſtrebte.

Was die Volksliteratur betrifft, ſo konnte ſich die Kirche derſelben nicht unmittelbar in demſelben Umfang bemächtigen, wie die Neuerer. Die kirchliche Reform erheiſchte vor allem eine tüchtige ascetiſche, philoſophiſche und theologiſche Heranbildung des Clerus für ſeine eigentliche prieſterliche Aufgabe. Dem ſo gebildeten Clerus fiel dann nicht zunächſt die Aufgabe zu, der poetiſchen oder unterhaltenden Literatur zu dienen, ſondern durch religiöſen Unterricht das Volk zu belehren, die Irrenden wieder zu gewinnen, die angegriffene Wahrheit zu vertheidigen. Seelſorge und apologetiſche Abwehr nahm die beſten Kräfte in Anſpruch.

Indem Luther Asceſe und Philoſophie verſchmähte, die Theologie in deutſcher Sprache demokratiſch unter das Volk warf, erwarb er ſich den Schein, für Leben und Sprache des Volkes mehr Liebe zu hegen, als die Vertreter der alten Kirche. Das war indes bloßer Schein. Wohin dieſe deutſche Volkstheologie mit der von ihr unzertrennbar verknüpften Polemik, Schauer- und Teufelsliteratur führte, zeigt der vorliegende Band in anſchaulichſter Weiſe. Konnte auf katholiſcher Seite mitten in dem tobenden Kampfe auch keine reiche poetiſche Literatur erblühen, ſo bezeugen doch liebliche Kirchenlieder (S. 173—175), daß der Quell wahrer Poeſie nicht völlig verſiegt war, und der folgende Band wird zweifellos nachweiſen, wie der katholiſche Humanismus, wenn er auch ſeiner Schattenſeiten nicht entbehrte, doch bildender und ſegensreicher auf das deutſche Volk wirkte, als die polternde und ſtreitſüchtige Volksliteratur der Proteſtanten.

A. Baumgartner S. J.

Säculäquat oder ſtatuariſch — das iſt: Freimaurer oder Jeſuit, oder: Der Kampf um den Niederwald.

Ein ſeltſamer Roman.

In dem „Literariſchen Deutſchland“ von Adolf Hinrichſen leſen wir S. 50:

„Beyer, Conrad (Conrad Byr) wurde am 13. Juli 1834 zu Pommersfelden bei Bamberg geboren. Der Bildungsgang B.s nahm in Bayern ſeinen Ausgangspunkt (!), allwo beſonders der Philologe Imhof großen Einfluß auf das Geiſtesleben des heranwachſenden Jünglings gewann. Zum Abſchluß gelangten ſeine Studien in Leipzig, wo er auf naturwiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und belletriſtiſchen Gebieten gleichzeitig mit Brehm im Hauſe Profeſſor Roßmäßlers Aufenthalt nahm (sic!). Hier entſtand B.s erſte fachwiſſenſchaftliche Abhandlung: ‚Ueber die anatomiſchen und phyſiologiſchen Verhältniſſe der vegetabiliſchen Zelle.‘ Ihr ſchloß ſich die philoſophiſche Schrift ‚Erziehung zur Vernunft‘ an. Beide Schriften fanden Beifall ... In Verfolgung des Planes, mit ſeinem durch religions-philoſophiſche Schriften bekannt gewordenen Bruder ein internationales Erziehungsinſtitut zu gründen, erprobte ſich B. nach der Doctorpromotion in längerer Unterrichtsthätigkeit. Durch den plötzlichen Tod ſeines Bruders ſcheiterten die pädagogiſchen Abſichten Conrad B.s. Er wandte ſich anderen Plänen zu, hervorgerufen (?) durch den regen Verkehr mit Rückert. Eine erſchöpfende Darſtellung des Lebens dieſes Dichters im Zuſammenhang mit ſeinen Dichtungen zu liefern, dieſer Entſchluß reifte mehr und mehr zur Frucht heran. Seine biographiſchen und literarhiſtoriſchen Werke über Rückert, durch welche B. Begründer einer Rückertliteratur wurde, haben ihm die höchſten Auszeichnungen erworben. Im

Jahre 1870 zog B. nach Eiſenach, um in friſcher Lenzesluft (?) ſeine Geſundheit zu kräftigen. Dort entſtanden mehrere Werke . . . ‚Zur deutſchen Kircheneinigung, ein literariſch-philoſophiſches Zeitvotum‘ (bei Gelegenheit des Concils) . . ., außerdem mehrere anmuthige novelliſtiſche Skizzen und Erzählungen. Auch auf dramatiſchem Gebiete war B. thätig . . . Den ſchon früher herausgegebenen Dichtungen . . . reihten ſich in Eiſenach die patriotiſchen Lyriken (sic) . . . an . . . Ein volles Jahrzehnt weilte B. in Eiſenach, dann zog er in den Süden. Inzwiſchen hatte es ihm an Auszeichnungen nicht gefehlt. Er erhielt den Titel eines Profeſſors und Hofraths, viele höchſte Orden, perſönliche Anerkennung in Geſtalt von Handſchreiben, Bildern, Pretioſen: vom Kaiſer, der Kaiſerin, dem Großherzog von Weimar und vielen anderen Fürſten und Fürſtinnen. Auch wurde B. Meiſter und Ehrenmitglied des freien deutſchen Hochſtiftes in Frankfurt am Main, Mitglied der preuß. Akademie der Wiſſenſchaft in Erfurt, erſtes und einziges Ehrenmitglied der Herdergeſellſchaft ꝛc.; mehrere ſeiner Werke wurden in verſchiedene fremde Sprachen überſetzt. Hervorzuheben wäre noch B.s ‚Deutſche Poetik‘, ein Werk, das wohl keinem Leſer des ‚Literariſchen Deutſchland‘ fremd ſein dürfte, ſo daß wir uns verſagen können, näher darauf einzugehen. Auch auf dem humanen Gebiete freimaureriſcher Literatur war B. thätig, wovon eine große Zahl von Abhandlungen in Zeitſchriften zeugt, ſowie die Schrift: ‚Rückert als Freimaurer und Dichter‘; ferner die didaktiſche Dichtung: ‚Geiſt der Lehrlingsaufnahme‘. Gegenwärtig weilt B. in Stuttgart, eifrig mit Neubearbeitung einzelner Schriften, beſonders einer umfaſſenden (?) neuen Auflage der großen Rückertbiographie beſchäftigt. Dort ſchrieb er auch einen culturgeſchichtlichen Roman: Erzherzog Karl oder der Kampf um den Niederwald.“

So die Biographie oder wohl beſſer Autobiographie.

In der Einleitung zum „Literar. Deutſchland“ ſagt derſelbe C. Beyer nach einem Ueberblick über die Entwicklung der deutſchen Literatur: „Daher mußte in derſelben Gegenwart (1870 ff.) nach langem Irrgange in der Fremde mit Naturnothwendigkeit die ſchon von Goethe ſehnſüchtig gewünſchte urdeutſche Metrik und Proſodik erſtehen: eine deutſche Betonungslehre, deren wiſſenſchaftlicher Ausbau in Anlehnung an Fr. Rückert mir (C. Beyer) vorbehalten war, und die in ſtolzer Befriedigung zum erſtenmal den Satz proclamiren konnte: Das in der neuhochdeutſchen Metrik zu beachtende Geſetz darf nur das der Accentqualität ſein, welche muſikaliſcher und logiſcher Natur iſt; das Quantitätsprincip iſt nicht mehr zu rehabilitiren. In dieſer deutſchen Betonungslehre, ferner in dem von mir geſchaffenen, ſeither kaum dem Namen nach gekannten deutſchen Vers- und Strophenſyſtem durfte ich zum erſtenmal die Befreiung von der überlebten, ſchablonenhaften Schulregel fordern, um im neu erſtandenen Reiche auch in der Poeſie die Befreiung vom Fremdenthum anzuſtreben. Nach dem Jahre 1870 mußte eine Wiſſenſchaft der Poeſie zeigen, daß Deutſchland auch in der Poeſie auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſelbſtändig den Pegaſus zu zügeln vermöge, ſobald es einmal in den Sattel geſetzt ſei; daß es ferner in ſeinen uralten Maßen ſchon alles beſitze, was durch den Fremdencultus ſo lange geſucht, nicht gefunden werden konnte.“ (XIX.)

Warum wir dieſe beiden Stellen hier millheilen? Zu unſerer Rechtfertigung. Denn hoffentlich wird jeder Leſer aus ihnen eine hohe Anſicht von dem Manne gewinnen, dem ſolche allerhöchſte Anerkennungen von Kaiſer und Kaiſerin, Fürſten und Fürſtinnen zu theil wurden; der auf humanem Gebiet freimaureriſcher Literatur thätig war; der das epochemachende, bis dahin ſo unbekannte Grundgeſetz deutſcher Dichtung proclamiren durfte, durch das wir

erſt eine freie deutſche Dichtung haben; der endlich mit einem Worte der Mann war, „Deutſchland in den Sattel des Pegaſus zu ſetzen“, und es ſo lehrte, „auf eigenen Füßen zu ſtehen“. In der That, man möchte auf C. Beyer ein großes Wort ſeines Romanes anwenden und ihn den „theuern, pyramidalen“ Beyer nennen[1]. Einer ſo hohen Achtung vor dem Schreiber und ſeinen ſonſtigen Werken bedarf es aber, um überhaupt in einer ernſtgemeinten Beſprechung von dem vorliegenden Roman zu reden, deſſen Titel bereits am Schluß der biographiſchen Notiz angedeutet wurde, auf deſſen Erſcheinen aber die Leſer des „Literar. Deutſchland“ bis vor kurzem mit Sehnſucht warten mußten. Nun endlich liegt er vor uns, zwei ſtolze Bände in ſeiner Ausſtattung und mächtiger Papierverſchwendung, denn auf die X, 324 u. 298 S. kommen nicht weniger als 60 ganz leere, oder nur mit einer Ueberſchrift oder einem vierzeiligen Motto bedruckte Seiten, zu geſchweigen von dem Minnebrevier (227—276), deſſen wenigſte Blätter mehr als zur Hälfte bedruckt ſind. Alles ſpricht für ein vornehmes Buch und es iſt gut ſo — für das Buch ſelbſt; denn dem Inhalt nach ſollte man es gewiß nicht für die feinere Welt geſchrieben glauben, da es auf einer bedenklich niedrigen Stufe jener Literatur ſteht, die man Colportage- oder Schauder-Romane nennt.

Hören wir das „Bruchſtück eines Geleitsbriefes“! — „Wohl bot ich Dichtung und Erdichtetes; aber gewiß habe ich nichts gegeben, was nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts möglich geweſen wäre. [Daß es verſchiedene Arten der Möglichkeit gibt: logiſche, phyſiſche, moraliſche, geſchichtliche, vergißt Beyer uns zu ſagen.] Der dichteriſchen Conception drängte ſich — zunächſt aus der philoſophiſchen, dann aber aus der poetiſchen Abwägung [alſo zuerſt die Tendenz!] — jenes wunderbare (!) Material auf, welches der Fabel individuelles Leben, dem ganzen Kunſtwerk [Lumpen ſind beſcheiden!] aber thatſächlichen Hintergrund und eine hiſtoriſch (?) bedeutſame Grundlage zu verleihen vermochte. — Wenn ich das holde Vorrecht der Poeſie, im Dienſte der Wahrheit nach Gutdünken zu erfinden und zu geſtalten, für den Dichter in Anſpruch nahm, — und wenn ich meine theilweiſe pſeudonymen Perſonen idealer auffaßte und ſchilderte, als die Wirklichkeit ſie erſcheinen laſſen mochte, ſo geſchah dies, weil ich durch poetiſche Zeichnung der Wirklichkeit in die lichten Höhen des Sittlichen und des Erhabenen leiten wollte. — Das äſthetiſch Anmuthige und das Wahre ſuchte ich zu feiern, die Liebe und Treue ſtrebte ich zu ſchildern, welche im Verein die Holdſeligkeit wecken (?) und den Geiſt in eine

[1] Nächſtens wird ſich Herr Beyer auch noch rühmen, den Nürnberger Trichter erfunden zu haben. Oder wer hält ſich ernſt, wenn er in jener Muſterpoetik nicht weniger als 90 Strophenformen mit Namen, wie: ‚Niggelers Traumſtrophe‘, ‚Gangborns Volksſtrophe‘, ‚E. Albrechts Blumenſtrophe‘, ‚Schmidt-Cabanis Strophe‘, ‚Geroks Strophe‘ u. ſ. w. findet, und der ehrſamen Handwerker- und Sangesmeiſter Nürnbergs denkt und ihrer 200—300 Töne: „Die zehnreimige Feilweiſe“, „der achtzehnreimige Baumton“, „Jörg Schillers Ton“ u. ſ. w.? Man ſieht, nichts Neues unter der Sonne, auch die naive Wichtigthuerei hat ihre Renaiſſance. Hat Beyer ſchon etwas von Opitz und ſeinem Büchlein „Die deutſche Poeterei“ gehört?

reinere Sphäre beglückender Daſeinsfreude zu erheben vermögen." — So das Bruchſtück, das in der That das Wichtigſte vergißt, von der eigentlichen Seele des Romans nichts verräth und beſonders keinen Aufſchluß darüber gibt, wie es mit der Wirklichkeit der Hauptperſonen, der „ſtatuariſchen Jeſuiteneiferer", beſtellt iſt. Nun freilich, dafür iſt ja das Buch da.

Der heutige Titel desſelben lautet: „Erzherzogs Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald." Die Hauptſache in dem Titel iſt die zweite Hälfte, und zwar handelt es ſich um nichts mehr und nichts weniger als um die Frage: Soll der Niederwald, jene hochheilige Felſenhöhe am Rhein, am Schluß des Romans „das Stammhaus des Jeſuitismus" diesſeits der Berge tragen, oder ſoll er durch den Freimaurer Erzherzog Karl als Nationalheiligthum dem deutſchen Volke erhalten und zum Wallfahrtsort des aufgeklärten Patriotismus geweiht werden? Man ſieht: eine tiefbedeutſame Frage, reich an typiſchen Beziehungen und hochpoetiſch. Wer möchte noch leben am Rhein und in Deutſchland, wenn jenes Stückchen Fels oberhalb Rüdesheim ſtatt der Koloſſalſtatue der Germania (dieſes patriotiſche Kunſtdenkmal in allen Ehren!) ein Jeſuitenkloſter trüge? Der Gedanke iſt nicht auszudenken vor Schrecken und Schauder. Zur Erhöhung des Intereſſes verknüpft aber der Dichter mit dem localen Streitobject noch ein perſönliches: die einſtweilige Beſitzerin des Niederwaldes, die junge Fürſtin Elinor, die erdichtete Fürſtin des erdichteten Ländcheus Taunburg auf Tauneck, um die nicht minder Jeſuit und Freimaurer ringen, die wirklich erſt den Jeſuiten, dann dem Erzherzog geſichert erſcheint, um ſchließlich durch das Gift der Jeſuiten als Braut des Freimaurers ins Grab zu ſinken . . .

Wir zählen 1793. Nach der Schlacht von Neerwinden ſtattet Erzherzog Karl dem Fürſten Ludwig von Naſſau-Saarbrück und deſſen Nichte, der Fürſtin Elinor auf Tauneck, einen Beſuch ab, „und man durfte behaupten, daß hier ein einziger Strahl genügte, eine unauslöſchliche Flamme anzuzünden" (I, 7). Zur Feier des Tages wird eine Rheinfahrt unternommen, zu der auch „der Jeſuitenprovinzial Pirkheimer vom Fürſten Ludwig befohlen ward".

„Auch im Fürſtenthum Naſſau-Saarbrück wie auf der benachbarten Tauneck entfalteten die Jeſuiten eine fieberhafte Thätigkeit. Auch hier wurden ſie ſeit ihrer vor kurzem erfolgten Einwanderung die geheimnißvolle Triebfeder aller Verhältniſſe... Einige Jeſuiten kehrten unter dem Namen von Redemptoriſten[1] nach Marienthal zurück...; die übrigen fanden Schutz und Aufnahme beim Fürſten Ludwig von Naſſau-Saarbrück, der den Provinzial Pirkheimer zum Beichtiger und Rathgeber ſeiner zum Katholicismus übergetretenen Nichte Elinor von Taunburg ernannte. Als der Fürſt dem Orden Jeſu auch ſein Reſidenzſchloß diesſeits (?) des Rheines einräumte, da bemühte ſich Pirkheimer, durch bauliche Veränderungen [ſchon zu Lebzeiten des doch wohl in ſeinem Reſidenzſchloß wohnenden Fürſten!] daſſelbe zum Kloſter umzugeſtalten und ihm ein möglichſt düſteres Gepräge aufzudrücken. Und hierzu ſtanden ihm die ganzen Ein-

[1] Das hat Beyer nicht erfunden. Es ſteht zu leſen im kleinen „Brockhaus" (1880) „Jeſuiten" . . . „erfolgte 1847 auch ihre Vertreibung aus der Schweiz, während ſie in Bayern und Oeſterreich als Redemptoriſten geduldet wurden."

nahmen von Marienthal, sowie reiche Ordensmittel zur Verfügung. So kam es, daß im Todesjahre des Fürsten Ludwig dessen ehemals so stilvolles Schloß wie ein düsteres, mittelalterliches Kloster sich darstellte. Man trat in dasselbe durch tunnelartige, massive (?) Thore, in denen man am lichten Tage den Hals brechen konnte, so dunkel war es in ihnen. Ein breiter, wassergefüllter Graben umgab das Gebäude und trennte es im Rücken vom Felsen, durch welchen der Provinzial einen unterirdischen Gang nach der Tauneck herstellen ließ. In der Nähe des Klosters, in der Putzgasse, erwarben die Jesuiten ausgedehnte Oekonomiegebäude mit Speichern und Kellern. Fürst Ludwig hatte ihnen nämlich viele Liegenschaften und Güter geschenkt, deren reiche Erträgnisse untergebracht werden mußten. Oft mehr als 14 Tage vor und nach Martini waren nöthig, um all das Einkommen an Zehntfrüchten in Keller und Speicher unterzubringen . . . Das nicht Unterzubringende wurde für billigen Preis nach Koblenz — im Weinjahr 1795 sogar nach Bremen verkauft, wo man im Rathskeller noch heute eine kleine Quantität 1794er rheinischen Jesuitenweines antreffen kann." [Den haben, die Thatsächlichkeit der Angabe angenommen, keinenfalls Jesuiten dahin verkauft.] (I, 102 ff.)

Dieser so ganz in den Händen der Jesuiten befindliche Ludwig von Nassau-Saarbrück „hatte einen kränkelnden, von der Gattin [auf der Jesuiten Geheiß] getrennt lebenden Sohn, dessen Lebensfaden die Parze — wie es schien — eben zu durchschneiden im Begriffe war" (I, 6). Auf Betreiben der Jesuiten war dann auch das Nassau-Saarbrück'sche Hausgesetz geändert, so daß die Nichte des Fürsten Ludwig diesem auf dem Thron folgen sollte. Die weiteren Pläne „des Ordens Jesu" soll uns Provinzial Pirkheimer in seiner Unterredung mit dem geheimnißvollen Jesuiten Congoja selbst entwickeln:

„. . . Trotz alledem aber ist man in Rom melancholisch und fürchtet für die Kirche.' — ‚Für den Orden!' corrigirte Congoja, ‚was übrigens dasselbe ist. Die Kirche ist das Haus, der Orden Jesu, — der Hausherr!' — ‚Bravo, bravo!' rief entzückt über diesen Vergleich der Provinzial, ‚er hat jetzt (1796!) beide Hausschlüssel. Allerdings sieht es trübe, ja fast düster aus. Was wir indes auf einer Seite verlieren, erobern wir doppelt auf der andern.' — ‚Wo denn?' — ‚In den Ländern des lutherischen Friedrich des Großen, der nach Aufhebung des Ordens demselben eine Zufluchtsstätte in seinen Staaten gewährte. Ferner besonders hier am Rheine, den man anstatt der seitherigen Benennung Pfaffengasse Deutschlands die Jesuitenstraße Europa's für die Folge nennen soll. Von unserer sicheren Veste aus, die wir als eine Zwingburg dort oben auf dem Niederwalde bald genug errichten wollen . . ., treffen wir den deutschen Protestantismus ins Herz. Das stolze Oesterreich wird trotz aller Kriegskunst dieses jesuitenfeindlichen Prinzen unterliegen; das revolutionäre katholische Frankreich muß — sofern wir nur die Infallibilität des Papstes zu decretiren vermögen [!] — auf unser Gebot Preußen niederwerfen und seinen, dem Orden Jesu zu gut kommenden Terrorismus über die Welt ausbreiten.' — ‚Was dann?' — ‚Dann, Bruder Congoja, dann krystallisiren wir von hier aus das Chaos; dann wird man den Orden in Rom nicht wie jetzt nur im geheimen protegiren; dann wird man ihm sein äußeres Ansehen zurückgeben — und die Welt wird katholisch, oder besser: jesuitisch sein. Der Jesuitenorden wird sodann wie vordem jede andere Meinung ausrotten — mittelst der Inquisition, zu welcher der unsterbliche Innocenz III. 1196 den Plan entwarf und die der unvergleichliche Gregor IX. zur Ausrottung der Ketzer einführte — durch Galgen, Schwert und Scheiterhaufen, in majorem Dei gloriam t

. . . ‚Die Hauptsache für uns ist fürs erste, daß wir uns die Regierungen dienstbar machen, um zu rechter Zeit eingreifen zu können. Belgien und Holland haben wir [?1797?]; dies Fürstenthümchen aber, das sich durch den baldigen Tod des auf unsere Veranlassung von seiner Gattin getrennt lebenden Prinzen Ludwig Karl von Nassau-Saarbrück bedeutend vergrößern muß, wird innerhalb eines Jahres mein sein, unwiderruflich mein, Bruder!‘ — ‚Wenn aber der Prinz Ludwig Karl euch nicht den Gefallen erzeigen sollte, zu sterben?‘ — ‚Dann gelangt das Ländchen der Fürstin [Elinor] doch in unsern Besitz. Uebrigens ist alles vorbereitet, um diesen Prinzen im gegebenen Augenblick bei Seite zu schieben ohne Aufsehen. Seine scheinbare Verschwendungssucht, sein Verkehr mit dem überspannten Dichter von Kotzebue [!], sein Einsiedleraufenthalt an menschenleeren Orten Bayerns, seine doppelsinnigen Aussprüche, seine Unvorsichtigkeiten im Leben, seine Trennung von der Gemahlin, seine sonderbaren mündlichen und schriftlichen Anordnungen geben in Summa ein erdrückendes Material für den Nachweis dauernder Regierungsunfähigkeit. Fürstin Elinor als seine Erbin tritt in seine Rechte ein und ich in den Besitz beider.‘ [1]

[1] Geschieht es, um kräftiger auf diesen Punkt der Jesuitenkunst zu insistiren, oder aus Erfindungsarmuth, oder um ein bekanntes Vorbild „tactvoller“ und vollständiger auszunutzen: — später, als Fürstin Elinor vergiftet und ihr Neffe, „der jugendliche Prinz Karl Ludwig Otto, als Thronfolger berufen war“, heißt es wieder: „Der Prinz war ein freidenkender, feinsinniger Mann mit excentrischen Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen, weshalb die Jesuiten schon zu Elinors Zeiten das Gerücht verbreiteten, der Prinz habe einen Sparren zu viel, mit anderen Worten, er habe überspannte Vorstellungen, welche zu ungereimten Aeußerungen und Handlungen führten. Von jeher hatte er sich mit Künstlern aller Art umgeben und an diese namhafte Summen verschwendet, wie denn das Geld für ihn nur so viel Werth zu haben schien, als es ihm Mittel war, die Kunst zu fördern, werthvolle Gemälde und Bildsäulen anzukaufen, stilvolle Gebäude aufführen und fürstlich einrichten zu lassen und dergleichen mehr. Seine Anverwandten — mit Ausnahme des ihm ergebenen Vetters Grafen von Zedlitz — strebten deshalb danach, den verschwenderischen Prinzen von der Regierung auszuschließen. Auf ihre Veranlassung wurde er entmündigt und sogar als seelengestört erklärt, um unter Aufsicht eines Arztes in der Festungsstadt der Gesellschaft entzogen zu werden . . . Karl Ludwig Otto zeigte aber — seine überspannten Ansichten und seine Verschwendung abgerechnet — nichts weniger als Verrücktheit. Er wußte auch recht wohl, welche Stellung ihm nach dem Tode seiner Verwandten Elinor gebührt hätte. Mit feiner Berechnung suchte er die Maßnahmen seiner Verwandten zu durchkreuzen, indem er sich durchaus gefügig zeigte. Insgeheim verfaßte er mit seinem Vetter, dem Grafen von Zedlitz, einen Aufruf, welcher dazu bestimmt war, das Volk zum Aufstand zu veranlassen und die Regentschaft zu stürzen. [Leider fügt der Dichter nicht bei, daß der Aufruf in der Schweiz gedruckt wurde.] Kaum aber war dieser Aufruf bekannt geworden, als sich einer der nächstbetheiligten Agnaten mit dem kaum ausgewiesenen Jesuiten Congoja verbündete, der sofort mehrere Glieder seines Ordens in weltlicher Kleidung zur Unschädlichmachung des Prinzen an den Rhein sandte. Diese umschlichen den Prinzen auf Schritt und Tritt. Als er einst mit seinem Begleiter einen abendlichen Spaziergang längs des Stromes machte, überfielen, fesselten und erstickten sie beide und warfen die Leichen in den Rhein. Man fischte sie folgenden Tages bei St. Goar aus den Fluten, nachdem man ihre Kleider weit oben am Ufer entdeckt hatte. Allgemein nahm man nun an, daß beide beim Baden verunglückt seien, oder daß der Prinz durch die Vorspiegelung, an seichter Rhein-

‚. . . O wenn wir erſt dies Grenzländchen am Rhein beſitzen werden, um unſere Flagge frei und rückſichtslos entfalten zu können und einen unantaſtbaren Herd zu haben, der uns geſtattet, unſere Wunderkarten nach eigenem Gutdünken zu miſchen, — dann ſoll auch Kaiſer Franz II. unſere Allmacht kennen lernen. Dann werden alle Soldaten Jeſuiten ſein; dann wollen wir auch in der Armee ſo viel Intriguen anzetteln, daß bald eine andere Regierung in Oeſterreich ein jeſuitenfreundliches Ruder [ſchönes Bild, das!] führen wird.‘ — ‚Aber wenn Oeſterreich über Frankreich ſiegen ſollte?‘ — ‚Siegen, ſagſt du? Lächerlich! Aber ſelbſt im Falle eines Sieges über Frankreich, wie will uns Oeſterreich in unſerem Eigenthum an den Leib?‘ — ‚Es hebt den Orden auf kraft ſeiner Autorität als Vorort des heiligen römiſchen Reiches.‘ — ‚O du heiliges römiſches Reich! So wahr du nur die drei kleinen Fehler beſitzeſt, daß du niemals heilig, niemals römiſch und niemals in deiner Vielköpfigkeit ein Reich geweſen warſt — [es ſollte polizeilich verboten werden, ſolche Meidinger ſelbſt einem Jeſuiten in den Mund zu legen], ſo wahr wird Franzl II. uns gegenüber ohnmächtig ſein. Aber ſelbſt wenn er unſere Aufhebung auch hier durchſetzen ſollte‘ — ‚Was dann?‘ wagte der aufmerkſam zuhörende Congoja einzuwerfen. — ‚Was dann? So fragt ſolch kluger Mann? Wir werden Laien! Zehnmal Kleider, Staat und Religion wechſeln, was thut's? Als Mohammedaner noch werden wir — Patres Jeſu ſein.‘ ‚Brav, ſehr brav!‘ rief jetzt Congoja . . . und reichte dem Provinzial erfreut die Hand. ‚Du biſt ein ganzer Mann!‘ ſagte er ermuthigend, ‚ich folge dir von Herzen und unbedingt. Doch — wie willſt du's machen?‘ Der Provinzial trat näher. Nach der Thür umblickend, ſagte er im Flüſterton: ‚Ich bin der Fürſtin Beichtvater. Sie iſt jung, heißblütig, liebebedürftig. Verſtanden?‘ Seine Augen glänzten lüſtern. Sein graues Geſicht überzog ſich mit dunkler Röthe . . . ‚Es gilt, den Oeſterreicher aus ihrem Herzen zu verdrängen.‘ — ‚Und dich hineinzuſetzen?‘ — ‚Bſt, bſt!‘ unterbrach Pirkheimer, indem er mit unterdrückter Stimme liſtig wie lüſtern hinzufügte: ‚Halb bin ich drin; vielleicht mehr als halb.‘ — ‚Vortrefflich!‘ rief Congoja, während er ſich zurückzuziehen ſuchte. ‚Dann hätten wir wirklich das Fürſtenthum, wenn du ſein anonymer Fürſt biſt‘“ (I, 132 ff.).

Bei der Thatſache, daß Erzherzog Karl ebenfalls die Fürſtin und mit ihr das Fürſtenthum für ſich und die Freimaurerei erringen wollte, war der Kampf zwiſchen beiden unvermeidlich. Auf Seiten des Prinzen ſtehen natürlich ſeine männliche Schönheit, ſeine humane Freimaurerei, ſeine angenehme Unterhaltung, ſeine großartigen Thaten gegen die Franzoſen. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, muß er die Jeſuiten haſſen, und ſo entwickelt ſich — oder vielmehr es ſollte ſich künſtleriſch im Herzen der Fürſtin ſelbſt ein Kampf entſpinnen zwiſchen ihrer Achtung und Liebe zu den Jeſuiten und zu

---

ſtelle ein Bad nehmen zu wollen, ſeinen Begleiter in den todbringenden Strom gelockt habe, um ihn und ſich zu ertränken. Wenige Tage ſpäter erfolgte die Zurücknahme des gegen die Jeſuiten gerichteten Verbannungsedictes“ (II, 219 ff.). Ob man wohl auch die Umgebung eines gewiſſen traurig berühmten Sees zeitig nach verkappten Jeſuiten abgeſucht hat? Die Aufſchlüſſe des Dichters über einen analogen Fall ſollten doch die Polizei jenes Landes etwas nachdenklich machen . . . Vielleicht wollte eben auch der Dichter, deſſen „Bildungsgang ja in Bayern ſeinen Ausgangspunkt nahm“, durch dieſe Denunciation sub rosa in echt nationaler Bildung ſeine Dankesſchuld gegen jenen Ausgangspunkt abtragen.

deren Feind, dem Prinzen. Diese psychologische Seite sucht aber der Dichter dadurch zu umgehen, daß er die Fürstin eine Convertitin sein läßt, die eigentlich gar keine festen religiösen Grundsätze besitzt. Dadurch entsteht in ihrem Charakter eine haltlose Halbheit, die geradezu jede Sympathie für den schwärmenden Schöngeist im Keime erstickt. Prinz Karl thut übrigens auch zur eigentlichen Handlung nur sehr wenig. Zwischen zwei Schlachten kommt er wieder einmal rasch nach der Tauneck, erzählt von seinen Thaten, hält großartige Vorträge über Universalfrieden, freiwillige Krankenpflege u. s. w. und husch! ist er wieder fort. Da haben denn die Jesuiten leichtes Spiel. Von aller Unwahrscheinlichkeit in der Zeit- und Personenfrage des Romans abgesehen, möchte uns nun der Dichter folgende Geschichte erzählen:

Um zu Geld und Ansehen zu gelangen, sucht Pirkheimer ein Testament zu unterschlagen, damit infolge dessen ein früheres zu Gunsten der Jesuiten in Kraft trete. Diese Unterschlagung zu bewerkstelligen, ernennt er — oder setzt er durch, daß ein verkappter Jesuit zum Minister ernannt werde. Die Sache glückt; der eigentliche, rechtmäßige Erbe seines Vaters, Staatsrath Warandin, wird abgewiesen, verliert sein Amt und dazu noch seinen jüngsten Sohn, der „überwiesen" wird, die Regierungskasse erbrochen zu haben. Davon weiß die Fürstin nichts! und das in einem Miniaturländchen wie Tauneck! Und die Töchter Warandins sind ihre Gespielinnen und Hofdamen! Und die ganze Geschichte spielt sich unter ihrem Regiment, unter dem Ministerium Giering ab! Sie weiß aber keine Silbe davon, bis „ein (wie der humorvolle Dichter so elegant sagt) wiederum unvorsichtigerweise fallengelassener Brief" ihrer Hofdame Josepha ihr die ganze Abscheulichkeit der Jesuiten enthüllt. Eben, wo die Fürstin sich entschließt, über diese Angelegenheit sich Licht zu verschaffen, ist aber auch eine andere Intrigue der Jesuiten bis zum Entscheidungspunkt gediehen. Um nämlich den Erzherzog aus dem Herzen der Fürstin zu reißen, läßt der Provinzial Briefe aus dem Lager des Prinzen schreiben, welche den Tod des Erzherzogs und zweier Söhne des Staatsraths Warandins melden. Anfangs glaubt die Fürstin diese Nachrichten; auf „Ahnungen" hin sieht sie jedoch, daß das Ganze nur Lug und Trug der Jesuiten ist. Nachdem nun auch noch ein „Prosessus" ihr aus ihrem Cabinet zwei Liebesbriefe des Erzherzogs gestohlen, muß es zu einer Krisis kommen. Provinzial Pirkheimer ist des Glaubens, nach der Nachricht vom Tod des Erzherzogs seinen letzten Trumpf ausspielen zu können, und läßt sich daher bei der Fürstin zu einem Condolenzbesuch melden, bei dem er dann den ersten günstigen oder ungünstigen Moment benutzen will, der Fürstin vorzuschlagen, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu treten. Aber die Fürstin ist klüger und stellt sich, als glaube sie an den Tod des Geliebten, und geht auf die Rathschläge ein, um dadurch zu erkennen, wie weit Jesuitentücke reiche.

‚Du liebtest diesen Mann?' fragte Pirkheimer.

‚Ich habe ihn geliebt, bis ich seine Grundsätze kennen lernte,' erwiederte die schlaue Fürstin.

‚Dann — nicht — mehr?' unterbrach zögernd und ungläubig der abgefeimte Jesuit.

‚Er iſt in die Fußſtapfen dieſer ungläubigen Freidenker getreten, die ja ſein Onkel, der zweite öſterreichiſche Joſeph, künſtlich großzog. Niemand ahnte, wie ſchmerzlich mich ſeine frivole Verurtheilung der Jeſuiten berührte, wie ſeine freigeiſtigen Worte mich als Fürſtin, als Chriſtin, — als Weib verletzten. Dafür hat Gottes unfehlbare, rächende Allgewalt ihn dahingeſtreckt. Beweinen kann ich den Gefallenen wohl, — doch er erntete den Lohn ſeiner Thaten und Geſinnungen. Er büßte, was er geſündigt. O wer doch Gottes allwaltende Vorſehung und Gerechtigkeit erkennen möchte!‘

‚Erhalten Sie ihren Gedanken dieſe fromme Richtung, geliebte Fürſtin!‘ unterbrach Pirkheimer, indem er zugleich einen glühenden Kuß auf ihre weiche Hand preßte, ‚der Segen bleibt nicht aus.‘

‚O könnte mich Ihr Troſt beleben, Ihr Rath meinen Pfad erhellen!‘ ſeufzte die Fürſtin.

‚Was gedenkſt du zu thun, meine Tochter?‘ forſchte verſchlagen Pirkheimer.

‚O wie mich dieſe ſchale Welt anwidert! Einſamkeit und ſtille Betrachtung allein vermögen mich noch zu erquicken. Meinen Sie nicht, mein Freund, es ließe ſich ein ſo kleines und ſo blühendes Ländchen auch aus der Kloſterzelle leiten?‘

‚Viel beſſer noch!‘ antwortete mit unvorſichtiger Haſt und voll ſichtlicher Freude der Provinzial, der ſich wider Erwarten urplötzlich dem Ziele ſo nahe ſah. ‚Viel beſſer noch,‘ wiederholte er, während er die Fürſtin mit ſcheinbarer Rührung fixirte und ein Zug behaglicher Genugthuung auf ſeinem weinrothen Geſichte ſich malte. [Wie geht das wohl, Rührung und Genugthuung zu gleicher Zeit?] ‚Nichts wird dann zwiſchen dich, meine Tochter, und den Geiſt der rechten, echten Fürſten-Einſicht treten.‘

‚Was thue ich, daß dem ſo ſei?‘ fragte jetzt die liſtige Meiſterin, während ſie das kluge Haupt auf der Hand wiegte [?] und den katzenfreundlichen Jeſuiten überlegen [!] muſterte.

‚Die irdiſche Seite des Regiments müſſen Sie gänzlich in die Hände Sr. Excellenz von Giering [des Jeſuitenminiſters] legen . . . Wir hindern (ſo war ſein Gedankengang) alle Belehrung, denn wir brauchen ſtummen Gehorſam. Wir hemmen die Entwicklung der freien Anlagen im Menſchen, denn unſere Werkzeuge müſſen willenloſe Sklaven ſein, die ſich blindlings unſerem Geiſte unterwerfen. Wir verdammen die Zeitbildung, denn die Unmündigkeit und Unſelbſtändigkeit verbürgt allein ſolche Werkzeuge, wie wir ſie für unſere Ordensziele, für den gegen den Proteſtantismus zu führenden Kampf bis aufs Meſſer nöthig haben.‘

Die Fürſtin ſchaute gedankenvoll vor ſich hin. Dann fragte ſie vorſichtig: ‚Und wie ſteht's denn mit dem Eid, den ich meinen Unterthanen bei meiner Thronbeſteigung geſchworen habe?‘

‚Der Orden, meine Tochter, entbindet und abſolvirt nicht nur, ſondern er rechnet zum Verdienſte an, was du fürchteſt. Ueberdies lehrt unſere heilige Conſtitution wörtlich: Wer nicht ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter, ſeine Verwandten verläugnet, ja ſie haßt, kann nicht mein Jünger ſein.‘

Die Fürſtin zuckte zuſammen. Sie erſchrak ob dieſer Enthüllung[1]. Die letzten Schuppen fielen von ihren Augen. Sie wußte genug. Sie hatte den Jeſuiten völlig durchſchaut. Um raſch zu Ende zu kommen, wollte ſie ihn auch entlarven. Vor ihm niederknieend, ſprach ſie: ‚Hier, Vater, Ihnen übergebe ich mich; durch Ihre Hand will in den Frieden ich mich retten, ſo wahr ich eine freie Fürſtin bin.‘

[1] Daß dieſe ſchreckliche Stelle ſich auch in einem andern Buche als den Conſtitutionen befindet, ſcheint Herr Byr nicht zu wiſſen. Vgl. Luc. 14, 26.

‚Es geschehe!‘ lispelte still vergnügt schmunzelnd der Jesuit. ‚Beschreite getrost den Weg zum Heile!‘ Wie zur Krönung seines Gebäudes legte er seine Hände segnend auf das Haupt der Fürstin, wobei er seine Linke streichelnd über ihre Wange gleiten ließ. Vertraulich flüsterte er: ‚Morgen um Mitternacht erwarte ich dich hier in deiner Hauskapelle, um dich durch den unterirdischen Gang nach der Filiale zu geleiten und dich ganz dem Orden Jesu zu vermählen.‘ Brünstig küßte er die Fürstin auf die Stirn. Durch langandauernden Händedruck schien er seine innige Zuneigung verrathen zu wollen. ‚Du sollst durch mich der Erde und des Himmels Wonne, die Seligkeit der ewigen Liebe kennen lernen,‘ lispelte er lüstern. Dann wandte er sich zum Gehen, indem er ausrief: ‚Mit dir sei Friede! Ave, pia anima!‘ ... Er war so stolz auf seinen Erfolg, daß er sich plötzlich bezaubernd, einnehmend [schöne Steigerung!], unwiderstehlich erschien. Seine verschmitzten Augen öffneten sich weit in träumend phantastischer Sinnlichkeit.“ [Wie gehen die drei zusammen?!] (I, 284 ff.)

Was sagen unsere Leserinnen zu diesem weiblichen Ideale, die sich zu solchen Dingen hergibt und versteht, „um nach dem jesuitischen Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heilige, den Provinzial geschickt auszuhorchen und seine Ansichten und Pläne zu erforschen?“ (I, 284.) Daß der Dichter seine Idealgestalt die ganze Erniedrigung des jungfräulichen Gefühls, die in dieser Heuchelscene liegt, nicht einmal empfinden läßt, spricht nicht gerade für sein Zartgefühl. Er sagt uns freilich: „Eine Zeitlang stand die Fürstin lauschend da, bis seine Tritte verhallt waren. Ihre Wangen glühten wie nie zuvor. In ihrem keuschen, jungfräulichen Busen tobte es gewaltig. Abscheu, Erbitterung, Zorn brachten ihr Blut zum Sieden und belebten das Verlangen nach Genugthuung. ‚Ha! dieser Wicht!‘ rief sie triumphirend.“ Das ist nicht die Stimmung einer „keuschen, jungfräulichen“ Fürstin nach einer solchen Scene. Vorausgesetzt, sie habe sich durch übermenschliche Anstrengung während der Anwesenheit des Provinzials aufrecht erhalten, nach dessen Verschwinden hätte sie weinen müssen vor Scham — über sich selbst. Eine Ohnmacht selbst wäre hier am Platze gewesen.

Sofort wird nun die Thür nach der Kapelle abgeschlossen, eine Stafette an Erzherzog Karl geschickt: „Wir lassen Kaiserliche Hoheit vor Pfaffenschlichen und vor den jesuitischen Krankenpflegern warnen, und wir hoffen, daß der Erzherzog umgehendst [!] melde, er sei gesund“ (I, 290).

I, 293—309 wohnen wir dann einem Trinkgelage der beiden Jesuiten Congoja und Pirkheimer bei, das doch schließlich einmal etwas Neues über die Jesuiten zu sagen hat; denn pokulirende Jesuiten sind noch ziemlich neu. Man erwartet den Minister von Giering, der endlich den Obern das von ihm unterschlagene Warandin'sche Testament ausliefern soll. Die Jesuiten haben nämlich außer den anderen ungezählten Dummheiten des Romans auch noch diejenige begangen, sich das Testament nicht sofort oder doch schon längst von ihrer „Creatur“ ausliefern zu lassen. Der Minister aber, als kluger Jesuit, will sich nicht blindlings der Hand seiner Obern überantworten und versucht auch nach kategorischem Befehl das Testament nicht abzugeben.

„Da erfaßte ihn aber auch schon die eiserne Hand des Provinzials und drückte ihn auf den Stuhl nieder: ‚Krähst du da hinaus, Rabe?‘ zischte mit Schlangenblick [!!]

der Provinzial, indem er ſich drohend vor ihm aufpflanzte. ‚Haha! Wohin will denn das Männchen entfliehen, daß es unſerm allmächtigen und allgegenwärtigen Arm unerreichbar wäre? Weißt du, Creatur, daß Vernichtung jeden trifft, der ſich wider den Orden kehrt?‘ . . . ‚Verflucht!‘ ſeufzte geängſtigt der Miniſter, dem auch noch eine verdächtige Bewegung des Provinzials das Blut erſtarren machte. Dieſer ſteckte nämlich etwas wie ein Dolchmeſſer zu ſich . . . ‚Aber,‘ lallte angſtbetroffen der Miniſter, ‚Aſſeſſor von Warandin wird reden!‘ — ‚Wenn er noch reden kann,‘ ſagte Pirkheimer trocken. ‚Sein Mund wird vielleicht morgen ſchon — ſtumm ſein. Man wird ihn als Selbſtmörder aufheben.‘“ Dieſe Scene wird durch die Entdeckung unterbrochen, daß das Teſtament aus dem Zimmer des Miniſters verſchwunden iſt. Der „Hund von Pförtner“, auch ein Jeſuit, hat es geſtohlen, um es den Warandins zuzuſtellen, bei denen er früher gedient hat. In dieſer höchſten Gefahr entpuppt ſich der geheimnißvolle Congoja als das, was er iſt, der geheime Bevollmächtigte des Generals. Die nun folgende Scene iſt zu wirkſam, um ſie nicht wörtlich zu geben: „‚Ruhe!‘ donnerte mit Stentorſtimme Congoja dazwiſchen, ‚der Orden Jeſu iſt nicht zu entehren.‘ Aller Augen blieben auf Congoja gerichtet, der in Gegenwart des Provinzials wie ein Dictator aufzutreten wagte. Er ſchien plötzlich um Haupteslänge gewachſen zu ſein. Auf ſeinen ſonſt ſo apathiſchen Zügen erſchien felſenfeſte Energie und eine Bedeutung, die keinen Zweifel über ſeine Vollmachten zuließ. Pirkheimer ſtand wie zermalmt da. Er war keines Wortes mächtig. Ein Schwindel ergriff ſein Gehirn . . . Der Miniſter hatte ſich im Getümmel bis an die Thüre gerettet, die er leider verſchloſſen fand. Bald ſollte die entſetzlich peinliche Situation ihre Löſung finden. Congoja, deſſen Züge einen boshaft triumphirenden Ausdruck angenommen hatten, riß mit gutgeführtem Schnitte eines Dolchmeſſers die Naht ſeines Unterkleides [!] auseinander und zog behutſam aus dem Futtertuche ein Schriftſtück hervor, das er erſt küßte, bevor er es entfaltete. Hierauf ſchob er den Provinzial Pirkheimer mit kühnem Griff von dem grünen Seſſel hinweg und ſetzte ſich darauf . . . Man mußte, um mit Beaumarchais zu ſprechen, ſich beeilen, zu lachen, um nicht über dieſe tragiſche Wendung menſchlichen Geſchickes in Thränen auszubrechen“ u. ſ. w. Hieran müſſen wir gleich die Fortſetzung dieſer Scene aus dem zweiten Bande (S. 192 ff.) reihen.

„‚Verflucht, es iſt aus!‘ kreiſchte von blinder Furcht ergriffen Pirkheimer, indem er ſich planlos [!] vom Sitze erhob. ‚Aus?‘ verſetzte mit dem erbarmungsloſen Blicke eines Henkers Congoja. ‚Aus? — Noch nicht! — Aber bald wird's aus ſein!‘ Bei dieſen Worten zog er aus dem Futtertuche[1] ſeines Gewandes ein Papier hervor. ‚Willſt du hierauf einen Blick werfen?‘ gebot er mit ſchaurigem Ernſte, während er ihm die Miſſive — eine ſolche war das Papier — vor die Augen hielt. ‚Auf dieſen Paſſus!‘ ſetzte er — mit dem Finger nach einer Mittelzeile deutend — bezeichnend, kurz hinzu. ‚Heilige Maria, Mutter Gottes! Hilfe!‘ gurgelte in namenloſer Angſt Pirkheimer hervor, während er, von Entſetzen erfaßt, den nutzloſen Verſuch zur Flucht machte. Congoja legte ſeine knöcherne Hand krallend auf Pirkheimers Schulter, ſo daß dieſer hilflos neben dem Lehnſtuhl zuſammenbrach. ‚Du wirſt die Güte haben, mein Theurer,‘ herrſchte er eiſig, während er die Miſſive in die Taſche ſteckte, ‚keinen Lärm zu machen. Was folgen muß, kann dir ja wohl nicht unklar ſein. Setze dich auf den Stuhl da nieder, wie wenn du am Pulte ſtudirteſt.‘ — ‚Erbarmen! Mitleid!‘ ſchrie Pirkheimer lauter als zuvor. Dann ſank er erſchöpft in die Kniee. Sein Schreien und Wehklagen war bis in die äußerſten Zellen gedrungen. ‚Um Gottes willen, haben Sie

[1] Später wird aus dieſem unerſchöpflichen Futtertuche noch ein drittes Schreiben aus Rom gezogen.

Erbarmen!' flehte er händeringend, daß es einen Stein hätte erweichen müſſen. ‚Seien Sie ein Menſch, ein Chriſt; ich' — ‚Du wendeſt dich an eine falſche Adreſſe, Liebſter!' unterbrach herzlos, unerbittlich Congoja . . . ‚Keine Umſtände, Creatur! . . . Fahre wenigſtens mit Anſtand ab! Erinnere dich der Worte Achills an den Leben erflehenden Lykaon: Fahre hin, Freund; ſtirb auch du! Was jammerſt du ſo? Auch Patroklus mußte ſterben und war beſſer als du!' Hiermit packte er den Niedergeſchmetterten, keiner Gegenwehr Fähigen am Kragen des ſchlotternden [!] Jeſuitengewandes und ſtieß ihn unbarmherzig nach dem links vom Schreibtiſch ſtehenden Lehnſeſſel. Pirkheimer fiel todtenbleich, einen angſtkündenden Blick auf ſeinen furchtbaren Henker werfend, in den Seſſel zurück, in welchem er ſo oft beim Glaſe Wein Stunden des Genuſſes durchſchwelgt hatte und wo er heute zum allerletztenmal ſitzen ſollte als lebendige Illuſtration jenes Liedes, das man bei der Krönungsceremonie des Papſtes ſpricht, wenn man ihn auf dem Tragſeſſel zu St. Peters Altar trägt und das alſo beginnt: Sic transit gloria mundi, d. i. So geht die Herrlichkeit der Welt dahin[1]. Pirkheimer bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, und in herzzerreißenden Lauten bejammerte er ſein Geſchick. Verweiſend ſagte Congoja: ‚Du haſt dies Land, dieſe Fürſtin beherrſchen und zugleich genießen wollen. Weil du in blinder Eitelkeit und gieriger Wolluſt zu viel gewollt, brachteſt du die Jeſuiten um ihr Gut, um ihren Leumund, um ihren Credit. Dafür lohnt dir der Orden mit ewiger Seligkeit.' Nunmehr zog er ein Fläſchchen hervor, deſſen Inhalt von dunkler Farbe war. Mit dieſem trat er hinter den jammernden Pirkheimer, ſtützte ſich auf deſſen Stuhllehne und reichte es ihm zum Trinken. Als dieſer nicht zugriff, drängte er mit den Worten: ‚Nur munter! Immer zu!' — ‚O ich bin ein großer Sünder,' ſeufzte Pirkheimer, während der Angſtſchweiß von ſeiner Stirne troff; ‚ein Elender bin ich, der ſein verlorenes Leben beweint, das er einer ſchlechten Sache zu weihen gezwungen wurde.' — ‚Redensarten!' zürnte Congoja. ‚Vorwärts!' Noch einen letzten Verſuch wagte Pirkheimer. Mit einem Jammerblicke, wie ihn die zitternde Gazelle dem furchtbaren Löwen lebenflehend entgegenſenden mag, bat er: ‚Guter, lieber Bruder, denke — wie glücklich wir waren! Laſſe mich nicht ſo elendiglich umkommen! O laß mich entfliehen! Statt Mörder werde mir Retter. Ich will dir's danken.' Congoja ſtampfte erzürnt mit dem Fuße. ‚Vorwärts! Memme! Willſt du den Dolch?' — ‚Gott ſei mir gnädig!' ſchluchzte Pirkheimer gefaßt, als er keine Rettung mehr ſah. Dann ergriffen die bebenden Hände des Gebrochenen das Fläſchchen. Congoja lenkte es vorſichtig an Pirkheimers Lippen und drückte es an dieſelben, bis es ganz ausgetrunken war. ‚Glückliche Reiſe!' ſagte er ſodann, jede Miene ſeines Opfers diaboliſch beobachtend. Das Gift wirkte augenblicklich. Pirkheimer verzog krampfhaft das Geſicht. Dann ſank er in den Seſſel zurück. Ein minutenlanges Schlagen mit Armen und Beinen. Dann war alles ruhig! Alles war vorbei."

Nach dieſer Probe werden auch unſere Leſer ſagen „Alles iſt vorbei!" Wir geben daher nur mehr kurz den Verlauf der Geſchichte. Auf den Brief der Fürſtin kommt der Erzherzog, der nur mit knapper Noth den Mordverſuchen des Profeſſus Emeritus Ignatius Schluf entgangen, ſchnell nach Tauneck,

[1] Man hätte bis zu dieſem Roman wohl kühn einen Preis auf die Löſung der Frage ſetzen können, welch eine Gleichheit beſteht zwiſchen einer Papſtkrönung und einem Jeſuiten, der ſich vergiften ſoll? Und wie weiß der Dichter in einem einzigen indirecten Satz dieſe Beziehungen in kühnen Zügen vor unſern Blick zu zeichnen! Das kann nur der Meiſter.

wo unterdessen auch die ganze Erbschaftsangelegenheit der Warandin sich aufgeklärt hat. Die Jesuiten werden verbannt und die Verlobung der höchsten Herrschaften wird gefeiert. Dann muß der Erzherzog auf kurze Zeit noch einmal scheiden, nach dem Friedensschluß soll Hochzeit sein. „Nun, lieber Leser, erwartest du wohl, des Dichters Griffel werde dir ein fürstlich Hochzeitsfest schildern" u. s. w. (II, 209.) Aber dafür sind die Jesuiten nicht da. Einer ihrer Laienbrüder, der als Mundkoch bei der Fürstin dient, erhält Befehl und vergiftet die hohe Braut. Der Herzog hat das Nachsehen und citirt Shakespeare; die Jesuiten werden zurückgerufen. Der Roman stürmt dann noch durch die Schlachten der Befreiungskriege, plätschert durch „das Meer zarter Gefühle unseres Helden" und führt uns schließlich diesen Helden als glücklichen Bräutigam einer Elinor rediviva auf dem Niederwald vor, wo ein „freidenkender Priester" ihnen einen freien deutschen Gottesdienst hält. Doch weh, die Jesuiten! „Wie die Hunde verjagt man sie, aber wie die Wölfe schleichen sie sich wieder ein" (II, 290).

Das ist ein Theil des überreichen Inhaltes unserer Dichtung. Es fällt nicht leicht, einen klaren und kurzen Abriß der Ereignisse zu geben, da diese Ereignisse selbst nicht recht klar sind. Wie der Dichter ein neues Motiv braucht, erfindet er ein solches, unbekümmert, ob und wie es mit dem Vorhergehenden stimmt. Von der Geographie der beiden kleinen Ländchen, in der man sich selbst nach eifrigem Studium nicht zurechtfindet, wollen wir gar nicht reden; auch nicht von der Regierung der beiden Staaten nach Ludwigs Tode. Wie stimmt es z. B., um hier nur ein Hauptmotiv hervorzuheben, mit der Ernennung des Ministers von Giering und seiner Einmischung in den Proceß? Wir wären dem Dichter außerordentlich dankbar, wenn er uns die Aufeinanderfolge der vielen Thatsachen einmal ruhig und nackt aufzählen wollte. Doch genug über das Was des Romans; nicht minder beachtenswerth als der Inhalt ist nämlich das Wie, die Form des Kunstwerkes.

Gleich zu Anfang (I, 11) unterhalten sich die beiden Liebenden auf dem Rhein folgendermaßen: „‚Machen Sie nicht die Wahrnehmung, Prinz, daß der Strom von Biegung zu Biegung sich jetzeilig in einen See zu verwandeln scheint? Und doch setzt er ruhelos den Lauf fort, indem er sich um die vorspringenden Bergpanzer windet. Er gleicht einem guten Romane, der auch immer neu sich ausbreitet, um stets neue Gesichtspunkte zu eröffnen.' — ‚Ein freundlicher Vergleich, Durchlaucht, den ich umkehren möchte[1]. Ein Vorzug des Romans ist jedenfalls die Anschaulichkeit' . . . ‚Man kann schön von scheinen wie von schauen ableiten; in dieser Hinsicht wäre schön, was angenehm erscheint, was angenehm anzuschauen ist, was freundlichen Schein gewährt, dessen Anschauen Freude erzeugt. Das Schöne müßte also das Wohlgefallen des zu richtigem Geschmack und zur ästhetischen Beurtheilung Befähigten erregen. Das dichterisch Schöne wäre die dichterische Idee in äußerer, sinnlicher Erscheinung.' — ‚Oder — wie ich es auffasse — die den Gesetzen unseres Empfindungslebens entsprechende Erscheinungsform des dichterischen Begriffs.' — ‚Nun ja, das unbedingt Maßvolle, dessen Gegensatz das Häßliche ist'" (11 ff.).

[1] Ein freundlicher Vergleich in der That, der sich umkehren läßt. Aber wie lautet dieser umgekehrte Vergleich? „Ein guter Roman gleicht dem Rhein bei Bingen?" Aber worin liegt denn das Neue dieser Umkehrung?

Dieſe Unterredung gibt den Ton des Ganzen in ſeiner verſchrobenen, ſchulmeiſterlichen Art, die von echter Poeſie rein nichts hat. Der Dichter redet z. B. viel von Humor und läßt beſonders ſeine Hauptperſonen gern „das Mahl mit Humor würzen“. Leider bringt er uns keine Beiſpiele. Was er ſelbſt in dieſer Art leiſtet, ſcheint einer Begriffsverwechslung zwiſchen Humor und unfreiwilliger Komik zu entſpringen. Meiſtens beſteht der Humor in Wortſpielen — „aber fragt mich nur nicht wie!“

In dem Augenblick, da Joſepha „ein unausſprechliches Glück durchglühte, wie ſie es noch nie empfunden hatte — und doch auch ein großes Weh“, philoſophirt ſie alſo: „‚Warum konnte Hellmuth [ihr Geliebter] nicht bei ihren Eltern um ſie werben? Warum ſie nicht als ſein Weib mit ſich nehmen? — Die Verhältniſſe! — O über dieſe unglückſeligen Verhältniſſe! — Wer mochte doch dieſes Wort erfunden haben! Was verſchulden nicht alles die Verhältniſſe! Und doch exiſtirte ein Verhältniß, ein ſo unendlich zartes, das zwei Herzen kettete — und die Verhältniſſe wollten gerade dieſes Verhältniß nicht geſtatten!‘ Ein Thränenſtrom machte ſich Bahn und brachte ihrer geſteigerten Leidenſchaft die beſeligende Ruhe innerer Gewißheit [?] ... ‚Welch himmliſches Gefühl! O es iſt ſo unendlich wie der Himmel, wie die Unendlichkeit Gottes! ſchier endlos!‘“ (I, 204.)

Ein ſonſt ſehr pathetiſch angelegter Charakter ruft einmal bei einer Gelegenheit, wo niemand dergleichen erwartet, „in einem Anfluge von Humor: ‚Ihr Geiſter mit dem faden Aden-Ausklang, ihr Oreaden, Najaden und Dryaden, wollt ihr euren Spuk mit meinem Herzen treiben?‘“ (I, 163.) Nun wiſſen wir, was der Dichter unter einem Anflug von Humor verſteht.

So wird alſo wohl auch die Reflexion des „polizeiwidrig häßlichen (163) Profeſſus“ Humor ſein: „Alſo unweit Neuweiler ſteht augenblicklich der erzherzogliche Herr! Das iſt ja eine köſtliche Neuigkeit. In dieſem neuen Weiler ſollte ich ja neuerdings ebenfalls weilen“ (I, 166).

Einmal hat der Erzherzog der Fürſtin erzählt, wie leid es ihm gethan, daß die Franzoſen die Hirſchaider Brücken nicht paſſirt hätten, weil er ſie ſonſt trefflich hätte bei Pommersfelden ſchlagen können. Darauf bemerkt die geiſtreiche Fürſtin: „‚So hätte man in dieſem Falle dem Feinde goldene Brücken bauen müſſen.‘ — ‚O ja, Durchlaucht! Solche Brücken wären für mich Goldes werth geweſen.‘ — Schalkhaftes Lächeln umſpielte den holden Mund der Fürſtin“ (I, 33). Nach ſolchem „Witz“ kann man wohl ſchalkhaft lächeln.

II, 98 ſteht „ein Tintenfaß, deſſen bis auf den Grund eingetrockneter Inhalt es müde geworden ſchien, ſtets die überflüſſige Flüſſigkeit zu ſpielen“. Während man einen Jeſuiten zum Tode führt, „meinte ein witziger Bauer: ‚Wer dereinſt auf deſſen Grab eine Diſtel pflanzen will, muß eine Leiter mitbringen und eine Schnur, um den Blumentopf feſtzubinden.‘ — ‚Wieſo?‘ — ‚Weil er ſein ſchuldbeladenes Haupt auf einen Galgen betten wird.‘ Schallendes Gelächter lohnte dieſen Einfall“. II, 25 iſt eine Perſon in ihrem „Heim heute nicht daheim“. Trifft der Dichter einmal eine gute Ader, ſo kann man ziemlich ſicher ſein, daß er ſie zur Unzeit ausbeutet, wie z. B. die Erzählung des Lakais Lorenz.

Eine beſondere Stärke entwickelt der Dichter in der Beſchreibung von Damentoiletten. Ob die künſtleriſche Situation traurig oder luſtig, feierlich oder ſpannend iſt, was kümmert das einen Schriftſteller, der „Anſchaulichkeit“ trotz allem auf ſeine Fahne geſchrieben hat!

In einer jener großartigen Unterhaltungen, bei der die Fürſtin „ſich Mühe gab, ihre Gemüthswallungen zu bemeiſtern und in ſeelenvollem Tone ſprach: ‚Herzlich willkommen, Sie erſehnter Retter aus Not und Fahr!‘ fragte der Erzherzog theilnehmend: ‚Durchlaucht hatten doch nicht durch die fliehenden Franzoſen zu leiden?‘ Dabei blieb ſein verlegener Blick auf dem unbeſchreiblichen Liebreize der Fürſtin haften, deren höchſt geſchmackvolle Toilette die graziöſe Figur in glänzendſte Beleuchtung ſetzte.“ [Sehr ſchöne Wendung: eine geſchmackvolle Toilette ſetzt eine graziöſe Figur in glänzendſte Beleuchtung. Wir rathen dieſen Satz als Motto für Proſpecte von Modeblättern an.]

„Ihre Robe beſtand aus weißem Stoff [was für Stoff, ſagt uns leider der Dichter hier nicht] und hatte eine Form, die man jenſeits des Rheines Voile de religieuse [sic!], zu deutſch Nonnenkleid [?] nannte[1]. Sie war zu beiden Seiten aufgenommen und vorne an der Bruſt ausgeſchnitten. Vom Gürtel fluteten Reihen koſtbarer Spitzen herab. Die Aermel reichten bis an die Ellenbogen. Das reiche Haar war durch eine weiße Kamelie geſchmückt und die linke Bruſt durch einen Stern von Brillanten.“ (I, 29).

Ein anderes Mal, und zwar in einer dramatiſch ſehr lebhaften Scene, wo man derlei am wenigſten erwartete, „befahl die Fürſtin in förmlichem [!] Tone dem Ordonnanzofficier von Gilgenfeld, vorzutreten, der ehrerbietig vor der Thüre Poſto gefaßt hatte, und der bei ſeiner zierlichen Figur und dem jugendlich ſchmalen, durch ein dünnflaumiges Schnurrbärtchen gezierten Geſicht mit dem dürftigen, in der Mitte geſcheitelten, röthlichen Kopfhaare — ebenſo die grüne Infanterie-Uniform mit den rothen Umſchlägen und Gardelitzen von Gold, wie die glänzenden Epauletten und die ſtolze Schärpe [wäre ‚ſchneidige Schärpe‘ nicht noch beſſer?] nöthig hatte, um zu imponiren“ (I, 148).

Wieder einmal, und zwar an einer Stelle, wo dieſe Beſchreibung wie ein Sturzbad wirkt, heißt es: „Es trat ihr nämlich ganz verſtört, mit verweinten Augen und geiſterhaft bleichen Zügen in auffallend veränderter Toilette die Oberhofmeiſterin Elma von Oedenwald entgegen. Die ſchöne Repräſentationsrobe von Paille-Moiré und violettem Sammet, welche die jugend-

---

[1] Das iſt ebenfalls eine glückliche Eigenthümlichkeit unſeres Dichters, daß er, der Citate ſo ſehr liebt, gleich hinter jedes fremdländiſche Sätzchen die deutſche Ueberſetzung gibt; z. B.: „Warum müſſen gerade auf mich die Worte Beaumarchais' . . . Anwendung finden: Ma vie est un combat = Mein Leben iſt ein Kampf“? (I, 55.) „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, zu deutſch: Ihr, Eintretende, laßt hinter euch jede Hoffnung“ (I, 108). S. 180 und 181 citirt die Fürſtin drei Ausſprüche in fremden Sprachen, verfehlt aber nicht, dahinter zu ſetzen: „zu deutſch“ oder „das heißt“; zur Abwechslung ſpricht ſie S. 186 das Zeichen: = ! S. 196 denkt der Secretär Leuchtlin bei ſich: „Tout homme est homme et les moines surtout, zu deutſch: Menſch bleibt Menſch und ein Jeſuit vorzüglich“ u. ſ. w.

liche, kaum 26 Jahre zählende Dame noch gestern trug, hatte einem dunkeln Traueranzuge Platz gemacht. Ein schwarzer Kopfputz bedeckte noch zur Hälfte ihre edle, mittelhohe Stirne, die so alabasterweiß strahlte, wie das lieblich-ovale Gesichtchen. Die blonden Haarflechten waren im Gegensatz zur früheren Gewohnheit am Hinterhaupt aufgenommen" ꝛc. (I, 88).

Wirklich komisch wirkt die Beschreibungsmanie I, 219, wo ein Lakai von der sehr erregten Fürstin einen Befehl erhalten, sich sogar schon wegen seiner Saumseligkeit einen Verweis zugezogen hat, so daß er zusammenschreckt; dann aber, „ohne sich übrigens sehr zu beeilen, ließ er mechanisch die Geldrollen in seine Taschen gleiten. Dabei fiel sein Blick in den Seitenspiegel, aus dem ihm seine reichgalonnirte, scharlachrothe Livre mit den schmucken, goldenen Aufschlägen und Borten entgegenstrahlte. Seine ganze, immerhin stattliche Figur vom glattrasirten, vollen Gesichte bis zu den grauen, knapp anliegenden Gamaschen und den blank gewichsten Schuhen, seine kräftig gebauten Schultern und das vorgestellte stramme Bein schienen ihn an die eingebildete Wichtigkeit seiner Lakaienstellung zu erinnern. ‚Ach, Durchlaucht!' seufzte er, gravitätisch der Thüre zuschreitend, ‚hätte'" u. s. w.

Eine besonders erfreuliche Ausbeute für das Modejournal bietet natürlich die feierliche Verlobungsscene; II, 157 erscheint die Oberhofmeisterin „in geschmackvollem Repräsentationsgewande von schwarzer Seide mit langer Schleppe" ꝛc. Neben ihr „befand sich Valeska in sehr engem Kleide von grünem Sammet und kurzer Schleppe" u. s. w. Aber erst die Fürstin selbst! „Sie trug eine hellrothe Atlastunica, die sich vorne theilte, um ein mit Perlen und Fransen geziertes Tablier nach damaligem französischem Geschmacke sehen zu lassen. Die an ihrer schönen Gestalt niederfließende Robe hatte eine lange, silberdurchwirkte, blumenbelegte Schleppe. Oben war sie zur Verzierung des Décolleté mit echten Spitzen besetzt. Ihr weiches, reiches Seidenhaar" u. s. w. „In den Ohren" u. s. w. „In der Hand" u. s. w. Eine Seite weiter präsentirt sich Josepha: „Sie trug ein eng anliegendes, blaues Sammetkleid, das" u. s. w.

Zu guter Letzt wählen wir aus den vielen Modeblättern noch den „Jesuitenprovinzial" aus. Er ist ein Vierzigjähriger. „Die durchschimmernden Bartwurzeln gaben seinen Wangen eine bläuliche Färbung und seine mittelgroße gerade Nase verlieh ihm einen männlich kühnen Ausdruck, während andererseits der zusammengekniffene Mund mit den wulstigen Lippen [wie reimt sich das?] einen Anflug von sinnlicher Gutmüthigkeit zu verrathen schien. Er konnte bei alledem als ein schöner Mann gelten . . . mit den oft wollüstig und scharfblickenden Augen und dem interessanten, gewinnend bleichen Antlitz. Manchmal freilich strahlte auch eine helle Weinröthe auf den gut genährten Wangen[1]. Sein Haupt war heute [in seinem eigenen Empfangssalon!] mit einem breitkrämpigen Jesuitenhute bedeckt, gegen dessen Schwarz das Blond der kurz geschorenen Kopfhaare merklich abstach. Er trug einen langen, schwarzen Rock mit einer Reihe Knöpfe, schwarze Schuhe, seidene Strümpfe und schwarzseidene Beinkleider. Um den Leib hatte er eine dunkle, mit violetten Fransen

[1] S. 137 ist das bläulich-bleiche-weinrothe Gesicht zur Abwechslung ein „graues".

beſetzte Schärpe geſchlungen. Auf der Bruſt prangte an ſchwarzem Bande ein kleines, maſſives Goldkreuz" (I, 106).

Auf die Hüte der Perſonen ſcheint der Dichter ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu richten. Wie hier der Prooinzial in ſeinem Zimmer den Hut trägt, der S. 123 bei einer Aufregung des Jeſuiten „ins Wanken" geräth, ſo erſcheint Miniſter von Giering „im ſchwarzen Cylinderhut" [im Jahre 1795!] (111.) Der Bruder Pörtner meldet einen Fremden, ohne vor ſeinem Obern „den ſchwarzen Caſtorhut" zu lüften, „der ihm zur Hälfte das Geſicht verdeckt". S. 146 erſcheint Hellmuth vor der Fürſtin im „rothen Käppi mit goldener Bräme"; der Profeſſus S. 167 hat bis in das Cabinet der Fürſtin ſeinen Hut mitgenommen, „mit dem er ſich fächelt"; S. 281 erſcheint auch der Provinzial zur Audienz, „in der Hand den großen Jeſuitenhut, und war mit dem bekannten einreihigen, heute nur bis zur Hälfte zugeknöpften Ordensrocke bekleidet, der die ſtramm ſitzenden ſeidenen Beinkleider und die an die ausgeprägten Waden eng anſchließenden ſeidenen Strümpfe dem Blicke preisgab". II, 109 erſcheint Felix zur Audienz: „er trug ſchwarzen Frack und ſchwarze Weſte . . . In der linken Hand hielt er ſeinen Hut, in der rechten eine Papierrolle." Wenn nun bei ſolchen Anläſſen der Beſucher beide Hände nöthig hat, ſo ſetzt er natürlich vor der Fürſtin den Hut nicht auf, ſondern, wie der Dichter das ausdrücklich II, 135 bemerkt: „Vor ſich hin hüſtelnd ſetzte er ſeinen Hut behutſam zu Boden".

Wie von Toilletteſtücken der Hut, ſo iſt von Arten des Sprechens „die berechnete" ein Liebling Byrs. I, 9 redet jemand „verſchmitzt berechnend"; S. 117 „mit ſeiner Berechnung"; S. 118 „mit berechnetem Nachdruck"; S. 122 „mit Berechnung accentuirend"; S. 126 „mit berechneter Vorſicht und Schlauheit"; S. 173 „mit berechneter Verſtellung"; S. 227 „mit ſchlauer Berechnung"; S. 277 „mit berechneter Reſignation" — weitere Stellen haben wir nicht mehr „berechnet".

Auch gibt es ziemlich viele pathetiſche „Stunden" — „Augenblicke" — „Zeiten". „Es gibt Stunden . . . — Stunden, in welchen man ſich über den geliebten Gegenſtand ſo vergißt, daß man, durch das eigene Geräuſch [!] zuweilen aufgeſchreckt" u. ſ. w. „Es gibt Augenblicke, in denen man ſich verlaſſen, allein, hilflos vorkommt . . . in ſolchen Lagen iſt man Menſch und nichts als Menſch. Und hier darf man es ſein." „Es gibt Zeiten im Leben, in denen eine Minute die Stunde aufwiegt." „Es gibt Augenblicke, in denen Mittheilung dem Herzen ſo nöthig iſt, wie die Luft den Lungen." „Es gibt Augenblicke, in denen man aufjauchzen darf über das Glück, und in denen man ſich einem idealen Bundesgenoſſen der Freude in die Arme werfen muß" u. ſ. w.

„Es iſt ein eigen Ding um dieſes kleine Herz in des Menſchen Bruſt, ein eigen Ding um das, wofür man es verantwortlich macht. Mit Zagen und Beklemmung ſucht man ſich, mit bebender Scheu begrüßt man ſich in Seligkeit, mit Wonnegefühlen ſchwimmt man im Anſchauen des geſuchten Herzens; — und doch wagt keines der beiden den frohen, beſeligenden Liebesgruß, ſolange nicht das inhaltreiche Wort ausgeſprochen: ‚Ich liebe dich!'" (I, 59.) Iſt das nicht tief und ſcharf beobachtend „im Anſchauen des ge-

ſuchten Herzens" durch Weſte und Rippen hindurch? Und wer hätte vor Byr die ſo einfache Wahrheit ausſprechen können, daß man ſich den Liebesgruß nicht bieten kann, ſolange man nicht geſagt: Ich liebe dich!? Man ſieht, Byr iſt Pfadfinder nicht bloß auf dem Gebiete der Metrik, ſondern auch der Herzenskenntniß. So ſagt er auch II, 282: „Es iſt ein eigenartig Ding um des Menſchen Herz! Wie erinnert es doch an die äußere Natur!" „Küſſe ſind Roſen auf perlendem Wein." „Sein Thun und Trachten hatten ja wirkungsvoll eingegriffen in die Speichen des mächtigen Rades der Geſchicke, und es war ſo natürlich, daß er nicht bloß die fernliegende Zeit einer ſchickſalbeſtimmenden Geſchichte an ſeinen prüfenden Blicken vorüberziehen ließ, ſondern daß er ſich ſelbſt in den Kreis ſeiner Betrachtungen ſtellte und vor allem Labe für ſein verwaiſtes Gemüth [!] aus den Erinnerungen zu ſchöpfen verſuchte" (a. a. O.). Das erinnert ja an den „Heimatloſen im Herzen"!

Zur pathetiſchen Ausdrucksweiſe gehören auch jene geſchraubten Wendungen, wie das oft wiederkehrende „er ließ ſich alſo vernehmen" oder „dann ließ er ſich alſo im Lehrton vernehmen"; beſonders jene poetiſchen Umſchreibungen: „die Himmelskönigin", „die ewige Lichtquelle", „die königliche Lebensſpenderin", „das zwiefach geprieſene Himmelslicht" u. ſ. w. für Sonne; „die haſtig vorbeihuſchenden Segler der Lüfte" für Wolken; II, 282 ſcheinen ſich Ruinen „trauernd dem melancholiſchen Spiegel des Rheines zu vermählen"; S. 219 „hatte würziges, warmes Frühlingswehen ſich dem beglückten Thale vermählt"; der ſchwellende Frühling gibt Sonnenküſſe; „Sonntagsſtimmung überall! O, es war ſo ſchön, ſo majeſtätiſch, ſo weltverknüpfend! ſchier endlos!" S. 173 iſt von einem „ländlichen Fürſtenhof" die Rede, wie man etwa von einer aufs Land gebauten Stadt redet; I, 15 hat ſich „der Blick des Erzherzogs verfinſtert, und er würde noch eine ganz andere Färbung angenommen haben, wenn der berechnende Pirkheimer" u. ſ. w. S. 19 ſtehen „ſinnige Allegorien aus lebensvoller Bronce". S. 21 „tritt ein Lakai ein und meldet geziemend, daß das déjeûner dinatoire aufgetragen ſei", und das am Abend! S. 22 ſehen wir als Gartenſchmuck „Fontainen und Cascaden, deren Waſſerſtröme ganze Freitreppen überfluteten" (wohin dieſe Freitreppen wohl führten?); ebenda tanzen indigoblaue Libellen in langgedehnten Bewegungslinien und ſummen zartſüßige Immchen; S. 59 „ſchaukeln der Fürſtin die Gewäſſer einen Flüſtergruß von ihm entgegen"; S. 70 „vermählt ſie ihrem Geiſte den Inhalt eines Briefes"; S. 69 „erſcheint ihr der Erzherzog plötzlich ähnlich, wie den Griechen die Schaar der Halbgötter, — dieſe von Zeus erſchaffene vierte Menſchenart"; S. 71 wird von einer „halbentkleideten Holdheit", ein andermal „von einer herzinnigen Holdheit" geredet; S. 77 ergibt ſich jemand dem „pietätsvollen Cultus der Erinnerung" . . . II, 223 läßt „eine Amſel ihre herzwarmen, melodiſch flötenden Klagetöne erſchallen"; S. 268 ſtellt der Dichter die Frage: „Welch rührendes Bild iſt doch eine theure, von den Aeußerungen anhänglicher, treuer Kindesinnigkeit umworbene Mutter! Das Herz öffnet ſich weiter, das Blut ſtrömt raſcher!" [Wer malt das Bild?] Beſonders wenn man ſich erinnert, in welch „herzlichen Ausdrucksformen die Kindesinnigkeit ihr Mitgefühl um die frierende Mutter äußert" (S. 274).

Doch wir müßten ein gutes Theil des Buches abſchreiben, wollten wir all das falſche Pathos dem Leſer vorführen, das ſich hier als Poeſie breit macht. I, 312 „wiſcht ſich Pirkheimer in der gewohnten Weiſe den Mund ab“ — aber welches iſt dieſe „gewohnte Weiſe“? Wir ſchlagen nach; S. 297 heißt es: „dann wiſchte er ſich mit dem Handrücken den Mund“ — S. 302 dagegen: „während er ſich — diesmal mit der Innenfläche der Hand — den Mund wiſchte.“ Bei der Operation des Thränenzerdrückens iſt der Dichter vorſichtiger, da weiß man jedesmal genau, wo man daran iſt; I, 284 z. B. heißt es: „während er mit dem rechten Zeigefinger in den linken Augenwinkel griff und ſich den Anſchein gab, als wolle er eine Thräne zerdrücken“; II, 23 dagegen wiſcht ſich jemand mit der flachen Hand den linken Augenwinkel trocken. Der linke Augenwinkel ſcheint daher für Thränen beſonders wichtig zu ſein.

Ein beſonderer Freund iſt der Dichter von „Blitzen“ und „Nachtigallen“, da er ſie, unbekümmert um die Jahreszeit, nur ſo plötzlich erſcheinen läßt, wenn er ſie als Effect irgendwie nöthig hat, ob mit, ob ohne Donner, ob im Januar oder im Auguſt (vgl. I, 280; II, 38). Er iſt überhaupt ein aufmerkſamer Beobachter der Natur; ſo verfehlt er nicht, uns zu ſagen, „daß die Lerche ſich in concentriſchen Kreiſen emporhebt“. Das erinnert uns daran, daß, wie es II, 29 heißt, „jede Entwicklung ſich bekanntlich in der Spirale bewegt“. Eine Seite ſpäter wagt der Dichter die Prophezeiung, daß, wenn alles nach ſeinem Willen geht, dereinſt ein univerſeller Dichter ſingen wird:

„Ueberall, wo Menſchen wohnen,
Iſt des Menſchen Vaterland,
Ja des ganzen Himmels Weite
Ueberwölbt der Menſchheit Breite!“

Trotz vieler „verinnerlichenden Betrachtungen“ und trotz der Einſicht, daß dieſe Verſe „mit Ernſt und Verſtand begriffen ſein wollen“, können wir einen Sinn in die zwei letzten nicht bringen, es ſei denn, ſie wollten beſagen, der Himmel wölbe ſich über der von Menſchen bewohnten Erde; das kann aber ſchon jeder particuläre Dichter von Adam bis Rob. Byr ſingen. Indes wundern dürfen wir uns nicht, wenn wir nicht befähigt ſind, „etwas Verſtändiges auch nur zu verſtehen“, denn des Dichters Belehrung „ſetzt eine gewiſſe Fähigkeit zu abſtractem und geſchichtlich logiſchem Denken voraus“ und wir kennen bloß ein einfach logiſches Denken. Um Belehrung aber iſt es dem Dichter bei dieſem Roman vorzugsweiſe zu thun.

Es muthet freilich den Leſer ſeltſam an, wenn z. B. gleich bei der erſten Unterredung der Erzherzog Karl ſeine „Liebe“ alſo anredet: „Ich kenne dieſen Dialog (Plato's Phädrus) zu wenig, Durchlaucht; ich meine nur zu wiſſen, daß er als Ausgangspunkt des Schönen (?) gerühmt wird. Bin ich im Rechte?“ — „Gewiß, mein Prinz!“ erwiedert die Fürſtin, gibt dann ein Reſumé des Dialogs und ſchließt: „O ich habe mir den Schluß des Phädrus gemerkt und ſende ihn täglich als ſtilles Gebet zu den ewigen Sternen empor. Er lautet: Du lieber Pan, und ihr übrigen Götter, ſo viele ihr ſeid, verleihet

mir, ſchön zu werden im Innern; was ich auch Aeußeres habe, es ſoll mit dem Innern befreundet ſein!" Da ſoll man wohl mit dem Erzherzog „erſtaunt und entzückt ſein von ſolcher Geiſtesbildung einer jugendlichen Fürſtin" (I, 19). Später ſagt die für Goethe nicht weniger als für „den Ausgangspunkt des Schönen" ſchwärmende Prinzeß zu ihren Hofſräulein: „Was enthält das Buch? (Hermann und Dorothea.) Gib mir den Inhalt in zwei Sätzen an!" und richtig, nun gibt uns der Verfaſſer der Poetik eine kunſtgerechte Analyſe von Goethe's kleinem Meiſterwerk (I, 210 f.). Aber ſolche literarhiſtoriſche Digreſſionen (über Nibelungenlied u. ſ. w.) ſind nichts gegen wichtigere Dinge. Nachdem Erzherzog Karl der Fürſtin ſeine Thaten mit einer Datenſicherheit und Genauigkeit erzählt hat, daß man nothgedrungen an die Geſchichtsſtunde eines Penſionates, oder vielmehr an die kriegswiſſenſchaftlichen Werke des Erzherzogs erinnert wird, thut Elinor die kühne Frage: „Und die Grundſätze des Feldherrn, die den Erfolg bedingen? O lehren Sie mich dieſelben!" Der Prinz ſchreckt freilich vor ſolcher Aufgabe mit der beſcheidenen Frage zurück: „Ob ich dies vermag?" gibt ſich dann aber doch Mühe, ſeiner „Liebe" und dem hochverehrten Publico eine Vorleſung über Taktik und Feldherrnkunſt zu geben. Wir machen auf dieſe Abhandlung alle „Schlachtendenker von Beruf" (II, 182) und alle „ſchneidigen Schlachtenpraktiker" (II, 225), ſowie alle, die es werden wollen, geziemend aufmerkſam. „Mit Ernſt und Verſtand begriffen" (II, 33), wie der Verfaſſer ſo ſchön ſagt, kann ſie auch Frauen zu wahren Moltkes machen. Kein Wunder, daß die feingebildete Fürſtin ſchon nach drei Seiten ihrem Lehrer eingeſteht: „O, ich bekomme Achtung vor Ihrer Kriegskunſt, Prinz!" als ob ſie die bisher trotz aller Siege des Prinzen nicht gehabt. Im Verlauf der Auseinanderſetzungen gleiten wir dann auf „das Franctireurthum", gegen das ſich der Prinz ebenſo wie gegen freiwillige Krankenpflege in längerer Rede und tiefer Begründung ausſpricht — kurz, wer nach Leſung dieſer Serie von Abhandlungen noch eine Kriegsakademie nöthig hat, dem iſt nicht zu helfen. Aber wozu überhaupt noch Kriege? Man leſe die Abhandlung der Fürſtin (I, 90) über den Weltareopag zum ewigen Frieden, die gerade an der Stelle, wo ſie ſteht, wie eine Fauſt auf ein Auge paßt. Da jedoch dieſer Weltfriede die Hauptidee des Romans oder wenigſtens eine der Hauptideen zu ſein ſcheint, kommt Byr im zweiten Bande noch einmal, und zwar gründlich, darauf zurück. Er läßt eine Volksverſammlung berufen und einen Philoſophen auftreten, der „ein ſichtlich vielbenütztes Exemplar einer vor kurzem erſchienenen, aufſehenerregenden Schrift des Königsberger Denkers Immanuel Kant aus der Taſche zog, die den Titel trug: ‚Zum ewigen Frieden'. Unter Zugrundelegung der in dieſer dargelegten Anſichten ſprach er ſich gegen den Krieg aus" (II, 11—23!). Dann wird zwar die Verſammlung geſchloſſen, aber der Diſput dauert noch fort (26—29) und ſchließlich wird an den Philoſophen von einem Bauern, dem rothen Louis, das Anſinnen geſtellt, ihm zu erklären, „was es mit der Weltgeſchichte und mit der Philoſophie für eine Bewandtniß habe" (29). Dagegen iſt doch die Bitte der Fürſtin um ein bischen Unterricht in der Taktik die reinſte Beſcheidenheit. Aber der Philoſoph hat Furcht

vor nichts: „Meinetwegen," sagt er. „Ich will mich überwinden und auf die Gefahr hin, wieder einmal mißverstanden zu werden, wenigstens noch an zwei Sätze erinnern, die selbst für den Alltagsverstand nicht allzu hoch sein dürften. Sie sind geschichtlich und daher auch für die Philosophie der Beschränktheit vorhanden" (30). Und nun geht's weiter über Schießpulver, Buchdruckerkunst, über die „willenlose, menschheitknechtende, aus allen Winkeln hervorzischelnde Gesellschaft der Jesuiten", über den dritten großen „Culturfactor", den Dampf, den lenkbaren Luftballon, Dampfschiffe und Eisenbahnen (natürlich prophetisch!), über den Weltpostverein und schließlich noch über die Weltuniversalsprache mit einem leisen Hieb gegen das „Mixtum-Compositum" Leibnizens! — „Ein seltener Mensch, dieser Philosoph!" so mag man mit Recht sagen, besonders wenn man bedenkt: „Er hat nur eine kleine Rente, die er von seinem begüterten Verwandten François Dinan erhält, dem nämlichen, der mich heute zuerst begrüßte und mir in seinem glatten Französisch erzählte, wie er nach der Schlacht bei Würzburg seine Rettung aus den Händen deutscher Francstireurs keinem Geringeren als dem Erzherzoge Karl in Person zu danken hatte." Diese Aufschlüsse gibt sich eine Hauptperson des Romans *in einem Monolog*! (II, 36), was doch gewiß sehr natürlich klingt. Solche Kunstgriffe aber, den Leser alles wissen zu lassen, wann es eben für das Verständniß nöthig ist, sind bei Byr etwas sehr Gewöhnliches.

Es gibt gewiß noch andere philosophisch-historische Excurse in dem Buch, deren wir uns augenblicklich nicht mehr erinnern; einen jedoch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, da er, nach classischem Muster gedacht, nichts weniger als eine Art Profession de foi du Vicaire Savoyard, diesmal von einem frühern Erzieher der Fürstin geschrieben, ist und 16 [!] sehr eng gedruckte Seiten umfaßt. Der wesentlich scharf gegliederte Inhalt ist folgender: I. Alles ist Entwicklung. II. Geschichtliche und philosophische Argumente. III. Nothwendigkeit einer neuen Gesellschaftsform. IV. Die neue Gesellschaftsform. V. Erziehung zur Wahrheit nach psychologischen Erwägungen. VI. Leitende Gesichtspunkte für Erziehung zur Wahrheit. Ein Canon der Methodik im Entwurfe. VII. Die zehn Gebote der Wahrheitsreligion. VIII. Schluß dieses Canons und des Tagebuches. Nach Lesung dieser Abhandlung weiß die Fürstin nicht, was sie glauben soll: „Atheismus!! Brr! Mich schaudert!... An was soll man sich anklammern? — Halt! ich hab's! An den Gott der Wahrheit!... O mein theurer, pyramidaler Charitas!... ich will dich in deiner grandiosen Tiefe verstehen lernen! Ja, ich will in den Geist deines classischen Zukunftsprogrammes, das in der Geschichte der Philosophie einen Höhepunkt bilden wird, einzudringen versuchen — durch wiederholtes Lesen. Ich will dich auswendig lernen. Wie beglückt mich dein Glaube!" (264.)

Was da die arme Fürstin auswendig lernen muß, um sich über „die säculäquate, temporäre Bildung" ihres Jahrhunderts (247) und die „statuarische" Jesuitenlehre zu erheben, können wir hier wohl übergehen. „Luther, ‚der deutsche Grobian'... hat uns aus Aegypten geführt und durch das Rothe Meer, aber er hat uns in der Wüste sitzen lassen und Israel nicht in

das Gelobte Land gebracht. Und heute ... nach mehr denn dritthalb hundert Jahren ist der rettende Josua noch nicht erschienen. Aber er wird erscheinen, wenn wir Ernst machen mit der Erziehung zur Wahrheit" (259). Natürlich weiß der Leser nun, daß dieser Josua endlich in Charitas-Byr erschienen und das „Tagebuch" sein Evangelium ist[1].

Alles in allem wird man vernünftigerweise von einem Roman nicht mehr Belehrung verlangen können, als dieser sie bietet. Religion und Philosophie, Krieg und Frieden, Literatur- und Weltgeschichte, alles in zwei Bänden, und dabei noch die unterhaltenden Mordgeschichten der Jesuiten mit geheimen Gängen, Erbschleichereien und Mentalreservationen, Gift und Geistestyrannei! Daneben dann die Freimaurerei in der ganzen bengalischen Beleuchtung des Patriotismus und Kosmopolitismus — wahrlich, mehr kann selbst ein Conrad Byr auf einmal für den Preis nicht geben. Wir persönlich sind ihm indes noch für manche andere Auskunft über Dinge dankbar, die uns sehr nahe angehen. I, 101 heißt es: „Wer in den Regeln des Jesuitenordens unter dem Titel Formulae scribendi (vgl. Instit. 2, 11, S. 123 ff.[2]) die Entwicklung z. B. nur des 8. Abschnittes der Constitutionen verfolgt, erschrickt geradezu über die Menge von Briefen, Berichten, Registern, Plänen, die in den Archiven dieser Gesellschaft aufbewahrt sind. Im Centralhause zu Rom befinden sich nach Versicherung eines Augenzeugen ungeheure Register, in welchen die Namen aller Jesuiten, ihrer Verbrüderten und aller angesehenen Leute, Freunde wie Feinde, stehen, mit denen die Jesuiten je zu thun hatten. In diese Register werden Thatsachen in Bezug auf das Leben jedes Individuums eingetragen. Sie bilden die riesenhafteste biographische Sammlung, die jemals veranstaltet wurde. Die Aufführung einer leichtsinnigen Frau, die verborgenen Fehler eines Staatsmannes werden mit gleich kalter Parteilichkeit [ist etwa zu lesen Unparteilichkeit?] darin erzählt. Hat der Orden nöthig, auf jemand zu wirken, so öffnet er das Buch und erhält daraus unmittelbare [?] Kenntniß von dessen Leben, Charakter, Eigenschaften, Plänen und Verbindungen. Leichtlich ersieht man hieraus auch, welche unermeßlichen Kräfte, ja, welche über den Erdball reichende Allgewalt die Regierung dieser Gesellschaft erwarb, so daß beispielsweise der Ordensgeneral [welcher?] zum Herzoge von Brissac [welchem?] stolz sagen konnte: ‚Von dieser Zelle aus, gnädiger Herr, beherrsche ich nicht allein Paris, sondern auch China, nicht allein China, sondern die ganze Welt, ohne daß jemand weiß, wie es zugeht.' Das ist actenmäßig und jeder kann ähnliches in den sogenannten ‚Constitutionen der Jesuiten' (lateinischer Text nach der Prager Ausgabe S. 476 ff. Paulin. [sic!] Paris) nachlesen und noch mehr dazu." Nun gestehen wir, die Prager Ausgabe recht wohl zu kennen, in derselben aber ähnliche Enthüllungen nicht gefunden zu haben, woraus deutlich hervorgeht, daß meine Obern mich und meine Mitbrüder ganz schmachvoll hintergehen und uns den

[1] C. Beyer schrieb eine „Erziehung zur Vernunft", die wohl so ziemlich auf diese „Erziehung zur Wahrheit" hinauskommen wird.

[2] Etwas genauere Art des Citirens wäre erwünscht.

wahren Text der Constitutionen vorenthalten, die bei Paulin in Paris, wie der Verfasser citirt, in bekannter Weise edirt wurden.

Ein anderes Citat ist ebenfalls ganz überraschend. Bei Franke, Geschichte der Halle'schen Reform, S. 235 und 237, sollen sich Nachrichten über „den weltberühmten Reliquienschrein" finden, „den die Jesuiten aus der Stiftskirche in Halle erworben hatten", und der nun in der Empfangshalle des Jesuitenprovinzials Pirkheimer stand. Darin sollen sich unter anderem befunden haben „zwei Ellen vom Posaunenschall am Berge Sinai in einer Glasröhre". „Diesen Schrank konnte nur zu Gesicht bekommen, wer sich durch reiche Spenden für das Missionswerk der Redemptoristen des Anblicks solch seltener Reliquien würdig gemacht hatte. Es [das Würdigmachen?] geschah dies mit demselben Ceremoniell, mit welchem beispielsweise in der Kirche San Pietro in vincoli zu Rom die Ketten des hl. Petrus bis auf den heutigen Tag den Blicken der Andächtigen vermittelt werden." [Den Ausdruck „Ketten den Blicken vermitteln" thut man wohl gut, als Abwechslung mit dem gebräuchlicheren: „den Anblick der Ketten vermitteln", sich anzumerken.] Wer ist im Stande, dem Schreiber dieser Zeilen eine Ausgabe jenes Franke'schen Buches zu leihen, die „jenen weltberühmten" Schrein mit den Jesuiten in gedachter Weise oder überhaupt in geschichtliche Beziehung bringt? Daß Franke von einem Schreine der Art berichtet, ist ja wahr, das thut auch der Katholik Woker; von den Jesuiten aber kann dabei doch keine Rede sein.

Weitere Mittheilungen über die Jesuiten, z. B. auch über den Globus mit den betreffenden rothgemalten Gebieten, fanden wir bereits bei einem ältern französischen Auctor, einem gewissen Herrn Eugen Sue, den wir zu unserem Leidwesen nirgends bei Byr citirt finden, obwohl besonders ein bekanntes Werk des Franzosen dem Deutschen viel Studien hätte ersparen können, da letzterer einfach hätte abzuschreiben brauchen, was er jetzt *vielleicht* mit vieler Mühe aus hundert zerstreuten Quellen zusammenlesen mußte. Freilich ist dafür sein Werk auch wieder eine um so werthvollere, weil offenbar unabhängige Stimme für die Wahrheit des — „ewigen Juden". Eine jedenfalls neue Enthüllung bringt der deutsche Dichter I, 121. Eben ist Provinzial Pirkheimer daran, das „Excellenzchen" von Giering zu instruiren; „da wurde plötzlich dreimal so scharf an die Thüre geklopft, daß der öde Raum erdröhnte und die Jesuiten das Pochen in den allerletzten Zellen des Convicts vernommen haben mußten. Das war kein gewöhnliches Klopfen! [Wahrhaftig, Herr Byr, da sagen Sie eine Wahrheit, der keiner zu widersprechen wagt; ja freilich, so ein Pochen war kein gewöhnliches Klopfen!] Das war jenes, allen Jesuiten bekannte, beunruhigende Zeichen, dessen sich nur Abgesandte des Papstes oder höhere Würdenträger oder endlich die zur Ueberwachung des Ordens abgeschickten, furchteinflößenden Jesuiten bedienen durften. Pirkheimer schrak [denn auch] sichtlich zusammen." Ein Wort, Herr Byr! Seit mehr denn 25 Jahren Jesuit, lebten wir in Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland, haben aber nie, glauben können Sie es, niemals jenes „nicht gewöhnliche Klopfen" gehört, obwohl Abgesandte des

Papſtes, höhere Würdenträger und furchteinflößende Jeſuiten [welcher Jeſuit flößte nicht Furcht ein?] in das jeweilig von uns bewohnte Haus traten. Ja noch mehr, meine Obern haben, wiederum „in berechneter“ Weiſe jedenfalls, unterlaſſen, mich dieſes Zeichen auch nur zu lehren. Und das verſichere ich „auf mein Gelübde“ (unter welcher Formel ſelbſt ein Jeſuit Glauben verdient, vgl. I, 129; die alſo ſo viel beſagt, als wenn ein Lieutenant etwas „Auf Ehre“ verſichert). Uebrigens erlaube ich mir doch in dieſem Falle gelinde Zweifel, ob Herr Byr von ſeinem „Augenzeugen“ oder von der Ausgabe Paulin-Paris richtig informirt iſt. Es will mich nämlich unmaßgeblich bedünken, daß es nicht ſehr klug wäre, wenn geheime Abgeſandte, die alſo unerkannt bleiben ſollen, ſich ſo lärmend ankündigen; das wäre etwa, wie wenn der geheime Poliziſt einen Federbuſch auf dem Kopf trüge, um ſich als geheime Polizei zu legitimiren. Ich unterwerfe mich jedoch blindlings den actenmäßigen Darſtellungen Byrs.

So wäre ja noch manches aus dem äußerſt intereſſanten Buch hervorzuheben, z. B. die geſchichtliche Ungeheuerlichkeit eines mit römiſchem General und vollſtändigem Regierungsapparat ausgeſtatteten Jeſuitenordens um 1797; oder die eine oder andere nicht gerade „volksthümlich-keuſche“ Scene u. ſ. w.; indes wird das Geſagte genügen, jeden vernünftigen Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſtändig über das Werk zu urtheilen; unverwüſtlich unvernünftigen Leſern, die ſich bis heute noch nicht über Jeſuitismus und Logik wie Aeſthetik aufgeklärt haben, würde auch eine erneute Darlegung der geſchichtlichen Thatſachen nicht helfen.

Wohl aber ſetzen wir zur Erheiterung aller Unparteiiſchen die nachfolgenden Sätze aus der Ankündigung des Romans hierher, wie ſie nach dem Zeugniß der Verlagsbuchhandlung der Feder eines „erfahrenſten Neſtors“ der Kunſtkritik entfloſſen iſt: „Schon angeſichts ſeiner claſſiſchen Stilform, ſeiner volksthümlichen keuſchen Ausdrucksweiſe, ſeiner brillanten Fabel, Handlung und Charakterſchilderung, wie im Hinblick auf künſtleriſch vollendeten Aufbau dürfte dieſer Roman einen allererſten Platz im Bereiche der belletriſtiſchen Literatur beanſpruchen. Der Roman verdient aber auch ſonſt eine auszeichnende Stellung, weil er, wie kaum ein zweiter, wahr macht, was des Verfaſſers ‚Deutſche Poetik‘ II, 366 fordert: ‚Die Grundlage eines geſunden Romans muß Sittlichkeit ſein ...‘ Der Verfaſſer, welchem auf den Gebieten der Biographie, des Culturbildes, der Hiſtorie, der Philoſophie, namentlich aber der Poetik und der Dichtkunſt eine hervorragende Ehrenſtellung in der Literatur längſt eingeräumt iſt, hat in dieſer Kunſtleiſtung einen deutſch-nationalen Muſter-Roman geſchaffen, den die fachkundige Kritik als eine Dichterthat preiſen wird.... Seine hochintereſſante Handlung ... entlarvt die planvolle Findigkeit des Jeſuitismus.... Dabei illuſtrirt ſie das Geheimniß der Kriegskunſt eines der genialſten Feldherren ſeiner Zeit.... Einzelne Gedichte ſind geradezu von Goethe'ſcher Schönheit und Vollendung.“ In dieſem Tone geht es weiter. „Am Ende“, ſo ſagt ein geiſtreicher Referent, „kommen böſe Menſchen noch gar auf die Vermuthung, daß Herr C. Beyer, alias Byr, und jener ‚erfahrenſte Neſtor der Kunſtkritik‘, welcher die An-

kündigung verfaßt hat, eine und dieselbe Person ist." Wir lassen diesen Verdacht, der jedenfalls kein grundloser ist, auf sich beruhen, meinen aber, daß — ja wie sollen wir es nur zugleich verständlich und höflich ausdrücken? — nun, daß man künftig noch mit mehr Grund als bisher alle Waschzettel und Ankündigungen und Kritiken, deren Verfasser nicht mit vollem Namen unterschrieben oder sonst kennbar sind, in den Papierkorb wandern läßt. Selbst katholikenfeindlichen Blättern war diese Kraftleistung doch zu arg. Nur die „Frankfurter Zeitung" fand den Byr'schen Roman, besonders die Jesuiten-Scenen, sehr anziehend, eine Thatsache, die uns bei diesem Blatt wirklich sehr wunder nahm, weil der Ungeschmack wenigstens bei der Redaction dieses Blattes sonst keinen Rückhalt findet. Aber die Jesuitenfurcht!

„Die Jesuiten sind an allem Unheil schuld!" sagt (II, 18) der Dichter durch den Mund seines Helden, und „der Philosoph" bestätigt dies: „Leider ist es so." Jedenfalls glauben wir hinzufügen zu sollen, daß die Jesuiten wenigstens an diesem Roman schuld sind, denn nur die Jesuitenfurcht des Autors hat ihm die Feder in die Hand gedrückt zu diesem Werk. „Wie kein zweiter hatte er diese verbissene Jesuitengesellschaft mit ihren eisernen Gesetzen und ihren eisigen Zielen kennen gelernt. Darum haßte er sie aber auch, wie kein zweiter, mit einer Leidenschaft, die kaum einer Steigerung fähig war." Aber er hat „Glauben an die Fortentwicklung der Menschheit". Er weiß: „Für die Dauer läßt sich das Licht der Vernunft nicht von der Finsterniß in den Hintergrund dunkeln. [? Man denke sich ein in den Hintergrund gedunkeltes Licht! O diese Jesuitenfinsterniß!] Nicht zur Verthierung, nicht zur Sklaverei im Dienste der Jesuiten hat der ewige Weltenvater seine Menschen ins Dasein gerufen." Darum läßt Byr seinen Helden auch prophezeien: „Einst wird kommen der Tag, an welchem ein einsichtiger und mächtiger Herrscher Alldeutschlands meine unersetzliche Martyrin [Elinor] rächen und diese ganz verderbliche Brut aus Deutschland treiben wird" (II, 217).

Wenn man solche Romane liest, ist man bisweilen versucht, in die geistreiche Vierzeile des Verfassers — wenigstens soweit dieser selbst und sein Werk in Betracht kommt — einzustimmen:

„Die Welt hat seit Lojola reich erfahren,
Daß fortschrittmordend seiner Jünger Hand,
Daß weiter rückwärts kam in wenig Jahren
Als vorwärts seit der Schöpfung der Verstand" (I, 98).

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Die dogmatiſche Theologie, das iſt, die Lehre von Gott in ſeinem Sein und Leben. Im Sinne der katholiſchen Kirche dargeſtellt von Dr. J. H. **Oswald**, Profeſſor am Königl. Lyceum Hoſianum zu Braunsberg. 8°. I. Bd.: Gottes Daſein, Weſen und Eigenſchaften. 283 S. II. Bd.: Die Trinitätslehre. 226 S. Paderborn, Schöningh, 1887 und 1888. Preis: *M.* 3.20 und *M.* 2.80.

Der hochw. Herr Verfaſſer begann, wie er in der Vorrede des erſten Bandes ſagt, im Jahre 1855 den dogmatiſchen Curſus, welchen das vorſtehende Werk zum Abſchluſſe bringt, mit der Sacramentenlehre. An dieſe „reihten ſich zunächſt die umliegenden Partien der Dogmatik: die Lehre von der Vollendung, die Eſchatologie und die Lehre von der Heiligung, d. h. von der Gnade und Rechtfertigung, natürlich genug an. Nachdem ich ſo einmal den rückgängigen Lauf betreten, lag es mir nahe, auf dieſem zu beharren, und die Lehre von der Erlöſung, darauf die Lehre von der Erſchaffung, letztere in drei Monographien: Engellehre, religiöſe Urgeſchichte und Schöpfungstheorie, folgen zu laſſen. Es blieb dann endlich die Lehre von Gott an ſich, welche ich als dogmatiſche Theologie bezeichne, allein noch übrig[1]. So kommt alſo, was nach ſyſtematiſcher Behandlung das erſte hätte ſein ſollen, zuletzt zur Darſtellung." Mit dem vorliegenden Werke will der Verfaſſer ſeine literariſche Thätigkeit abſchließen, und von den zahlreichen Freunden, mit denen er in ſeinen Schriften nach ſeiner Art wie in gemüthlicher Unterhaltung verkehrte, nimmt er in der Vorrede des zweiten Bandes rührend Abſchied.

Die Lehre über Gott an ſich nennt der Verfaſſer „die dogmatiſche Theologie" — ganz richtig, wenn das Wort „Theologie" nur nach ſeiner Etymologie, aber nicht bezeichnend, wenn es zugleich nach dem Sprachgebrauche erklärt wird. Nach dieſem beſagt es die Lehre über Gott und ſeine Werke.

Der Lehre über Gott geht eine längere Einleitung (S. 1—40) über Begriff, Quellen, Aufgabe und Eintheilung der Dogmatik voraus. Die einzelnen Gegenſtände, welche dann in der Lehre über Gott behandelt werden, brauchen wir unſeren Leſern nicht namhaft zu machen. Einiges, was ſonſt

[1] In der Dogmatik ſollte übrigens auch die Lehre von den Tugenden, wenigſtens von den göttlichen Tugenden, behandelt werden, die manche ſehr ſchwierige Punkte enthält und außerhalb der Dogmatik nirgends genügend erörtert werden kann.

wohl zu dieſem Theile der Dogmatik gezogen wird, wurde vom Verfaſſer ſchon anderswo erörtert: die Lehre von der Anſchauung Gottes in der Eſchatologie, die von der Prädeſtination in der Gnadenlehre. Bei den Scholaſtikern iſt es herkömmlich, letztern Gegenſtand in der Lehre über Gott an ſich zu behandeln, was ſich aus praktiſchen Gründen empfiehlt, theoretiſch aber nicht, da ſich ja ebenſo die Prädeſtination wie Erſchaffung und Heiligung auf das Wirken Gottes nach außen bezieht. Auch die Beweiſe für das Daſein Gottes hat der Verfaſſer übergangen. Er ſagt hierüber: „Die Dogmatik iſt berechtigt, eine ſolche (Theorie der rationellen Beweiſe für Gottes Daſein) aufzunehmen, nicht jedoch verpflichtet. Berechtigt, denn eine Theorie der Vernunftbeweiſe für Gottes Daſein kann immerhin als der rationelle Theil ihrer Aufgabe betrachtet werden, um die Vernunftgemäßheit des Glaubens an den exiſtirenden Gott darzuthun. Da aber das Daſein Gottes auch ein praeambulum fidei iſt, ſo wird es damit andererſeits als Lehrſatz der natürlichen Religion gekennzeichnet und gehört als ſolcher nicht in die eigentliche (ſpecielle) Dogmatik, ſondern gehört der Philoſophie an“ (S. 46). Dem ſtimmen wir bei und glauben, daß, wenn nicht beſondere Gründe für Behandlung der Gottesbeweiſe in der Theologie vorliegen, dieſe auszuſcheiden ſei.

Dem Verfaſſer der uns vorliegenden Schrift iſt es mit Recht oft nachgerühmt worden, daß er in ſeinen Schriften mit dem Leſer in lebendigen Verkehr tritt. Es iſt dies in der That ein hoher Vorzug, welcher auch das Werk, das wir beſprechen, auszeichnet. Als Schatten folgt demſelben indeſſen eine gewiſſe Breite. Oft ſind Erklärungen, die in ein paar kurzen Worten treffend gegeben werden könnten, länger ausgeführt, wodurch der Hauptpunkt zuweilen nicht genügend hervorgehoben erſcheint. Schon S. 154 f. wurde die an ſich einfache Frage angeregt, ob Gott das Unmögliche, „das in ſeinen Begriffsmerkmalen mit innerem Widerſpruche Behaftete“, erkenne, und ſpäter (S. 194 f.) wird ihr eine ganze Seite gewidmet, und hier wird geſagt, daß die Theologen ſie zu verneinen pflegen. Allerdings; denn was iſt einfacher, als die Wahrheit, daß Gott gewiſſe Begriffsmomente, welche der geſchaffene Verſtand aus Mangel an Einſicht zu einem Begriffe zuſammenfügen möchte, als unvereinbar miteinander erkennt? Dieſes hat wohl nie ein Theologe geläugnet. — Ueber die Möglichkeit der Zulaſſung der Sünde durch Gott, den Allheiligen, finden wir eine längere Auseinanderſetzung (S. 239 bis 245), die manches Bemerkenswerthe enthält. Doch hätten wir ſchärfere Betonung des Kernpunktes gewünſcht. Die Freiheit zum Böſen ſcheint nämlich der Verfaſſer wie eine von Gott dem Menſchen auf den Weg gegebene Zuthat zu betrachten. Er nennt ſie (S. 227) geradezu „ein Anhängſel der menſchlichen Freiheit für das diesſeitige Lebensſtadium ..., welches ... bei den Seligen im Himmel ausfällt.“ Damit hätte er ſich freilich die Beantwortung der Frage bedeutend erſchwert, da bei dieſer Auffaſſung Gott als ein tentator malorum erſchiene. Man muß zur Löſung der Schwierigkeit gerade dieſes betonen, daß die Freiheit der Wahl zwiſchen Gut und Bös etwas dem Menſchen und dem freien Geſchöpfe überhaupt von Natur Eigenes, und daß Gott durch ſeine Heiligkeit nicht verpflichtet iſt, die Bethätigung dieſer natur-

gemäßen Freiheit nach der einen Seite hin zu hindern. Es genügt, daß er den Menſchen erſchaffe nicht zum Mißbrauche, ſondern zum rechten Gebrauche ſeiner Freiheit, daß er ihn zur Meidung der Sünde durch Darlegung ſeines Willens, durch Androhung von Strafen für das Böſe, Verheißung von Belohnung für das Gute und durch andere innere und äußere Anregungen bewege und die Mittel dazu verleihe. Dann kommt die Sünde nur auf Rechnung des Menſchen, und die Heiligkeit Gottes wird von ihr nicht befleckt. Der Verfaſſer läßt dieſe und ähnliche Gedanken freilich nicht unberührt (S. 239. 241); aber er berührt ſie auch nur und geht gleich zu anderen ſich einſtellenden Bedenken und zu weiteren, zum Theil trefflichen Betrachtungen über, und fragt zum Schluſſe: „Iſt der Leſer nun befriedigt und beruhigt?“ und fügt hinzu: „Dafür will ich nicht eintreten. Ich verkenne nicht, daß noch ein Reſt von Schwierigkeit erübrigt, an den ſich das Bedenken immer wieder anlehnen kann.“ Wir glauben aber, daß ſich dieſe und ähnliche Fragen in einer ganz befriedigenden Weiſe löſen laſſen.

Der hochwürdige, ſehr verdiente Verfaſſer glaubt, für neue Werke nicht mehr Kraft und Friſche zu beſitzen. Aber wenigſtens, das iſt unſer Wunſch, möge er uns noch mit manchen neuen Auflagen ſeiner früheren Werke erfreuen. Da und dort trifft das prüfende Auge des Schriftſtellers immer wieder Partien, welche durch genauere Faſſung, geſteigerte Präciſion des Ausdrucks oder allſeitige Erwägung der Idee gewinnen und ſo das Werk ſelbſt jener Vollendung näher führen, welche von dem erſten Entwurfe an als Ziel vorſchwebte. Aus dieſem Grunde und zu dieſem Zwecke möge es uns geſtattet ſein, noch einige Sätze zu bezeichnen, welche uns weniger glücklich gewählt ſcheinen.

So möchte gleich der erſte Satz (S. 1) Mißverſtändniſſe hervorrufen, da die katholiſche Dogmatik ſicher nicht „die wiſſenſchaftliche Begründung ihres Inhaltes“ „zur Vorausſetzung“ nimmt. Auch die Erklärung von dogma implicitum (S. 8) iſt ungewöhnlich und nach unſerer Anſicht nicht ganz treffend. Auch S. 11 bedürfte einzelnes genauerrr Faſſung. Warum ſollten „die ſogen. Revelationen einzelner Heiligen keine Glaubensgewißheit begründen“ können (S. 14), ſobald deren göttlicher Charakter über jeden vernünftigen Zweifel erhaben iſt? Unrichtig iſt wohl, wenn für die Perſönlichkeit *actuelles* Bewußtſein, für die Geiſtigkeit potenzielles gefordert wird (S. 72; vgl. II, S. 4). Bei Anwendung dieſes Satzes auf das Geheimniß der Dreifaltigkeit und Menſchwerdung muß man ſich in Acht nehmen, um verhängnißvollen Irrthümern auszuweichen. Iſt es genau ausgedrückt, wenn vom reinen Geiſt überhaupt geſagt wird: „Wo die Gegenſtände ſeines Erkennens und Wollens ſind, da iſt er *örtlich* gegenwärtig“? Alſo könnte der Menſch auf Erden nicht von einem Engel im Himmel erkannt und geliebt ſein? Bei Eintheilung des göttlichen Wiſſens (S. 156) iſt das Mögliche aus Verſehen nicht zum objectum necessarium gerechnet, wohl geſchieht es ſpäter (S. 182). Das S. 193 über den Molinismus Geſagte beruht zum Theil auf Mißverſtändniß des Syſtems. S. 227 wird die libertas contrarietatis zu eng gefaßt und darum Gott abgeſprochen.

Im *zweiten* Bande (S. 128 ff.) entwickelt der Verfaſſer zur Löſung metaphyſiſcher Bedenken gegen das Trinitätsdogma einige Ideen, die eigenthümlich lauten und kaum allgemeine Billigung finden werden. So wenn er glaubt, die Zahlen

müßten bei Gott „im tranſcendenten Sinne genommen werden, darum nothwendig anderer Währung ſein als im Endlichen". Ebenſo der Satz: „Damit Dinge gezählt werden, dazu gehört offenbar, daß ſie auseinander, getrennt, discret ſeien". Zählen wir denn nicht mit Fug und Recht drei Perſonen in Gott? Zu S. 199 ſei bemerkt, daß aus dem Satze: opera ad extra indivisa sunt seu communia, nicht folgt: opera ad intra divisa sunt seu personalia.

Unter den ſpeculativen Theilen hat uns die Erörterung des Unterſchiedes zwiſchen Zeugung und Hauchung (II, S. 149 ff.) am beſten gefallen. Weit glücklicher aber, als auf dem Gebiete der Speculation, iſt der Verfaſſer in der poſitiven Theologie. Sehr gut iſt die Darſtellung der Trinitätslehre nach den Offenbarungsquellen, welche den Haupttheil des zweiten Bandes ausmacht. Zuerſt wird die Frage trefflich erörtert, inwieweit die Trinitätslehre im Alten Bunde bekannt war. Dann folgt die eingehende und ſchöne Darlegung der Trinitätslehre nach den neuteſtamentlichen Schriften und der kirchlichen Tradition. **Th. Granderath** S. J.

Theologiſcher Jahresbericht. Unter Mitwirkung von Benrath, Böhringer, Dreyer, Ehlers, Furrer, Haſenclever, Holtzmann, Kind, Lüdemann, Marbach, Nippold, Siegfried, Werner, Woltersdorf herausgegeben von **R. A. Lipſius.** Siebenter Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1887. 558 S. Lex.-8°. Leipzig, Reichardt, 1888. Preis: *M.* 10.

Der „Theologiſche Jahresbericht", deſſen neueſter Band uns zur Beſprechung vorliegt, iſt ein ganz ähnliches Unternehmen, wie die 1880 ins Leben gerufenen „Jahresberichte der Geſchichtswiſſenſchaft", über die bereits früher in dieſen Blättern (Bd. XXV, S. 559 ff.) Mittheilung gemacht wurde. Der den beiden Unternehmen gemeinſame Grundgedanke, die literariſchen Erzeugniſſe eines jeden Jahres auf den betreffenden Gebieten mit jeweiliger kurzer Charakteriſtik vorzuführen, empfiehlt ſich ſo ſehr durch ſich ſelber, daß es darüber keiner weitern Bemerkung bedarf. Es kann ſich demgemäß nur fragen, ob die Ausführung dieſes Gedankens ſich ſo geſtaltet habe, daß ſie den dabei zu erhebenden Anforderungen thatſächlich entſpricht. Den „Jahresberichten der Geſchichtswiſſenſchaft" konnte eine gewiſſe Anerkennung gezollt werden, wenn auch zugleich eine Reihe von Wünſchen der Redaction unterbreitet werden mußte. In einer ſo glücklichen Lage ſind wir hier nicht. Freilich darf zugeſtanden werden, daß der „Theologiſche Jahresbericht", ſeitdem nach Pünjers Tode die Leitung an Profeſſor Lipſius übergegangen iſt, eine größere Reichhaltigkeit aufzuweiſen hat, ſo daß Hoffnung vorhanden iſt, mit der Zeit werde eine relative Vollſtändigkeit erzielt werden. Auch verdient es Lob, daß diejenigen Schriften, welche den einzelnen Referenten nur dem Titel nach bekannt waren, mit einem Kreuzchen bezeichnet ſind, wobei man allerdings das Bedauern nicht unterdrücken kann, daß deren Zahl eine ſo ungemein große iſt.

Von den Mängeln und Schwächen des Buches, auf die man bei näherem Eingehen auf Anordnung und Inhalt ſtößt, mögen die folgenden namhaft gemacht werden.

Die 15 Abtheilungen, in welche der Stoff vertheilt iſt, ſind nicht ſcharf geſchieden; die nothwendige Folge davon ſind unliebſame Wiederholungen. So heißt, um ein Beiſpiel anzuführen, eine Abtheilung: „Kirchengeſchichte ſeit 1700 und Allgemeines“, eine andere: „Interconfeſſionelles“; ganz ſelbſtverſtändlich muß es da zu Wiederholungen kommen.

Wenn ferner wichtige Werke nicht ſelten bloß dem Titel nach angeführt oder mit wenigen Worten abgethan werden, während manchen recht unbedeutenden oder doch minder wichtigen Preßerzeugniſſen eine eingehendere Beſprechung gewidmet wird, ſo darf auch dieſer Fehler, eben weil er ſo ungebührlich ſtark hervortritt, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Bei einer ſorgſamen Redaction ließe ſich auch hier im großen Ganzen gewiß das Richtige erreichen, ohne daß dem ſubjectiven Ermeſſen der Mitarbeiter in dieſer Beziehung zu enge Schranken zu ziehen wären.

Ein Buch wie das in Rede ſtehende muß ſich als Frucht ſorgfältiger Arbeit ausweiſen, ſonſt wird es unmöglich auf jene Zuverläſſigkeit Anſpruch erheben können, welche den Hauptwerth ſolcher Nachſchlagebücher ausmacht. Im vorliegenden Bande unſeres „Jahresberichtes“ fehlt es aber nicht an Referaten, welche durchaus den Eindruck flüchtiger Arbeit machen. Wir nennen insbeſondere das Referat über „Kirchliche Kunſt“. In demſelben charakteriſirt Paſtor Haſenclever Liells Buch über die Darſtellungen der allerſeligſten Jungfrau dahin: „Es iſt die eingehendſte und umfaſſendſte Darſtellung des Gegenſtandes, die wir bis jetzt beſitzen, unzweifelhaft eine anerkennenswerthe, durchaus gründliche Leiſtung.“ Nachdem dann in einigen Zeilen der Inhalt ſummariſch angegeben, heißt es plötzlich: „Wiſſenſchaftliche Bedeutung hat das Buch nur inſofern, als auf dem ſtreng römiſchen Standpunkt — wo die Forſchung eben beſtimmte Ergebniſſe haben muß, wollen die Bücher nicht das Schickſal von Kraus' Kirchengeſchichte theilen — von Wiſſenſchaft die Rede ſein kann. Aber ſelbſt auf dieſem Standpunkt bedeutet das Buch einen entſchiedenen Rückſchritt, denn wenn die Katakombenforſchung wieder ſo, wie es hier geſchieht, in ausgeſprochener apologetiſcher Tendenz verwerthet werden ſoll, dann wird dieſe Forſchung auf den alten Standpunkt von De Roſſi zurückgeſchraubt. Wollten wir auf einzelnes eingehen, ſo müßte man ein ganzes Buch ſchreiben.“ Und wenige Zeilen vorher war das Buch noch eine „durchaus gründliche Leiſtung“!

Ein unumgängliches Erforderniß für eine jede Berichterſtattung, insbeſondere aber für eine wiſſenſchaftliche, iſt ruhige Objectivität. Einen kleinen Vorgeſchmack, wie es beim „Theologiſchen Jahresbericht“ mit dieſer Eigenſchaft beſtellt iſt, haben bereits die eben angeführten Worte Haſenclevers gegeben. In der That zeigt ſich gerade in dieſem hochwichtigen Punkte die größte Schwäche des Buches. Allerdings ſoll nicht verkannt werden, daß bei Beſprechung proteſtantiſcher Werke, auch wenn ſie einen von dem der Referenten verſchiedenen Standpunkt vertreten, ſich wiederholt das Beſtreben bemerkbar macht, auch der abweichenden Meinung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Freilich trifft dies auch hier nicht immer zu; ja es wird ſtellenweiſe auch

gegenüber proteſtantiſchen Preßerzeugniſſen ein Ton angeſchlagen, welcher, um das Mindeſte zu ſagen, einem wiſſenſchaftlichen Referate nicht anſteht. Die Referenten des Jahrbuches huldigen in theologiſcher Beziehung der ſogen. liberalen Richtung. Um ſo mehr fällt es auf, wenn ſie gegen andere Richtungen im Polterton vorangehen. Zur Wahrung des eigenen Standpunktes iſt das doch fürwahr nicht nothwendig, am wenigſten in einem Buche, welches der Wiſſenſchaft dienen will. Ueber die Vertretung, welche der Kleiſt-Hammerſtein'ſche Antrag in der Deutſchen Evangeliſchen Kirchenzeitung findet, läßt ſich z. B. Herr Pfarrer Woltersdorf folgendermaßen aus: „Man ſpricht fortwährend von Selbſtändigkeit der Kirche, doch gemeint iſt nur die ausſchließliche Herrſchaft der eigenen dogmatiſchen Richtung in der Kirche. Man kämpft mit hochtönenden Worten für die Freiheit, welche ‚nirgend berechtigter iſt, als in der Kirche, auf dem Gebiete der Religion, die nur in der Luft der Freiheit gedeiht'; doch gemeint iſt die Freiheit der ‚heiligen Intoleranz' gegen alles, was man auf ſeinem engen Standpunkte für ‚Unglauben' achtet. Wie weit man dabei den Umkreis dieſes Unglaubens zieht, ergibt die Behauptung, daß ‚mit wenigen Ausnahmen der akademiſch gebildete Deutſche dem chriſtlichen Glauben entfremdet iſt'. Welch eine Kirche alſo, die unſer Volk von dieſen Bauleuten zu erwarten hätte!"

Aber wie ſteht es mit der Ruhe und Objectivität erſt bei der Beſprechung katholiſcher Schriften? Charakteriſtiſch iſt, daß nicht etwa bloß von dem einen oder andern Mitarbeiter, ſondern von dem Herausgeber ſelbſt eigentliche Invectiven, ja förmliche Beſchimpfungen katholiſcher Schriftſteller nicht vermieden werden. Profeſſor Lipſius wirft dem Cardinal Manning einfachhin „Seelenfängerei" vor. Da darf es uns nicht wundern, wenn Profeſſor Siegfried den P. Knabenbauer gelegentlich als „jeſuitiſchen Ketzerrichter" einführt, deſſen Commentar zum Iſaias aber als ein von ihm nicht geleſenes Buch bezeichnet, oder wenn Conſiſtorialrath Ehlers bei Beſprechung der deutſchen Ausgabe von Chaignons „Der Prieſter am Altare" ausruft: „Wo bleibt da die Heilige Schrift? und wo die Vernunft?" Damit hängen zuſammen die Zornesausbrüche der Referenten, wenn ſie irgendwo auf ein Lob der Katholiken ſtoßen, welches von einer Seite ausgeht, von der ſie es nicht erwartet hätten. Garniſonsprediger Kind läßt ſich z. B. bei Beſprechung von Buchners „Kamerun" alſo vernehmen: „Sein abfälliges Urtheil über die bisherige Miſſion in Kamerun ſcheint berechtigt zu ſein, unverantwortlich aber iſt es, daß er die evangeliſche Miſſion überhaupt, beſonders die engliſche, verdammt, die katholiſche dagegen in den Himmel hebt. ‚Sehr viel anders lauten die Urtheile, die man ebenſo allgemein auf der ganzen Erde über die Wirkſamkeit der katholiſch-franzöſiſchen, meiſtentheils dem Jeſuitenorden angehörenden Miſſionen vernimmt. Ueber den ſelbſtloſen, opferwilligen Eifer dieſer wahren Apoſtel der chriſtlichen Liebe herrſcht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derſelben ſind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer als die der gemäſteten engliſchen Bonzen.' Die Germania wird ſich darüber freuen, andere werden in ſolchen Bemerkungen nur eine unglaubliche Oberflächlichkeit und Unwiſſenheit erkennen."

Um endlich die Objectivität des „Theologiſchen Jahresberichtes“ in ihr volles Licht zu ſetzen, dürfte die eine Thatſache genügen, daß zu den Mitarbeitern auch — Profeſſor Nippold zählt. Wir wollen hier kein Wort verlieren über die bisherige „wiſſenſchaftliche“ und publiciſtiſche Thätigkeit eines Mannes, der Schulter an Schulter mit Thümmel den Kampf gegen Rom führt. Doch eben dieſe Thätigkeit macht es für einen jeden, der dieſelbe kennt, ganz zweifellos, daß ein ſolcher Mann ſeine Natur auch dann nicht verläugnen werde, wenn er als Mitarbeiter eines Unternehmens aufzutreten hat, für welches Ruhe und Sachlichkeit das oberſte Geſetz bilden muß. Die Redaction des „Theologiſchen Jahresberichtes“, welche Nippold als Mitarbeiter wählte oder doch zuließ, kann ſich deshalb der Verantwortung für deſſen Leiſtungen nicht wohl entziehen, wie ſehr ſie auch betonen mag, daß für die einzelnen Beiträge nur die Mitarbeiter ſelbſt verantwortlich ſeien. Schon die Ueberſchriften, welche Nippold bringt, paſſen in einen wiſſenſchaftlichen Bericht wie eine Fauſt aufs Auge. Man glaubt, eine jener auf tiefſtem Niveau ſtehenden Hetzſchriften vor ſich zu haben, wie die jüngſte Zeit deren ſo manche gebracht, wenn man auch nur der Reihe nach die folgenden Titel lieſt: „Die Fortdauer des vaticaniſchen Eroberungskrieges“ (als Geſammttitel für die katholiſche Literatur). „a. Die infallibiliſtiſche Geſchichtſchreibung.“ „b. Die infallibiliſtiſche Philoſophie.“ „c. Die infallibiliſtiſche Naturforſchung.“ „d. Die infallibiliſtiſche Jurisprudenz.“ „e. Die jeſuitiſche Pädagogik.“ „f. Die jeſuitiſchen Claſſiker.“ „g. Die Flugſchriftencyklen der ‚ecclesia militans‘.“ „h. Die Einſchmuggelung neujeſuitiſcher Weltanſchauung in belletriſtiſchem Gewande.“ [1] Was alles an Büchertiteln und an bitteren, zornigen, ehrenrührigen Bemerkungen unter dieſen Ueberſchriften zuſammengetragen wird, davon kann ſich nur derjenige einen Begriff machen, der das ganze „Referat“ ſelbſt geleſen hat. Schon aus dieſem Grunde können wir es unterlaſſen, auf das Detail näher einzugehen. Uebrigens hat die katholiſche Tagespreſſe bereits begonnen, dieſe Nippold'ſche Leiſtung näher zu beleuchten, indem ſie dem erweiterten Abdruck des „Referates“ in der Schrift „Katholiſch oder Jeſuitiſch?“ die gebührende Abfertigung zu theil werden läßt (vgl. Kölniſche Volkszeitung, 30. Dec. 1888). Nur Eines wollen wir Herrn Nippold hier bezeugen: für die Heiterkeitserfolge bei katholiſchen Leſern hat er in der ausgiebigſten Weiſe

[1] Wenn unter dieſer Rubrik an erſter Stelle die von Profeſſor Joſeph Kürſchner herausgegebene 7. Auflage von Pierers Converſationslexikon angeführt wird, ſo iſt in dieſem Verfahren nur ein Echo jener maßloſen Unduldſamkeit zu erkennen, die ſich in dem bereits früher (Bd. XXXV, S. 96 ff.) gekennzeichneten Artikel der „Deutſchen Evangeliſchen Kirchenzeitung“ Luft machte. Es gereicht uns indeſſen zur Genugthuung, daß Herr Profeſſor Kürſchner ſich in dem löblichen Beſtreben, alles die Katholiken Beleidigende nach Kräften fern zu halten, durchaus nicht beirren läßt. Dafür bürgt das in jüngſter Zeit von ihm herausgegebene „Quartlexikon“, das bei verhältnißmäßig ſehr niedrigem Preiſe (*M.* 10) eine ſolche Fülle des Wiſſenswerthen in Wort und Bild bietet, daß wir nicht anſtehen, es in dieſer Beziehung eine Muſterleiſtung der Lexikographie zu nennen. Wir gedenken übrigens noch auf dasſelbe zurückzukommen.

gesorgt. Köstlich ist z. B. die Art und Weise, wie er mit Aufbietung seines ganzen Scharfsinnes zwischen dem bei Herder in Freiburg erschienenen „Jahrbuch der Naturwissenschaften" und dem bösen „Jesuitismus" eine Verbindung herzustellen bemüht ist. Er spricht zunächst die Ansicht aus, daß „auch hier das Einzelproduct mit einem consequenten System zusammenhängt, von dem es nur ein einzelnes Glied bildet". Dies nachzuweisen, erscheint nun selbst Herrn Nippold nicht so ganz leicht. Indessen er fühlt sich doch der Aufgabe gewachsen; er schreibt:

„Es gehört freilich eine gewisse Vertrautheit mit der jesuitischen Methode dazu, um die mit dem naturwissenschaftlichen Jahrbuch verfolgten Endzwecke klar zu erkennen. Dasselbe präsentirt sich ja auf den ersten Blick ebenso unschuldig, wie die so ostensibel zur Schau getragene ‚Objectivität' der Janssen'schen ‚Geschichte des deutschen Volkes'. So wenig wie bei dieser ‚Geschichte des deutschen Volkes', ist in dem Titel des ‚Jahrbuchs der Naturwissenschaften' irgendwie von der Confession der Herausgeber die Rede. In der harmlosesten Weise orientirt die Vorrede über die Nothwendigkeit eines die ungeheuern Fortschritte der Naturwissenschaften übersichtlich zusammenfassenden Jahresberichtes. Das Inhaltsverzeichniß führt die einzelnen Disciplinen, mit der Physik (mit den Unterabtheilungen Schall, Licht, Wärme, Elektricität) beginnend, im Einzelnen vor. Chemie und chemische Technologie und Mechanik, Zoologie und Botanik und Mineralogie, Anthropologie und Urgeschichte ꝛc., nicht minder die Länder- und Völkerkunde gehen insgesammt an unseren Augen vorüber. Und nirgends ein tendenziös-confessionelles Wörtchen. Auch über ‚Handel und Industrie', ‚Verkehr und Verkehrsmittel' finden wir äußerst geschickt componirte Rubriken. Und kann die naturwissenschaftliche ‚Objectivität' weiter getrieben werden, als daß die Todtenschau alles andere verzeichnet, nur nicht den Confessionsstand der Gestorbenen? Kann es überhaupt etwas geben, was weniger mit confessionellen Dingen zu thun hat? Vergleichen wir dann ferner die Namen der ‚Fachmänner', die unter der Redaction des Dr. Max Wildermann die einzelnen Gebiete behandeln, so finden wir zwar keine in der naturwissenschaftlichen Welt berühmte Namen; aber es fehlt denselben eben wegen ihrer Unberühmtheit zugleich jeder kirchliche Beigeschmack. Höchstens kann es auffallen, daß 4 von den 13 uns nach Münster i. W. weisen, während daneben Freising, Lüdinghausen, Opladen, Metz, Malmedy in der kirchlichen Geographie ebenfalls eine gewisse Rolle spielen. Um aber ja jeden Verdacht anderer Absichten auszuschließen, hat die Verlagshandlung in wirklich rührender Weise dafür gesorgt, daß keiner der mit ihrem sonstigen Vertrieb nicht bekannten Leser von demselben irgendwie behelligt wird." Hier folgt ein Gedankenstrich; dann aber kommt der entscheidende Schlag: „Es ist wirklich Schade, daß gerade derselbe Verlag zugleich eine so völlig andere Bedeutung gewonnen hat, und daß, von seinen theologisch-kirchlichen Werken ganz abgesehen, speciell seine naturwissenschaftliche Branche neben dem ‚Jahrbuch' noch ganz andere Werke aufweist, die selber diesem Letztern den ersten Leserkreis zu sichern bestimmt waren. Obenan stehen unter diesen Werken wieder die der gleichen von Belgien und Holland aus die neue Eroberung Deutschlands vorbereitenden Jesuiten", u. s. w.

Und jetzt geht's her über alle möglichen Schriftsteller, von denen Herr Nippold annimmt, daß sie bei protestantischen Lesern schon genug im Geruche des Jesuitismus ständen, unter anderm Schriftsteller, die nicht nur dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften", ja den Naturwissenschaften überhaupt durchaus

fern ſtehen, ſondern die auch (und das iſt bei der Nippold'ſchen Beweisführung das Heiterſte) niemals im Herder'ſchen Verlage eine Schrift haben erſcheinen laſſen. Zorn macht blind — und häufig lächerlich. Man ſollte wirklich glauben, nicht Nicolai, ſondern Herr Nippold habe dem Dichter vorgeſchwebt bei der bekannten Charakteriſtik:

„Er ſchnobert, was er ſchnobern kann,
Er ſpürt nach Jeſuiten."

Und eine ſolche Jeſuitenriecherei darf ſich im „Theologiſchen Jahresbericht" breit machen?

Das Mitgetheilte dürfte genügen, um zu zeigen, welcher Geiſt und welcher Ton in dieſem unter der Flagge der „Wiſſenſchaft" ſegelnden Buch ſich geltend macht. Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo können wir nur ſagen: der vorliegende Band des Jahresberichtes weiſt ſo beträchtliche Schwächen und Mängel auf, daß er auch den nothwendigſten und wichtigſten Anforderungen nicht gerecht wird. Jeder unbefangene Proteſtant, ſo will uns ſcheinen, wird nicht anders urtheilen können. Welche Stellung wird aber die proteſtantiſche Kritik thatſächlich einnehmen? Leſen wir, was bereits in Zarncke's Literariſchem Centralblatt (Jahrg. 1888, Nr. 42) über eben dieſen Band des Jahresberichtes geſagt wurde, ſo müſſen wir allerdings unſere etwaigen Hoffnungen wohl auf das beſcheidenſte Maß herabſtimmen. Man höre und ſtaune: „Das ſeit Jahren rühmlichſt bekannte, jedem auf Fühlung mit der Wiſſenſchaft bedachten Theologen, jedem Bearbeiter eines Grenzgebietes der Theologie und jedem um wiſſenſchaftliche Orientirung beſorgten Buchhändler unentbehrliche Werk ſelbſtverläugnenden Fleißes, vollendeter Sachkenntniß und einer auch von wiſſenſchaftlichen Gegnern vielfach und rückhaltlos anerkannten Unparteilichkeit erſcheint diesmal wieder in ganz vorzüglicher Ausführung." O Unparteilichkeit!! Weiter kann man da nichts ſagen. **Aug. Langhorſt** S. J.

Die chriſtliche Erziehung. Dargeſtellt im Auftrag des hl. Karl Borromäus von **Cardinal Silvio Antoniano.** Aus dem Italieniſchen überſetzt von **F. X. Kunz.** XVIII u. 446 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 5.

Vorſtehendes Werk bildet das erſte Glied einer Bibliothek der Pädagogik, welche in deutſcher Sprache die bedeutendſten Schriften katholiſcher Verfaſſer über Erziehung enthalten ſoll, von den älteſten Zeiten der Kirche angefangen bis auf unſere Tage. Alljährlich ſollen zwei bis drei Bände erſcheinen, jeder ein abgeſchloſſenes Ganze und einzeln käuflich.

Es iſt ein ſchönes Beginnen, das letzte bedeutende Unternehmen des verewigten Benjamin Herder, der damit ſein verdienſtreiches Leben in wahrhaft würdiger Weiſe krönte. Von den in Berlin herauskommenden Monumenta Germaniae paedagogica unterſcheidet es ſich vielfach. Während dieſe der ſtrengen Wiſſenſchaft dienen, die Sprache der Verfaſſer beibehalten und, wie der Titel ſchon ſagt, nur das deutſche Schulweſen im Auge haben, verfolgt unſere Sammlung mehr praktiſche Zwecke, iſt auf die weiteſten Kreiſe

berechnet, bringt die fremdſprachlichen Sachen in Ueberſetzung und entnimmt, wie ſie alle Jahrhunderte von Gründung der Kirche an umſchließt, die ihrem Plan entſprechenden Bücher allen Völkern ohne Unterſchied. Durch dieſe Allgemeinheit wird ſie beſonders verdienſtvoll und zeitgemäß. Gerade jetzt, wo ſo manche Staaten die Kirche als ein Hinderniß der Bildung aus den Schulen, höheren wie niederen, gänzlich verdrängen möchten und theilweiſe wirklich verdrängt haben, führt unſer Unternehmen durchaus paſſend die Kirche vor, wie ſie durch hervorragende Vertreter ihrer Anſchauungen in Zeiten, wo von jenen Staaten noch keine Ahnung lebte, bereits an der Erziehung der Völker arbeitete; wie ſie in den verſchiedenſten Verhältniſſen der Staatenbildung, das übernatürliche ewige Ziel der Menſchheit unverrückt feſthaltend als Hauptſache, die ſämmtlichen geiſtigen Güter der natürlichen Ordnung eifrig förderte, innerlich überzeugt von ihrem hohen Werthe, ihrer naturgemäßen Nothwendigkeit in der vom Schöpfer gewollten Ordnung und Entwickelung der Dinge, gleich weit entfernt ſowohl von der Unterſchätzung derſelben durch rohe Barbarei, als auch von der Ueberſchätzung durch ein einſeitiges Gelehrtenthum.

Wenn die Befürchtung ausgeſprochen iſt, es möchte nun auch auf pädagogiſchem Gebiete der interconfeſſionelle Friede geſtört werden, ſo iſt es jedenfalls ein eigenthümlicher Friede, der die Klarſtellung des eigentlichen Thatbeſtandes zu ſcheuen hat. Manche Vorurtheile freilich werden fallen müſſen; manches, was als neue Weisheit gilt, wird ſchon als Beſitzthum vergangener Jahrhunderte erkannt werden: aber eine derartige Aufklärung über unbekannte oder verkannte Thatſachen und Verhältniſſe kann doch jedem Wahrheitsfreunde nur willkommen ſein.

Mit Ehren wird die Bibliothek eröffnet durch den Cardinal Silvio Antoniano. Eine vom Herausgeber fleißig gearbeitete Lebensbeſchreibung zeigt uns denſelben als einen Mann, in dem ſich vorzügliches Talent mit ſeltenem Fleiße, gründliche Wiſſenſchaft mit reifer Erfahrung, vielſeitige Bildung mit der tiefſten Frömmigkeit und Tugend paarten. Dieſer ausgezeichnete Kirchenfürſt war es, der, ſelber im Innerſten von der Wichtigkeit einer guten Erziehung durchdrungen und angeeifert durch den gottbegeiſterten Förderer der chriſtlichen Schulen, ſeinen Freund, den hl. Karl Borromäus, das uns vorliegende Buch ſchrieb. Dasſelbe erſchien zu Verona 1584 in italieniſcher Sprache, vielempfohlen und vielgeleſen in der damaligen Zeit, auch heutzutage durchaus der Empfehlung und Leſung werth.

Das Werk zerfällt in drei Theile. Der erſte befaßt ſich mit der Erziehung der Eltern ſelbſt, mit ihrer Bildung zu Erziehern der Kinder im allgemeinen; der dritte Theil beſchäftigt ſich mit dem Kinde und den aus ſeiner Natur ſich ergebenden Grundſätzen der Erziehung im einzelnen; in der Mitte ſteht als Hauptſache der zweite Theil mit dem „eiſernen Beſtande", dem ewig unveräußerlichen Schatz der heiligen Wahrheiten, die jedes Leben, das der Eltern ſowohl, als das der Kinder, regeln müſſen, ohne die es nur Verziehung, keine wahre Erziehung gibt. Darum findet ſich in demſelben neben vielem anderen eine bündige Erklärung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, der zehn Gebote, der heiligen Sacramente und des Vaterunſer

— die nöthige Grundlage des Erkennens, die untrügliche Richtſchnur des Wollens, die unerſchöpfte Kraft des Handelns.

Im Anfange des erſten Buches behandelt der Verfaſſer die Würde und Heiligkeit der Ehe. Warum, erklärt er im 12. Kapitel:

„Indem ich mit Hilfe der göttlichen Gnade daran gehe, die Mittel und Wege zu zeigen, wie man die Kinder chriſtlich erziehen könne, erinnere ich mich der Worte des hl. Auguſtinus, daß die Kinder die Früchte der Ehe ſeien. Wenn nun, wie der Heiland ſelber ſagt, ein guter Baum gute Früchte bringt, ſo darf man auch von einer guten und heiligen Ehe mit Grund gute Kinder erwarten: nicht zwar, als ob dies eine abſolut nothwendige Folge ſei; denn nicht ſelten haben ja gute Eltern ungerathene Kinder und umgekehrt; aber ich rede hier von dem, was vorausſichtlich und gemeiniglich zu geſchehen pflegt. . . . Gibt doch jedermann zu, daß in allen Dingen der gute Anfang von der größten Wichtigkeit und daß eine gute Ehe das Fundament iſt, auf welchem die Hoffnung einer heiligen Kindererziehung und einer glücklichen Zukunft beruht."

Unter den zahlreichen Pflichten des Familienvaters ragt an Wichtigkeit hervor die Pflicht, ſeine Kinder gut und chriſtlich zu erziehen (Kap. 4):

„Niemand bilde ſich ein, daß er nur einen kleinen Fehler beginge, wenn er in der Erfüllung dieſer Pflicht nachläſſig wäre; im Gegentheil, er würde eine ſehr ſchwere Sünde begehen und zwar eine Sünde gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Kinder, gegen ſein Haus und ſeine Nachkommen, eine Sünde gegen das Vaterland, gegen die Heiligen im Himmel und endlich gegen den allmächtigen Gott" u. ſ. w.

Wem obliegt die Sorge für die Erziehung der Kinder, dem Vater oder der Mutter? (Kap. 45.)

„Es pflegt häufig zu geſchehen, wenn eine Arbeit mehreren Perſonen übertragen iſt, daß dann die eine auf die andere ſchaut und dieſer das meiſte zu thun überläßt, und ſo zuletzt, ſtatt daß gemeinſam etwas gethan wird, gar nichts geſchieht. . . . Die Erziehung der Kinder obliegt dem Vater und der Mutter gemeinſam. Wenn dieſe in der Leitung aller häuslichen Angelegenheiten einig ſein müſſen, ſo müſſen ſie es noch viel mehr in dieſer ſein, welche von allen die wichtigſte iſt. Doch muß bemerkt werden, daß je nach dem Alter und Geſchlecht der Kinder der größere Theil des Erziehungsgeſchäftes bald dem Vater, bald der Mutter zufällt. . . ."

Wichtig iſt das Beiſpiel der Eltern und der Hausgenoſſen, weil die Kinder zuerſt hauptſächlich aus Nachahmungstrieb handeln (Kap. 48 u. 49). Man muß ſich dem Alter und der Faſſungskraft der Kinder anbequemen (Kap. 58). Die Lehrweiſe des Vaters iſt verſchieden von der des Lehrers (Buch II, Kap. 6). In Bezug auf die Ausſchmückung der Wohnung mit Gemälden heißt es dort im 42. Kap. unter anderm:

„Man erſtaunt, wenn man bisweilen in die Paläſte und Häuſer der Chriſten eintritt. Wohin man auch die Augen wendet, nirgends ein Zeichen, daß es die Wohnung eines Chriſten ſei, ja bisweilen meint man eher, in der Wohnung eines Heiden ſich zu befinden.

Es iſt dem Chriſten nicht verboten, ſchöne Häuſer und Weinberge und Gärten zu beſitzen, wie es ſeinem Stande angemeſſen iſt; allein es wäre andererſeits auch nur gerecht, daß in jedem Hauſe die chriſtliche Tugend und Frömmigkeit erglänzte. . . .

Wenn man das Gold und die Edelſteine, welche doch nichts weiter ſind als verwesliche Erde, unter ſo vielen Schlüſſeln verwahrt und den Augen der andern fern und verborgen hält, um wie viel mehr iſt da der Vater verpflichtet, die gleiche Sorgfalt anzuwenden, um die Reinheit eines Sohnes und einer Tochter zu bewahren, damit der Teufel ſie nicht raube! Ich will damit ſagen, daß man in einer Sache von ſo großer Wichtigkeit, wie das Seelenheil der Kinder iſt, nicht vorſichtig genug ſein könne."

Kap. 43 berührt eine vielbeſprochene Frage unſerer Zeit.

„Es iſt nothwendig, daß zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Obrigkeit in Bezug auf die öffentliche Erziehung, wie alle anderen Fragen der allgemeinen Wohlfahrt, die größte Einigkeit und Eintracht herrſche. Die weltliche Gewalt möge ſich erinnern, daß ſie der kirchlichen Behörde Hilfe und Beiſtand zu leiſten hat, gerade wie die linke Hand mit der rechten bei all ihren Verrichtungen zuſammenwirkt zum Wohle des ganzen Körpers. Je mehr die weltliche Gewalt mit der geiſtlichen zuſammengeht, je mehr ſie dieſelbe unterſtützt und begünſtigt, um ſo mehr trägt ſie bei zur Erhaltung des Staates. Denn indem die kirchliche Gewalt ihre Autorität und ihre geiſtlichen Mittel gebraucht, um, ihrer Beſtimmung gemäß, gute Chriſten heranzubilden, erzieht ſie nothwendigerweiſe zugleich auch gute Bürger, wie ſie der Staat bedarf. In der heiligen, römiſch-katholiſchen Kirche . . . ſind eben der gute Bürger und der gute Menſch ein und dasſelbe. Darum befinden ſich diejenigen in einem ſchweren Irrthum, welche dieſe beiden ſo innig verbundenen Dinge von einander trennen und meinen, auf anderem Wege und durch andere Mittel gute Bürger heranbilden zu können, als die, durch welche man gute Chriſten erzieht. Mag da die menſchliche Klugheit ſagen, was ſie will, es iſt und bleibt unmöglich, hienieden wahren Frieden und wahre Ruhe zu begründen durch dasjenige, was dem ewigen Frieden und der ewigen Glückſeligkeit entgegengeſetzt iſt."

Kap. 75 zeigt in eingehender und anſchaulicher Weiſe, daß und wie man die Kinder von Jugend auf an Beſcheidenheit und Höflichkeit im gewöhnlichen Umgange gewöhnen ſolle. Vortrefflich iſt ferner, was der Verfaſſer im dritten Buche (Kap. 2, 4 ff.) über die dem Kindesalter eigenen Fehler und die dagegen anzuwendenden Mittel, insbeſondere die Strafen, ſagt. Es berührt die Frage eines der wichtigſten Kapitel der Pädagogik, und daher iſt es von Intereſſe, die Anſichten eines ſo hervorragenden Mannes kennen zu lernen.

„Die mehr allgemeinen und gewöhnlichen Mittel zur Bekämpfung der Jugendfehler beſtehen hauptſächlich in der Gottesfurcht, in der Ehrerbietung gegen Eltern und Lehrer, welche die Stellvertreter der Eltern ſind, in löblichen Beſchäftigungen, im guten häuslichen Beiſpiele, im Umgange mit tugendhaften Menſchen und nöthigenfalls auch in der Ruthe. Da dieſes letztere Mittel beſonders für das Kindesalter ſich eignet, ſo glaube ich bei demſelben einen Augenblick verweilen zu müſſen.

Um im Staate die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, werden bald Belohnungen bald Strafen angewendet: jene, um zur Tugend zu ermuntern, dieſe, um vom Laſter abzuſchrecken. Ganz dasſelbe nun iſt auch zur guten Leitung der Familie, die gleichſam ein Staat im kleinen iſt, nothwendig. Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Vater, die Obrigkeit des Hauſes, das Recht und die Pflicht habe, die Kinder bisweilen mit der Ruthe zu züchtigen, ſei es, um ſie vom Böſen abzuhalten, ſei es, um ſie zum Guten anzutreiben. Die Heilige Schrift lehrt dasſelbe an

verſchiedenen Stellen ... Auch die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß die körperliche Züchtigung der Kinder unter gewiſſen Umſtänden und bei bedeutenderen Fehlern ſehr heilſam iſt. Nichtsdeſtoweniger gibt es Eltern, die in ihrer Nachſicht ſo weit gehen, daß ſie nicht nur ſelbſt ihre Kinder nicht ſtrafen, ſondern auch nicht dulden wollen, daß die Lehrer oder andere denſelben auch nur die geringſte Züchtigung ertheilen ... Die Heilige Schrift zeigt uns in dem traurigen Ende des Hohenprieſters Heli und ſeiner beiden Söhne, welch furchtbare Folgen eine verzärtelnde Erziehung nach ſich zu ziehen pflegt ... ‚Es wurde', ſagt der hl. Chryſoſtomus, ‚die zu große Nachſicht und Milde dieſes Hohenprieſters die Urſache ſeines eigenen Verderbens und desjenigen ſeiner Söhne.'

Es gibt dagegen auch Väter, die infolge ihrer heftigen und aufbrauſenden Gemüthsart leicht in das entgegengeſetzte Extrem verfallen. Der kleinſte Fehler, den ihre Kinder begehen, kann ſie derart in Zorn verſetzen, daß ſie mit Schlägen über dieſelben herfallen, als ob es Thiere wären. ...

Wenn man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, ein Kind mit der Ruthe zu züchtigen, ſo ſoll es mit Maß geſchehen; auch muß man dem Kinde zu verſtehen geben, warum es gezüchtigt wird, damit es erkenne, daß die Strafe nicht eine ungerechte, ſondern eine verdiente iſt. Eltern und Lehrer ſollen bedenken, daß die Strafen gleichſam Arzneimittel ſind. Wie man die letztern nur zur rechten Zeit und mit Maß anwenden darf, weil ſie ſonſt mehr ſchaden als nützen würden, ſo ſoll man auch nicht zu häufig und ſtets mit Ueberlegung zu körperlichen Züchtigungen greifen. Die Kinder pflegen meiſtens aus Unwiſſenheit oder Schwachheit zu ſündigen, und es wäre daher nicht billig, ſie derart zu züchtigen, daß es den Anſchein gewänne, man wolle mehr ſeinen Zorn an ihnen auslaſſen als ſie zurechtweiſen. Muß der Arzt bisweilen Feuer oder Eiſen anwenden, ſo thut er es mit der größten Behutſamkeit und nicht mit Zorn und Unwillen, ſondern unter Bezeugung tiefen Mitleids für den Kranken und mit dem aufrichtigen Wunſche dieſen zu heilen ... Wie der zu häufige Gebrauch ſcharfer Medicinen dem Körper ſchädlich iſt, ſo bringt die zu häufige Anwendung körperlicher Züchtigungen der Seele Schaden: ſie macht ſie knechtiſch und muthlos. ...

Ich wünſche daher, daß die Eltern ſo ſelten als möglich körperliche Züchtigungen anwenden, beſonders bei edel angelegten und offenen Naturen. Auch muß man wohl beachten, daß die häuslichen Strafen nicht ganz denſelben Zweck haben wie diejenigen, welche die Obrigkeit ertheilt. Letzterer genügt es, durch dieſelben das Recht und die öffentliche Ruhe zu wahren, während die Eltern beim Strafen vorzugsweiſe das beabſichtigen, daß ihr Kind innerlich gebeſſert und umgewandelt, ihm Liebe zur Tugend und Haß gegen die Sünde eingeflößt werde. Die Furcht Gottes, die Erkenntniß der Schönheit der Tugend und der Häßlichkeit des Laſters ſind die wirkſamſten Mittel zur guten Erziehung der Jugend, und manchmal ſchmerzen die Vorwürfe des Gewiſſens, wenn man es zu wecken verſteht, die Seele mehr als die Ruthe den Leib. Endlich muß die Ehrfurcht gegen die Eltern der Sporn und Zügel ſein, der erforderlichenfalls das Kind zum Guten antreibt und vom Böſen zurückhält. Ein Kind ſollte vor ſeinem Vater eine ſolche Ehrfurcht haben, daß ihm ſchon ein ernſter Blick, eine unzufriedene Miene desſelben als eine empfindliche Strafe erſchiene, und daß es die größte Freude und den ſüßeſten Lohn darin fände, den Vater vergnügt und zufrieden zu ſehen. ..."

Auch was über Schulen, Lehrer und deren Verhältniß zu den Eltern geſagt wird, verdient alle Anerkennung (Kap. 26 ff.). Der Verfaſſer beginnt

mit dem Ausſpruche des hl. Auguſtinus, wonach die ſchwierigen und dornenvollen Regeln der Grammatik dazu erfunden zu ſein ſcheinen, um die Mühen und Schmerzen der Kinder Adams zu vermehren. Nachdem er dann einige Methoden erwähnt hat, fährt er fort:

„Ich meinerſeits bin der Anſicht, daß die Anfänge einer jeden Kunſt und Wiſſenſchaft Mühe und Schwierigkeiten, folglich auch Beſchwerden verurſachen, welche aber bei der Gewöhnung durch öftere Uebung ſich immer mehr vermindern und zuletzt ganz verſchwinden, ja ſogar in Luſt und Freude ſich verwandeln.

„Die Kinder müſſen daher, es geſchehe nun gern oder ungern, dieſe ſteilen und dornigen Pfade betreten, wenn ſie es im Wiſſen und Können zu etwas bringen wollen. Dagegen wird der kluge und verſtändige Lehrer ihnen dieſelben möglichſt zu ebnen und zu erleichtern ſuchen, indem er ſich mit den beſten und bewährteſten Methoden vertraut macht, ſeinen Unterricht geduldig der kindlichen Faſſungskraft anbequemt und vor den Kleinen nicht aus thörichter Eitelkeit den Gelehrten ſpielen will. Auch ſollen Lehrer und Eltern ſich ernſtlichſt Mühe geben, den Kindern den Schulbeſuch lieb und angenehm zu machen ... Es iſt eine heilige Pflicht der Familienväter, die möglichſte Sorgfalt und Vorſicht anzuwenden, um gute Lehrer zu bekommen ... Man richte bei dem zu Wählenden ſein Augenmerk in erſter Linie auf die Tugend und erſt in zweiter auf die Wiſſenſchaft ... Hat der Familienvater aber einen tüchtigen Lehrer gewählt, ſo muß er ihm volle Gewalt über ſeine Kinder einräumen und ihnen ſagen, daß ſie dem Lehrer gerade ſo wie ihm ſelbſt zu gehorchen haben. Ihren kleinen Klagen über denſelben ſchenke er niemals Gehör ... Das Kind ſoll wiſſen, daß es bei den Eltern keine Zuflucht und kein Tribunal findet, wo es gegen die Urtheile und Verfügungen des Lehrers appelliren kann; dann wird es ſich an Gehorſam gewöhnen und, wie man zu ſagen pflegt, aus der Noth eine Tugend machen lernen ... Der Lehrer ſeinerſeits behandle die Kinder ſo, daß er von ihnen nicht weniger geliebt als gefürchtet wird ... Sollte der Vater ſich einmal in die Nothwendigkeit verſetzt finden, dem Lehrer Vorſtellungen zu machen, ſo thue er dies ja nicht in Gegenwart der Kinder ... Der Beruf des Lehrers iſt ein ſehr ehrenvoller. Oder kann es wohl eine edlere Aufgabe geben, als das Fundament zu legen zu dem herrlichen Gebäude der Wiſſenſchaft und Tugend, das während des ganzen ſpätern Lebens aufgeführt werden ſoll? ..."

Iſt beim Unterricht die Benutzung der heidniſchen Claſſiker zuläſſig oder nicht? (Kap. 37 ff.)

„Aus wichtigen Gründen ſind manche einſichtsvolle Männer der Anſicht, man ſolle den Kindern die Schriften der Heiden nicht in die Hände geben ... Deſſenungeachtet läßt ſich nicht läugnen, daß das Leſen der heidniſchen Schriftſteller, wenn es mit Vorſicht geſchieht, mannigfachen Nutzen gewähren kann. Wir leſen in der Heiligen Schrift, daß Moſes und Daniel in den Wiſſenſchaften der Aegypter und Babylonier ſehr bewandert waren. Auch unſere heiligen Lehrer, dieſe glänzenden Leuchten der Kirche, laſen die heidniſchen Dichter, Redner und Hiſtoriker und ſtudirten die Werke der heidniſchen Philoſophen. Aber ſie laſen dieſelben nicht ohne Prüfung und Auswahl und billigten nicht alles ohne Unterſchied ... Da das natürliche Licht der Vernunft und der Erkenntniß ein Geſchenk Gottes iſt, ſo kommen auch alle Wahrheiten, welche die Dichter, Philoſophen und andere Schriftſteller des Heidenthums in ihren Schriften ausſprechen, indem ſie die Tugend loben, das Laſter tadeln oder die wunderbaren Werke und Erſcheinungen der Natur behandeln, von Gott, der Quelle

aller Wahrheit. Alle dieſe Wahrheiten können wir uns zueignen als etwas, das uns gehört ... So ſollen wir das Gold der Weisheit, das Silber der Beredſamkeit und all das Schöne und Gute, das in den heidniſchen Schriftſtellern ſich findet, ausbeuten und zum Dienſte Gottes und zum Wohl des Nächſten benutzen."

Doch ſoll daneben auch das eine oder andere chriſtliche Buch geleſen werden (Kap. 41).

Für die Sprache verlangt das 44. Kap.

„Jene edle Einfachheit und Natürlichkeit, welche zwar den redneriſchen Schmuck nicht ausſchließt, wohl aber den falſchen Glanz und die widerliche Effecthaſcherei verpönt. Obwohl es bei geiſt- und phantaſievollen Jünglingen kein übles Zeichen iſt, wenn ihr Stil an einer gewiſſen Ueberfülle von rhetoriſchen Blumen und Floskeln leidet, ſo muß doch der Lehrer dieſen allzu üppigen Wuchs nach und nach immer mehr beſchneiden, damit ihre Sprache und Schrift allmählich das Gepräge männlicher Kraft und Reife erlange. Mit Recht tadelte ein berühmter Redner einen ſchon älteren Mann, der in ſeinen Reden noch ganz derſelbe war, wie er als Jüngling geweſen, indem er ſagte: Remanebat idem, sed non decebat idem, d. h. er blieb der nämliche, aber es ſchickte ſich für ihn nicht mehr das nämliche."

Viel Beherzigenswerthes iſt noch in den Abſchnitten über die ſtandesgemäße Bildung (Kap. 45), die wohlgeordnete Erholung der Kinder (Kap. 48 ff.), ſowie über die einzelnen Stände enthalten. Durch das ganze Buch hin findet ſich manches, das völlig nur für die Verhältniſſe und Zeiten paßte, in denen der Verfaſſer ſchrieb; doch gewährt auch dieſes oft einen nicht unintereſſanten Einblick in die eigenthümlichen Anſchauungen und Sitten des 16. Jahrhunderts in Italien.

Nach der wörtlichen Anführung ſo vieler Stellen bedarf es keiner beſondern Empfehlung des Werkes mehr. Eltern, Lehrer, Geiſtliche werden darin einen väterlich treuen Freund und Rathgeber von der größten Kenntniß und Erfahrung finden, der aber, bei aller Entſchiedenheit im weſentlichen, maßvoll und beſcheiden ſtets gern den Umſtänden die gebührende Rechnung trägt.

R. van Acken S. J.

Daniel von Soeſt. Ein weſtfäliſcher Satiriker des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert von **Franz Joſtes.** XII u. 404 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 8.

Es iſt dies der erſte Band eines im großen Stile geplanten Unternehmens, das den Titel führt: „Quellen und Unterſuchungen zur Geſchichte, Kultur und Literatur Weſtfalens. Herausgegeben vom Verein für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens." Das Werk ſoll ein Quellenwerk ſein, „Unterſuchungen" nach Ausweis des Proſpectes nur inſoweit zugelaſſen werden, als ſie ſich über „ſolches Quellenmaterial verbreiten, das ſeiner Natur nach nicht ſelbſt wiedergegeben werden kann, wie das bei einer mehr oder minder großen Gruppe von Baudenkmälern, bei der Entwicklung des weſtfäliſchen Bücherdrucks u. ſ. w. der Fall iſt". Arbeiten lediglich darſtellenden Inhalts ſollen unbedingt ausgeſchloſſen bleiben.

Vorliegender Band iſt einem Satiriker gewidmet, von dem bisher nur die Geſchichtſchreibung, die Literarhiſtorik aber ſo gut wie gar nicht Notiz genommen. Und doch iſt die Literaturgeſchichte, wie bei allen Völkern, ſo namentlich bei uns nicht gerade überreich an guten Satiren. Der deutſche Charakter ſcheint bei der ihm angeborenen Gutmüthigkeit trotz ſeines Hinneigens zum Didaktiſchen unter gewöhnlichen Umſtänden dem Gedeihen dieſes Zweiges des Lehrgedichtes nicht gerade günſtig zu ſein. Er will in irgend einer Weiſe gedrückt und getreten ſein, damit die innere elektriſche Spannung ſich in ſatiriſchem Unwetter entlade. So ſehen wir denn, daß die Satire gerade in der häßlichſten Periode der deutſchen Geſchichte, in den fried- und freudeloſen Tagen des bitterſten religiöſen und ſocialen Parteihaders, den wir gewohnt ſind mit dem Namen der Reformation zu bezeichnen, ihre kräftigſten Blüten treibt. Daß ſie Kind ihrer Zeit iſt und alſo die Zeichen derſelben an ſich trägt, gereicht ihr freilich an ſich nicht zur Empfehlung; man wird ſich aber aus dem ſoeben berührten Grunde damit abfinden müſſen, da nur die Wahl zu bleiben ſcheint: Sit ut est, aut non sit.

Schon unter dieſer Rückſicht allein wäre eine Ausgabe Daniels, nachdem die ungenügende Schmitzſche Ausgabe vom Jahre 1848 den Dichter der Vergeſſenheit nicht zu entreißen vermocht hatte, vollauf berechtigt geweſen. Es tritt aber ein anderer, noch wichtigerer Umſtand hinzu, daß nämlich die Satiren Daniels von bedeutendem hiſtoriſchen Werthe ſind für die innere politiſche und Culturgeſchichte Weſtfalens; ſind ſie doch nicht der unintereſſanteſte Auftritt in dem wenig erbaulichen Schauſpiele, das die Einführung der kirchlichen Neuerungen in eine der reichſten und mächtigſten Städte Weſtfalens uns bietet. So iſt denn auch bei Joſtes der Hiſtoriker Daniel mehr als der Poet zu ſeinem Rechte gekommen. Es ergibt ſich das ſchon aus der bloßen Aufzählung des Begleitwerkes, das die Satiren in dieſer Ausgabe erklärend umgibt. Es folgt nämlich auf eine ſehr leſenswerte Einleitung von 79 Seiten zunächſt der „Bericht des Rathsprotokollbuches über die Einführung der Reformation in Soeſt“ (S. 81—111). Nach dem Abdrucke der beiden Satiren „Ein gemeine bicht“ (S. 111) und „Ein dialogon“ (S. 233), des „Apologeticon“, einer Schutzſchrift Daniels für ſeine Satiren an den Rath von Soeſt (S. 287) und des „leedgin van der ketter namen“ (S. 306), womit das eigentliche Corpus der Veröffentlichung ſchließt, finden wir anhangsweiſe noch eine ganze Reihe Briefe und Actenſtücke zur Geſchichte Soeſts zwiſchen den Jahren 1531 und 1535 mitgetheilt, nämlich 1) Anträge und Beſchlüſſe, die kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe betreffend; 2) Briefe, zwiſchen dem Rathe und der altgläubigen Geiſtlichkeit gewechſelt; 3) Briefe entwichener Magiſtratsperſonen; 4) vermiſchte Briefe. Den Beſchluß bilden ſehr lehrreiche Ausführungen über die ſprachliche (mundartliche) Seite der Satiren, ein Gloſſar und Perſonenregiſter. Fügt man hinzu, was ſich bei dem Herausgeber nach ſeinen früheren Arbeiten von ſelbſt verſteht und auch der flüchtigſte Augenſchein beſtätigt, daß alles mit hingebender Sorgfalt gearbeitet iſt, ſo dürfte der Leſer dieſes Referates hinlänglich über Zweck, Inhalt und Anlage der verdienſtlichen Arbeit orientirt ſein.

Nur auf einen Punkt muß noch in beſonderer Weiſe hingewieſen werden. Der Name Daniel von Soeſt iſt ein Pſeudonym. Schon der Rath von Soeſt beſchäftigte ſich unmittelbar nach Erſcheinen der Satiren mit Auflöſung desſelben: vergeblich. Schwieriger iſt die Frage: Wer war Daniel von Soeſt? Joſtes beſchäftigt ſich mit derſelben S. 57 ff. der Einleitung und ſucht wahrſcheinlich zu machen, daß der Kölner Scholaſter und ſpätere Cardinal Johannes Gropper der Verfaſſer ſei. Und in der That läßt ſich nicht läugnen, daß er ein nicht zu verachtendes Beweismaterial zuſammengetragen. Mehr als eine dringende Vermuthung nimmt auch Joſtes für ſeine Aufſtellung nicht in Anſpruch; zur Sicherheit könnte dieſelbe wohl nur durch einen „glücklichen Fund" gemacht werden; iſt Gropper wirklich der Verfaſſer, dann iſt die Hoffnung auf einen ſolchen wohl nicht ausgeſchloſſen.

G. M. Dreves S. J.

1. **Den Weg entlang.** Gedichte von **Wilhelm Kreiten** S. J. VII u. 560 S. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 4.50; geb. *M.* 6.

2. **Stimmen der Vorzeit.** Deutſche Sagen und Geſchichten von **Guido Maria Dreves** S. J. 304 S. 16°. Paderborn, Junfermann, 1889. Preis: *M.* 2.75; geb. *M.* 4.

1. Man wird unwillkürlich vorausſetzen, daß P. Kreiten an ſeinen Gedichten ſelbſt zu allererſt eine ſtrenge Kritik geübt habe, und das finden wir bei deren näherer Prüfung auch beſtätigt. Sie ſind nach Form und Anlage ſo gefeilt und abgerundet, daß nicht leicht ein erheblicher Anſtoß möglich iſt. In der kritiſchen Umſicht des Dichters wird wohl auch eine bei lyriſchen Poeſieen nicht eben häufige Erſcheinung ihren Grund haben: die Form drängt ſich nicht dem Inhalt vor, das Laubwerk von Bild und Reim verhüllt nicht allzu üppig den ſchüchternen Gedanken; vielmehr überwächſt die ſchöne Frucht bald die Blüte, wie man leicht empfindet, wenn man der Entwicklung eines längeren der vorliegenden Gedichte aufmerkſam folgt. Wohl iſt alles auch äußerlich durchweg künſtleriſch ausgeſtaltet und von Reimproſa gar nichts zu entdecken; aber man vergißt über dem Leſen die ſinnliche Erſcheinung des raſch und mächtig fortſchreitenden Gedankens.

Die Sammlung iſt in fünf Bücher abgetheilt, von denen wir die drei mittleren: „Natur", „Menſchenleben", „Geſchichten" zuerſt ins Auge faſſen. Die Mehrzahl dieſer Gedichte tritt ziemlich beſcheiden auf, indem eine Einzelidee von wirklich poetiſchem Werth in ſchöner Bilderſprache und mit geſchickter Handhabung von Wort und Vers zum Ausdruck gebracht wird; wir nennen als Belege: „Frohes Wandern", „Vergebens", „Der Lenz", „Der Verbannte", alle ebenſo einfach wie ſinnvoll. Doch nicht nur viel Gutes und Tadelloſes, auch manches Hervorſtechende und geradezu Vortreffliche finden wir hier. So iſt z. B. die „Wüſtenſage" vorzüglich nach Erfindung und Ausführung, voll objectiver Ruhe und nichtsdeſtoweniger im tiefſten Grunde von gewaltigen Affekten durchſchauert. Aehnliches gilt von „St. Catharina" und vom „Prieſtertod"; die rührende und tief empfundene Klage um der „Mutter Tod"

iſt eine wahre Zierde der ganzen Sammlung. Diejenigen Empfindungen, welche der Dichter am glücklichſten und wirkſamſten darſtellt, ſind: ſtille Wehmuth, tiefe Trauer und ergreifender Schauder. Als herrliche Proben dafür dürfen „Die Kranke im Herbſt", „Im Parke von Tervueren" und „Der Grubenbach" gelten. Doch finden wir auch das Liebliche und Heitere, beiſpielsweiſe in den gut durchgeführten Erzählungen von der „hl. Cäcilia" und im „Wolf von Gubbio" vertreten.

Das Buch der „Andacht" und das der „Sprüche" machen ſich ſchon durch ihren Umfang bemerkbar; ſie bezeichnen uns aber auch die eigentlichen Charakterzüge der Kreiten'ſchen Muſe. Ueberaus herzlich und fromm ſingt das erſtere die verſchiedenſten Stimmungen des gläubigen Herzens aus, vor allem die an Gott allein ſich klammernde Liebe, das willensſtarke und langmüthige Vertrauen, endlich die freudige Geduld in ſchweren Leiden. Es iſt ein rechtes poetiſches Troſtbüchlein, ein warmes Kreuzlied voll der Sehnſucht nach dem Lande der Verheißung, dem der Sänger ſich noch allzu fern weiß. Man braucht nur aufzuſchlagen, um alsbald einzelne Lieder von ſeltener Innigkeit in vollkommen künſtleriſcher Faſſung zu entdecken. Erkennen wir nun hier den Prieſterſänger, ſo deutet das letzte, ſehr ausgedehnte Buch wieder beſtimmt auf den im Dichter nicht erſtorbenen Kritiker hin. Die etwas ausgeführten Sprüche dieſer Abtheilung ſind meiſt epigrammatiſch zugeſpitzt und von ſehr glücklicher Wirkung; viele erweitern ſich zu gedankenreichen Stammbuchblättern. Uebrigens enthalten auch die früheren Bücher gar manche Gedichte, in denen das Bedeutſame und Sinnvolle in ähnlicher Weiſe zur Geltung kommt, die Darſtellung eine ähnliche, zum Ende drängende Raſchheit offenbart und das Ganze in einen knappen Sinnſpruch ausläuft. Dahin gehören unter andern „Das Förſtermal", „Das Lied von der Tanne", „Das Glück", „Der Liebe Klagen". So hat alſo die nicht häufige Thatſache, daß in P. Kreiten der ſcharfſinnige Kritiker mit dem wahren Dichter einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hat, auch den Gedichten ihr eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Eine beſondere Zierde des in hübſchem Einband ſich darſtellenden Buches bildet die ſinnige Originalzeichnung des Altmeiſters E. von Steinle: der fahrende Sängerknabe vor dem Muttergottesbild.

Kleine Ausſtellungen zu machen, wird man uns billig erlaſſen; wir wollen nur einen beſcheidenen Wunſch äußern. Es müßte, ſo will uns bedünken, einem gedankenreichen Dichter wie P. Kreiten leicht werden, lyriſche Empfindungen etwas *allſeitiger* poetiſch durchzuführen; das Talent könnte ſich alsdann auf *breiterer Grundlage* glücklicher entfalten. Man wirft es ja den lyriſchen Dichtern überhaupt nicht ohne Grund vor, daß ſie ſich die Arbeit hie und da zu leicht machen. In der That verliert der Ausdruck der Gemüthsempfindung durch nichts mehr an ſeiner Wirkung, als wenn er allzu flüchtig vorübergeht und an einem vereinzelten kleinen Gedanken haftet. Dauernden Werth gewinnt er hingegen vornehmlich dadurch, daß ſich Ideen und Affekte mannigfaltiger Art und Farbe zu einem kunſtvollen Ganzen verbinden und durchſchlingen; der bleibende Eindruck dieſes Ganzen regt dann immer wieder von ſelbſt an, auf das einmal Geleſene zurückzukommen. Nach

Ariſtoteles muß die Schönheit eine gewiſſe „Größe“ haben; nicht mit Recht ſpricht ſich die Lyrik ſo leicht von dieſer Regel frei. Indeſſen iſt die beſprochene Sammlung ſo reichhaltig (560 S.), daß ſie für jeden Geſchmack ſehr viel Schönes bietet, und wir wiſſen nicht, ob alle Leſer denken und fühlen wie wir. Für alle aber, deſſen ſind wir gewiß, iſt, was der Dichter „den Weg entlang“ ernſt und heiter und würdig geſungen, eine volle Beſtätigung der Wahrheit (S. 547):

Nicht Wortgetön, nicht Blumenbildgepränge,
Nicht Phantaſierauſch iſt die Poeſie —
Ein Echo iſt ſie himmliſcher Geſänge,
Das Erdenmißklang löſt in Harmonie.

2. Derſelbe Dichter, welcher jüngſt nicht ohne Zagen die Davidsharfe ſtimmte, um uns die ſchönen religiöſen Lieder zu ſingen (Kränze ums Kirchenjahr. Geiſtliche Lieder von Guido Maria Dreves. Paderborn, Junfermann), greift hier feſt und zuverſichtlich in die Saiten der „rheiniſchen Ritterharfe“, um vaterländiſche Geſchichten und Sagen in Balladenform zu erzählen. Wir erkennen es freudig an, daß die doppelte Leiſtung ein echtes, angeſtammtes Dichtertalent bekundet. Liebevolle Beſchäftigung mit dem guten Alten in Geſchichte und Dichtung hat beide Werke eingegeben; beide ſind ein glücklicher Verſuch, den geſunden Volkston wiederzugewinnen, den wir im geiſtlichen Liede faſt verloren und in der Ballade nicht immer rein bewahrt haben. Erinnern wir uns noch an die Bemühungen des P. Dreves um die Hymnenpoeſie des Mittelalters und die Erneuerung des Kirchengeſanges, ſo ſehen wir ihn durchgehends neue Bahnen mit anerkennenswerther Kühnheit betreten, wozu wir von Herzen Glück wünſchen. Was nun näher die vorliegenden „Stimmen der Vorzeit“ anlangt, ſo werden die großen Hoffnungen, welche ein poetiſches Sagenbuch für das deutſche Volk, ſelbſt bei einem geringen Umfange, auf den erſten Blick erweckt, bei näherer Prüfung nicht getäuſcht.

Die warme Vaterlandsliebe, die aus dieſen Gedichten ſpricht, iſt keineswegs jene einſeitige Begeiſterung, welche das Schöne der Fremde herabſetzen möchte — nur ganz nebenher fällt ein Streiflicht auf andere Nationen —, hier waltet vielmehr nichts als die reine, herzliche Freude an den ſinnvollen Geſchichten und Mären aus der Vorzeit unſeres Volkes. Es ſind dieſelben auch nicht etwa von dem reflectirenden Verſtande nach Ideenſchablonen zurechtgeſchnitten; nein, es kommt lediglich jenes poetiſche Intereſſe zur Geltung, welches das Volk ſelbſt bei ſolchen Erzählungen begeiſtert. Die wohlige Luſt an Muth und Kraft, Geſchick und Glück, Naturſinn und Sangeskunſt beſeelt die Gedichte von „Fiedel und Schwert“. In „Alphorn und Triton“ findet das behagliche Staunen Ausdruck, welches die Wunder der Bergeshöhe und der Waſſertiefe erregten. Die „Geiſterſtimmen“ durchzittert der wohlthuende Schauder vor unbegriffenen Mächten, während „Orgelton und Glockenklang“ aus dem Reich der frommen Legende verſöhnend herübertönen. Es war zu

erwarten, daß der Dichter ſeine engere Heimat, das gefeierte Hamburg mit der nächſten nordiſchen Nachbarſchaft, den thaten- und ſagenreichen Nord- und Oſtſeeküſten, nicht vergeſſen werde. Der Ton der volksthümlichen Ballade konnte begreiflicherweiſe in einer ſo reichen Sammlung nicht immer gleich glücklich getroffen werden; allein im Ganzen verdient das Geſchick des Dichters große Anerkennung und Bewunderung; es ſetzt eine innige Vertrautheit mit dem Sagenſchatze, den bunten Schöpfungen jener Orte und Perſonen goldig umſpinnenden Volksphantaſie, und ein empfängliches Dichtergemüth voraus. Mitunter wäre wohl eine weitere Ausgeſtaltung der Handlungen, Charaktere, Ortsverhältniſſe und Ideen erwünſcht; aber eine anſehnliche Reihe von dieſen Balladen dürften gewiß, was Gehalt und Anlage betrifft, einen Platz in Muſterſammlungen verdienen. Beiſpielsweiſe nennen wir gleich die beiden erſten, den „Schenk von Nidegg", der uns nach Haus Blyenbeck verſetzt, und „Joſt II. von Baumbach", einen Fiedler ähnlich dem alten Volker; ferner ſeien erwähnt „Des Sängers Grab", wo unſeres Walthers Teſtament zu Gunſten der befiederten Sänger würdig bedacht wird, „Der Affe auf dem Münchener Schloß", eine ſchaurig-heitere Geſchichte, „Vineta", die Stadt auf dem Meeresgrund, „Seekönig Gottfried", den einmal nach Rheinwein gelüſtete. Insbeſondere weiſen wir noch auf die trefflich gelungene Wiedergabe der Legende von „Sankt Kümmernis" oder Liberata hin, jener Virgo fortis, deren Verehrung im Süden nicht geringer iſt, als in Holland und Belgien, und ſich weit über Deutſchlands Grenzen hinaus verbreitet hat. Die Erzählung der meiſt recht munteren Geſchichten iſt friſch und lebhaft, kräftig und anſchaulich, wie es der Ballade zukommt. Die Sprache im einzelnen offenbart eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit und Gewandtheit; ob freilich gewiſſe, nicht eben zahlreiche, Eigenheiten und Freiheiten in Vers und Wort alle Leſer befriedigen werden, wagen wir nicht zu entſcheiden, uns ſind manche ſtatthaft und löblich, andere unzuläſſig erſchienen. An einzelnen Stellen vermißten wir die Feile und unverdroſſene Durcharbeitung des erſten Entwurfes. Auch dem Dichter ſpendet nur das mit Sorgfalt und Mühe bebaute Erdreich edle Frucht. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß der wohlgemuthe Harfner, der mit gleicher Theilnahme an der Nogat und am Rhein, in Holſtein und in der Schweiz den örtlichen Sagen ſeinen Dichtermund leiht, auch an jeder Thüre, an die er klopft, freundlichen Einlaß und Willkomm finden möge.

G. Gietmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die angebliche Intoleranz der katholischen Kirchendisciplin, beleuchtet von Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. 20 S. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1888. Preis: 15 *Pf.*, per Dutzend *M.* 1.50.

Ein für die weitesten Kreise überaus zeitgemäßes bischöfliches Wort! Kurz und gediegen, in lichtvoller Klarheit, würdevoller Ruhe und gewinnender Milde weist der Verfasser die landläufigen Anklagen zurück, welche gegen die vermeintliche Unduldsamkeit der katholischen Kirchendisciplin erhoben zu werden pflegen. Unbesprochen läßt er, und mit Recht, die Beschuldigungen, welche sich auf „Inquisition und Ketzerverfolgung" beziehen, da diese der Vergangenheit angehören und deshalb nicht von praktischem Belang sind; unbesprochen bleiben ebenso gewisse Anklagen über die sogen. „hierarchischen Uebergriffe der Kirche", welche eine eigene weitläufige kirchenpolitische Discussion erfordern würden. Die Erörterung beschränkt sich vielmehr auf Punkte, die fast alltäglich in gemischten Gegenden Anstoß erregen und gegen die katholische Kirche ausgebeutet werden, nämlich: 1) die Zurückweisung akatholischer Pathen, 2) die Zurückweisung von den Sacramenten, 3) die kirchlichen Ehevorschriften, namentlich bezüglich der gemischten Ehen, 4) die Ablehnung und Bekämpfung der confessionslosen Schule, 5) die Schutzmaßregeln der Kirche für die Heilighaltung ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Gebäude, 6) die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses, 7) die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche. Treffend wird nachgewiesen, daß die Kirche bei ihren Verfügungen nicht willkürlich, sondern durchaus ihrem Glauben und ihren Grundsätzen gemäß verfährt, daß jedes feste religiöse Bekenntniß zu ähnlichen praktischen Schlüssen führen muß und daß, vom rein menschlichen Standpunkt aus, die Kirche als geordnete Gesellschaft nicht anders handeln kann, ohne sich selbst aufzugeben. Schon Zinzendorf hat anerkannt, daß die Katholiken, trotz der unerbittlichen Folgerichtigkeit der kirchlichen Lehre, weit mehr Duldung üben, als die Protestanten. „Sie führen wohl das Anathema gegen die Gegner im Munde und im Papier, haben aber oft viel Billigkeit in praxi; wir Protestanten führen Ubertatem im Munde und auf dem Schilde, aber es gibt unter uns in der Praxis — das sage ich mit Weinen — wahre Gewissenshenker." — In Bezug auf die confessionslose Schule verweist der hohe Verfasser auf eine früher von ihm veröffentlichte Schrift: „Christus und die Volkserziehung" (St. Gallen, Köppel, 1886, 77 S. 8°), welche die Schulfrage bei gedrängtester Kürze überaus eingehend und gründlich bespricht. Beide Schriften eignen sich zur Massenverbreitung und werden durch solche großen Nutzen stiften.

Die biblische Zeitrechnung vom Auszuge aus Aegypten bis zum Beginne der babylonischen Gefangenschaft, mit Berücksichtigung der Resultate der Assyriologie und Aegyptologie. Inaugural-Dissertation von Karl Lederer, Dr. theol. 180 S. 8°. Speier, Kleeberger, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Arbeit will über den gegenwärtigen Stand der Untersuchungen auf biblisch chronologischem Gebiete orientiren und thut dies auch in vorzüglicher Weise. Die Darstellung schreitet klar und stetig voran. Der Bibel wird unter den Quellen die

erste Stelle gewahrt, dabei jedoch das einschlägige Material aus anderweitigen, namentlich assyrischen Quellen sorgfältig zusammengestellt und gesichtet. Zuerst wird die Zahl von 480 Jahren (3 Kön. 6, 1) vom Auszug bis zum Tempelbau festgestellt. Die meisten Schwierigkeiten, welche zwischen der Chronologie der Könige von Juda und Israel sich ergeben, werden durch den Hinweis ausgeglichen, daß für erstere ein kirchliches, mit dem Monat Nisan, für letztere ein bürgerliches, mit Tisri beginnendes Jahr in Anwendung kam. 722 v. Chr. steht als Jahr der Eroberung Samaria's fest: von diesem Datum auf- und abwärts bietet der assyrische Eponymen-Canon eine sichere Stütze, zeigt aber auch unabweisbar die Nothwendigkeit einer Zurechtlegung, gelegentlich Correctur biblischer Daten. Hierbei geht aber der Verfasser höchst besonnen zu Werke: „Zahlenänderungen mögen hie und da als nöthig erachtet werden; sie als einziges Auskunftsmittel zu betrachten, wäre falsch. Zwischenregierungen können vorkommen, aber alles durch sie ordnen zu wollen, geht nicht an. Gerade so verhält es sich mit Neben- oder Gegenregierungen. Unseres Erachtens muß man in jedem einzelnen Falle die vorhandenen Quellen auf ihren Werth und Inhalt prüfen. Das am besten begründete Resultat muß uns willkommen sein, mag es durch Zwischen-, Gegen- oder Mitregierung oder durch nothwendige Zahlenänderungen zu Stande gebracht worden sein." Auf solchem Wege gelangt man in strittigen Punkten jedenfalls zum zeitweilig bestbegründeten Resultat, sollte dasselbe auch späterhin durch neuere Entdeckungen überholt werden.

Eiflia sacra oder **Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen etc. der Eifel.** Bearbeitet von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D. 2 Bände mit 768 u. 695 S. gr. 8°. Bonn, Hanstein, 1887 und 1888. Lieferung 1—23 zu je *M.* 1.

Eine gerechte Beurtheilung des Werkes wird durch die in dem Vorwort angegebenen Umstände erleichtert. Der Verfasser entschloß sich, als er nach zurückgelegtem 65. Lebensjahre und 45 Dienstjahren aus seinem Amte ausgetreten war, die gewonnene Muße mit Bearbeitung der Klöster der Eifel in nützlicher Weise auszufüllen. „Es galt ihm, eine möglichst vollständige Zusammenstellung des urkundlichen Materials zu geben, und die vielfach erforderliche kritische Durchforschung desselben — wozu ihm Zeit und Kräfte mangelten — weiteren Forschungen zu überlassen." Es handelt sich um „ein Sammelwerk, das nicht von einem Fachgelehrten ausgeht, sondern von einem Geschichts- und Kunstfreunde, der unter Aufwand von Zeit, Mühe und nicht unbedeutenden Opfern in uneigennütziger Weise" dasselbe vollendete, und gewiß ein Recht hat auf jene „gütige Nachsicht für manche Mängel", um welche sein Verfasser bittet. Leider sind die „Mängel" in der „allgemeinen Geschichte derjenigen geistlichen Orden, welche in der Eifel vertreten waren", so groß, daß diese „allgemeine Geschichte" dem Buche nicht zur Zierde gereicht. Beispielsweise sind für den „Franziskaner- und Minoritenorden" am Kopfe des Abschnittes als „Specialquellen" angegeben: „Thode, Der hl. Franziskus und die Renaissance". Das ist alles! Bei Behandlung der „allgemeinen Geschichte" vieler Orden wird als „Quelle" citirt: „Rettberg, Kirchengeschichte" und „Kraus, Kirchengeschichte", die doch zweifellos bestenfalls als Hilfsmittel zweiten oder dritten Ranges bezeichnet werden können. Montalemberts großes Werk ist nicht erwähnt. Bei Besprechung des Ordens der Jesuiten tritt eine Unkenntniß der Quellen und der Geschichte an den Tag, welche bei einem Manne, dessen Buch an vielen Stellen Fleiß, ernste Quellenforschung und wohlwollende Gesinnung gegen katholische Orden beweist, Verwunderung erregen muß. Man vernimmt dort unter anderem, daß der Orden

seinen Namen „der Jesuskirche" verdankt, welche ihm zu Rom eingeräumt ward, daß mehrere weibliche Klöster sich mit den Jesuiten affiliirt haben und daß die christlichen Schulbrüder dem Orden der Jesuiten angehören. Doch, wie bemerkt, der Verfasser verdient aus vielen Gründen die erbetene „Nachsicht für manche Mängel", um so mehr, weil der größere Theil seiner Arbeit, die Specialgeschichte der Eifeler Klöster, eine anerkennungswerthe Leistung ist, welche späteren Forschern nützliche Dienste leisten wird und viel unbekanntes Material in übersichtlicher Art bietet. Die Geschichte von ungefähr hundert Klöstern, Stiftern und Hospitälern ist durch Auszüge aus gedruckten Werken und oft schwer zugänglichen Handschriften und Urkunden wesentlich bereichert, so daß der Verfasser in der That, wie er beabsichtigte, in seiner Muße in nützlicher und dankenswerther Art die Provinzialforschung gefördert hat.

Die kirchenrechtlichen Anschauungen des heiligen Ambrosius, Bischofs von Mailand, und seiner Zeit. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Balkenhol, Gymnasial-Oberlehrer in Bochum (Westfalen). 113 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888.

Eine sehr fleißige, auf eingehendem Studium der Schriften des großen Kirchenvaters beruhende Arbeit. In sieben Kapiteln gibt der Verfasser eine übersichtliche Darstellung der kirchenrechtlichen Grundsätze der damaligen Zeit. In der Abhandlung „Abstufungen innerhalb der Hierarchie" oder auch im Kapitel „Besetzung der Bischofsstühle" wäre eine Berücksichtigung und Erläuterung der bekannten Aeußerungen des hl. Hieronymus über die alexandrinischen Bischofswahlen und über die Gleichheit zwischen „Bischöfen" und „Priestern" wohl am Platze gewesen. Viel Werthvolles findet sich in dem Schlußkapitel: „Kirche und Staat". Wäre als Fundort für die zahlreichen Anführungen stets auch zugleich die weitverbreitete Ausgabe von Migne angeführt worden, so hätte dies in den Augen mancher Leser den Werth der Schrift noch erhöht.

Manuale Theologiae Moralis in usum praesertim examinandorum, auctore Benedicto Melata S. T. D. VIII et 288 p. 18°. Romae, ex typographia Tiberina, 1888. Preis: *Frcs.* 3.

Auf so wenig Seiten unter verhältnißmäßig großem Druck den Stoff aus dem ganzen Gebiet der Moraltheologie zusammenzudrängen, erfordert nicht geringes Geschick und praktischen Tact in der Auswahl des Stoffes. Vorliegendes Buch bietet kurz und klar die Definitionen, die Principien und die Hauptfragen aus dem umfangreichen Gebiete der praktischen Theologie, und eignet sich trefflich dazu, daß ein Theologe nach vollbrachten weitläufigeren Studien in kurzer Zeit sich einen Gesammtblick über den ganzen Studienstoff verschaffe und an der Hand eines Leitfadens das Erlernte leicht dem Gedächtniß wieder vorführe. Der Titel bestimmt es auch vorzüglich für Examinanden. Nicht als Ersatz eines größern Handbuches, wohl aber als bequemes Repetitorium kann es dienen. In der Behandlung der Sacramentenlehre ist das Büchlein selbst auch verhältnißmäßig gar karg; weit vollständiger in der Behandlung des Dekalogs. Für die in der Gegenwart wichtigeren Einzelfragen hat der Verfasser sich trotz aller Kürze ein offenes Auge bewahrt. Die Anlehnung an die Lehre anerkannter Autoren bürgt für die Zuverlässigkeit der Lehrpunkte und Entscheidungen, welche zur Sprache kommen.

Digitized by Google

Beichtunterricht zur Vorbereitung der Schulkinder auf den ersten Empfang des heiligen Bußsacramentes. (In engem Anschluß an den Deharbeschen Katechismus.) Von Dr. Wilh. Esser. 47 S. 12°. Breslau, Görlich & Coch (Gustav Wolff), 1888. Preis: 15 *Pf.*

Das Büchlein enthält in Katechismusform einen klaren und gründlichen Unterricht über alles, was einem Kinde beim Empfang des heiligen Bußsacramentes zu wissen noth thut. Nachdem in zwei kürzeren Abschnitten das Wichtigere aus der Lehre über die Gnade und über die Sünde vorausgeschickt ist, folgt im dritten Abschnitt zunächst einiges über die Sacramente im allgemeinen und dann der genauere Unterricht über das heilige Bußsacrament. Den Schluß bildet ein doppelter Anhang. Der erste gibt eine praktische Anweisung zum Beichten, der zweite zählt zehn Fälle auf, in denen die Beichte ungiltig und unwürdig sein könnte. Es scheint bei der Ausarbeitung einer der größeren Deharbeschen Katechismen zu Grunde gelegt worden zu sein, wobei zwar manche dem Bedürfniß von Erstbeichtenden nicht entsprechende Fragen übergangen, dafür aber eine Reihe neuer, theils überleitender, theils erklärender Fragen ergänzend eingeschoben wurden. Dadurch hat sich ein Umfang von 132 Fragen ergeben, der als Memorirstoff beim ersten Beichtunterricht sich selbst unter den günstigsten Umständen nicht gerade leicht bewältigen lassen dürfte. Der verständige Katechet wird daher beim Gebrauche wohl eine Auswahl zu treffen haben, wobei der Grundsatz leitend sein muß, daß man die Kleinen um so besser unterrichtet, je mehr man den Lernstoff aufs allernothwendigste beschränkt. Einige kleine Ungenauigkeiten, die sich eingeschlichen haben, sind praktisch von geringer Bedeutung.

Das Büchlein von den Elternpflichten. Von J. Deutz, kath. Pfarrer und Dechant in Kirchrath. 144 S. 16°. Donauwörth, Auer, 1888. Preis: 75 *Pf.*

Der hochw. Verfasser möchte durch sein Werklein etwas dazu beitragen, daß dem Wunsche unseres Heiligen Vaters in der Encyklika Humanum genus bezüglich der christlichen Kindererziehung entsprochen werde. Er will „den christlichen Eltern wohlmeinend ihre Pflichten erklären und ihnen praktische Anleitung bieten, um dieselben zweckmäßig auszuüben". In klarer, allgemein verständlicher und doch edler Sprache handelt der Verfasser zu diesem Zwecke in vier Kapiteln 1) von den allgemeinen Pflichten (Selbstachtung; Achtung des Kindes, Liebe der Eltern zu ihrem Kinde); 2) von den Pflichten der Eltern in Bezug auf den Leib (Ernährung, Kleidung, standesgemäße Versorgung); 3) von den Pflichten in Bezug auf die Seele (Erziehung, Ausbildung des Verstandes, Vervollkommnung des Willens, Charakter); 4) von den Mitteln der Erziehung (Strafe, Belohnung, Beschäftigung, Wachsamkeit, gutes Beispiel, Gebet). Eine erschöpfende Pädagogik des Hauses mit psychologischer Vertiefung und neuen Gesichtspunkten hat der Verfasser jedenfalls nicht schreiben wollen; wohl aber, das ersieht man auf jeder Seite, lag dem praktischen Seelsorger daran, den unerfahrenen jungen Eheleuten einen Leitfaden für ihre schweren und wichtigen Pflichten an die Hand zu geben; und dieser Zweck scheint uns erreicht. Mancher Geistliche wird daher dem Verfasser für diese Hilfe dankbar sein und das Büchlein gern als praktische Gabe jungen Paaren mit in den neuen Hausstand geben.

L'éducation intellectuelle de la femme chrétienne. Conférence par l'abbé P. Dadolle, professeur aux facultés catholiques de Lyon. 87 p. 16°. Lyon, Vitte et Perrussel, 1888. Preis: *Fr.* 1.

Ein von bestem Geiste beseelter, mit Fleiß und Sachkenntniß gearbeiteter Vortrag, veranlaßt durch die in Frankreich vom Katholikenhaß so zahlreich hervorgerufenen,

von der Regierung unterſtützten Lyceen für die zeitgemäße, d. h. glaubenslose Bildung der reifern weiblichen Jugend, damit der civiliſirte Neuheide in der emancipirten Neuheidin ein ſeiner würdiges Geſpons finde. Dagegen zeigt der Redner, was die Kirche für die Hebung und Veredlung der Frau gethan, wie es lange vor Freidenkerei und Loge und ohne dieſelbe katholiſche Frauen von der höchſten Bildung gab. Dann erörtert er die Wichtigkeit der Geiſtesentwicklung für das weibliche Geſchlecht in verſchiedenen Beziehungen und endet, indem er als harmoniſchen Abſchluß der Geſammtbildung auch für die Frauenwelt das Studium der Philoſophie empfiehlt. Die Ausführungen des Redners enthalten viel Schönes und Begründetes. Indes glauben wir, daß im ganzen eine ſtandesgemäß mehr oder weniger umfaſſende tüchtige Schulbildung in den gewöhnlichen Fächern, dazu aber eine ſichere und gründliche Kenntniß der geſammten Religionslehre, ſowie eine in Miſſionen oder Exercitien bisweilen erneuerte und vertiefte Beherzigung der ewigen Heilswahrheiten die beſte, vollkommen ausreichende Philoſophie ſein wird, wodurch die chriſtliche Gattin und Mutter in allen Lebenslagen Licht und Kraft erhält zur freudigen und würdigen Ausfüllung des ihr von der Vorſehung angewieſenen Platzes. Ausnahmen bleiben hier wie überall Ausnahmen.

Margaretha, die Mutter von Dom Johannes Bosco. Ein Lebensbild, gezeichnet von einem Prieſter der Genoſſenſchaft Dom Bosco's. Ins Deutſche übertragen von einem katholiſchen Prieſter. 174 S. 8°. Aachen, Schweitzer, 1888. Preis: geb. *M.* 1.

Wir haben lange kein Lebensbild geſehen, das uns gleich dem vorliegenden der allerweiteſten Verbreitung beſonders unter dem Volke und auf dem Lande werth erſchiene. Es wird uns hier in einfacher, treuer Art eine Dienerin Gottes unſerer Tage vorgeführt, die aus den allergewöhnlichſten Verhältniſſen, dem kleinen Bauernſtande, hervorgeht, und ſich in ihnen als Jungfrau, Mutter und Wittwe ohne jedes Außergewöhnliche in Werken der Abtödtung, des Gebetes und dergleichen entwickelt, kurz eine Bauersfrau voll Herz, Verſtand und Frömmigkeit, die berufen war, an dem großartigen Werke ihres Sohnes den Hauptantheil zu nehmen. In Gegenwart dieſer Frau und ihres Lebens verſtummen alle Entſchuldigungen und Ausflüchte; ſo wie Margaretha Bosco kann und ſoll mit der Gnade Gottes jede Frau aus dem Volke denken und handeln. Man iſt verſucht, bei dieſem Charakterbild immer und immer wieder zu ſagen: Das iſt das Muſter des geheiligten Bauernſtandes — das iſt die wirkliche, von allen nachzuahmende Heiligkeit des vom Glauben erleuchteten geſunden Menſchenverſtandes und des geſunden, vom Feuer chriſtlicher Liebe entzündeten Herzens. Wir ſind deshalb dem Ueberſetzer, der ſich ſeiner Aufgabe mit Geſchick entledigt hat, außerordentlich dankbar für ſeine Mühe, und wünſchen dem Büchlein hauptſächlich wegen ſeines innern Gehaltes, dann aber auch wegen des guten Zweckes (Unterſtützung armer, verwahrloſter Kinder) die weiteſte Verbreitung.

Der Ernſt des Lebens. Chriſtlicher Wegweiſer für Männer und Jünglinge. Von P. Clem. de Laage S. J. Autoriſirte Ueberſetzung. XVI u. 328 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 2.70.

Die ewigen Wahrheiten und die Hauptlehren des Evangeliums ſind in einer Reihe von Erwägungen auf eine Weiſe dargelegt, die faſt an die Nachfolge Chriſti des gottſeligen Thomas von Kempen erinnert. Die einzelnen Erwägungen, von ungleicher Länge zwar, überſchreiten durchgängig nicht den Umfang von 1½—2 Seiten, ſind manchmal noch kürzer. Sie ſind vielfach in die Form einer Anſprache oder

vielmehr einer Unterredung zwiſchen Gott und der Seele gekleidet, und fließen in einem ſo ſchlichten und ruhigen Ton dahin, daß man ſich ſagen muß, der Verfaſſer habe abſichtlich jeden ſtärkern Affect vermieden, und habe die vorgelegten Wahrheiten durch ihr eigenes Gewicht in die Seele des Leſers wollen eindringen laſſen. Darum gerade eignen ſie ſich recht zu einer betrachtenden Leſung oder zu einer, faſt möchte man ſagen tropfenweiſen Verkoſtung ihres Inhaltes. — Die Ueberſetzung iſt im allgemeinen der Sache angepaßt, einfach und fließend. Nur hätten die zu zahlreich vorkommenden Fremdwörter, wie Purgatorium, Project u. dgl., wohl vermieden werden können. Und wenn S. 292 als erſte Pflicht der Eltern hingeſtellt wird, „das Erbe ihrer Kinder zu mehren", ſo wiſſen wir nicht, ob das auf Rechnung des Verfaſſers oder des Ueberſetzers zu ſetzen iſt; gutheißen können wir den Ausdruck nicht.

Das gottſelige Leben. Nach den vier Büchern von der Nachfolge Chriſti mit Beibehaltung aller Worte des Verfaſſers ſyſtematiſch dargeſtellt von P. Georg Heſer S. J., und neu bearbeitet von P. Jakob Brucker S. J., nebſt den gewöhnlichen Andachtsübungen. Mit Erlaubniß der Obern. XXI u. 508 S. 16°. Augsburg, Literariſches Inſtitut von Dr. M. Huttler, 1889. Preis: *M.* 3.

Der hl. Franz von Sales verfuhr nicht grundlos, wenn er für ſeinen eigenen täglichen Gebrauch als geiſtliche Leſung dem Büchlein „Scupoli, Der geiſtliche Kampf" den Vorzug gab vor der „Nachfolge Chriſti"; erſteres bot ihm eine mehr ſyſtematiſche Behandlung des geiſtlichen Lebens. Zwar hat das Beiſpiel jenes großen Heiligen es dennoch nicht vermocht, dem Büchlein von der Nachfolge Chriſti den erſten Platz unter den ascetiſchen und myſtiſchen Schriften ſtreitig zu machen: aber eine ſtrenge Syſtematiſirung des ganzen Inhaltes dürfte doch das goldene Büchlein manchem Leſer noch ſchätzenswerther machen, obwohl natürlich unter jeder ſolchen Bearbeitung der eigentliche und urſprüngliche Charakter des Buches zurücktritt. Vor 200 Jahren ſchon hat P. Heſer S. J. eine ſolche Syſtematiſirung verſucht; ſie wurde erſt nach ſeinem Tode durch fremde Hand zum Druck befördert. Dieſes längſt vergriffene und vergeſſene Büchlein iſt nunmehr in einer Neubearbeitung unſerer Zeit zugänglich gemacht. — Der ganze Inhalt der „Nachfolge Chriſti" iſt in drei Theile, den Weg der Reinigung, den der Erleuchtung und den der Vereinigung gruppirt. Die Verlagshandlung hat für eine feine Ausſtattung geſorgt, die das vorliegende Werk den anderen Erzeugniſſen des Huttler'ſchen Inſtituts ebenbürtig zur Seite ſtellt.

Kleine Heiligen-Legende in täglichen Leſungen und Betrachtungen von P. Groſez S. J. Von Friedrich Henſe, Doctor der Theologie. Zwei Bände. Zweite, verbeſſerte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. XIX u. 569, IX u. 641 S. 12°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 6.

Ueber die zahlreichen, in den verſchiedenen Ländern Europa's veranſtalteten Ausgaben und Ueberſetzungen des Journal des Saints von P. Groſez S. J. haben wir bereits bei Ankündigung der neuen Rütjes'ſchen Bearbeitung geredet (Bd. XXXI, S. 580). Herr Dr. Henſe, der die ascetiſche Literatur u. a. durch das vorzügliche Werk über „Die Verſuchungen" (vgl. Bd. XXVIII, S. 441) bereichert hat, ließ es ſich angelegen ſein, das Groſez'ſche Buch den Bedürfniſſen des deutſchen Leſers anzupaſſen und es ihm möglichſt mundgerecht zu machen. Schon die erſte Auflage geſtaltete ſich zu einer durchgreifenden Umarbeitung aus, und bereits in ihr wurde den

deutſchen Heiligen eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet. Bei der jetzt vorliegenden zweiten Auflage hat der Herr Verfaſſer „beſondern Fleiß auf die Verbeſſerung und Vervollkommnung des ſprachlichen Ausdrucks verwandt, um durch eine gefälligere Form den Inhalt ſelbſt anziehender zu machen“. Auch ſonſt weiſt die neue Auflage manche Verbeſſerungen auf. Möge das gediegene Erbauungsbuch, das jetzt ſchon über 200 Jahre ſeine Wirkſamkeit ausübt, auch in dieſer ſeiner vervollkommneten Geſtalt recht viel zur Heiligung der Seelen beitragen!

Die Abenteuer des Johannes Reuſch. Culturgeſchichtlicher Roman aus der Wende des Mittelalters. Von H. Kerner. 280 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 3.50.

Dieſer Roman iſt eine ganz anerkennenswerthe Leiſtung, ein gelungener Verſuch, aus einzelnen erhaltenen Strichen eines Planes Grund- und Aufriß des Ganzen zu ergänzen und als Bauwerk neu aufzuführen. Von dem Anfertiger der Weltkarte in der römiſchen Ausgabe des Ptolemäus von 1508, Johannes Reuſch von Deventer, iſt geſchichtlich nur ſehr wenig überliefert; um ſo freiern Spielraum hat die Phantaſie, mit Hilfe genauer Kenntniß damaliger Culturverhältniſſe die einzelnen bekannten Punkte zu verbinden und dann in das ſo erzielte Kartennetz — um uns eines hier angebrachten Bildes zu bedienen — die damals bekannte Welt der Sitten, Kenntniſſe und Irrungen einzutragen. Dies iſt dem Verfaſſer denn auch wohl gelungen. Vagantenthum, Hexenwahn, Aufſchwung der mathematiſchen und geographiſchen Kenntniſſe, Kloſter und Welt, Schule und Handel, untergehendes Mittelalter, werdende Neuzeit, Gutes und Schlimmes: alles bringt M. Johann Reuſch in ſeiner fingirten Autobiographie zur Sprache und zwar immer in lebensvoller und ſelbſterlebter Weiſe. Wir begleiten ihn als armen Schafhirten, als noch ärmern Schützen, angehenden gepreßten Junker, Adoptivſohn M. Behaims und Lieblingsſchüler des Regiomontanus, als Magiſter in Köln, Gefangenen des Martinskloſters, Angeklagten der Inquiſition und Flüchtling, Entdeckungsreiſenden und Robinſon, ſchließlich als Kartenzeichner und Chroniſten durch Deutſchland, Ungarn, Niederland, Spanien, Portugal, Afrika, Rom nach Köln zurück, wo er Ruhe und Glück findet von allen Irrfahrten. Daß der Verfaſſer ein Rheinländer iſt, leuchtet beſonders an einer Stelle ſeines Buches ſehr ſtark hervor, und als objectiver Referent können wir zu dieſen Auslaſſungen ſeines Helden gegen die Weſtfalen nur ſagen: „Wir belaſſen das in ſeinen Würden.“ Gewundert hat es uns, daß der Verfaſſer nicht einen Schritt weiter ging in ſeiner Reſtaurationsarbeit und auch dem ſprachlichen Ausdruck jener von ihm geſchilderten Zeit mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie etwa P. Spillmann dies noch jüngſt in ſeiner Novelle „Das Paradieszimmer“ mit ebenſoviel Glück als Erfolg gethan hat.

Gemiſchte Geſellſchaft. Novellen von M. Herbert. 299 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 4.

Einen neuen Band M. Herberts öffnet der Berichterſtatter immer mit der frohen Erwartung eines künſtleriſchen Genuſſes, und mag auch nicht alles gleichmäßig auf derſelben Höhe ſtehen, er iſt jedenfalls ſicher, das eine oder andere zu finden, das weit über das tägliche Mittelmaß hinausragt. Auch in der „Gemiſchten Geſellſchaft“ ſieht er dieſe Erwartung nicht getäuſcht, und wenn auch ein Fortſchritt gegen frühere Werke nicht zu ſpüren iſt, ſo bleibt doch genug der gewohnten Vorzüge, um die Zeit nicht bedauern zu laſſen, die man in dieſer „Geſellſchaft“ verbracht hat. — Am wenigſten Eindruck trotz ſehr ſchöner Einzelheiten hat uns das längſte Stück der Sammlung, „An Iſabell“, gemacht. Es liegt eine ſolche Dämpfung der innewohnenden Kraft über

dem Ganzen, daß ſie häufig — wenigſtens unſerm Gefühl nach — einer Lähmung gleichkommt. Auch wird zu viel reflectirt und zwar nicht immer neu und nicht immer einleuchtend wahr. — Abgeſehen von der zweifelhaften Bereicherung der deutſchen Sprache im Titel „Glücksvorübergang" iſt die zweite Novellette ein ganz treffliches Seelenbildchen voll tiefer Wahrheit des Gedankens und packender Schlichtheit des Ausdruckes. — „Das Kuckucksei" und das ſpätere „Der Goldhahn" ſind zwei anmuthige Geſellſchaftsſatiren aus der Vogelwelt. — Sehr ſchön und rührend iſt wieder „Die Geſchichte von den Engelsflügeln", ebenſo wie „Die Botin" und „Konrad Riemanns Mutter". In ſolchen „einfachen Erzählungen" aus dem „Armen-Kinder-Leben", wie uns Anderſen und Sara Hutzler deren ſo herrliche geſchrieben, liegt auch eine beſondere Stärke M. Herberts. — „Levins Rheinfahrt" trägt wieder einen ganz andern Charakter. Das Stück wäre ſehr ſchön, wenn es anders, verſöhnlicher abſchlöſſe. Das iſt keine künſtleriſche Läuterung, und mag es im Leben auch tauſendmal ſo gehen, die Kunſt ſoll das Leben verklären. Der Leſer hat für den Helden doch zu viel Intereſſe gefaßt, um frohen Auges die erkannten guten Seiten desſelben einem unwiderruflichen Untergang entgegengehen zu ſehen. — „Refuglum peccatorum" bietet uns dieſe poetiſche Läuterung ſchon bedeutend mehr, ja durch dieſe Läuterung kommt der ganze Realismus der Erzählung erſt zu ſeiner packenden Wirkung. — „Der Mönch Telemach" iſt eine in dieſer Geſellſchaft wirklich fremdartig anmuthende Martyrergeſchichte und berichtet uns die Schickſale jenes heiligen Mönches, der den Gladiatorenkämpfen Roms durch ſeinen Heldentod auf immer ein Ziel ſetzte. Mit dieſer Legende klingt das Buch, das im ganzen einen ernſten Ton anſchlägt, weihevoll und fromm aus. Wenn die „Gemiſchte Geſellſchaft" weniger ſich der fremden Sprachen bediente, ſo wäre das jedenfalls ein Vorzug. Um „Levins Rheinfahrt" zu verſtehen, muß der Leſer deutſch, franzöſiſch, engliſch und italieniſch kennen; zu verwundern iſt faſt, daß nicht auch Stellen aus Calderon und Tegner, Turgenjew und Miekiewicz in der Urſprache angeführt werden. Das iſt ſchon mehr Manier als Eigenthümlichkeit.

Agnes Erlenau. Novelle von Emma von Brandis-Zelion. 148 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.60.

In einfacher und anziehender Weiſe ſchildert uns die Dichterin die Geſchichte eines eigenthümlichen Mädchens, das nach mancherlei Unglück und Entbehrung zur Erkenntniß des wahren Lebens und zum reinſten Glück gelangt. Die Erzählung ſchließt ſich würdig der „Leonie" derſelben Verfaſſerin an und bildet eine empfehlenswerthe Lectüre für junge Damen.

Sein letzter Wille. Erzählung von M. Ludolff. 320 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 3.

Was eigentlich der Titel zu der Erzählung ſoll, tritt kaum genügend hervor. Dieſe beſagt uns, wie zwei, die als Adoptivgeſchwiſter zuſammen aufwuchſen, zuerſt auseinander gingen, wie dann der eine Theil eine harte Schule durchzumachen hatte und ſchließlich, zu beſſerer Einſicht gekommen, den Freund der Kindheit und in ihm das Glück wiederfindet. Die Geſchichte iſt ruhig und ziemlich intereſſant erzählt, ohne beſonders aufregende Zwiſchenfälle, aber auch ohne langweilige Lückenbüßer. Eines müſſen wir indes bei dieſer Gelegenheit wieder einmal ausſprechen: es kommt unſern Erzählerinnen immer mehr die Ehrfurcht vor der deutſchen Sprache abhanden. Wenn wir ſchon bei der heutigen Frauenliteratur von vorneherein auf charakteriſtiſchen Stil durchgehends verzichten müſſen, ſo ſollten doch gerade die Schriftſtellerinnen eine beſondere Ehre in einem glatten, feinen und ſchönen Stil ſuchen — vor allem die Fremdwörter ver-

meiden. Nun aber finden wir auf den erſten 50 Seiten dieſer Erzählung folgende Ausdrücke: factiſch, quaſi, Ränſel (?), Imbis (?), vehementer, ſympatiſch (?), concentrirte, direct, impulſiv, fröhlige (?), imponirte, graciöſe, momentan, en miniature, fahſionable, illuſoriſch, Junkers (Plural von Junker) u. ſ. w, und zwar nicht als charakteriſtiſche Ausdrücke in Geſprächen, ſondern als „Schmuck" von Schilderungen und Berichten der Dichterin ſelbſt. Iſt denn wirklich ein ſo ſchreiendes Bedürfniß nach immer neuen Erzählungen, daß man ſich nicht mehr die Zeit geben kann, die einzelnen Arbeiten genau durchzuſehen und durchzufeilen? Macht uns überhaupt die Uebermenge an Mittelgut nicht ſchließlich täglich ärmer an Achtung und Empfänglichkeit für wahre Kunſt?

Verhandlungen der XXXV. General-Verſammlung der Katholiken Deutſchlands zu Freiburg im Breisgau, vom 2. bis 6. Sept. 1888. Herausgegeben von dem Lokal-Comité zu Freiburg im Breisgau. LXVI u. 429 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 4.

Es will uns bedünken, daß die Generalverſammlungen der Katholiken Deutſchlands, wie große und ſegensreiche Erfolge ſie auch ſtets aufzuweiſen haben, doch eine noch ausgedehntere und nachhaltigere Wirkſamkeit auszuüben berufen ſeien. Insbeſondere ſollten unſeres Erachtens die herrlichen, im vollſten Sinne des Wortes zeitgemäßen Reden wirklich Gemeingut des ganzen katholiſchen Volkes werden. Dazu genügen aber die Zeitungsberichte und die mehr oder minder gedrängten Auszüge, in denen die Tagespreſſe die meiſten Reden bringt, ganz und gar nicht. Eines der beſten Mittel, jenen Zweck wenigſtens annähernd zu erreichen, liegt unſtreitig in der möglichſt weiten Verbreitung des jeweiligen ſtenographiſchen Berichtes. Derſelbe bringt im Wortlaut die in den öffentlichen Verſammlungen gehaltenen Reden, außerdem aber auch die Verhandlungen der geſchloſſenen Sitzungen, ſowie alle Mittheilungen und Actenſtücke, welche geeignet ſind, den ganzen Verlauf der Verſammlung in einem vollſtändigen, wahrheitsgetreuen Bilde vorzuführen. — Der diesjährige Bericht verdient eine beſondere Beachtung ſchon wegen der zahlreichen vorzüglichen Reden, welche ſowohl durch die höchſt glücklich gewählten Themata, wie auch durch die meiſterhafte redneriſche Behandlung einen Glanzpunkt in der Geſchichte der Katholikenverſammlungen bilden. Daß gerade dieſem Berichte eine große Verbreitung im badiſchen Lande zu wünſchen iſt, braucht nicht erſt geſagt zu werden.

Katholiſcher Sortiments-Katalog. Eine Auswahl von vorzüglichen Werken. 205 S. 8°. Herausgeber und Verleger H. Korff in München, 1888.

In einem kurzen Vorwort betont der Herausgeber dieſes Kataloges mit Recht: „Ein möglichſt vollſtändiger, ſyſtematiſch geordneter Katalog der neueren katholiſchen Literatur hat ſich ſchon ſeit langer Zeit als ein fühlbares Bedürfniß herausgeſtellt." Dieſem Bedürfniſſe iſt nunmehr abgeholfen, da in dem vorliegenden Kataloge die mühſame Aufgabe mit anerkennenswerthem Erfolge gelöſt iſt. Der Herausgeber verdient den Dank des geſammten katholiſchen Leſepublikums, insbeſondere aber den des hochwürdigen Clerus. Mehr als die Hälfte des Kataloges nimmt nämlich die katholiſche Theologie ein. Die Abtheilungen „Theologie (mit allen ihren Unterabtheilungen) und Philoſophie" weiſen nur katholiſche Autoren auf. In den übrigen Abtheilungen finden ſich auch Werke proteſtantiſcher Verfaſſer, welche, wie der Herausgeber ſagt, „entweder Empfehlung verdienen, oder für beſtimmte Kreiſe theils zum Studium, theils zum praktiſchen Gebrauch unentbehrlich ſind". Der Katalog verbreitet ſich über die Literatur vom Jahre 1870 an, einige ältere Werke abgerechnet,

und er bleibt auf die bei deutſchen Verlegern erſchienenen Werke beſchränkt. Die ſyſtematiſche Gliederung empfiehlt ſich durch Klarheit und Ueberſichtlichkeit. Den Büchertiteln iſt jedesmal der Ladenpreis des brochirten und, wenn ein Originaleinband exiſtirt, auch des gebundenen Exemplars beigefügt. Der Herausgeber beabſichtigt, alle zwei bis drei Jahre den Katalog durch Nachträge zu ergänzen.

48 religiöſe Bilder in Farbendruck. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 1.

Series Ignatiana. Zwölf nach authentiſchen Vorlagen bearbeitete Bildniſſe und Wahlſprüche von Heiligen und Seligen aus der Geſellſchaft Jeſu. M.-Gladbach, Kühlen, 1888. Preis: 80 *Pf.*

Sehr erfreulich iſt der rege Wetteifer, womit man in neueſter Zeit auf allen Seiten verſucht, gute Heiligenbildchen herzuſtellen. Die beiden oben angezeigten Sammlungen beweiſen, daß der Fortſchritt unläugbar iſt. Sie ſuchen ihn auf verſchiedenen Wegen. Die Herder'ſchen Bilder ſchließen ſich an das Syſtem der beſten alten Muſter, dem der kolorirten Holzſchnitte, wobei eine gute Zeichnung die Hauptſache bildet, die Farbe aber zur ſchärfern Hervorhebung nur leicht aufgetragen iſt. Einzelne mögen in Zeichnung oder Farbengebung berechtigten Ausſtellungen nicht entgehen, der Preis mag noch zu hoch erſcheinen, aber das Syſtem iſt vortrefflich, und dieſer Verſuch verſpricht im ganzen und großen ſolche Erfolge, daß im Laufe der Zeit weitere Vervollkommnung und Befriedigung aller billigen Anſprüche nicht ausbleiben kann. Mechaniſch hergeſtellte Volksbildchen ſollen keine Miniaturen ſein. Der Verſuch, ſie ſo herzuſtellen, daß ſie den Miniaturen nahe kommen, wird zu großen Koſten, zu überhohen Preiſen führen und kann zuletzt doch unkünſtleriſche Bilder liefern, weil eben die raſch fördernde Maſchine den Leiſtungen der ſorgſam arbeitenden Hand eines Künſtlers nie gleichzukommen vermag. Es handelt ſich hauptſächlich darum, für möglichſt billigen Preis kräftige, volksthümliche Bildchen zu erhalten, die der Katechet ohne zu großen Koſtenaufwand in zweckdienlicher Weiſe den Kindern vertheile, um dieſelben nicht nur zu belohnen, ſondern auch durch dieſes wichtige Anſchauungsmittel zu belehren und zu bilden. In dieſer Hinſicht verdient die Herder'ſche Sammlung warme Anerkennung und Lob.

Die neue „Series" von Kühlen ahmt die von Odpacher in München gelieferten nach. Ihre „Bildniſſe" ſind nach guten, älteren „Porträts" der Heiligen und Seligen wiedergegeben und von gotiſirendem Rankenwerk umrahmt, das ſich auch um die gut ausgewählten, inhaltsreichen Sprüche zieht, welche einen Kerngedanken des Dargeſtellten vorführen. Die Farben der ſorgfältig ausgewählten Bildchen ſind zu einer angenehmen Harmonie geſtimmt; ihr buntes, reichlich verwendetes und zierlich gezeichnetes Beiwerk bildet einen leichten Rahmen, welcher das Gleichgewicht zwiſchen den auf Gold gedruckten, meiſt dunkel gekleideten Heiligenfiguren und den auf weißem Grund ſtehenden Sprüchen in glücklicher Art vermittelt. Die Verlagshandlung verdient für ihre neueſte Series Lob und Anerkennung. Möge ſie auf der eingeſchlagenen Bahn weiter ſchreiten, dann werden wir im Laufe der Zeit zu ſtilgerechten, kräftigen, der Jugend und dem Volk nützlichen und doch nicht theuren bunten Heiligenbildchen kommen.

Photographie des für die Remigiuskirche zu Bonn von Profeſſor Karl Müller gemalten Altarbildes. Halb-Imperialformat auf Chinapapier. Größe: 50 : 65 cm. Photographiſche Geſellſchaft in Berlin. Preis: *M.* 9.

Das Altarbild beſteht aus einem Mittelſtück und zwei Seitenflügeln. In der Mitte ſteht der Heiland in hoher Geſtalt zwiſchen den neben dem Tiſch knieenden Jüngern von Emmaus; an den Seiten findet man die heiligen Antonius von Padua

mit Gertrud, und Eliſabeth mit Vincenz von Paul. Karl Müller iſt einer der letzten hervorragenden Vertreter des Aufſchwunges, welchen die religiöſe Malerei in unſerer Zeit gewonnen hatte. Sein hier in trefflicher Weiſe wiedergegebenes Gemälde verbindet ſchöne Compoſition, richtige Zeichnung und reiche Farbenwirkung zu künſtleriſcher Vollendung. Der ſinnige Charakter des Kunſtwerkes leuchtet auch noch aus den dunkeln Tönen der Photographie heraus. Je ſeltener man in unſeren Tagen Gemälde entſtehen ſieht, welche aus einer lebendigen Glaubensüberzeugung hervorwachſen, deſto freudigere Theilnahme verdient ein ſolches Werk. Die Figur Chriſti glänzt im Widerſchein ſeiner Gottheit, ſie iſt weder durch groben Naturalismus entwürdigt, noch durch übertriebenen Spiritualismus verflüchtigt. In den Figuren der Jünger von Emmaus iſt die Ueberraſchung über die Offenbarung des Erſtandenen mit demüthiger Anbetung, in den vier Heiligen der Flügel dagegen mehr die hingebende Liebe an den Herrn verſinnbildet. Die Photographie wird einen ſchönen Zimmerſchmuck bieten und verdient alle Beachtung.

Miscellen.

Eine Illuſtration zur Encyklika „Libertas“ aus dem liberalen Lager liefert der bekannte Profeſſor der Nationalökonomie Emile de Laveleye. Obwohl er im allgemeinen hochliberalen Ideen huldigt, läßt er doch in einem unlängſt in der engliſchen Zeitſchrift „The Contemporary Review“ veröffentlichten Artikel der ſogenannten „unabhängigen Moral“ die ſchärfſte Verurtheilung angedeihen. In dieſem Artikel, den er „Die Zukunft der Religion“ betitelt, heißt es u. a.: „Wir müſſen uns die äußerſt wichtige Frage ſtellen, die eine ſehr klare und beſtimmte Antwort erheiſcht: Kann die civiliſirte Geſellſchaft auf die Dauer beſtehen ohne Religion? Iſt eine Sittlichkeit ohne Glauben an Gott und an die Unſterblichkeit der Seele wahre Sittlichkeit, da ſie doch nur ſich gründet auf ein unbeſtimmtes, ſchwankendes Gefühl von Gut und Böſe, ohne etwas praktiſch Wirkſames, das in uns das Bewußtſein unſerer eigenen Schwäche wach rufen könnte, und ohne irgend ein Streben nach einem Ideal von Wahrheit und Gerechtigkeit; kurz, iſt die menſchliche Natur noch fähig, ſich in richtigen Grenzen zu halten und das hohe Ziel ihres Berufs zu erfüllen, wenn ſie allein, ohne Hilfe all' ihren niedrigen, irdiſchen Trieben überlaſſen iſt? .... Und was würde aus unſerer modernen Geſellſchaft werden, die doch thatſächlich ſich gründet auf die Achtung von Recht, wenn das Bewußtſein der Pflicht und jeder Begriff von Gerechtigkeit verſchwinden würde? Würde der Atheismus allgemein, würde er überall gelehrt und angenommen, müßte er uns dann nicht unwiderruflich zurückſchleudern in den Barbarismus vorgeſchichtlicher Jahrtauſende? ....

„Noch ernster ist die andere Seite der Frage: daß nämlich nicht selten zugleich mit Religion auch die Sittlichkeit schwindet. Sie hat eben keine Grundlage, keinen festen Halt mehr im menschlichen Geiste. Wissenschaft, erniedrigt zur einfachen Wahrnehmung materieller Thatsachen, kann uns nur sagen, was ist, nicht, was sein soll. Gibt es jenseits der greifbar sinnlichen Welt kein Ideal von Recht und Gerechtigkeit, wie kann ich mich nach ihm bilden? Ist der Mensch nichts weiter, als eigenthümlich zusammengesetzte Materie, wie kann eine solche Masse von Kohlen-, Stick- und Sauerstoffatomen Pflichten zu erfüllen haben? Welche Pflichten hat denn der Löwe zu erfüllen oder die Molluske, die Seepflanze, der fallende Stein oder der Sturmwind? Der Materialismus wird nie im Stande sein, den Sittengesetzen eine Grundlage zu geben. Ich kann mir Sittlichkeit denken ohne eine der besonderen Formen von Gottesverehrung, nicht aber ohne allen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Halte ich nicht fest an diesen beiden Wahrheiten, dann gibt es nichts mehr, das mich vernünftigerweise hindern könnte, meine Lust und meinen Nutzen zu suchen auch auf Kosten des Wohles anderer. Gewiß, ich würde mich wenig bedenken, andere meinem Vortheil zu opfern; aber mich selbst für andere opfern, weshalb sollte ich das? zu welchem Zweck?

„Ist wirklich mit diesem Leben alles zu Ende, weshalb soll ich dann noch mein Leben im Dienste meiner Mitmenschen oder meines Vaterlandes aufs Spiel setzen? Was denn könnte ich erwarten als Lohn für ein so großes Opfer? Achtung Ehre, die Dankbarkeit der Nachwelt: was kann mir das alles bedeuten, . in ich nicht mehr bin? Nicht einmal etwas davon wissen werde ich. Solche Ideen mögen alsdann noch eine Macht haben über Menschen, die in irgend einem religiösen Glauben oder unter dem Einfluß geistiger Anschauungen aufgewachsen sind und die somit trotz allem eine Neigung für geistige Ideen bewahrt haben. Rede aber einem praktischen, folgerichtigen Materialisten davon, und er wird darob die Achsel zucken, wobei er von seinem Standpunkt aus in vollem Recht ist.

„Im ‚Prediger' spricht der Läugner eines zukünftigen Lebens also: ‚Ein lebender Hund ist besser als ein todter Löwe.' ‚Es wissen die Lebenden, daß sie sterben müssen, aber die Todten wissen nichts, noch kann ihnen etwas frommen; sogar ihr Andenken ist dahin.' ‚Deshalb trank ich in tiefen Zügen aus dem Becher der Freude; denn nichts ist besser für den Menschen, als zu essen, zu trinken und sich zu erfreuen.' Aehnlich spricht Horaz, Epikurs Schüler; er sagt: ‚Lasset uns genießen des Lebens und leeren den Becher der Lust, bevor Alter und Tod uns umfangen.'

„Der Atheist wird, will er consequent sein, sein Leben nicht in Gefahr bringen zur Vertheidigung von Vaterland oder Mitmenschen. Denn ist zugleich mit dem Leben alles zu Ende, warum sollte er eben das opfern, wodurch er den Genuß alles übrigen erlangt? Eine derartige Selbstverläugnung wäre reinste Thorheit, und das Opfer, das er bringt, ein vollendeter Selbstbetrug. Die Läugnung der Geistigkeit der Seele vernichtet alle vernünftigen Beweggründe zum Rechten und Guten. Kann ich mich bereichern und dabei dem Strafcodex entgehen, warum sollte ich dies nicht? Des Goldes Glanz

läßt den Menschen bald einen Flecken auf seinem sittlichen Charakter vergessen. Ich sehe keinen vernünftigen Grund, mich irgend einer ungebührlichen Handlung, eines Vertrauensbruches, ja eines Diebstahles zu enthalten, sofern er nur unbestraft bleibt, mir dagegen Nutzen bringt. Was gibt es denn außerhalb der Religion, das fähig wäre, gute Neigungen zu ermuthigen, bösen zu widerstehen? Freilich, man sagt uns: Zweierlei gibt es, Ehre und Gewissen. Aber Ehre ist ein Gefühl, das entsprang in einer Gesellschaft von durchaus geistiger Richtung und das in einer andern Atmosphäre nicht einmal Bestand haben könnte. In einem dem Materialismus anheimgefallenen Lande findet es sich kaum, oder muß, sollte es sich zufällig finden, alsbald verschwinden, da es daselbst keinen Boden hat, in dem es sich einwurzeln könnte. Lege in die eine Wagschale alle Freuden des Lebens, in die andere Ehre, d. h. das Verlangen nach des Mitmenschen Achtung: ohne allen Zweifel würde die Mehrzahl der Menschen sich entscheiden für ersteres. Die Genugthuung, welche uns anderer Achtung gibt, existirt lediglich in der Einbildung; die Lust des Reichthums hingegen, mag er noch so zweifelhaften Ursprungs sein, wirkt auf die Sinne und findet einen starken Halt im fleischlichen Theile des Menschen. Handle ich schlecht, und sagst du mir, ich sei entehrt, so fühle ich freilich diese Anklage als eine Last, der ich mich nicht entwinden kann. Gehe ich aber außer Landes, so schüttle ich mit dem Staub meiner Füße auch die Schande ab, und finde anderswo neue Lust und neues Vergnügen, ja sogar Achtung, sofern mir Mittel zu Gebote stehen, sie zu erkaufen. Ein vergnügungssüchtiger Mensch kümmert sich dazu wenig um anderer Achtung, wenn er nur in allem seine Lust und Bequemlichkeit findet. Er kann sehr wohl in Lust leben und dabei ganz vergessen, daß er verachtet ist.

„Doch das Gewissen, sagt man dagegen, hat das gar nichts zu bedeuten? Gewiß, eine starke Macht ist das Gewissen, aber losgelöst von jedem Begriff von Gott, d. h. von einem absoluten Urbild des Guten und des Bösen, wie schwankend und schwach ist es! Existirt nichts als Materie, dann sind Gut und Böse, Recht und Unrecht rein relative Begriffe; oder genau zu sprechen, sie verlieren jede Bedeutung und, wie für das Thier, bleibt nur eines übrig, der Genuß des Augenblicks. Dazu wird das Gewissen sehr schnell verkehrt oder stirbt ab, wenn kein religiöses Bewußtsein es lebendig erhält. Glaubst du, der Schurke, der sich bereicherte mit dem Raub seiner Opfer und der schwelgt im Genusse alles dessen, was heutzutage das Kapital einem Menschen bereiten kann, wird viel zu leiden haben von Gewissensbissen? Nichts als eine leere Phrase ist das, ein eitles, rhetorisches Bild. Mitten in den Geschäften und Vergnügungen, die sein ganzes Leben ausfüllen, hat er keine Zeit, Gewissensbisse zu fühlen. Mit einem solchen Menschen hat das Gewissen nichts zu thun; nicht einmal Muße hat er, ihm Audienz zu geben....

„Das Studium der Wirklichkeit lehrt uns Wahrheiten, die nie in Frage gestellt werden können. Gleich jedem organisirten oder vielmehr lebenden Wesen mit Einschluß der Pflanzenwelt verfolgt auch der Mensch sein eigenes Wohlbefinden. Selbstliebe ist das Grundprincip der Erhaltung der Art; ohne diesen Instinct, der alle anderen beherrscht, würde dieselbe zu Grunde

gehen. Deshalb ist es eine positive Täuschung, vom Menschen zu erwarten, daß er auch nur einen geringen Bruchtheil von Lust aufgeben soll, um das zu thun, was Pflicht heißt, vorausgesetzt, er habe kein weiteres persönliches Interesse daran, viel weniger aber noch, wenn es gegen sein Interesse verstößt. Immer lebt im Menschen, mehr oder weniger versteckt, das thierische Element mit seinen sinnlichen Neigungen und Lüsten. Um diese zu besiegen und sich unterwürfig zu halten, muß er entweder Religion besitzen oder eine Art geistiger Philosophie, damit diese ihn bewegen, ein Interesse an geistigen Dingen zu nehmen, und damit sie sein Leben und Handeln bestimmen. Der Mensch strebt nach Glück, wie der fallende Stein nach der Erde, mit derselben Nothwendigkeit des Naturgesetzes. Deshalb ist es mehr als fruchtlos, uneigennützige Pflicht oder ‚quietistische' Liebe zur Gerechtigkeit einzuschärfen. Wohl aber ist es andererseits möglich, dem Menschen die Aussicht auf ein ewiges Glück zu eröffnen; dieses läßt ihn dann sein irdisches Loos verachten, ja befähigt ihn sogar, nöthigenfalls sein Leben mit Freuden hinzugeben.

„Es gibt viele Atheisten, die unter die besten und größten Männer ihrer Zeit gerechnet werden: ein Helvetius z. B., so menschenfreundlich, so voll guter Werke, und James Mill, ein Bild der Sittlichkeit, stoisch, kalt und rein, wie eine antike Marmorstatue. Aber solche Ausnahmsmenschen waren gleichsam von Haus aus Philosophen, den gewöhnlichen sinnlichen Versuchungen nicht ausgesetzt, dazu gebildet durch christliche Erziehung inmitten einer christlichen Gesellschaft. In all unserm persönlichen Handeln überwiegt der Einfluß der Ansichten und Meinungen unserer Mitmenschen den der eigenen Persönlichkeit. Aber stellen wir uns einmal ein Volk vor, aus dessen Mitte die Religion vollständig verbannt wurde! Sittlichkeit, ja der bloße Begriff von Opfer und Pflicht wäre mit ihr verschwunden. . . .

„Also kurz gefaßt: Ohne Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele muß jedes Sittengesetz seiner Grundlage entbehren, mithin die gesellschaftliche Ordnung, die doch auf den Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit ruht, auf untergrabene Fundamente gestellt sein. Würde alle religiöse Ueberzeugung vollständig schwinden, so wäre der Rückfall zur überwundenen Barbarei unvermeidlich. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß die Religion allenthalben die Führerin war in der Entwicklung der Civilisation. Soll also die Civilisation nicht zu Grunde gehen, so muß die Religion in irgend einer Gestaltung fortfahren, die Regeln des sittlichen Verhaltens zu geben und zugleich die nothwendige Anregung zur Erfüllung der Pflicht."

Ueber die Grundsätze, welche bei Restaurationen von Kirchen zu beobachten sind, veröffentlicht das „Königliche Institut britischer Architekten" zu London eine neue, erweiterte Ausgabe seiner 1864 verfaßten Anweisung. In derselben sind sehr gesunde und allgemein beachtenswerthe Ansichten niedergelegt. Ein Auszug ist hier um so mehr berechtigt, weil er die in dieser Zeitschrift 1881 (Bd. XXI, S. 53 ff.) im Artikel „Ueber Restauration der Kirchen" und im Schlußwort des 37. Ergänzungsheftes ausgesprochenen Sätze

in erfreulicher Weise bestätigt. Heben wir die wichtigeren Stellen aus, um sie frei geordnet unseren Lesern mitzutheilen:

Es kann nicht genug betont werden, daß bei Behandlung alter Kirchen oder anderer Gebäude die Absicht nicht einfach dahin gehen sollte, sie wiederum in guten Stand zu setzen, sondern auch, sie als authentische Beispiele der alten Kunstthätigkeit unserer Gegend zu erhalten. Jedes alte Gebäude hat historischen Werth. Man sollte sich daran erinnern, daß dieser Werth verloren geht, wenn dessen echte Form zerstört wird.

Die Pflicht aller, denen die Sorge um alte Gebäude obliegt, geht demnach nicht sowohl dahin, dasjenige, was übrig blieb, zu erneuern, als es zu erhalten. Sie bezieht sich auf jeden Theil des ursprünglichen Werkes, das irgendwie erhalten werden kann. Man muß festhalten, daß Restaurationsarbeiten nur insofern Werth oder Bedeutung haben, als sie die alte Anlage erhalten helfen. Man wird solchen neuen Arbeiten nur dann Beachtung schenken, wenn alte Reste bleiben, die darthun, daß das Restaurirte sich treu dem Alten anschloß.

Bei der Erneuerung von Gegenständen aus Stein soll unter keinen Umständen ein Abkratzen oder Abschaben der Oberfläche stattfinden. Man muß an der allgemeinen Regel festhalten, neues Steinwerk dürfe dem ursprünglichen nur so eingefügt werden, daß es sich augenscheinlich als Erneuerung der alten Anlage darthut und sich als nothwendig ausweist. Wo Mauerwerk beschädigt oder verfallen ist, braucht es darum nicht nothwendigerweise vollständig neu errichtet zu werden. Man soll nur jene Theile herausnehmen, welche vollständig verdorben sind, und dieselben mit Steinen gleicher Art, aber mit den besten dieser Art, erneuern.

Man muß ein wachsames Auge darauf richten, daß persönliche Liebhabereien für oder gegen besondere Eigenthümlichkeiten oder Stile sich nicht geltend machen. Besonders soll man sich vor dem oft aufgestellten Satz hüten, daß eine restaurirte Kirche von allen Gegenständen gesäubert werden müsse, die nach einer bevorzugten Periode entstanden seien. Solche schwärmerischen Ansichten sind im höchsten Grade gefährlich. Sie haben manche restaurirte Kirche zu einem werthlos gemachten geschichtlichen Denkmal herabgewürdigt. Viele Gegenden sind durch rasches und ungeschicktes Vorgehen ihrer alten Denkmäler beraubt worden. Nichts soll darum entfernt werden ohne den leitenden Beistand eines (archäologisch gebildeten) Architekten, welcher vorher die Kirche selbst gesehen hat. Werke von künstlerischem oder geschichtlichem Werthe, die oft einer Erhaltung durchaus würdig sind, sollen grundsätzlich nicht weggeschafft werden.

Bei allen Kirchenrestaurationen muß das Hauptstreben freilich dahin gehen, jener neueren Zuthaten sich zu entledigen, welche ohne Rücksicht auf die Architektur hineingebracht wurden. Wer restaurirt, darf aber dennoch nicht rein idealen Vorstellungen nachgehen. Er muß die Leistungen *jedes Jahrhunderts* mit so viel Achtung behandeln, als die Erneuerung und *Benutzung* des Gebäudes erlaubt. Wo neuere Monumente gute, ältere Werke entstellen, sollen sie zwar entfernt, aber doch an einer Stelle wieder aufgerichtet werden, wo sie nicht mehr störend wirken.

Die erfolgreiche Erhaltung und Instandsetzung eines alten Werkes hängt größtentheils von dem Bauführer ab, dem der Architekt die Ausführung der Arbeiten überläßt. Man wähle darum zum Bauführer einen Mann aus, welcher die Anweisungen des Architekten gewissenhaft berücksichtigt.

Alterthumsfreunde, Archäologen und Geschichtsforscher, welche die Gegend kennen, werden immer der guten Sache einen Dienst leisten, wenn sie mit Aufmerksamkeit den Arbeiten folgen, welche man an alten Bauten vornimmt. Ihre vernünftigen Vorstellungen werden einem Baumeister, dem Liebe zur Sache innewohnt, immer willkommen sein. Wer ohne Uebereilung vorangeht, wird oft unersetzlichen Mißgriffen vorbeugen.

Dr. A. Reichensperger, der verdiente Nestor der katholischen Kunstforschung in Deutschland, hat diese Grundsätze in beredter und warmer Weise immer wieder ausgesprochen. Möchten sie allgemeine Anerkennung und Befolgung finden.

Chriſtlicher Frühling.

Wie ein Garten, vergleichbar den italieniſchen Kreuzweganlagen, umgibt die heilige Faſtenzeit mit ihren ſechs Sonntagen gleich Stationen das glorreiche Grab des Herrn. Quinquageſima mit der ernſten Inſchrift: „Sieh, wir ziehen hinauf gen Jeruſalem, und es wird alles erfüllt werden, was durch die Propheten geſchrieben iſt von dem Menſchenſohne“ (Luc. 18, 3), iſt das Portal des Gartens. Die Station des erſten Sonntags zeigt uns den öden und unheimlichen Berg Quarantania, wo der Heiland einſam faſtet, betet und mit dem böſen Feinde kämpft — ein rechtes Faſtenbild; es gibt den Grundton und den Charakter der ganzen Zeit. Das Geheimniß des zweiten Sonntags wird auch auf einem heiligen Berge begangen, nämlich auf dem Thabor. Die Strahlen ſeiner Verklärung gießen mildes, ermunterndes Licht auf die niedern Wege des irdiſchen Wirkens und Leidens und hellen den dunkeln Ausgang des Herrn in Jeruſalem und auch unſere Leidens- und Sterbensſtunde in dem Lichte der ſeligen Ewigkeit auf. Nach einer unerquicklichen Kampfesſcene mit den Phariſäern, welche der dritte Sonntag uns malt, führt die Station des vierten Sonntags uns wieder zu einem Berge, zur grünen grasreichen Halde des Berges der Brodvermehrung. Es iſt die Mitte und der Höhepunkt der Faſtenzeit, und von ſeinem Gipfel geht ein liebliches ſtilles Freuen durch die ganze Chriſtenheit. Die Liturgie des Sonntags iſt zuſammengewebt aus Worten des Troſtpropheten und aus dem Wallfahrtspſalm, den die Jeruſalemspilger auf dem Wege zur Stätte der Oſterfeier anſtimmten und ſangen (Pſ. 83). Sie klingt wie ein Gruß an die heilige Stadt, deren Zinnen gleichſam ſchon von ferne winken.

Warum begeht nun die Kirche mitten in der Faſtenzeit die Erinnerung an das Wunder der Brodvermehrung? Vor allem mag ein Grund in der Abſicht liegen, den Ernſt der Vorbereitung auf das Oſterfeſt durch liebliche und anmuthige Geheimniſſe zu mildern, die Ermüdeten von Faſten

und Abbruch zu ermuntern durch die Hilfe und Tröstung Gottes, die in dem Geheimnisse der Brodvermehrung einen so schlagenden und herzerfreuenden Ausdruck finden. Deshalb heißt der Sonntag ja Lätare. Der zweite und sachliche Grund ist, weil die erste Brodvermehrung wirklich in die Zeit der nächsten Vorbereitung auf das Osterfest fiel. Der hl. Johannes bemerkt es ausdrücklich, daß Ostern nahe war (Joh. 6, 4), und das hohe Gras am Abhange der Hochebene, wo das Wunder stattfand, deutet auf das Wiedererstandensein der Natur hin (Joh. 6, 10). Selbst die zweite Brodvermehrung muß in die nächste Zeit nach Ostern gefallen sein; denn zwischen der ersten und zweiten Brodvermehrung führt das Evangelium nur die Missionsreise des Heilandes nach Tyrus und Sidon auf, die sich leicht in zwei bis drei Wochen ausführen ließ. Von Sidon und von den außergaliläischen Landestheilen kehrte der Herr durch das Gebiet der Zehnstädte an den See Tiberias zurück (Matth. 15, 29. Marc. 7, 31). — Selbst der Ort ist für beide Wunder wahrscheinlich derselbe. Am nordöstlichen Rande des Sees, unweit dem Jordansübergang und der Stadt Bethsaida (Julias), bildeten die Höhenzüge durch ihr Zurücktreten vom See, ganz entsprechend der Ebene Genesareth auf der Westseite des Sees, eine kleine Ebene, die durch drei Bäche durchschnitten und von vielen Oleanderwäldchen bestanden ist, welche jetzt im Frühling in der schönsten Blüte prangten. Hinter der Ebene erheben sich die Höhen, an deren Ansteig der Heiland mit dem Volke saß und das Wunder wirkte im Anblick des palmenbedeckten Seeufers.

Es drängt sich nun die Frage auf, weshalb der Heiland zweimal das Wunder der Brodvermehrung wirkte, und gerade um die Osterzeit. Gewiß war die nächste Ursache die plötzliche zweimalige Noth des Volkes, das sich hier ohne Nahrung sah (Marc. 8, 1). Aber sicher lagen auch andere und tiefere Gründe vor. Ohne Zweifel wollte sich der Heiland als den wahren Messias, der bekanntlich ein wunderbares Brod geben sollte (Joh. 6, 30. 31), ausweisen und zwar durch eine wiederholte Brodvermehrung, um zu zeigen, daß die Macht, dieses Wunder zu wirken, ihm eigne. Der Hauptgrund aber war: er wollte vorbereiten auf das heiligste Altarssacrament, dessen Verheißung zwischen die erste und zweite Brodvermehrung fällt (Joh. 6, 35 f.) und dessen Einsetzung nach einem Jahre am folgenden Osterfeste vollzogen werden sollte. Deshalb bringt auch der hl. Johannes die Brodvermehrung und das Wandeln über dem Wasser mit der Verheißung der Eucharistie in Verbindung. Beide Wunder sind, jedes auf seine Weise, die höchst erhabene und that-

sächliche Einleitung zu dem Wunder der Eucharistie, sowie auch das Manna ein Vorbild der Brodvermehrung und Eucharistie war. Der Heiland wollte sein drittes Osterfest in Galiläa feiern, weil der gesteigerte Haß und die Wuth seiner Feinde ihm Jerusalem jetzt schon verschloß (Joh. 7, 7. 8. Luc. 9, 51), und diese Feier sollte die Vorfeier seines vierten und letzten Osterfestes sein. In der That bilden die Begebnisse dieses dritten Osterfestes in Galiläa mit der Brodvermehrung, der Verheißung der Eucharistie, mit dem Aufwallen der Volksgunst, die ihn zum König ausrufen will, und mit dem sofortigen Abfall dieses Volkes und vieler Jünger ein treffendes Spiegelbild des vierten, kommenden Osterfestes.

Der Erlöser wollte also durch die Brodvermehrung vorbereiten auf die Eucharistie. Diesen Gedanken und diese Absicht macht sich nun die Kirche zu eigen, wenn sie uns das Wunder der Brodvermehrung mitten in der Fastenzeit vorführt. Sie will auch unsere Gedanken allmählich hinlenken auf die christliche Osterfeier, die durch den Empfang des heiligen Altarssacramentes begangen wird. Und das bietet Gelegenheit, an der Hand des Geheimnisses der Brodvermehrung einige Gedanken auszuführen über die Eucharistie als Communion. Beide Geheimnisse, die Brodvermehrung und die Eucharistie als Sacrament, kommen in drei Stücken überein: erstens in dem Beweggrunde, zweitens in dem beiderseitigen Wunder selbst und drittens in den Wirkungen.

I.

Den ersten Zug der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen beiden Geheimnissen bildet der Beweggrund, der beiden zu Grunde lag.

Bei der Brodvermehrung war offenbar der Beweggrund Wohlwollen, Güte und Mitleid mit dem Volke, das eine so rührende Anhänglichkeit gegen den Heiland bewies und infolge dessen in große zeitliche Noth gerieth. Die Aufregung über die Enthauptung Johannes des Täufers und über die Wunder, welche die Apostel auf ihrer ersten Missionsreise gewirkt hatten, war so groß, daß der Heiland es für räthlich fand, Galiläa, das Gebiet des Herodes Antipas, für einige Zeit zu verlassen. Er schiffte sich deshalb wirklich vom westlichen Ufer nach der Ostseite des Sees ein, wo die Herrschaft des Herodes Philippus mehr Sicherheit bot. Das Volk, das den Herrn zu Schiffe steigen und ostwärts steuern sah, wollte aber nicht von ihm lassen und setzte sich längs des Sees auf dem Landwege in Bewegung und erreichte in hellen Schaaren um das nördliche Ufer herum noch vor dem Heilande die Ebene in der Nähe der Stadt Beth-

saida (Matth. 14, 13. 14. Marc. 6, 33. 34). Gerührt von diesem Schauspiele, gab sich der Herr ans Lehren den ganzen Tag bis zum Abende, so daß die Apostel ihn mahnten das Volk zu entlassen, damit es Unterkunft und Beköstigung suche in der Nachbarschaft. Auf die Zumuthung des Herrn, sie selbst sollten das Volk beköstigen, und auf den verzweiflungsvollen Bescheid der Apostel, dazu reiche ihr Vorrath nicht aus, wenn sie nicht in den nächsten Ortschaften sich um Brod umsähen, wirkte nun der Heiland das Wunder der Brodvermehrung (Matth. 14, 16. Marc. 6, 37). — Noch deutlicher sprach der Heiland selbst bei der zweiten Brodvermehrung diesen Beweggrund des Mitleids aus. Auf dem Zuge durch das Zehnstädtegebiet von Sidon her hatte sich dem Herrn eine große Volksmenge angeschlossen und ihn bis an den See begleitet. Da bildete sich ein wahres Volkslager, zu dem alles menschliche Elend seine Zuzüge geschickt hatte. Kranke aller Art, Stumme, Blinde, Lahme waren da. Man warf die Kranken, sei es aus Erschöpfung, sei es aus Hast und Eilfertigkeit wegen des Gedränges, nur so hin vor die Füße des Herrn. Der Herr heilte sie alle, und das Volk war außer sich vor Staunen und Dank zu Gott, als es die Geheilten unter sich wandeln sah (Matth. 15, 30. 31). Heilungen und Lehrvorträge dauerten so Tage lang (Matth. 15, 32) und natürlicherweise stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein (Matth. 15, 32. Marc. 8, 2). Da rief der Herr die Apostel zusammen und sagte: Mich erbarmt des Volkes; drei Tage lang schon halten sie bei mir aus und haben nichts zu essen (Matth. 15, 32. Marc. 8, 2). Und da wirkte er zum zweiten Male das Wunder der Brodvermehrung. Also Güte, Mitleid und Barmherzigkeit war es, was das Wunder bewirkte, und zwar zuvorkommende Barmherzigkeit; denn Christus kommt zuvor und legt den Aposteln das Wunder nahe (Matth. 14, 16. Marc. 6, 37); allwissende Barmherzigkeit, er weiß genau, wie lange die einzelnen bei ihm sind und wie weit sie nach Hause haben (Matth. 15, 32. Marc. 8, 3); es ist eine Alles umfassende Barmherzigkeit und Güte, die nicht bloß der Seele, sondern auch dem Leibe Gutes erweist (Matth. 14, 32. Marc. 8, 3).

Dieses ganze Volk nun in der einsamen Gegend am See ohne Nahrung, mit den vielen Lahmen, Blinden, Presthaften, Ermüdeten und Hungernden, geradeso wie einst das Volk Israel in der „großen schrecklichen Wüste" (Deut. 8, 15. 16) sind nur ein Bild der Welt und der ganzen Menschheit in dieser Welt bezüglich ihrer geistlichen Bedürfnisse. Nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele will leben. Die Speise nun,

die zu Grunde geht (Joh. 6, 27), kann die Seele nicht sättigen. Wenn also der Herr nicht hilft, erliegen wir auf dem Wege; denn weit her kommen wir alle und weit hin gehen wir. Doch der barmherzige Gott, der Erbarmer, hat den Seinen Speise gegeben (Ps. 110, 5) in dem heiligen Altarssacramente, dessen Vorbild das Manna und die Brodvermehrung ist. So war es denn ebenfalls die Güte und Barmherzigkeit Gottes, welche die Eucharistie zur Nahrung unserer Seele einsetzte und verordnete.

Und das führt uns jetzt näher auf die innere Begründung der Eucharistie als Sacrament und Communion ein. Die Sacramente sind Organe zur Mittheilung der Gnade an die Menschheit. Die Gnade selbst ist die Vermittlung des übernatürlichen Lebens Gottes an das Geschöpf. Deshalb ist nun die Eucharistie das erhabenste und vornehmste Sacrament, das Ziel, das Siegel und die Krone aller Sacramente, weil sie nicht bloß eine geschaffene Mittheilung der Aehnlichkeit mit Gott, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit Gott selber in Christus mittheilt. Das Wunderbare und Erhabene dieses Sacramentes ist, daß Christus, Gott selbst, da ist zur Nahrung unserer Seele. So hoch und erhaben diese Thatsache ist, so steht sie doch nicht unvermittelt in unserer Religion da. Im Gegentheil: alle Theile laufen in ihrer übernatürlichen Entwicklung in diese höchst glorreiche Spitze aus oder weisen auf dieselbe zurück. Schon in der natürlichen Ordnung ist es dieselbe schöpferische Macht, die das Dasein gibt und die Erhaltung und Bethätigung des Lebens bewirkt. Die Religion selbst deutet ja hin auf Mittheilung von Seiten Gottes an den Menschen und Wiedergabe des Menschen an Gott und schließt so die höchste Gabe Gottes an den Menschen und die wirkliche Vereinigung des Menschen mit Gott in ihrem Rahmen ein. Schon das Heidenthum und Judenthum kannten eine Communion in dem Genusse des Geopferten. Genuß des Opferfleisches war eine Ergänzung des Opfers von Seiten der Gottheit und das gnädige Heranziehen des Menschen zur Vereinigung mit ihr. Mit der Menschwerdung erst war die Idee, das Vorbild und der Grund der Eucharistie als Communion gegeben. Die Communion ist wie eine Erweiterung, Einführung und Vollendung der Menschwerdung, vollzogen in dem Maßstab der Möglichkeit in jeder einzelnen Menschennatur. Das Geheimniß der Gnade ferner, das übernatürliche Leben ist ein Leben in Christus. Durch die Gnade wird Christus in uns geboren und fängt Christus in uns zu leben an und zwar in allseitiger, höchst wahrer und kraftvoller Weise. Die Gnade ist nichts als

das geschaffene Abbild der göttlichen Sohnschaft in uns. Wenn nun das übernatürliche Gnadenleben ein Leben in Christus ist, so ist es entsprechend, daß übernatürliches Leben auch durch übernatürliche Nahrung und das christliche Leben durch Christus selbst erhalten und gefördert wird. Das Leben wird ja nur genährt durch Aufnahme gleichartiger Stoffe.

Endlich deutet, wie der Anfang, so auch die Vollendung und das Ziel des übernatürlichen Lebens auf die Communion hin. Das Ziel des übernatürlichen Lebens ist der Himmel durch die unmittelbare Anschauung und den wirklichen Besitz und Genuß Gottes, die herrlichste und glorreichste Entfaltung aller wundervollen Keime und Anlagen, die im Gnadenleben hienieden schlummern. Ein so hohes und herrliches Ziel muß schon hienieden eine würdige Vorbereitung und Anbahnung finden, und wenn der Gottmensch selbst der Beginn und das Ende des Gnadenlebens ist, dann ist es auch entsprechend, daß er die Mitte einnehme und selber das schöne Mittel sei. Das Alles geschieht nun in der heiligen Communion. Da ist Christus wirklich selbst das kostbare Mittel der Ernährung. Die Communion ist der wahrhafteste Besitz Gottes hienieden und ein höchst glorreiches Vorspiel der seligen Vereinigung mit Gott im Himmel. Essen, Genießen ist ein Sinnbild der Liebe und Vereinigung. Weil es außer der hypostatischen Vereinigung in Christus und außer der beseligenden Vereinigung mit Gott im Himmel keine innigere Vereinigung mit der Gottheit gibt als die, welche die genossene Speise mit unserm Wesen eingeht, deshalb hat Christus sich selbst in den Strom, der unser leibliches Leben nährt, hineingeworfen und hat dieses heilige Sacrament nach Art eines Speisegenusses eingerichtet[1]. So stehen alle Geheimnisse unserer Religion mit der Communion im schönsten Einklange und finden in ihr ihre glorreiche Erweiterung, Ergänzung oder Vollendung. Güte, Mitleid und Barmherzigkeit war der Beweggrund der Brodvermehrung. Bei der Communion ist es auch Wohlwollen und Barmherzigkeit und noch unendlich viel mehr. Die Güte und Barmherzigkeit geht hier in Liebe über. Um bloß gütig und barmherzig zu sein, bedurfte es der Einsetzung des Altarssacramentes oder der Communion nicht. Die Eucharistie als Sacrament ist nicht bloß ein Almosen an unsere Schwäche und Bedürftigkeit, sondern das Unterpfand und der glänzende Beweis der großmüthigsten und überschwänglichsten Liebe. Da er die Seinen liebte, hat er sie bis zum Ende geliebt (Joh. 13, 1).

---

[1] Oswald, Sacramente. I. Bd. 2. Abschn. 1. Hauptst. § 11.

II.

Der zweite Vergleichungspunkt zwischen der Eucharistie und den beiden Brodvermehrungen ist das Wunder selbst, und zwar erstens dem Gegenstande seiner Bewirkung und zweitens der Art und Weise nach, wie die Bewirkung zu Stande kam.

In beiden Brodvermehrungen ist Brod und zwar ein wunderbares Brod unmittelbare Wirkung des Wunders, so wie auch das Manna, das ältere Vorbild der Communion, ein wunderbares Brod war und deshalb Himmelsbrod, Brod der Engel, genannt wurde (Ps. 77, 24. 25. Weish. 16, 20. Exod. 16, 4. Num. 11, 9). Das Eigenthümliche am Wunder der Brodvermehrung also war, daß es gleich dem Wunder des Manna und dem Wunder in Kana die Substanz der Dinge berührte und deshalb ein absolutes Wunder darstellte, nicht aber in dem Sinne, daß die Substanz des Brodes hervorgebracht wurde. Der Heiland schuf bei der Brodvermehrung kein neues Brod. Was all die Tausende vom Ersten bis zum Letzten genossen, waren die sieben und die fünf Brode und Fischlein, die schon vor dem Wunder vorhanden waren. Der Gegenstand oder das Ergebniß des Wunders war somit keine Erschaffung oder Verwandlung, sondern nur eine Vermehrung der Substanz des Brodes. Das Wunder setzt also schon Vorhandenes voraus, behält und vermehrt es bloß.

Bezüglich der Art und Weise aber, wie das Wunder der Brodvermehrung vollführt wurde, ist als erster Umstand bemerkenswerth die Einfachheit und Unscheinbarkeit. Statt der feierlichen Ankündigung bei dem Mannawunder (Exod. 16, 6) finden wir, außer der vertraulichen Berathung mit den Aposteln, die nur die natürliche Unmöglichkeit einer Speisung unter diesen Umständen beleuchten soll, kein Wort, keine Andeutung des Wunders (Matth. 14, 16. 17; 15, 32. 33. Marc. 6, 36. 37; 8, 3. 4. 5. Luc. 9, 19. Joh. 6, 5—9). Und ebenso still und ohne Auffälligkeit vollzieht sich das Wunder selbst. Der Segensspruch, der es einleitet, sieht und hört sich an wie das Tischgebet, das jeder fromme Familienvater der Speisung seiner Kinder vorausschickt (Matth. 14, 19; 15, 36. Marc. 6, 41; 8, 6. Luc. 9, 16. Joh. 6, 11). Der zweite Umstand bei dem Wunder der Brodvermehrung ist, daß sich der Herr bei demselben der Mithilfe der Apostel bedient, nicht bloß insofern als er sie berath, durch sie das Volk in Tischgesellschaften ordnet, sondern durch sie das wunderbare Brod vertheilen läßt (Matth. 14, 19; 15, 36. Marc. 6, 41; 8, 6. Luc. 9, 14. 15. 16. Joh. 6, 10). Ja, manche Schrifterklärer nehmen mit vieler Wahrscheinlichkeit an, das Brod habe sich

in den Händen der Apostel vermehrt, oder die Vermehrung des Brodes habe in den Händen des Herrn begonnen und habe sich fortgesetzt in den Händen der Apostel. Der dritte Umstand bei der Brodvermehrung war, daß die Spendung des wunderbaren Brodes mit großer Freigebigkeit und königlicher Großmuth vollführt wurde. Zweimal wirkt der Herr das große Wunder und beide Male für eine große Menge des Volkes aus allen Altern und Geschlechtern (Matth. 14, 21; 15, 38). Für Alle, ohne Ausnahme, wurde das Wunder gewirkt, für Gläubige und Ungläubige, für Sünder und Gerechte, Eifrige und Laue, für Dankbare und Undankbare. Das wunderbare Brod wurde gereicht in großer Fülle, so daß jeder nach Bedürfniß nehmen konnte (Joh. 6, 11) und so, daß alle gesättigt wurden (Matth. 14, 20; 15, 37. Marc. 6, 42; 6, 8) und die Ueberbleibsel unverhältnißmäßig die Menge der ursprünglichen Brode übertrafen (Matth. 14, 20; 15, 37).

Alles dieses bietet nun ebenso viele Vergleichungspunkte mit dem heiligsten Altarssacramente und zwar zum unvergleichlichen Vortheile des letztern. Hier ist das Brod nach den Worten der Verheißung und Einsetzung (Joh. 6, 35. 48. 51. 56. Matth. 26, 26. 28) nichts weniger als Christus selbst, sein Leib und sein Blut unter den Gestalten des Brodes und Weines, wie er selbst sagt, das wahre Himmelsbrod, das vom Himmel steigt und die Seelen mit Unsterblichkeit und Wonne sättigt. Infolge dessen ist das Wunder hier viel größer, weil es nicht bloß Vervielfältigung der Substanz, nämlich des Leibes und Blutes Christi ist, sondern vor allem eine Wesenswandlung, indem an die Stelle der Brodsubstanz die Substanz des Leibes Christi tritt. Es vereint daher dieses Wunder die Herrlichkeit der Wunder von Kana, der Brodvermehrung und des Manna und zwar in einem unendlichen Grade. Wie bei der Brodvermehrung alle die Tausende von denselben Broden aßen, so genießen im Altarssacrament alle denselben Leib Christi, und wie dort das Wunder an Vorhandenes anknüpfte, so wird auch bei der eucharistischen Wesenswandlung schon vorhandenes Brod in den Leib Christi verwandelt und bleiben vom Brode wenigstens die vorhandenen Gestalten.

Ebenso entsprechen die Umstände, unter denen die Eucharistie vollzogen wird, denen der Brodvermehrung. Vor allem entspricht die Einfachheit und Unauffälligkeit. Die einfache Ceremonie der Vollziehung des Sacramentes scheint ganz vom Muster des Ritus bei der Brodvermehrung abgesehen zu sein, wenn nicht vielmehr dieser als Vorbild von jener als seiner Vollendung den Charakter erhalten hat (Matth. 14, 15;

26, 26). Ja, das Wunder der Brodvermehrung hatte an und für sich noch mehr Auffälligkeit. Jeder der Tausende konnte es sehen und mit Händen greifen, und am Ende standen die Körbe voll Ueberbleibsel als sichtbare und beredte Zeugen da. Die eucharistische Verwandlung dagegen ist für niemand wahrnehmbar. Ein Stücklein Brod, ein Tröpflein Wein und einige leise hingehauchte Worte sind die ganze sinnenfällige Vorrichtung des großen Wunders, und das geheimnißvolle Walten dieser Vorrichtung bringt nicht die geringste Veränderung in die sinnlich wahrnehmbare Umgebung. Die Blumen hauchen wie eben noch still ihre süßen Düfte aus, die Lichter auf dem Altare flimmern wie sonst, und die Sonnenstrahlen weben die gewohnten Lichtkreise um die Gestalten: anscheinbar ist nichts geschehen. Und doch ist das Größte und Wunderbarste, ja, Unbegreifliches ist geschehen. Alles liegt anbetend auf den Knieen vor diesen Gestalten, die anzubeten Alles vor einigen Augenblicken noch als einen greulichen Götzendienst verabscheut hätte. Aber gerade dadurch erzeigt sich das eucharistische Wunder als ein höheres; denn wenn es dieses nicht wäre, hätte keine Nothwendigkeit bestanden, es durch ein sichtbares Wunder vorzubereiten und einzuleiten. Gerade durch die Unauffälligkeit behauptet es seinen höhern Rang als geistiges Wunder. Die Eucharistie ist andererseits das Sacrament der Huld und Menschenfreundlichkeit, in welchem der Herr, um sich mit uns inniger zu vereinigen, sich nicht bloß des Glanzes seiner Gottheit und der strahlenden himmlischen Begleitung, sondern selbst der sichtbaren Majestät seiner Menschheit begibt. Nie und nimmer könnte er unser Herz zu seiner wirklichen Wohnung machen, wenn er sich nicht in die Gestalten des Brodes hüllte. So klein sind wir Menschen hier auf Erden, daß der Herr sich um so mehr erniedrigen muß, je mehr er sich mit uns vereinigen will. Wie eine Mutter sich kindlich zum Kind herabbeugen, kindlich mit ihm denken und sprechen, Kind mit dem Kinde werden muß, wenn sie sich ihm mittheilen und von ihm verstanden sein will, so der Herr der Majestät uns Menschenkindern gegenüber.

Noch viel wahrer und wirksamer vollzieht sich der zweite Umstand, der in dem Mitwirken von menschlichen Ursachen bei Vollziehung des eucharistischen Wunders besteht. Was die Apostel bei der Brodvermehrung thaten, war nur ein schwaches Vorbild der Wirksamkeit, welche das katholische Priesterthum bei der Vollziehung der heiligen Eucharistie ausübt. Dort wie hier wirkt eigentlich die Macht des Herrn das Wunder. Jetzt aber tritt das Wort des Priesters als wirksame Ursache bei Vollziehung der Eucharistie ein, während die Apostel bei der Brodvermehrung mehr das

Amt der Diakone übten. Nur durch die Hände des Priesterthums kommt der Welt der eucharistische Heiland. Beiden, dem Heiland und dem Priester, verdankt sie in Wahrheit die Eucharistie. Es ist dieses ein weiterer Schritt der Annäherung des Heilandes an die Menschheit, ein übergroßer Vortheil für uns. Vor allem ist es ein Vortheil der Ehre, indem so viele Menschensöhne zu Organen der gottmenschlichen Thätigkeit erhoben werden und in dem Glanze dieser ganz göttlichen Würde erstrahlen, dann ein Vortheil der Leichtigkeit, an den heiligen Geheimnissen theilzunehmen. In dieser, wie in manch anderer Beziehung brauchen wir in unserer Armuth, in unserem Hunger und unserer irdischen Geplagtheit nicht wie das Judenvolk dem Heilande von Gegend zu Gegend nachzuziehen. In jedem Priester begegnet uns der Heiland, jede Kirche und jede Kapelle verwandelt er in weit höherem Sinne in den Berg der Brodvermehrung.

Daher kommt es, daß auch der dritte Umstand, der das Wunder der Brodvermehrung begleitete, hier, und zwar in erhöhtem Maße, eintritt. Hier in der Eucharistie offenbart erst recht der Heiland alle Eigenschaften seines königlichen Charakters, seine Weisheit, seine vorsorgende und alles umfassende Liebe, seine Großmuth und Freigebigkeit. Es ist ein alter, aber wahrer und stets beherzigenswerther Gedanke, daß es schon übergenug an Huld und Gnade wäre, wenn der Herr nur einmal im Leben eines jeden Christen, oder nur einmal im Jahre und nur an einem Orte der Welt in der heiligen Communion sich mittheilte und zwar nur frommen und eifrigen Christen. Nun ist aber der Heiland an unzähligen Orten, ja, überall und jedem theilt er sich mit, so oft er will, er mag in Liebe und Eifer oder Lauheit und Gefühllosigkeit kommen und ohne rechte Dankbarkeit von dannen gehen. So übertrifft denn das Wunder der Eucharistie an Ausdehnung, Tragweite und jeglichem Erweis der Macht und Güte die Brodvermehrung und selbst die Spendung des Manna. Es ist die Eucharistie so recht das große Gastmahl, dessen Festgenosse die ganze Menschheit, dessen Dauer und Ort die ganze Erde und die ganze Weltzeit und dessen wahrhaft königliches, nein göttliches Gericht nichts Geringeres ist als der heilige Leib und das heilige Blut Christi. „Nehmet hin und esset, dieses ist mein Leib (Matth. 26, 26)." Er nennt zwar bloß seinen Leib und sein Blut. Aber gibt er uns damit nicht Alles, seine Seele, seine Menschheit, seine Gnade, seine Verdienste, alles, was er gethan und gelitten von der Krippe bis zum Kreuze, seinen Himmel und seine Gottheit? Alles wird unser in einem Augenblicke, wir können es mit unseren Händen fassen und in unser Herz legen. So spricht auch der Bräutigam

zu seiner erwählten Braut: „Nimm diesen Ring.“ Und mit ihm gibt er seine Schätze, seine Titel, seine Würden und seine Person. Unser Herz wird durch die heilige Communion der lebendige Thron der Gottheit. Wer begreift die Schätze und Reichthümer, mit denen uns eine einzige heilige Communion überhäuft?

III.

Es erübrigt jetzt noch der dritte Vergleichungspunkt der Brodvermehrung mit der Eucharistie, nämlich die Wirkungen beider.

Die unmittelbare und materielle Wirkung der Brodvermehrung war, daß alle, die gegenwärtig waren und dem Brode zusprachen, gesättigt wurden, wie dieses von den Evangelisten bemerkt wird (Matth. 14, 20; 15, 37. Marc. 6, 42; 8, 8. Luc. 9, 17). Es war dieses eben der wahrhaftige Beweis der Brodvermehrung. — Diese materielle Wirkung zog nun natürlicherweise auch eine moralische nach sich und zwar eine große und außerordentliche, weil das Wunder so auffällig war, weil es sich längere Zeit fortsetzte und an jedem, der von dem Brode genoß, erneuerte. Unter dem Eindruck dieses Wunders, das natürlicherweise an die Speisung des Volkes durch Manna unter Moses erinnerte, wurden sogleich Stimmen laut, ob der Heiland nicht der große versprochene Prophet, der Messias, sei, der kommen sollte. Die Galiläer, aus denen wohl die Mehrzahl der wunderbar Gespeisten bestehen mochte, sehr beweglich und erregbar von Natur aus, verfielen sogleich auf den Plan, den Heiland einfach als König Israels auszurufen (Joh. 6, 14). In diesem Beginnen sprach sich offenbar Dank, Anhänglichkeit, hohe Begeisterung für die Person Jesu aus, dessen königlicher Charakter sich so glorreich geoffenbart hatte. Die Gesinnung war berechtigt durch die Ursache, aus welcher sie stammte, nämlich aus der Ueberzeugung oder Ahnung seiner messianischen Würde; aber unrichtig war es, daß die Männer sich das Reich des Messias als ein zeitliches dachten und es mit Gewalt zum Durchbruch bringen wollten. Es vermischte sich da Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Dank und Eigensucht, Glaube und Unglaube, wie der Heiland selbst am folgenden Tage in Capharnaum es ihnen vorhielt (Joh. 6, 26. 27. 34). Sobald ihre Anhänglichkeit eine Probe bestehen sollte, fielen sie doch ab (Joh. 6, 42. 53). Es war dieses nur ein Nachspiel der Wirkungen, welche das Mannawunder beim Volke in der Wüste gehabt, und ein Vorläufer der Wirkungen der heiligen Eucharistie.

Um nun die Wirkungen der Communion einigermaßen zu zeichnen, muß als Grundwahrheit festgehalten werden, daß die Communion eine wirkliche Vereinigung mit Christus ist in Form eines Speisegenusses. Dieses zeichnet klar die Stellung und Aufgabe der Eucharistie in dem herrlichen System der Sacramente. Alle Sacramente haben das Gnadenleben, dessen Mittheilung, Erhaltung, Förderung und Entwicklung zum Zweck. Die Taufe und die Buße geben das Gnadenleben, die Firmung verleiht ihm die Reife, die Eucharistie ist seine Nahrung. Was also die materielle Speise unserem leiblichen Leben ist, das soll die Eucharistie dem Gnadenleben sein. Wie die leibliche Nahrung unser zeitliches Leben erhält, ersetzt, entwickelt, stärkt und erhöht, so wirkt auch die Eucharistie auf das gesammte Seelenleben, um so mehr, da die Speise hier nichts Geringeres als Christus selbst ist, die Quelle und der Urheber aller Gnade. Vom göttlichen Heiland selbst wird die Eucharistie immer hingestellt als das Sacrament des Lebens. Ich bin das Brod des Lebens (Joh. 6, 35. 48. 50. 51. 52. 55). Wer dieses Brod ißt, wird nicht sterben (Joh. 6, 50), er wird das Leben haben (Joh. 6, 52) und ewiges Leben haben (Joh. 6, 55. 59), er wird in mir bleiben und ich in ihm (Joh. 6, 57). Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob die Eucharistie das Leben erst gebe, dafür sind andere Sacramente da. Dieses Sacrament ist wegen seines Inhaltes von solcher Würdigkeit und Erhabenheit, daß es das Leben zum Empfange schon voraussetzt. Es ist ja gerade wegen dieser Würdigkeit einigermaßen das Ziel der Sacramente und des Menschen selbst und deshalb thut es nicht einfach die Dienste eines nothwendigen Mittels, sondern übt Wirkungen höherer Ordnung am Gnadenleben.

Dieser Wirkungen sind nun im besondern zwei. Erstens schützt und erhält es das Gnadenleben gegen die Sünde, welche der Tod des übernatürlichen Lebens ist. Die läßliche Sünde, welche nur eine Schwächung des Gnadenlebens ist, wird durch das Sacrament geradezu und regelmäßig vernichtet nach dem Ausspruche der Trienter Kirchenversammlung (Sess. XIII, c. 1); die schwere Sünde aber hält es fern, indem es schützt und stärkt gegen äußere Versuchungen, und noch tiefer und wirksamer, indem es die Begierlichkeit, die Wurzel der Sünde in uns, angreift und unschädlich macht. Es ist allgemeine Lehre der Väter und Geisteslehrer und ein anerkannter Erfahrungssatz, daß dem öftern und würdigen Empfang des heiligen Altarssacramentes keine Leidenschaft und keine Versuchung widersteht. Es wird dieses sehr verschieden erklärt. Einige halten es für eine mittelbare Wirkung der Vermehrung und Kräftigung der Liebe und

des höhern Gnadenlebens; andere meinen, es komme von den Gefühlen der lieblichen Andacht, die oft den Empfang der heiligen Communion begleiten und durch die unsere niedere Sinnlichkeit inne werde, es gebe auch beim Heiland köstliche Freuden und Wonne für uns, und so werde der Heißhunger nach irdischen Freuden gestillt und dem Uebersinnlichen zugewendet; wieder andere nehmen einen unmittelbaren Einfluß des Sacramentes auf unsere niederen Vermögen der Seele und des Leibes an; es dämpfe deren Reizbarkeit und Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke und Genüsse, es erwecke im Gegentheil Ruhe, Nüchternheit, Vernünftigkeit, keuschen und jungfräulichen Sinn in unserem Wesen, namentlich durch die heiligen Gedanken und Vorstellungen, die in unserer Phantasie erregt werden. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, all dieser Segen sei Wirkung einer Reihe von wirklichen Gnaden, welche durch den Empfang der heiligen Communion für uns flüssig werden, Gnaden nicht bloß beim Empfange des Sacramentes, sondern Gnaden, auf die wir ein Recht erhalten durch den Empfang und die uns später bei Gelegenheit, zur Zeit des Kampfes und der Versuchung zukommen, Gnaden der Erleuchtung, der Kräftigung, des Schutzes, selbst der Abwehr von Gefahren und lockenden Gelegenheiten, in denen wir vielleicht fielen, Gnaden, so viele Gnaden, daß man sie eine ganze Vorsehung nennen kann[1].

Wir sind längst von der Communionbank fort, Stunden und Tage liegen schon zwischen dem Empfange der Communion, und sieh, noch wetterleuchtet es in unserm Geiste und in unserm Herzen von heiligen Gedanken und Entschlüssen; wenn eine Versuchung kommt, prallt sie, wie von Stahl, von unserem Willen ab, und naht sich etwas Verführerisches, so geht es ohne Eindruck vorüber. Das sind die Wirkungen der heiligen Communion, um das Gnadenleben zu schützen. Man kann die Communion füglich vergleichen mit der Wolkensäule, die wie ein verständiges Wesen das Volk Israel bei seinem Zuge schützte, des Tages sich schirmend über das Lager ausbreitete und nachts wie ein Leuchtthurm dastand, dem Zuge voran ins Meer schreitet, die Wasser theilt, dann stille steht, das Volk vorüberziehen läßt und sich als schützende Nachhut an das Ende des Zuges stellt gegen den nachstürmenden Pharao. Es ist gewiß, daß durch kein anderes Mittel uns so viele Gnaden zufließen, als durch die heilige Communion. Sie ist es, wodurch die Gnaden der Auserwählung namentlich zur Verwendung gelangen. In dieser Wahrheit liegt die Er-

[1] Suarez, Euch. disp. 64. sect. 1.

klärung der Worte des Herrn: „Wer mein Fleisch nicht ißt und mein Blut nicht trinkt, wird das Leben nicht haben" (Joh. 6, 54), und die Begründung des kirchlichen Gebotes, einmal wenigstens im Jahre um die österliche Zeit den Leib des Herrn zu empfangen. Es ist nämlich die Communion so wichtig für die Erhaltung des Gnadenlebens, daß ihr Empfang eine moralische Nothwendigkeit genannt werden kann, um in der Gnade zu verharren. Es reiht sich hier auch ein sehr tröstlicher Gedanke für Seelen an, die sich über die Giltigkeit ihrer Communionen ängstigen, wenn sie aus denselben keine namhafte Frucht zu ziehen scheinen. Wenn wir auch keinen andern Nutzen aus der Communion zögen, als daß wir uns lange Zeit in der heiligmachenden Gnade erhalten, so ist das die erste und eigentliche Frucht, für welche das Sacrament eingesetzt ist und eine so große und herrliche Wirkung, daß wir Gott nie genug danken können, wenn wir erwägen, wie schwach und wie vielen Versuchungen wir ausgesetzt sind, und wie kostbar und erhaben der Stand der heiligmachenden Gnade ist[1].

Zweitens erhält die Communion nicht bloß das Gnadenleben, sondern vermehrt und stärkt es auch. Diese Wirkung hat das Altarssacrament mit manchen anderen Sacramenten gemein, aber die Art und Weise ist eigenthümlich, wie das Altarssacrament die Vermehrung der heiligmachenden Gnade bewirkt, nämlich durch die Vermehrung der Liebe. Die Liebe ist die höchste und erhabenste Tugend und die Trieb- und Grundkraft des Willens und des ganzen geistigen und geistlichen Lebens. Die Liebe erhöhen heißt das ganze Gnadenleben kräftigen. Es entspricht diese erhabene Wirkung durchaus der Vortrefflichkeit dieses Sacramentes und folgt ganz natürlich aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit desselben, weil es eben die wahrste und innigste Vereinigung mit Christus ist. Nach dem hl. Thomas bewirkt dieses Sacrament ferner deshalb besonders Liebe, weil es eine Erinnerung an das bittere Leiden und den Tod Jesu ist, und nichts rührt so die Liebe, wie freiwilliges, liebendes Leiden. Endlich offenbart in diesem Sacramente der Herr so glorreich die ganzen Schätze seiner Liebe und spricht seine Liebe zu uns mit so mächtiger Stimme, daß nichts unsere Gegenliebe zu gewinnen im Stande ist, wenn nicht dieses hochheilige Sacrament, der Brennpunkt aller Veranstaltungen der Liebe des Gottmenschen. Das ist also die schöne Frucht dieses Sacramentes, die Liebe.

---

[1] Suarez, Euch. disp. 63. sect. 6.

Wo aber die Liebe ist, da sind auch die Wirkungen der Liebe. Da ist vor allem Friede und Ruhe. Die Seele hat das Gut gefunden, das sie sucht. Sie ruht am Herzen Jesu, ihrem letzten Ziele. Was will sie mehr? Oft nimmt dieser Friede den Charakter einer gewissen Sättigung und eines edlen Selbstgefühles an. Wie unsere Natur nach leiblicher Sättigung durch keinen Anblick von Speisen, auch der köstlichsten, zum Verlangen angeregt wird, so geht auch das Herz unberührt an allen Genüssen der Welt vorüber, und weder Gewinn noch Verlust zeitlicher Güter schreckt es aus seiner Ruhe auf. Es kennt eben Besseres und weiß, welcher Güter es gewürdigt wurde. So verleiht die Communion wirklich christlich adeligen Sinn. — Wo die Liebe ist, ist auch zweitens die Freude, dieses Gefühl der Zufriedenheit und Wonniglichkeit an dem erlangten Gute. Wenn schon das Blut der edlen Rebe des Menschen Herz erfreut, um wie viel mehr der Becher des Heiles und der Unsterblichkeit? Die Sacramente der Buße und des Frohnleichnams sind die rechten Trostbrunnen der Welt und namentlich das Altarssacrament, weil es ein Speisen an himmlischen Tischen und die Erneuerung und Vollziehung der Freundschaft und Liebe mit Jesus ist. — Wo endlich Liebe ist, da ist auch Muth, Entschlossenheit und Starkmuth, um Großes zu unternehmen und zu leiden, Gleichmuth und Unerschrockenheit in Opfern und Gefahren und unersättlicher Durst, etwas zu thun zur Ehre Gottes und zur Mehrung des Reiches Christi. Mit einem Worte: es vollzieht sich nach und nach durch die heilige Communion jene innige Vereinigung, jene geistige Verähnlichung, man möchte sagen Vergöttlichung, welche der Herr selbst als die höchste und edelste Frucht des Sacramentes hinstellt, wenn er sagt: „Wie mich der lebendige Vater gesendet und ich lebe um des Vaters willen, so wird auch der, welcher mich genießt, um meinetwillen leben" (Joh. 6, 58), oder mit anderen Worten: Wie ich ein göttliches Leben aus dem Vater habe und es meiner Menschheit mitgetheilt habe, so wird auch derjenige, welcher mich in dem Sacramente genießt, meines göttlichen Lebens theilhaft werden, der wird nicht bloß das Bild meiner göttlichen Sohnschaft in sich haben, sondern nach und nach denken, urtheilen, fühlen und handeln wie ich, nicht er wird mehr leben, sondern ich in ihm (Gal. 2, 20), und ich werde alles in ihm sein. Das ist gewiß der Höhepunkt der christlichen Vollkommenheit.

An dieser Umwandlung in Christus und an dieser erhabenen Gottförmigkeit nimmt nicht bloß der Einzelne, sondern die ganze Kirche durch die Eucharistie theil. Die Schwungkraft der Liebe und das Uebermaß

des Opfers, wie es sich in der Fülle der christlichen Nächstenliebe, in der Uebernahme des Ordensstandes und in der Herrlichkeit des Martyrthums offenbart, sind nur Strahlen der eucharistischen Sonne[1]. Nirgends sonst finden sie sich, weil es nirgends sonst eine Eucharistie gibt. Es ist die Eucharistie die stets gegenwärtige, nimmer ruhende, immer geschäftige und an allen Enden der Erde arbeitende, an sich ziehende und verähnlichende Gottesmacht der Kirche. Durch die Eucharistie ist Christus so recht der wahre und große Weinstock, der die Ausgestaltungen der Menschheit als ebenso viele eingesenkte Zweige trägt, sie mit dem Safte der Kraft seines göttlichen Lebens durchdringt und mit einem Himmel und Erde erfreuenden Reichthum an Früchten des ewigen Lebens bedeckt. Durch Wesen und Wirkung ist die Eucharistie nicht bloß Vorbereitung, sondern Vorgenuß des seligen Himmels. Der Himmel ist der wahre und wirkliche Besitz Gottes, die Eucharistie auch. Der Himmel ist beseligende Liebe, die Eucharistie auch; der Himmel ist Friede, Freude, Wonne, die Eucharistie auch; der Himmel ist unwandelbare Ruhe, die Eucharistie auch; der Himmel ist Unsterblichkeit, die Eucharistie auch, selbst in unsern sterblichen Leib senkt sie den Samen der Unsterblichkeit. Der Himmel ist freudiges, nimmer ruhendes und Gott verherrlichendes Wirken und Schaffen, die Eucharistie nicht weniger.

Das ist die Brodvermehrung und die Communion, Bild und Ebenbild, Vorbild und Wirklichkeit. Das dritte und vierte Osterfest beging der Heiland durch die eucharistische Feier und Vorfeier. So hält es auch die Kirche. Sie feiert ihr Osterfest durch die Entrichtung und den Empfang der Eucharistie. Dieselbe ist auch wirklich das christliche Osterfest (1 Cor. 5, 7) und der Beginn des geistlichen Frühlings in der Welt. Die Natur, vom linden Hauche des Frühlings berührt, erwacht aus dem Winterschlafe und ersteht zu neuem Leben. Sonne und Wind, Licht und Luft schaffen an allen Enden, den Graus des Winters in einer neuen Fülle von Grün und Blumen zu begraben und die Herrlichkeit eines neuen Lebens über der Erde heraufzuführen. Mit der Osterzeit fängt es auch an zu leben und zu grünen in den stillen Gründen der Seelen. Manch altes, winterliches Grab sprengt beim Erklingen der Osterglocken die Siegel des Schlummers und des Todes, und die Himmelsklarheit des Auferstandenen durchleuchtet es. Wie die Verheerung eines grausigen Bergsturzes unter dem steten und stillen Wirken der Natur verschwindet und in frisches,

[1] Oswald, Sacramente. I. Bd. 2. Abschn. 4. Hauptst. § 14.

grünendes Leben ſich umkleidet, ſo geht auch der Greuel der Sünde unter in dem Sieg und Segen des belebenden Sacramentes. Die Wüſte fängt wieder an zu blühen wie eine Lilie. So iſt es allenthalben in der Chriſtenheit. Oſtern iſt immer das jährliche Vorſpiel der großen Auferſtehung. Vor dem Geiſte des Lebens, der von allen Winden weht, erheben ſich Todte — ein Heer, groß und gewaltig (Ez. 37, 10) — und wandeln in neuem Leben. Werden dieſe Erſtandenen leben und ſich nicht wieder zum Tode niederlegen? Sie werden leben, wenn ſie nicht vergeſſen, vom Brode des Lebens zu genießen. „Wer dieſes Brod ißt, wird leben in Ewigkeit“ (Joh. 6, 59). M. Meſchler S. J.

Der Darwinismus in der Chemie.

(Schluß.)

Von demjenigen Naturforſcher, dem es gelänge, alle phyſikaliſchen und chemiſchen Naturvorgänge einheitlich auf einfache mechaniſche Grundvorgänge zurückzuführen, der es verſtände, alle die wechſelvollen Erſcheinungen im Stoffreiche als die von den jedesmaligen Umſtänden bedingten Variationen einiger wenigen allgemeinen Bewegungsarten darzuſtellen und die überall giltigen Variationsgeſetze zu ermitteln, von dem würde man mit Fug und Recht behaupten können, er habe den „Stein der Weiſen“ gefunden. Denn er hätte in der That den Grund-, Eck- und Schlußſtein zu jenem wiſſenſchaftlichen Einheitsbau gefunden, auf den, als ihr Endziel, das Sinnen und Trachten der heutigen Gelehrten auf dem Gebiete der Naturforſchung gerichtet iſt. Bislang waren wir freilich der Anſicht, die Forſchungen auf den einzelnen Gebietstheilen ſeien noch nicht ſo weit gediehen, daß jemand mit Ausſicht auf Erfolg den Verſuch wagen würde, die Erfahrungsthatſachen aller Gebietstheile einheitlich erklären zu wollen. Bei naturgemäßer Entwicklung müßte ja, ſo ſcheint uns, dieſe Erklärung auf die Erkenntniß des Einzelnen ſich ſtützen. Solange das Einzelne aber in Dunkel ſich hüllt, fehlt der Erklärung die objective Beleuchtung und kann ſie in ihren ſubjectiven Aufſtellungen über das Gebiet des bloß Möglichen nicht hinauskommen. Mit ſolch einer reinen Möglichkeit dürfte aber dem poſitiv geſinnten Naturforſcher wenig gedient ſein. Wohl hat die heutige Technik in den experimentellen Forſchungsmethoden eine Ver-

feinerung, Genauigkeit und Vervollkommnung erreicht, welche den Uneingeweihten in Erſtaunen ſetzt, wohl iſt hierdurch dem Auge ein tieferer Einblick ins kleinſte Detail der Naturdinge eröffnet worden: aber die geiſtige Einſicht in dieſelben hat damit nicht gleichen Schritt gehalten. Vielfach haben leider die verbeſſerten Forſchungsmittel dazu geführt, nur das Unpaſſende der bisherigen Erklärungen erkennen zu laſſen, ohne einer beſſern Deutung die Wege zu bahnen.

Herr Profeſſor Lindemann in Königsberg ſcheint anderer Anſicht zu ſein. Wenigſtens hat er thatſächlich den Verſuch einer ſolchen allumfaſſenden, einheitlichen Erklärung gewagt und ihn in den Schriften der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg (XXIX. Jahrgang, 1888) veröffentlicht[1]. Gewiß haben ſich ſchon manche Forſcher mit dem Plane eines derartigen Verſuches getragen, einige wenige — unter ihnen muß an erſter Stelle Sir William Thomſon genannt werden — haben auch allen Ernſtes daran gearbeitet. Unſeres Wiſſens iſt es jedoch bis heute keinem gelungen, etwas Ganzes und voll Abgerundetes, ſo wie es uns Herr Lindemann bietet, fertig zu ſtellen. Es iſt übrigens auch nur dieſe Fertigſtellung, welche letzterer als ſein Verdienſt in Anſpruch nehmen kann. Denn den Grundgedanken ſeines Erklärungsverſuches, deſſen erſte allgemeine mathematiſche Durcharbeitung, ſowie deſſen Anwendung auf die Lichterſcheinungen lieferten ihm als nahezu reife Frucht die Vorarbeiten des eben erwähnten engliſchen, genialen und kühnen Forſchers, welcher, überaus bewandert in Mathematik, Phyſik und Chemie, in der Praxis wie in der Theorie gleich geſchickt zu arbeiten verſteht und durch ſeine Erfolge die engliſche Regierung veranlaßte, ihm das Adelsdiplom zuzuerkennen. Schon ſeit vielen Jahren müht ſich dieſer Gelehrte damit ab, eine Vorſtellung über die letzten Stofftheilchen zu gewinnen, die ihm geſtatten ſoll, mit Hilfe der mathematiſchen Mechanik allein ſämmtliche Naturerſcheinungen einheitlich zu erklären. Erſt verſuchte er es mit „Kaſtenatomen", dann mit „Atomwirbeln" und endlich mit „Schalenatomen". Die auf letztere gebaute Molekulartheorie entwickelte er in Vorträgen zu Southport und Montreal, ſowie in Vorleſungen, die er 1884 an der John Hopkins' Univerſity in Baltimore hielt und nachher drucken ließ. Herr Lindemann, der Gelegenheit hatte, wiederholt mit Herrn Thomſon zuſammenzutreffen, ließ ſich für deſſen Anſichten gewinnen. Er glaubt ver-

[1] Der im Buchhandel erſchienene Sonderabdruck führt den Titel: „Ueber Molekularphyſik. Verſuch einer einheitlichen dynamiſchen Behandlung der phyſikaliſchen und chemiſchen Kräfte von Prof. Dr. F. Lindemann."

mittelst einiger Aenderungen in ihrer mathematischen Behandlung die Schwierigkeiten beseitigen zu können, welche Herrn Thomson bei ihrer Anwendung auf besondere Vorgänge sich entgegenstellten, und hofft so, den Passe-partout zur wissenschaftlichen Erschließung aller chemischen und physikalischen Fragen gefunden zu haben. Dabei kommt er aber auch zur Einsicht, daß die Chemie, wenn man überhaupt noch von Chemie reden darf — auf Darwins Sätze sich stütze. Dieses ist der Grund, weshalb unser Thema mit diesen weit ausschweifenden Erörterungen sich befassen muß. Der Leser wird nebenbei gleichzeitig einen Einblick in die Richtung und Ziele der heutigen „exacten Wissenschaft" gewinnen.

Suchen wir zunächst in aller Kürze die Grundlagen und den Gang der Lindemann'schen Erklärung zu skizziren.

In der materiellen Welt haben wir nur mit drei Factoren zu rechnen, mit Atomen, Lichtäther und Bewegungsenergie. — Jedes Atom ist ein Massensystem, bestehend aus einem festen Kern und concentrischen Kugelschalen, welche durch elastische Kräfte zusammengehalten werden und gegeneinander verschiebbar sind. Im weitern Verlauf wird dann zwischen einzelnen Atomen und den Molekeln als Atomverbindungen unterschieden. Letztere werden definirt als „Combinationen von zwei oder mehreren Atomen, deren äußerste Schalen dicht aneinander liegen". Atome und Molekeln schwimmen in dem alles erfüllenden Lichtäther. Dieser aber wird — entgegen den gewöhnlichen Vorstellungen — als überall gleich dicht und gleich elastisch vorausgesetzt. Mit den Atomen oder Molekeln verkehrt der Aether, je nach deren Bewegungszuständen, wie ein Doppelwesen. Sehr schnellen Schwingungen der Atom- oder Molekelschalen gegenüber verhält er sich wie ein vollkommen elastischer Körper, der mitschwingen kann; in Bezug auf verhältnißmäßig langsame Bewegungen der Atome und Molekeln aber, wie sie beispielsweise die moderne Gastheorie in den Gasen annimmt, wäre der Aether einer vollkommenen reibungslosen Flüssigkeit gleichzuachten, welche Atomen und Molekeln freie Bewegung gestattet, ohne selbst daran theilzunehmen. — So lauten die wenigen, durch ihre Einfachheit sich empfehlenden Voraussetzungen, auf welchen nun die Theorie mit Hilfe der Mathematik und Mechanik aufgebaut werden soll.

Nach der weitern Annahme, die Atomdurchmesser seien verschwindend klein gegen die Länge der Lichtwellen, schafft sich Herr Lindemann eine feste Operationsbasis durch Herleitung zweier grundlegenden Sätze. Erstens: Einem jeden Atome kommen ebenso viele „kritische Perioden" zu, als es

Kugelſchalen hat. Unter „kritiſchen Perioden“ ſind aber jene elaſtiſchen Schwingungen zu verſtehen, welche die einzelnen Kugelſchalen wegen ihrer Geſtalt und Spannung ſelbſt anzunehmen im Stande ſind und welche ſich im Innern des Atomes abſpielen können, ohne daß ſie ſofort auf den Aether übertragen zu werden brauchten. Sie ſind ein Analogon zu den Tönen, auf welche die Saiten eines Muſikinſtrumentes geſtimmt ſind. Zweitens: Wenn Schwingungen des Aethers (Licht- oder Wärmeſtrahlen) von „kritiſcher Schwingungszeit“ ein Atom treffen, ſo geben ſie einen großen Theil ihrer Energie an die Kugelſchalen desſelben ab, ſie werden „aufgeſaugt“, und die fortſchreitenden Aetherſchwingungen werden zu ſtehenden Schwingungen im Atom, die Aetherbewegung wird zur innern Atombewegung. Aus dieſen beiden Sätzen ergibt ſich an erſter Stelle wie von ſelbſt die Erklärung für die Abſorptionserſcheinungen des Lichtes durch Körperſubſtanzen und umgekehrt für das Ausſtrahlen von Licht aus Stoffen. Die kritiſchen Perioden beſtimmen in dem einen wie in dem andern Falle die charakteriſtiſchen Linien im Abſorptions- oder Emiſſionsſpectrum.

Hierauf wendet ſich Herr Lindemann zur Unterſuchung, wie die Brechungserſcheinungen oder die Vorgänge der Strahlenableukung beim Uebergange des Lichtes aus einem Mittel in ein anderes bei ſeinen Vorausſetzungen ſich geſtalten müſſen. Er ſchlägt ſich geſchickt die mathematiſche Brücke zu Geſetzesausdrücken, zu denen auch Herr v. Helmholtz in letzter Zeit auf einem andern, weniger geraden Wege theoretiſch ſich durchgearbeitet hat, zu Ausdrücken, die aber auch den Erfahrungsergebniſſen im allgemeinen ſich gut anpaſſen. Ebenſo glücklich weiß er die Beſtimmungsgleichungen abzuleiten, welche auf Grund ganz anderer Anſchauungen Sellmeyer, v. Helmholtz, Lommel und Ketteler für die Zurückwerfung und Zerſtreuung des Lichtes aufgeſtellt haben, wieder Geſetzesformeln, welche durch die Erfahrung hinreichend beſtätigt werden. Gleiches gilt für die Geſetze der Doppelbrechung und der Spectralerſcheinungen leuchtender Körper. Beim Vergleiche der Spectren der Elemente mit den Spectren der aus ihnen gebildeten chemiſchen Verbindungen ergibt die Theorie übereinſtimmend mit der Beobachtung, „daß die Spectren chemiſcher Verbindungen nicht aus discreten Linien beſtehen, ſondern aus hellen ſäulenförmigen Banden“, und daß die aus zwei Atomen gebildeten Molekeln, weil ihnen mehr kritiſche Perioden zukommen, beim Leuchten auch mehr Spectralfarben darbieten als die einzelnen Atome. Nachdem Herr Lindemann ſchließlich noch die Fluorescenz, d. i. die Fähigkeit gewiſſer Sub-

ſtanzen, infolge der Belichtung ein anderes Licht auszuſenden, als ſie durch Beſtrahlung empfangen haben, durch die ſchwingenden Schalenatome erklärlich gefunden, hat er die Anwendbarkeit ſeines Erklärungsprincipes auf die Grunderſcheinungen des Lichtes, ſoweit ſie nur ihren allgemeinen Umriſſen nach ins Auge gefaßt werden, dargethan.

Die Wärmeerſcheinungen fügen ſich ebenſo glatt. Es wird zunächſt darauf hingewieſen, wie die Schwingungsenergie der Kugelſchalen wegen ihrer Anordnung über eine beſtimmte Grenze hinaus nicht anwachſen könne. Wenn daher mehr Energie, als der Maximalwerth der innern Schwingungsenergie beträgt, an das Atom oder die Molekel übertragen wird, ſo muß der Schwerpunkt des ganzen Atomes oder der ganzen Molekel verſchoben werden; dieſe gerathen in fortſchreitende Bewegung. Damit iſt aber eine annehmbare Erklärung der fundamentalſten Erſcheinungen der Wärmelehre angebahnt. Da nämlich zufolge der heutigen Wärmetheorie die Temperaturwärme oder die fühlbare Körperwärme in die fortſchreitende Bewegung der Atome oder Molekeln zu verlegen iſt, wird aus Obigem leicht begreiflich, wie durch Licht- und Wärmeſtrahlen im Aether die Temperatur der Körper geſteigert werden, und wie umgekehrt die Temperaturwärme Leuchten und Wärmeſtrahlung im Gefolge haben kann. Auf dieſem Wege glaubt Herr Lindemann einen beſſern Einblick in das Dulong'ſche Geſetz über die Atomwärmen eröffnen und manche andere dunkle Punkte bezüglich der Wärmeerſcheinungen aufhellen zu können.

Beſondere Beachtung verdient die Art und Weiſe, wie die verwickelten chemiſchen Vorgänge der Theorie untergeordnet werden. Eine chemiſche Verbindung aus zweierlei Atomen, z. B. aus Waſſerſtoff- und Chlor-Atomen, ſoll nur dadurch zu Stande kommen, daß die Atome bei ihrem Zuſammenſtoße einen Theil der Energie ihrer innern Schwingungsbewegung in Energie fortſchreitender Bewegung oder in Temperaturwärme umſetzen. Die entſtehende Verbindung wird um ſo feſter und beſtändiger, je größer der Betrag der verwandelten innern Schwingungsenergie iſt. Herr Lindemann möge uns dieſen Vorgang bei Bildung der Salzſäure oder des Chlorwaſſerſtoffgaſes mit ſeinen eigenen Worten erläutern:

„Das Chlorwaſſerſtoffgas entſteht aus Chlorgas und Waſſerſtoffgas unter Einwirkung von Licht, und es wird dabei eine beträchtliche Menge Wärme frei. Dies erklärt ſich auf folgende Weiſe: Sowohl Chlor als Waſſerſtoff zeigen ſtarke, helle Linien im blauen Theile des Spectrums, der Waſſerſtoff überdies im ultravioletten Theile. Die entſprechenden kritiſchen Schwingungen werden alſo durch auffallendes Licht leicht erregt, und dadurch wird

die innere Energie der Atome unſerer beiden Elemente ſtark vergrößert. Stellen wir uns nun vor, daß ein Waſſerſtoff- und ein Chloratom ſich auf ihren Wegen begegnen, ſo werden ſie eine gewiſſe, wenn auch außerordentlich kurze Zeit in Berührung bleiben. Für dieſe kurze Zeit kann der mechaniſche Satz über die relative Bewegung um den Schwerpunkt angewandt werden, da während der gemeinſamen geradlinigen Bewegung der beiden Atome keine äußeren Kräfte wirken. Vorausgeſetzt alſo, daß die Energie des aus beiden Atomen zu bildenden Moleküls kleiner iſt, als die Summe der Energien der beiden einzelnen Atome unter den obwaltenden Verhältniſſen (d. h. daß die kritiſchen Schwingungen des Moleküls für die Einwirkung des Lichtes weniger empfänglich ſind, als diejenigen der einzelnen Atome), ſo müſſen die Kugelſchalen der Atome nunmehr die reſultirenden Schwingungen ausführen, welche dem Moleküle nach unſerer mathematiſchen Ableitung zukommen: *Chlor und Waſſerſtoff müſſen ſich zu Chlorwaſſerſtoff verbinden.* Hierbei kann natürlich keine Energie verloren gehen, ſondern die Differenz der innern Energie des Moleküls und derjenigen der einzelnen Atome kommt der fortſchreitenden Bewegung des Moleküls zu gute und wird als Wärmeentwicklung beobachtet."

Die Geſtalt der aus zwei aneinander liegenden Atomen gebildeten Molekel ſtellt ſich Herr Lindemann in Form eines verlängerten Rotationsellipſoides vor; die aus den Kugelſchalen der Atome ſich ergebenden inneren Schwingungen der Molekeln erfolgen demnach auf concentriſchen Ellipſoidſchalen. — Das Entſtehen chemiſcher Verbindungen würde alſo nur davon abhängen, ob die jedesmaligen reſultirenden Molekelſchwingungen „unter den obwaltenden Verhältniſſen eine geringere Energie ergeben als die Schwingungen der einzelnen Atome". Eigener chemiſcher Kräfte, einer „chemiſchen Verwandtſchaft" der Atome bedarf man fürder nicht mehr, alles kommt nur „von den obwaltenden *Verhältniſſen*". Damit hätten wir aber den darwiniſtiſchen Zufall voll und ganz in der Chemie!

„Eine chemiſche Art kommt aus ähnlichen Gründen zu Stande, wie die Aenderung einer ‚Art' nach der Darwin'ſchen Theorie der ‚Anpaſſung' und ‚natürlichen Zuchtwahl'. Eine Art ändert ſich, wenn ſie dadurch geänderten natürlichen Exiſtenzbedingungen ſich beſſer zu fügen vermag. So vereinigen ſich zwei Atome zu einem Moleküle, wenn ſie vereinigt unter beſſeren (bequemeren) Bedingungen exiſtiren können, den gegebenen äußeren Einflüſſen weniger ausgeſetzt ſind, als vorher in getrenntem Zuſtande. Bei Bildung der chemiſchen Verbindung ſind beſondere Verwandtſchaften ebenſo wenig thätig, wie bei Aenderung der Art Willensacte der betreffenden Individuen."

Schließlich werden die elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen in den Kreis der Theorie eingefügt. Um eine beſtimmte, feſte Grundlage für die mathematiſchen Operationen zu gewinnen, mußte vorab der Vor-

ſtellung über das Weſen der Elektricität eine faßbare Geſtaltung gegeben werden. Herr Lindemann erklärt die elektriſchen Erſcheinungen für ſolche, die, ähnlich den Lichterſcheinungen, auf elaſtiſche Schwingungen im Aether und in den Körpertheilchen zurückzuführen ſind. Das Eigenthümliche derſelben rührt nur daher, daß die Wellenlängen ſehr klein ſind; denn ihnen gegenüber müſſen hier die Durchmeſſer der Atome für groß gelten. Wie bei den Lichtſtrahlen findet auch hier eine Uebertragung der Schwingungen vom Aether auf die Atome der Molekeln ſtatt, und umgekehrt. Dieſe Vorſtellungsweiſe iſt nicht ganz neu, da auch ſchon andere, beſonders Lorenz und Maxwell, in ihren elektriſchen Lichttheorien eine ähnliche Paralleliſirung zwiſchen Licht und Elektricität angeſtrebt haben und im Princip demſelben Grundgedanken Ausdruck gaben, von dem Herr Lindemann ausgeht. In der Durchführung dieſes Gedankens im einzelnen weicht jedoch letzterer von den erſteren weſentlich ab.

Auf dieſen hypothetiſchen Unterbau wird das Gebäude der geſammten Elektricitätslehre gewandt und gefällig hingeſtellt. Wie im Handumdrehen ſpringen die hauptſächlichſten, erfahrungsgemäß feſtgeſtellten Eigenthümlichkeiten der elektriſchen Vorgänge und ihre Geſetze aus den mathematiſchen Formeln heraus. In manche bislang ganz dunkle Begriffe und Vorſtellungen ſcheint plötzlich Licht zu kommen, ſie gewinnen beſtimmte Faſſung, einheitliches Gepräge und verrathen innige Verwandtſchaft mit den ſonſtigen phyſikaliſchen Auffaſſungen. Die Atome halten — wie bezüglich der Licht- und Wärmeſchwingungen — ſo auch unter den elektriſchen, welche vom Aether an ſie herankommen, „kritiſche“ Ausleſe; auch hier kann die auf das Atom übertragbare Energie, ſei es, daß wir nur eine kritiſche Periode desſelben oder alle insgeſammt ins Auge faſſen, ein beſtimmtes Maximum nicht überſteigen. Mit Verwendung des Satzes der Hydrodynamik: „Die Bewegung eines in eine Flüſſigkeit getauchten Körpers erfolgt in der Richtung, in welcher die Energie der Flüſſigkeit bei dieſer Bewegung abnimmt“, und unter gewiſſen Vorausſetzungen laſſen ſich die elektriſche Anziehung und Abſtoßung und das dieſe Wirkungen beherrſchende Coulomb'ſche Geſetz herleiten. Zwiſchen zwei elektriſchen Theilchen erfolgt Anziehung, wenn die elektriſchen Schwingungen des dazwiſchen liegenden Aethers bei der gegenſeitigen Annäherung der Theilchen durch Abſorption vermindert, Abſtoßung aber, wenn das Gegentheil eintreten würde. Da eine Abſorption elektriſcher Energie nur bei Molekeln möglich iſt, die das relative oder abſolute Maximum elektriſcher Energie noch nicht erlangt haben, ſo wirken zwei elektriſch erregte Theilchen nur dann anziehend,

falls unter den obwaltenden Umständen in einem von ihnen die elektrische Energie noch wachsen kann. Das eine noch Elektricität aufsaugende Theilchen wäre negativ, das andere positiv elektrisch. Sind beide Theilchen unter den gegebenen Bedingungen einer Steigerung der elektrischen Energie nicht mehr fähig, so stoßen sie sich gegenseitig ab. — Während so die elektrostatischen Wirkungen mit den Vorgängen bei der Wärmestrahlung in nahe Berührung gebracht werden, wird die Fortleitung der Elektricität in Metallen der Wärmeleitung an die Seite gestellt.

„Wir nennen", so erklärt uns Herr Lindemann, „einen Körper elektrisch leitend, wenn seine Moleküle infolge besonders günstiger Werthe ihrer kritischen Perioden und anderer Constanten gegen elektrische Energie so empfänglich sind, daß das Maximum der innern elektrischen Energie sehr leicht erreicht wird und daß infolgedessen der Schwerpunkt des Moleküls außerordentlich kleine Oscillationen ausführt, die sich von Molekül zu Molekül im leitenden Metall fortpflanzen und ihrerseits wieder im Innern jedes Moleküls elektrische Energie erregen, genau wie oben die größeren als Wärme empfundenen Schwingungen der Moleküle dazu dienen konnten, die innere Energie der letzteren bis zum Leuchten zu steigern. Beeinflußt wird natürlich die Leitung durch die elektrische Strahlung von Molekül zu Molekül. Körper, für deren Moleküle das Maximum der innern elektrischen Energie schwerer erreicht wird, oder deren innere Schwingungen schwerer durch Stöße erregt werden, sind Nichtleiter."

Diese Vorstellung über Leitung mathematisch weiter entwickelnd, findet Herr Lindemann für die Fortleitung der Elektricität eine Geschwindigkeit, die gleich der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes ist, für die elektrodynamische Einwirkung der Stromelemente aufeinander aber einen mathematischen Ausdruck, der das Weber'sche Grundgesetz in einer Form enthält, auf welche die von v. Helmholtz gemachten Einwürfe nicht anwendbar sind. Auf das Doppler'sche Princip sich stützend, gelangt er ferner zu einem neuen Satz, demzufolge ein leicht elektrisirbarer Stoff, mit hinreichend großer Geschwindigkeit einer Lichtquelle genähert, elektrisch erregt werden müßte, und zwar um so mehr, als ultraviolette Strahlen in dem Lichte vorhanden sind. Umgekehrt müßte ein Stofftheilchen, wenn es sich vom Ausgangspunkt einer elektrischen Erregung mit großer Geschwindigkeit entfernt, leuchtend werden. Dabei würde dieses „elektrische Leuchten" zuerst mit bläulichem Scheine stattfinden, um dann bei wachsender Geschwindigkeit ins Röthliche überzugehen. Beispiele für solches elektrisches Leuchten will Herr Lindemann im elektrischen Glimmlicht, im Aufleuchten der Geißler'schen Röhren, im Nordlicht und im Lichte der Kometen finden.

Etwas verwickelter gestalten sich seine weiteren Auseinandersetzungen über die elektromagnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes und die Erklärung des Magnetismus und Diamagnetismus. Wir sehen deshalb von einer Besprechung dieser Ableitungen ab, da sie ohnedies in Kürze sich nicht leicht allen verständlich darlegen ließen und das Mitgetheilte vollauf genügen kann, über die neue Theorie und die Art ihrer Durchführung einen Begriff zu geben.

Zu einer eingehenden sachlichen Prüfung so hochgelehrter Ausführungen, wie sie die Lindemann'sche „Molekularphysik" bietet, ist hier nicht der Ort. Ueber den Erklärungsversuch, inwiefern derselbe alle Zweige der Physik und Chemie einheitlich umfassen will, mögen einige wenige allgemeine Bemerkungen genügen.

Fürs erste scheint die wissenschaftliche Solidität der neuen Theorie, was Entwicklung und Begründung betrifft, trotz des hochmathematischen Apparates manches zu wünschen übrig zu lassen. Eine mit subjectiver Willkür zurecht gelegte allgemeine Vorstellung wird geistreich und gewandt, freilich hie und da mit etwas Zwang, einer Reihe allgemeiner Forschungsergebnisse angepaßt. Gleich der Ausgangspunkt ist willkürlich gewählt. Denn die kernhaltigen schaligen Atome kommen uns vor wie Hagelkörner, die aus heiterem wolkenleerem Himmel fallen. Wir wüßten wahrlich nicht, welche Thatsachen so gebaute Atome verlangten, noch auch, weshalb wenigstens derartig gedachte Atome in bessere Uebereinstimmung mit den thatsächlichen Verhältnissen zu bringen sein sollten, als anders construirte, etwa Atome, welche aus bestimmt geordneten Massenpunktgruppen bestehen. Diese Ausstellung trifft in noch höherem Grade die ellipsoidischen Molekeln. Darin hat Herr Lindemann allerdings wohl Recht, wenn er das Flickwerk von Aetherhüllen um die Atome fallen läßt und den überall gleichen Aether in unmittelbare Wechselwirkung mit der Atommasse bringt. Auch können wir ihm nur beistimmen, wenn er die Atome nicht mehr als einheitlich feste, innerlich unverschiebbare Klümpchen einführt, sondern als innerlich gegliederte, gesetzmäßig bewegliche Massensysteme, und wenn er den Schwerpunkt der Erklärung physischer Vorgänge in eine bestimmte Constitution der Atome verlegt. Beides entspricht den experimentell festgestellten Thatsachen und scheint vom heutigen Stand der Wissenschaft geradezu gefordert zu werden. Jedoch hierin bietet seine Theorie nichts Neues mehr. Andere haben schon vor ihm auf diesen Standpunkt sich gestellt, er hat insbesondere die Ideen Sir William Thomsons zu den seinigen gemacht. Muß deshalb auch die Annahme einer

bestimmten innern Ausgliederung der Atome als eine berechtigte angesehen werden, so ist doch die Art und Weise ihrer Vorstellung nicht schlechthin unserem Gutdünken überlassen. Sie muß sowohl nach den im Atome selbst, als nach den zwischen den Atomen und dem Aether sich abspielenden Bewegungen, soweit diese aus der Erfahrung sich erkennen lassen, zugeschnitten werden, nicht aber umgekehrt. Gibt die positive Erfahrung, wie dieses im vorliegenden Fall leider zugestanden werden kann, hierüber keinen genügenden Aufschluß, so darf man es mit einer bestimmten, subjectiv festgestellten Annahme allerdings versuchen. Aber selbst auch dann soll nicht bloße Willkür die Annahme regeln, man hat vielmehr mit den einfachsten, mit den am wahrscheinlichsten das Richtige treffenden Vorstellungen den Anfang zu machen, und soll diese zum vorneherein nicht weiter in enge subjective Formen einzwängen, als es nöthig ist. Diesen Bedingungen scheinen uns aber so künstliche Gebilde wie die kernhaltigen, schaligen Atomkugeln und Molekelellipsoide nicht zu entsprechen. — Zu weite Willkür und Mangel an Motivirung bekunden dann noch manche Punkte in der weitern Ausarbeitung des Grundgedankens: so die Auffassung der chemischen Veränderungen, die Verlegung des elektrischen Zustandes in minimale, elastische Transversalschwingungen, die Erklärung der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes durch den elektrischen Strom u. a. m.

Die vorgebrachten Bemerkungen sollen nur dazu dienen, den Werth der Grundlagen der neuen Theorie in wahrem Lichte erscheinen zu lassen. Es liegt uns aber nichts ferner, als damit einen Tadel über den Versuch einer Erklärung auf solchen Grundlagen erheben zu wollen. Wir geben im Gegentheil gerne zu, daß in solch einem willkürlichen Aufgreifen einer allgemeinen Idee und in ihrer probeweisen Anpassung an die thatsächlichen Verhältnisse in Wirklichkeit schon mehr als einmal der Schritt zur Auffindung einer guten Theorie gelegen hat. Es kann nur lobend anerkannt werden, wenn Herr Lindemann kühn einen großen Wurf gewagt und gewandt ausgeführt hat, selbst für den Fall, daß sich schließlich herausstellen sollte, derselbe sei nicht glücklich gewesen und habe sein Ziel verfehlt. Ob glücklich oder unglücklich, jedenfalls wird er anregend und fördernd auf unsere theoretischen Kenntnisse einwirken.

Ueber dieses „glücklich" oder „unglücklich" hält es schwer sich ein festes Urtheil zu bilden. Nur ein eingehender Vergleich der theoretischen Folgerungen mit den Erfahrungsergebnissen kann hierbei zur Entscheidung führen. Gerade dieser Vergleich hat aber im vorliegenden Falle seine

beſondern Haken, weil Herr Lindemann es verſchmäht hat, ſeine abſtracten Deductionen in die wünſchenswerthe Fühlung mit den greifbaren Forſchungsthatſachen zu bringen. Es iſt verhältnißmäßig leicht, die Möglichkeit einer einheitlichen Theorie für alle Naturvorgänge in groben Umriſſen anzudeuten; ganz beträchtlichen Schwierigkeiten begegnet man aber, wenn man eine ſolche Theorie in ihrer Anwendung auf die einzelnen concreten Erſcheinungen ſowohl den qualitativen als quantitativen Elementen nach weiter entwickeln ſoll, und noch ſchwerer fällt es, den Nachweis dafür zu liefern, daß die Theorie mit keiner bekannten Thatſache im Widerſpruch ſtehe. Nur die Klarlegung der letzten beiden Punkte kann jedoch einerſeits die Brauchbarkeit, andererſeits die dermalige Richtigkeit der Theorie außer Zweifel ſetzen. Da nun Herr Lindemann auf den erſten Punkt ſich beſchränkt hat, die letzten beiden Punkte aber ſeinen Leſern überläßt, ſo gleicht ſein „Verſuch“ dem erſten Entwurf zu einem Gemälde, welchen der Künſtler mit ein paar Kohlenſtrichen auf einen Carton wirft; das fertige Gemälde wäre erſt noch zu liefern. Mag nun auch der Phantaſie des Künſtlers aus den wenigen ſchwarzen Linien heraus ſchon das geſammte farbenbunte Detail des zu ſchaffenden Bildes entgegenſchimmern, einem gewöhnlichen Beſchauer wird es kaum möglich ſein, vermittelſt des thatſächlich Gebotenen ſich eine zutreffende Vorſtellung vom zukünftigen Gemälde zu machen. Indem wir uns der „Molekularphyſik“ gegenüber in der Lage eines ſolchen gewöhnlichen Beſchauers befinden, ſo wollen wir nicht ſo unbeſcheiden ſein, kurzweg über dieſelbe den Stab zu brechen, wiewohl uns ſchon in der Kohlenſkizze gar manches verzeichnet dünkt. Zum Beweiſe für letzteres nur das Folgende.

Wenn die chemiſchen Verbindungen, wie Herr Lindemann es will, zu Stande kämen, dann würden chemiſche Umwandlungen mit Energie-Abſorption nicht vorkommen. Solche Umwandlungen, die ſogenannten „endothermiſchen“, zählen aber nach Hunderten. Ein Eingehen auf die Ergebniſſe der neueren Thermochemie mit ihren „conſtanten Wärmetönungen“ hätte ihn gewiß ſtutzig gemacht. Es muß überhaupt, ſo will uns ſcheinen, als ein verfehltes Beginnen bezeichnet werden, die Erklärung der chemiſchen Verwandlungen im allgemeinen nur zweien der einfachſten Vorgänge ſo obenhin anzupaſſen. Hätte Herr Lindemann ſtatt der Salzſäure das Chlorſilber zum Stützpunkt ſeiner Theorie gewählt, dann würde er wohl zu entgegengeſetzten Folgerungen gelangt ſein. Während dort das Licht die Verbindung zwiſchen Chlor und Waſſerſtoff unter Wärmeentbindung einleitet, bringt es eine Trennung zwiſchen Chlor und Silber

hervor unter Wärmeverſchluckung. Die chemiſchen Verbindungsvorgänge zeigen eine Reihe von nahen Berührungspunkten mit den Wirkungen der Cohäſion und Adhäſion. Dieſe letzteren aber werfen auf das Lindemann'ſche Erklärungsprincip für die Verbindung von Stofftheilchen ein höchſt ungünſtiges Licht. Warum hat er in der „Molekularphyſik" dieſe unter dem Namen der „Molekularwirkungen" bekannten Erſcheinungen mit keinem Worte erwähnt? Wenn wir auch nur die hervorſtechendſten Thatſachen der Chemie vor unſerem Geiſte vorüberziehen laſſen, ſo drängt ſich uns unabweisbar der Gedanke auf, Herr Lindemann habe die Sache viel zu leicht genommen[1]. So einfach, wie er es darſtellt, liegen die Dinge gewiß nicht. Den verwickelten chemiſchen Thatſachen gegenüber muthet uns ſeine ſchlichte einfache Deutung der chemiſchen Verbindungen und Zerſetzungen komiſch an. Und ſehen wir auf das ausdrucksvolle, ſcharfe Gepräge der Elementaratome hin, das mit aller Beſtimmtheit tiefere, noch nicht aufgeklärte Geſetzmäßigkeiten in ihrem Bau bekundet, ſehen wir hin auf das geſetzlich wohlgeordnete, vielfach und mannigfaltig verknotete Gefüge der Molekeln, ſo wie die Structurchemie dasſelbe uns für die organiſchen Subſtanzen offen gelegt hat, ſo bieten uns dafür ſchalige Atomkugeln und Molekelellipſoide noch lange keine ausreichende Erklärung.

So glatt und gefällig ferner Herr Lindemann uns auch das Bild der Elektricität zu ſkizziren weiß, ſo uneben und unbefriedigend wird dieſe Skizze, wenn man ſich daran macht, ſie zum vollen Bilde zu ergänzen. Ein ſolcher Unterſchied der negativen und poſitiven Elektricität, wie ihn die Thatſachen darthun, iſt in der Lindemann'ſchen Elektricität nicht zu finden. Dem entſprechend führen denn auch die Neutraliſationsvorgänge zwiſchen beiden Electricitäten zu recht bedenklichen Schwierigkeiten. Das gleichzeitige Erſcheinen von poſitiver und negativer Elektricität, ſei es bei ihrer Hervorbringung durch Reibung, ſei es bei Berührung heterogener

---

[1] Hätte Herr Lindemann die intereſſanten Unterſuchungen E. Pringsheims (1887) über die Bildung der Salzſäure durch Belichtung zu Rathe gezogen, dann würde er ſich davon überzeugt haben, daß nicht einmal für ſo überaus einfache chemiſche Proceſſe ſeine Vorausſetzungen zutreffen. Die Salzſäure bildet ſich gar nicht ſo, wie er es annimmt. — Die mathematiſch-theoretiſche Behandlung der chemiſchen Vorgänge iſt in den letzten Jahren wiederholt durch ausgezeichnete Forſcher auf verſchiedenen Wegen verſucht worden. Wir erwähnen hier nur die Arbeiten der Herren G. Lemoine, W. C. Wittwer, H. v. Helmholtz, J. H. van 't Hoff, H. Le Chatelier, M. Plank. Sie alle beweiſen, wie ſchwer es hält, den hier zu löſenden Fragen von einem einheitlichen mechaniſchen Geſichtspunkte aus beizukommen, ſobald man den verwickelten Thatſachen nach Gebühr Rechnung tragen will.

Leiter, läßt seine Theorie ganz unverständlich. Bestände die Elektricität nur in elastischen Schwingungen, so könnte doch wohl nie eine elektrische Ladung nur auf der äußern Oberfläche einer hohlen Metallkugel sich einstellen, wie dieses immer der Fall ist. Das Faraday'sche Gesetz, welches sämmtliche chemischen Vorgänge im elektrischen Strome beherrscht, steht mit den Lindemann'schen Ausführungen im Widerspruche. Wenn die Absorption der elektrischen Schwingungen des Aethers durch die Atome Anziehung und Abstoßung hervorrufen muß, warum zeigt sich nichts Aehnliches bei der Absorption der Lichtstrahlen durch die Atome? So ließen sich noch andere Bedenken gegen die Elektricitätserklärung vorbringen. Mit dem Magnetismus steht es nicht besser.

Wo die Wärmeerscheinungen besprochen werden, wird das Dulong'sche Gesetz über die Atomwärmen als Stütze der neuen Theorie benützt. Wir erblicken in diesem Gesetze umgekehrt einen scharfen Gegner der neuen Theorie. Diesem Gesetze zufolge sind in festen Stoffen nicht die Molekeln, sondern die einzelnen Atome, als Ganzes genommen, die Träger der durch die Temperatur angezeigten kinetischen Energie der fortschreitenden Bewegung, eine Folgerung, die mit den Auffassungen des Verfassers nichts weniger als im Einklange steht.

Wenn wir auf der einen Seite in dem Lindemann'schen Erklärungsversuche gesunde neue Ideen und den Fortschritt der Wissenschaft fördernde Ausführungen lobend anerkennen zu müssen glauben, so dürfen wir doch auch andererseits im Hinblick auf die eben erwähnten und ähnliche Bedenken nicht unterlassen, Vorsicht und Zurückhaltung bezüglich einzelner Punkte anzuempfehlen. — Was speciell die Anwendung der Theorie auf die Chemie und den dabei geltend gemachten Darwinismus anbelangt, so sehen wir uns leider zu schärferer Kritik herausgefordert.

Wie wir oben sahen, soll die neue Theorie jede chemische Verwandtschaft beseitigen und jeden innern Unterschied zwischen Physik und Chemie wegräumen. Statt der bisherigen Affinitätsgesetze sollen fortan die Sätze Darwins über die „Aenderung der Art" regelnd in die Stoffwandlungsvorgänge eingreifen. Eine tiefgreifende und folgenschwere Verschiebung der bisherigen Begriffe! Mit Recht hätte man erwarten können, Herr Lindemann würde, bevor er sich zu so kühnen Folgerungen verstieg, über die Berechtigung derselben sich gründlich unterrichtet haben. Nichts von alledem. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie wenig stichhaltig sich seine chemischen Erklärungen im Lichte der concreten Thatsachen herausstellen. Diese chemischen Thatsachen hätte er aber doch an erster Stelle

genauer ſtudiren müſſen, wenn er mit dem Plane ſich trug, der Chemie und den Chemikern den Krieg auf Vernichtung zu erklären. Ja, hat er auch nur über die „chemiſche Verwandtſchaft“ ſich genau orientirt, ehe er es wagte, ſie in Acht und Aberacht zu erklären? Wir bezweifeln es; jedenfalls hat er von dem, was man ſich darunter zu denken hat, keine klaren Begriffe.

Unter der „chemiſchen Verwandtſchaft“ oder „Affinität“ im allgemeinen hat man ſich nichts anderes vorzuſtellen, als einen beſtimmten, ſpecifiſchen Einfluß der Elementaratome auf den Verlauf der chemiſchen Verwandlungen. Ein ſolcher, von der Natur der Atome abhängiger Einfluß würde aber auch dann noch beſtehen bleiben, wenn die Erklärungen Lindemanns richtig wären. Er behauptet ja ſelbſt einen ſolchen Einfluß an mehreren Stellen in der beſtimmteſten Weiſe. Oder was ſoll es anderes bedeuten, wenn er an dieſen Stellen die Werthe der betreffenden Energieverhältniſſe von den „Atomconſtanten“ abhängig macht? Damit räumt er offenbar einen von der bleibenden Conſtitution der Atome bedingten und inſofern „conſtanten“ Einfluß der Atome auf die phyſikaliſchen wie chemiſchen Vorgänge ein. Noch mehr; in eben dem Satze, in welchem er das Verwerfungsurtheil über die „chemiſche Verwandtſchaft“ fällt, behauptet er gleichzeitig, ohne es zu ahnen, ihr Exiſtenzrecht. Er ſagt: „Man wird eben zwei Elemente einander verwandt nennen, wenn die reſultirende Schwingung des Moleküls unter den obwaltenden Verhältniſſen eine geringere Energie ergibt, als die Schwingungen der einzelnen Atome.“ Woher kommt es denn, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen eine geringere Energie ſich ergibt? An erſter Stelle doch nur von dem Einfluß der beſtimmten Conſtitution der Atome, von der chemiſchen Verwandtſchaft in richtig verſtandenem Sinne. Was ſoll man alſo bei ſothaner Sachlage von dem ſchon an und für ſich ſchiefen Machtſpruche halten: „Bei Bildung der chemiſchen Verbindung ſind beſondere Verwandtſchaften ebenſo wenig thätig, wie bei Aenderung der Art Willensacte der betreffenden Individuen“?

Neben dem beſprochenen allgemeinen Sinne hat der Ausdruck „chemiſche Verwandtſchaft“ indeſſen noch eine beſtimmtere Bedeutung. Er bezeichnet die zweifache Art und Weiſe, in der ſich die chemiſche Verwandtſchaft bei der Verbindung der Atome zu äußern pflegt. So genommen umfaßt ſie das, was die Chemiker „Bindeſtärke“ (Verbindungsintenſität oder Affinität im engern Sinne) und „Bindewerthigkeit“ nennen. Beide Begriffe haben objectiven Werth, ſie entſprechen wirklichen, durch

die Erfahrung beſtimmbaren Größenverhältniſſen. Kein Machtſpruch kann ſie deshalb beſeitigen, ſolange die Thatſachen, auf denen ſie beruhen, beſtehen bleiben. Wie man ſich dieſe beiden Aeußerungen der Verwandtſchaft erklären ſolle, das iſt eine andere Frage; ihre Löſung berührt aber das Vorhandenſein dieſer Aeußerungen nicht im mindeſten. Hätte Herr Lindemann hierüber ſich beſſer unterrichtet, dann würde er gefunden haben, daß die Chemiker ſchon längſt dahin ſich ausgeſprochen, die Bindeſtärke hänge — abgeſehen von der Atomconſtitution — nur noch von den Energieverhältniſſen in und außer den Atomen ab, alſo im Grunde genau dasſelbe, was auch Herr Lindemann will. Er würde dann nicht unnütz ſich bemüht haben, gegen das Nebelgebilde einer chemiſchen Verwandtſchaft eine Lanze zu brechen, das bei unklaren Begriffen nur die neckiſche Phantaſie ihm vorgaukelte. — Von der Bindewerthigkeit der Atome glauben hervorragende Chemiker, ſie von der beſtimmten äußern Geſtalt oder von einer jeder Atomart eigenen innern Ausgliederung der Maſſe ableiten zu müſſen. Dieſe Seite der Verwandtſchaft ſcheint für Herrn Lindemann gar nicht zu exiſtiren. Wenigſtens nehmen ſeine Erklärungen auf ſie keine Rückſicht und berührt er ſie auch dort, wo ihre Erwähnung geboten ſchien, wie bei den elektrolytiſchen Vorgängen, mit keiner Silbe. — Die chemiſche Verwandtſchaft verbliebe ſomit in ihrem alten Rechte und wird es bleiben, ſolange es ſpecifiſch verſchiedene Atome gibt.

Wie konnte nun aber Herr Lindemann den unglücklichen Einfall haben, bei dieſer Gelegenheit von einer Verwandlung der Art zu reden und zwar nach Darwiniſchem Muſter? Es handelt ſich ja hier — auch wenn wir ſeine Erklärung annehmen — nirgendwo um eine Aenderung der Art der Atome; denn nur von der kann die Rede ſein. Durch das Zuſammentreten zweier Atome zu einem Doppelatom oder durch das Auseinandergehen zweier beiſammen gelegener Atome wird doch ihre Art nicht geändert! Abgeſehen von der Ungereimtheit, die ſchon an und für ſich darin liegt, in der Chemie von „natürlicher Zuchtwahl“ und von „Aenderung der Art durch Anpaſſung“ im Sinne Darwins zu reden, entbehrt hier der darwiniſtiſche Excurs eines jeden ſachlichen Fundamentes. Geradezu heiter ſtimmt es, dieſe darwiniſtiſchen Zauberformeln zwiſchen hochmathematiſche Ableitungen ſich verirren zu ſehen.

Ein Darwin in der Chemie zu werden, hat ſomit auch Herr Lindemann wenig Ausſicht. Sollte er aber auf dem rechten Wege ſein, jener Newton zu werden, nach welchem Herr Du Bois-Reymond am 29. Juni 1882 in der Leibniz-Sitzung der K. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften mit

dem Blicke eines Propheten ausſchaute? jener Newton, welcher Chemie wie Phyſik zu der einen „Wiſſenſchaft im höchſten Sinne, im Sinne nämlich des zur mathematiſchen Mechanik gediehenen Naturerkennens“ vollendend dereinſt emporführen ſoll; welcher es ermöglichen wird, „die Spannkräfte, Geſchwindigkeiten, labilen und ſtabilen Gleichgewichtslagen der materiellen Theilchen urſächlich in der Art zu durchſchauen, wie die Bewegungen der Geſtirne“? Ebenſo wenig. Herr Du Bois-Reymond hat mit richtigem Blick die Hauptſchwierigkeit, welche einem ſolchen Vermechaniſiren aller chemiſchen und phyſiſchen Erſcheinungen hindernd in den Weg tritt, klar erkannt und deutlich bezeichnet. Sie liegt in den verſchiedenen, den Atomen inhärirenden Qualitäten. Solche ſpecifiſche Eigenthümlichkeiten darf die „eine höchſte Wiſſenſchaft“ nicht als gegeben hinnehmen, ſie darf nur eine Materie, eine Kraft, eine Art der Aenderung im Sinne der reinen Mechanik anerkennen. Sie hat alle Erſcheinungen nur als Specialfälle irgend eines allgemeinen mechaniſchen Bewegungsvorganges durch Aenderung der Verhältniſſe der Größe und der Lage darzuſtellen. Sie rechnet nur mehr mit veränderlichen Quantitäten und muß das, was wir heute für Qualitäten halten, als Quantitäten auffaſſen lehren. So und zwar nicht übel der Altmeiſter unter den deutſchen Forſchern. Herr Lindemann hat leider deſſen Wink nicht beachtet.

Einer ſolchen Vollendung der exacten Wiſſenſchaften, meint Herr Du Bois-Reymond, ſtehen wir heute überhaupt noch „rathlos“ gegenüber. „Sicher aber iſt das Mittel, dieſe Umwandlung anzubahnen, neben dem fernern Ausbau der Structurchemie die eifrige Beſtellung des Arbeitsfeldes der phyſikaliſchen Chemie in etwas weiterem Sinne. Mathematiſche, phyſiſche und optiſche Kryſtallographie; die Lehre von Brechung und Zerſtreuung, natürliche und magnetiſche Circumpolariſation des Lichtes; Spectralanalyſe; Thermochemie mit mechaniſcher Gastheorie und Diſſociationslehre; Elektrochemie, da denn doch der elektrochemiſche Dualismus beſteht; endlich die Lehre der Diffuſion, wozu wir Abſorption und Löſung rechnen: dies alles und noch manches andere muß ſich zum möglichſt vollſtändigen Bilde der Molekularvorgänge verbinden, ehe daran zu denken iſt, daß, wie die Alchimiſten es nannten, ‚das große Werk‘ gelinge.“

Aus ſolcher Arbeit werden der Chemie und Phyſik allerdings reiche, ſchöne Früchte erwachſen. Ob ſie aber dem geträumten Ziele näher bringen werden? Wir glauben es nicht. Die ſpecifiſchen Qualitäten werden ſich eben nie zu bloßen Quantitäten machen laſſen. In ihnen liegen

die feſten Normen der Naturgeſetze, jene Normen, welche die Hand des Schöpfers jedem Atome auf die Stirne geſchrieben, damit ſie deren Bahnen regeln und alle in gegenſeitige Harmonie bringen, damit die Geſammtheit der geſchaffenen Atome, geſetzmäßig ſich entwickelnd, ändernd und bewegend, jene ſtaunenswerthe ſich folgende und gleichzeitige Weltordnung im Univerſum ſichtbar darſtelle, die ohne Unterlaß den Geiſt des betrachtenden Menſchen zum Lobe des allweiſen, allmächtigen, allgütigen Schöpfers aufforbern ſoll. Sie werden ſo zu jenem von Gott geſtimmten Saitenſpiel, von dem das Buch der Weisheit redet: „In se enim elementa dum convertuntur, sicut in organo qualitatis sonus immutatur et omnia sonum suum custodiunt.“ Sap. 19, 17.

L. Dreſſel S. J.

Papſt und Kirchenſtaat.

(Fortſetzung.)

Die ſouveräne Unabhängigkeit des Papſtes von aller weltlichen Oberhoheit iſt ein Ausfluß, eine nothwendige Folgerung aus der indirecten Gewalt, welche der Kirche über das Zeitliche gebührt. Die Rechte der Kirche und ihre Intereſſen gehen, im Widerſtreit, den Rechten des Staates und ſeinen Intereſſen vor: das Zeitliche, Irdiſche muß dem Ewigen, Ueberirdiſchen weichen. Wer aber ſoll dieſes Recht der Kirche bethätigen? Es kommt ihr zu als Geſellſchaft, als höchſter, vollkommenſter Geſellſchaft. Als ſolche iſt ſie jedoch in ihren Lebensäußerungen gebunden an die von Chriſtus ihr gegebenen Organe. Das Hauptorgan iſt der Papſt. In ihm, dem Mittelpunkt der geſammten Kirche, muß alſo dieſe höchſte, intenſivſte Bethätigung ihres geſellſchaftlichen Lebens, dieſes ganz göttliche Recht, zum vollendetſten Ausdruck gelangen. Es muß in der Perſon des Papſtes gleichſam verkörpert ſein.

Kein Fürſt, keine Macht dieſer Erde darf die Hand legen können auf ihn, darf zu ihm ſprechen können: Du biſt mein, ich habe ein Recht auf dich. Und wenn ein Machthaber es thäte, wenn er eigenmächtig die Grenzen der perſönlichen Freiheit des Papſtes abſtecken, ihn als Unterthanen behandeln wollte, dann darf der Papſt ihm antworten: Gerade

jener Freiheit, welche du mir nehmen willſt, benöthige ich zur Leitung der Kirche. Ich, der Stellvertreter des Gottmenſchen Jeſus Chriſtus, der Monarch ſeines Weltreiches, kann dein Unterthan nicht ſein. Jeder Verſuch, mich dazu zu machen, iſt null und nichtig; denn er ſchädigt das Intereſſe der Kirche. Zur Wahrung dieſes Intereſſes iſt einſt zu mir geſagt worden: „Was immer du gebunden haben wirſt auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden ſein, und was immer du gelöſt haben wirſt auf Erden, das wird auch im Himmel gelöſt ſein.“ Auf dieſe Worte aus göttlichem Munde, voll göttlicher Kraft, ſtütze ich mich jetzt; von dem Recht, welches durch ſie mir verliehen, mache ich jetzt Gebrauch. Du willſt zum Schaden der mir anvertrauten Kirche mich binden, und ich, zum Wohle dieſer Kirche, löſe dieſe Feſſel.

In der That, was könnte es Ungeziemenderes geben, als einen Papſt als Unterthan?

Er, der große Völkerhirte, bekleidet mit einer Macht, deren Urſprung unmittelbar göttlich, deren Zweck überirdiſch; allumfaſſend nach Zeit und Raum, unabänderlich nach Form und Inhalt, Himmel und Erde buchſtäblich umſpannend. Und der Träger dieſer Gewalt ſollte der Gewalt einer irdiſchen Regierung unterworfen ſein? Jener Fels, von welchem die vieltauſendjährige Brandung des gewaltigen Zeitenmeeres auch nicht ein Stäubchen abzulöſen vermag, ſollte ſelbſt hin und her geſchoben werden durch das ſeichte, wechſelnde Wellenſpiel aufeinanderfolgender Staatenbildungen, unſtäter Regierungen? Jener Rieſe, welcher in göttlicher Kraft durch die Geſchichte ſchreitet, unaufhaltſam, ſtetig; deſſen Fuß nicht ſtrauchelte, nicht ausglitt im Blutbad der römiſchen Cäſaren; deſſen Schritt nicht zögerte, da ſein Weg ihn führte durch das Dunkel der Grüfte, über die Arena der Gladiatoren, entgegen den Fluten der Völkerwanderung, dem aufſteigenden Halbmond; der nach Gottes Willen und Beſtimmung an der Spitze der Menſchheit, als ihr Führer, einherwandelt der ewigen Heimat zu: ſein Pfad ſollte eingeengt ſein durch polizeiliche Maßregeln? Jener Fürſt, deſſen Thron faſt Jahrtauſende ſteht, deſſen wunderbarer Stammbaum hinaufreicht bis zum menſchgewordenen Gott, er ſollte abhängig ſein von Eintagsregierungen, die das Merkmal der Vergänglichkeit auf der Stirne tragen? Jener Vater und Hirt endlich, dem der Herr die Seelen anvertraute, der zu einer großen Gottesfamilie die Menſchen vereinigen ſoll, aus deſſen Mund untrügliche Wahrheit quillt, durch deſſen Hand des Himmels Gnadengeſchenke gehen, ihm ſollten ſeine Söhne und Kinder Geſetze vorſchreiben?

Man verſtehe uns recht. Nichts liegt uns ferner als eine Herabſetzung der weltlichen Gewalt. Nein, in der Majeſtät des Thrones verehren gewiß auch wir ein Amt von Gottes Gnaden. Aber es iſt und bleibt ein Amt bloß für dieſe Zeitlichkeit, nur für die weltlichen Intereſſen. Es iſt der irdiſche Menſch, welcher ſeinem Fürſten und Herrn in Treue ergeben iſt; es iſt das irdiſche Wohl, welches er unter dem Schutze ſeiner Regierung ſucht. Das Papſtthum aber, als der Hüter des ewigen, unſterblichen Menſchen, der Menſchenſeele, umfaßt in ſeiner Sorge mit der Erde auch den Himmel; und deshalb iſt ſeine Größe, ſeine Würde über jede andere erhaben.

So wahr ſind dieſe Erwägungen, daß ſowohl der Haß der heidniſchen, als auch die Liebe und Verehrung der chriſtlich gewordenen Welt unwillkürlich für ſie Zeugniß ablegen.

Als der Kampf des Heidenthums gegen die Kirche tobte, da war ſie und ihr Haupt geächtet, vogelfrei. Ausgeſtoßen aus dem ſtaatlichen Verband, hörte der Papſt Jahrhunderte lang den Ruf: Tolle, tolle! Hinweg mit ihm! Nicht als Unterthan galt der Papſt dem Imperator, ſondern als Feind.

Es ſank die Götterwelt in den Moder des Grabes, und die verfolgte Kirche ſtieg auf aus der Gruft. In der Kaiſerkrone erglänzte das Kreuz. Doch die kreuzgeſchmückte Krone neigte ſich vor dem Nachfolger des ans Kreuz geſchlagenen Petrus. Die irdiſche Majeſtät verließ die Reichshauptſtadt; Roms Biſchof begann dort zu herrſchen. Nicht als Unterthan galt der Papſt dem Erben des Auguſtus, ſondern als Stellvertreter Gottes[1].

Höher ſtieg die Sonne des Chriſtenthums am Himmel des Staaten- und Völkerlebens. Mächtig drangen ihre Strahlen in die Herzen der Menſchen; belebende Wärme goſſen ſie aus über die politiſch zertrümmerte Welt. Unter der Schuttmaſſe des geſtürzten Römerreiches begann es ſich zu regen, der erſtorbene Rieſenleib erſtand zu neuem Leben. Und wer war es, der aus den Trümmern die verloren geglaubte Krone hervorzog? der ſie erſt auf ein fränkiſches, dann dauernd auf ein deutſches Haupt ſetzte, und ſo der Begründer wurde des heiligen römiſchen Reiches deutſcher

[1] Natürlich wollen wir damit nicht ſagen, Conſtantin habe mit bewußter Rückſichtnahme auf den römiſchen Biſchof ſeine Reſidenz verlegt. Die Thatſache der Verlegung beſteht, und wir ſind berechtigt, in ihr die beſondere Leitung Gottes zu erblicken; wie denn auch Sozomenus die Gründung Conſtantinopels auf ausdrückliche Weiſung Gottes zurückführt (Hist. eccles. II, 3. Migne 67, 937).

Nation? Es war die Kirche, es war der Papſt. „Die Initiative dazu konnte nur von der Kirche ausgehen. . . . Der Papſt allein war es, der die Erneuerung ins Werk ſetzen konnte.“[1] Am Grabe Petri vollzog ſich die weltgeſchichtliche That. Ueber der Aſche des Fiſchers ſalbte ſein Nachfolger den Kaiſer: Leo krönte Karl.

Da ziehen ſie vorüber an unſerm Auge, jene Heldengeſtalten, der große Karl, der große Otto, der heilige Heinrich. In ihrer Hand ruhte die Herrſchaft des Abendlandes, in ihrem Herzen die Liebe und Ehrfurcht zur Kirche. Es ſind „die ergebenen Vertheidiger, die demüthigen Helfer dieſer heiligen Kirche“, „die treuen Söhne“ des Papſtes[2]. *Nicht als Unterthan galt der Papſt dem Kaiſer, ſondern als Vater.*

Kein leeres Wort war es, daß dieſe großen Herrſcher ſich als Söhne des Biſchofs von Rom unterſchrieben; es iſt keine nichtsſagende Höflichkeit, wenn noch heute katholiſche Fürſten dieſe Benennung beibehalten. Ein thatſächliches, gottgewolltes Verhältniß findet in dieſem Ausdruck ſeine richtige Bezeichnung. Der Papſt iſt wirklich der Hirt und Vater der Könige, auch über ſie ſtehen ihm die Rechte eines Vaters zu. Oder gehören etwa die Großen dieſer Welt, Kaiſer und Könige, nicht zur Heerde Chriſti? Dachte der Herr etwa nicht auch an ſie, als er ſprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“?[3] Wer dies behaupten wollte, ſchlöſſe ja die Fürſten aus von der Hürde Chriſti. Doch ein gekrönter König möge uns Antwort geben auf dieſe Fragen.

Als im Jahre 1162 König Ludwig VII. von Frankreich zu Lovigennes mit Barbaroſſa's Kanzler, Reinald von Daſſel, zuſammentraf, und letzterer gegen die Autorität des Papſtes Alexander III. ſich äußerte, entgegnete der König: „Ich wundere mich, daß ein ſo kluger Mann wie Ihr ſo widerſprechende und fabelhafte Dinge vorbringt. *Hat Petrus nicht alle Schafe zu weiden erhalten? Gehören die Könige und Prälaten nicht zur chriſtlichen Heerde?*“[4]

Chriſti Worte waren aber gerichtet an Petrus und ſeine Nachfolger, die römiſchen Päpſte. Keineswegs widerſtreitet es alſo der irdiſchen Majeſtät, ſich als Sohn dem Papſt zu unterwerfen; wohl aber wäre es der von Chriſtus feſtgeſetzten Ordnung zuwider, wollte der Sohn über den Vater herrſchen.

---

[1] Wilhelm Arnold, Fränkiſche Zeit. Gotha 1881. I. Bd. S. 292. 293.

[2] Mon. Germ. LL. S. II. p. 53; Jaffé, Monumenta Carolina. p. 341. An letzter Stelle nennt ſich Karl d. Gr. Papſt Hadrian I. gegenüber ſechsmal deſſen Sohn. [3] Joh. 21, 16. 17.

[4] Friedrich von Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. II. Bd. 2. Aufl. S. 155.

Man täuſche ſich auch nicht über die Tragweite dieſes Ausſpruches Chriſti. Gewiß iſt durch denſelben der Papſt zum Seelenhirten der Völker und Fürſten beſtellt; es iſt ihm die höchſte geiſtliche Gewalt über alle Glieder der Kirche Chriſti verliehen worden. Aber eben dadurch hat er auch die Sorge und die Aufſicht überkommen über das Seelenheil und alles, was dieſes unmittelbar fördert und hindert. Eine ſchwere Pflichtverletzung, der Mißbrauch eines wichtigen Amtes gehört aber, weil ſchwere Sünde, ohne Zweifel zu jenen Handlungen des Menſchen, welche unmittelbar das Heil ſeiner Seele gefährden. Welches Amt iſt nun wichtiger, als das Amt eines Königs? Was iſt verderblicher, als der Mißbrauch der Herrſchergewalt? Ein Fürſt, welcher in wichtigen Dingen ſeine Gewalt mißbraucht, macht ſich einer ſchweren Sünde ſchuldig, ſetzt alſo, ſoviel an ihm liegt, ſein ewiges Heil aufs Spiel. Hat er nun niemand, der ihn warnen, niemand, der ſein Unrecht ihm vorhalten und ihn mit Nachdruck auf den Weg der Pflicht zurückweiſen darf? Gewiß nicht. Als zur Heerde Chriſti gehörig, muß er der Stimme des oberſten Hirten folgen; der Papſt hat ein Recht auf ſeinen Gehorſam.

Nehmen wir dazu den geiſtlichen Schaden für die Unterthanen, welcher unvermeidlich aus der Mißregierung eines Fürſten entſteht. Durch das ſchlechte Beiſpiel der Großen gehen viele Seelen zu Grunde; die allzu materielle Richtung einer Regierungsgewalt erſtickt das geiſtliche Leben des Volkes, trübt ſein Auge für das überirdiſche Ziel. Es ſind die Lämmer Chriſti, welchen auf dieſe Weiſe Gefahr droht. „Weide meine Lämmer!“ iſt dem Papſt geſagt worden. Dieſer Hirt muß ſich jetzt erheben und ſeine Heerde ſchützen. Der Papſt als Vater tritt entgegen dem König als Sohn. Unvereinbar iſt aber eine ſolche Stellung mit dem Unterthanenverhältniß.

Wie treffend iſt nicht dieſe ſchöne Beziehung zwiſchen Papſt und Fürſt, Hirtenſtab und Königsſcepter ausgedrückt in ſo manchen Ausſprüchen großer Männer der chriſtlichen Vorzeit! Da ſchreibt der heilige Papſt Gelaſius an den oſtrömiſchen Kaiſer Anaſtaſius: „Durch zwei Gewalten, o erhabener Kaiſer, wird dieſe Welt geleitet: durch das geheiligte Anſehen der Päpſte und durch die fürſtliche Macht. Doch ſchwerer als dieſe letztere iſt die Amtslaſt der Biſchöfe, da ſie im Gericht auch für die Könige Rechenſchaft abzulegen haben. Denn du weißt, geliebter Sohn, daß trotz deiner erhabenen Würde du dennoch in Demuth dein Haupt zu beugen haſt vor jenem, welchem die Sorge für die göttlichen, überirdiſchen Dinge anvertraut iſt. . . . Und wenn es geziemend iſt, daß die

Gläubigen den Bischöfen sich unterwerfen, um wie viel mehr dann jenem, welchen Gott selbst allen Bischöfen vorgesetzt hat.“[1] Gregor d. Gr. sagt dem Kaiser Mauritius: „Dazu ist die Herrschergewalt von Gott dir gegeben, daß der Pfad zum Himmel erweitert werde, daß das irdische Reich dem himmlischen Dienste leiste. . . . Christus wird mir sagen: . . . Ich habe dich zum Vater der Kaiser gemacht.“[2]

Und niemand fand diese Worte anmaßend, weder der Kaiser, an welchen sie gerichtet waren, noch das Volk, welches sie vernahm.

Alles, was wir bisher vom Papste gesagt haben, findet seine Rechtfertigung und Erklärung in dem Wesen der Kirche, welche er zu leiten berufen ist.

Wer die Thatsache zugesteht — und nur ein Thor kann sie läugnen —, daß es auf der Welt eine klar und fest organisirte Gesellschaft von 200 bis 300 Millionen Menschen gibt, welche in unerschütterlicher Uebereinstimmung einen Einzigen als ihr Haupt, ihren Lenker und Leiter anerkennen: den Papst zu Rom; wer zugibt, daß diese Gesellschaft gerade in den bedeutendsten und größten politischen Gemeinwesen ihre Glieder nach Millionen zählt, in geschlossener Ordnung, unter hierarchischer Führung: der muß auch zugeben, daß der Papst niemandes Unterthan sein kann.

Dieser Eine stellt ja eine Macht dar, wie eine ähnliche die Menschheit nicht kennt: „Die Kirche, verkörpert in ihrem Haupte, dem Papst, ist die erste moralische und intellectuelle Macht der Welt.“[3] Freilich ist diese Macht zunächst eine geistliche, moralische. Aber wie die Seele auf den Leib, so wirkt, wenngleich indirect, dennoch mit Nothwendigkeit, diese geistliche Macht auch auf das äußere, bürgerliche und politische Leben ihrer Untergebenen.

Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist immer und überall wesentlich ein anderer Staatsbürger, als ein Heide oder Mohammedaner. Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist gegebenen Falls auch ein anderer Staatsbürger als ein Protestant oder jeder andere Christ, der aber nicht im Papst sein Oberhaupt erblickt. Denn, sollte eine Regierung etwas befehlen, was der Papst als unerlaubt verwirft, dann spricht ein katholischer Staatsbürger: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und wenn dieser Staat 10, 15, 20 Millionen Katholiken inner-

[1] Thiel, Epistolae Rom. Pontif. genuinae. I. p. 351; Jaffé, Regesta n. 632 (Ed. II). [2] Migne 77, 663. 664.

[3] E. M. de Vogüé, Affaires de Rome (Revue des deux Mondes 1887. p. 849).

halb ſeiner Grenzen hat, dann ſtößt er bei 10, 15, 20 Millionen ſeiner Unterthanen auf dieſen, nicht rebelliſchen aber unbeugſamen Widerſtand. Faſt alle Reiche der Welt ſind nun thatſächlich dieſem gewaltigen Einfluß des römiſchen Biſchofs unterworfen, das eine mehr, das andere weniger. Und in den europäiſchen Staaten zieht ſich dieſer Einfluß durch alle Schichten der Bevölkerung, von der unterſten bis zur oberſten, von der Hütte bis zum Thron, von der Amtsſtube des Stadtſchreibers bis zum Seſſel des Miniſters.

Unbequem mag dieſe Thatſache erſcheinen; ſie mag dem Nichtkatholiken, dem Ungläubigen als gefahrbringend und verderblich ſich darſtellen, aber ſie beſteht, groß und mächtig, wie keine zweite, und es muß mit ihr gerechnet werden. Aus der Welt ſchaffen läßt ſie ſich auch nicht. Zu dieſer Einſicht ſollte man nach zweitauſendjähriger Erfahrung endlich gekommen ſein. Nur eine Folgerung, aber eine gebieteriſche, nothwendige, fließt aus dieſem gegebenen Zuſtand der Dinge, aus dieſem eiſernen Beſtand des Völker- und Staatenlebens: dieſer Papſt, der Beherrſcher von 220 Millionen Menſchen, muß frei, muß gänzlich unabhängig ſein von jedem politiſchen Einfluß. Das Intereſſe für die politiſche Selbſtändigkeit und Ruhe des eigenen Landes zwingt auch dem nichtkatholiſchen, dem ungläubigen Staatsmann das Geſtändniß ab: Der Biſchof von Rom iſt ein geborener Souverän.

Für ein katholiſches Herz ſind dieſe Wahrheiten ein Triumph, ſie niederzuſchreiben eine Freude. Unſer Papſt ſteht da, emporgehoben über die geſammte Menſchheit. Und zur Anerkennung dieſer Erhöhung bedarf es nicht etwa des Glaubens, den wir Katholiken bekennen; nicht der „römiſche“ Standpunkt iſt erforderlich, um dieſe Wahrheit zuzugeben, ſondern jeder, Freund wie Feind, Katholik wie Proteſtant, Staatsminiſter wie Theologe, greift ſie mit Händen. Wer unter den weltlichen Machthabern kann behaupten: Die Aufrechthaltung meiner Souveränität liegt im Intereſſe der ganzen Welt; ſelbſt meine Feinde müſſen ſie wünſchen, müſſen für ſie arbeiten, müſſen bekennen, daß ich nichts anderes als ein Souverän ſein kann? Kein Kaiſer und kein König wird dies jemals zu ſagen vermögen.

„Die katholiſche Lehre und die politiſche Einſicht ſtimmen überein in der Bejahung der Frage von der Nothwendigkeit der päpſtlichen Souveränität. Vom religiöſen Standpunkt aus iſt es weſentlich, daß der Papſt ein Souverän ſei. Vom politiſchen Standpunkt aus iſt es nothwendig, daß das Oberhaupt von 200 Millionen Katholiken niemandem unterwürfig ſei,

daß es unter keiner andern Macht ſtehe, und daß die erhabene Hand, welche die Seelen leitet, durch kein Band gehindert werde, ſich über die menſchlichen Leidenſchaften zu erheben. Wäre der Papſt kein unabhängiger Souverän, ſo würde er ein Franzoſe, Oeſterreicher, Spanier oder Italiener ſein, und dieſer nationale Titel müßte ihm den Charakter des allgemeinen Prieſterthums rauben. Der Heilige Stuhl bliebe nur noch die Stütze eines Thrones in Paris, Wien oder Madrid. Rußland, England und Preußen wie Frankreich und Oeſterreich haben ein Intereſſe daran, daß der erhabene Repräſentant der katholiſchen Einheit niemandem unterworfen ſei. . . . Die Bedingung des Ruhmes der Päpſte iſt, ſelbſtändig und nur von Gott abhängig zu ſein.“ [1] „Die Freiheit des Papſtes iſt ein Intereſſe aller Staaten, die eine namhafte Anzahl katholiſcher Unterthanen beſitzen.“ [2] „Die volle Souveränität des Papſtes iſt durch das internationale Recht Europa's anerkannt und hat durch die Aenderung der territorialen Verhältniſſe keinen Abbruch erlitten.“ [3] „Iſt es nicht das größte geſellſchaftliche Syſtem, welches ſich im Papſtthum auf eine allumfaſſende Weiſe darſtellt? Eine ſich durch alle Gliederungen dieſes politiſch unbegrenzbaren Körpers verbreitende Demokratie, eine ſtreng geregelte Ariſtokratie, eine erbloſe Abſolutie, welche doch wieder auf demokratiſchem Grunde ruht. In den unermeßlichen geiſtlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umſpannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantaſie zugleich, deren Gedanke ſchwindelerregend iſt, hat ſich der Papſt als Mittelpunkt geſtellt, in der Regel ein ſchwacher Greis. . . . Wohl kann derjenige eines ſtaunenden Gefühls ſich nicht erwehren, der vor jenen Prieſtergeſtalten in St. Peter ſteht und ſich vorſtellt, welche Gewalt die Uebereinſtimmung des Menſchengeſchlechtes ſeit ſo vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge dieſen Greiſen zuerkannt hat. . . . Sie ſtiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur geboren werden, ſondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Könige und Kaiſer die Füße und nannten ſich Vaſallen ihrer Gnade. Sie waren noch geſtern ungekannt und unbeachtet, und heute ſchon lenkten ſie die Zügel der Weltgeſchichte und entſchieden den Gang der Völkerſchickſale. In der Kutte des Bettlers oder des Einſiedlers

[1] Laguéronnière, Le Pape et le Congrès. Paris 1860.

[2] Friedrich Böttcher, Italien und das Papſtthum (Unſere Zeit, 1887. S. 683).

[3] Anklageſchrift gegen den Geheimen Juſtizrath Profeſſor Dr. F. H. Geffcken vom Ober-Reichsanwalt Teſſendorff (Kgl. Preuß. Staatsanzeiger, 16. Jan. 1889).

ſtiegen ſie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entſcheidung: ob ſie Griechen oder Syrer, Deutſche oder Spanier, Franzoſen, Engländer oder Italiener waren, man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie ſie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, ſtiegen ſie wieder davon herab. . . . In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen ſeinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligſte von der Welt, ſo unerſchütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit. Was ſie ausſprachen, war ein Weltgeſetz. . . . Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche ſtiften und zerſtören. Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verſchenkten ſie; und noch zu entdeckende Küſten theilten ſie, die nichts beſaßen, unter die Fürſten, als wäre dieſer Planet ihr Eigenthum. Ihr Federſtrich über die Weltkarte ward eine Grenzmarke für Völker und Könige.“ [1]

Auch nur aus dieſer eigenartigen Stellung des Papſtes, deſſen Souveränität, nach Recht und Nothwendigkeit, jene aller übrigen Fürſten überragt, läßt ſich die Auffaſſung des Mittelalters erklären, „daß dem Kaiſer ſeine höchſte weltliche Gewalt von Gott, vermittelſt Petri Nachfolger, nämlich des Biſchofs von Rom, übertragen werde“ [2]. „Die Kirche zog den Staat zu ſich empor . . . Der Kaiſer (Karl d. Gr.) empfing die Würde aus apoſtoliſcher Vollmacht. Ihn überwältigte der feierliche Augenblick. In den geheiligten Räumen der Kirche, umgeben von der jauchzenden Menge, konnte er unmöglich das Kaiſerthum ausſchlagen, das ihm am Grabe des hl. Petrus von deſſen Nachfolger übertragen wurde.“ [3] Freilich blieb dieſe Auffaſſung oft genug bloß eine ideale; aber ſie beſtand und gelangte beim Einzug Kaiſer Heinrichs II. zu ſinnreicher Darſtellung: „An der Spitze der Menge ſchritt, umgeben von zahlreicher Geiſtlichkeit, der Papſt. Er trug die goldene, mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte und mit einem Kreuz geſchmückte Kugel, welche er für den zukünftigen Kaiſer hatte anfertigen laſſen: ein Symbol der Herrſchaft über die Welt, die dieſer alsbald empfangen, die er aber nur als würdiger Streiter Chriſti führen ſollte. In dem Augenblick, wo die beiden Züge aufeinander trafen, erfolgte die Ueberreichung des Geſchenks. Mit freudigem Antlitz

[1] Gregorovius, Die Grabdenkmäler der Päpſte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1881. S. 3—6. Es iſt faſt überflüſſig, zu bemerken, daß wir nicht alle einzelnen hier ausgedrückten Auffaſſungen des Verfaſſers theilen.

[2] Heinrich Leo, Geſchichte von Italien. Hamburg 1829. I. Bd. S. 234.

[3] Arnold a. a. O. S. 294. 299.

nahm Heinrich dasselbe entgegen, blickte es aufmerksam an und sprach dann, zum Papst gewendet, also: ‚Gar sinnreich, o Heiliger Vater, hast du dies bereiten lassen; eine treffliche Lehre hast du mir gegeben, indem du in einem Bilde meiner Regierung zeigst, nach welchen Grundsätzen sie sich zu richten habe.‘“ [1]

Nichts anderes endlich als das Bewußtsein dieser Stellung liegt den Worten Innocenz’ II. zu Grunde, welche er betreffs der Wahl König Lothars von Supplinburg an die deutschen Bischöfe richtete: „Unser Vorgänger seligen Andenkens, Papst Honorius, hat zur Erhaltung der kirchlichen Einheit, und um den Zustand des Reichs zu bessern, *mit apostolischer Vollmacht bestätigt*, was ihr in Bezug auf Lothar gethan habt, und zur Empfangnahme der Kaiserwürde *hat er ihn zu diesem apostolischen Stuhl berufen*.“ [2] Die weltliche Macht vom Kreuze überragt; der Kaiser auch in seiner Herrscherwürde ein Sohn des Papstes! Es war jene goldene Zeit, von welcher Dante sang:

„Rom, das der Welt erschlossen Heil und Gnade,
Besaß zwei Sonnen einst, die zeigten beide,
Des Weltreichs wie des Gottesreiches Pfade.“ [3]

Diese Thatsache fordert eine Erklärung. Als Gregorovius die oben angeführten Worte schrieb, stellte er sich die Frage: „Woher entsprang diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird?“ Und selbst dieser bittere Widersacher des Papstthums muß die Antwort geben: „Sie wurzelt im Monotheismus und in der Theokratie des Christenthums, welches das Menschengeschlecht als eine einige christliche Republik begriffen hat. In deren Mittelpunkt hat sich der Papst gestellt. Als Haupt der allgemeinen Kirche, welche alle Stämme und Völker in eine Familie Gottes zusammenfassen soll, als heilspendenden Vater der Menschheit haben ihn die christlichen Nationen anerkannt und verehrt“ (a. a. O. S. 8) [4].

---

[1] Jahrbücher der deutschen Geschichte. Heinrich II. von Siegfried Hirsch. Berlin 1864. II. Bd. S. 424.

[2] Jaffé, Regesta I. n. 7413 (Ed. II).

[3] Das Fegfeuer. XVI, 106

[4] In der ersten Auflage desselben Werkes (1857) antwortet der berühmte Geschichtsforscher auf die gleiche Frage mit folgender wahrhaft nichtssagenden Phrase: „Es lebt in der Menschheit eine tiefe, ursprüngliche, ich möchte sagen elementarische Sehnsucht nach der Einheit.“

Ja, nur die Kraft Gottes iſt es, welche den Papſt zu dem gemacht hat, was er iſt. Durch das Wort Jeſu Chriſti: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen", wurde dieſer Eine emporgehoben aus dem Menſchenmeer und gemacht zum unſterblichen, unabſetzbaren Souverän.

Merkwürdig! Faſt nichts ſollte den göttlichen Urſprung und die göttliche Lebenskraft einer auf dieſer Erde beſtehenden und von Menſchen verwalteten Einrichtung ſo nahe legen, als ihre dauernde Unveränderlichkeit. Und doch, dies Siegel der Göttlichkeit auf der Stirn des unwandelbaren Papſtes wird überſehen.

Aber laſſen wir das. Für einen andern Zweck haben wir das göttliche Recht des ſouveränen Papſtthums hier betont.

Dieſer gewaltige Monarch, welcher faſt in allen Staaten ſeine Unterthanen beſitzt; dieſes ſein Reich, welches die anderen umſchließt und vor deſſen Intereſſen alles zurücktreten muß: ſind es nicht drohende Gefahren für die geſellſchaftliche Geſtaltung der Menſchheit? Iſt nicht dieſer fremde Machthaber, mit ſeiner unantaſtbaren Souveränität, mit ſeiner Erhabenheit über alle Fürſten der Welt, mit ſeinem Einſpruchsrecht für gewiſſe Staats- und Regierungsacte, eine erdrückende Laſt, ein wahrer Spott auf jede ſtaatliche Selbſtändigkeit? Der Staat iſt älter als die Kirche, und die Könige ſind älter als der Papſt. Der neue Souverän kann die älteren aus ihrem guten Recht nicht vertreiben, und unerträglich ſcheint es, daß durch den Eintritt in die Kirche ein Staat geſchmälert werde in ſeinen Hoheitsrechten.

Wie Nebel vor der Sonne, ſo verſchwinden dieſe und ähnliche Einwürfe vor der Wahrheit, daß Gottes Wille das Papſtthum ins Leben gerufen hat und erhält.

Der Staat und die ſtaatliche Gewalt verdanken ihren Urſprung und die Rechte, welche ſie beſitzen, Gott: „Durch mich regieren Könige .... durch mich herrſchen Fürſten."[1] Wer will es nun dem allmächtigen Gott, dem König der Könige, wehren, neben den von ihm gegründeten Herrſcherſitzen weltlicher Fürſten einen andern erhabeneren Thron aufzurichten und den Inhaber dieſes Thrones mit Gerechtſamen auszuſtatten, welche keine Unterordnung dulden? Und wenn dieſer ſelbe Gott Einen unter den Menſchen zum Mittelpunkt macht der ganzen Menſchheit und ihm ein Amt überträgt, welches alle anderen als ſich übergeordnet anzu-

[1] Spr. 8, 15. 16.

erkennen haben, heißt das etwa Unordnung bringen in die geſellſchaftliche Geſtaltung des Menſchengeſchlechts? Freilich, hätten Staat und Kirche entgegengeſetzte Zwecke, oder wären die Zwecke dieſer beiden Geſellſchaften auch nur ohne Beziehung zu einander, dann könnte man allerdings von Unordnung reden. Da aber dieſe Scheidung nicht vorhanden, ſondern Papſt und König berufen ſind, dieſelben Menſchen demſelben Ziele zuzuführen, wenngleich auf verſchiedene Weiſe, ſo iſt es nur der rechten Ordnung entſprechend, daß die weltliche Gewalt, als vorbereitende Hilfsmacht bei Anſtrebung dieſes Zieles, von der Kirche abhängig ſei. „Wer ein Amt verwaltet, welches ſelbſt wieder einem höhern Ziele untergeordnet iſt, hat darauf zu achten, daß ſeine Thätigkeit dieſem höhern Ziele auch entſpricht. Da nun Zweck des gegenwärtigen Lebens die ewige Seligkeit iſt, ſo gehört es zur Aufgabe eines Königs, das Leben ſeiner Unterthanen ſo zu leiten, daß dies Ziel erreicht werde. . . . Stets hat aber derjenige, welchem die Sorge für das letzte Ziel anvertraut iſt, ein Hoheitsrecht über jene, welche nur mittelbar für dieſes Ziel arbeiten.“ [1]

Uebrigens iſt dieſe Stellung des Papſtthums die Verwirklichung eines wahrhaft göttlichen Gedankens.

In der zerklüfteten Menſchheit ſteht der Papſt da als lebendiger Mittel- und Einigungspunkt. Um ihn, als um ihren Vater und Lehrer, ſoll die Welt ſich ſchaaren. Im Verkehr mit ihm, in den Beziehungen zu ihm ſollen, wie beim einzelnen, ſo bei ganzen Völkern verſchwinden die Unterſchiede der Sprache, der Abſtammung, der Sitte: jene klaffenden Riſſe, welche das Menſchengeſchlecht durchfurchen, oft unausfüllbar, unüberbrückbar. Der Papſt iſt das ſichtbare Haupt des Gottesreiches auf Erden, deſſen unſichtbarer Herr und König Chriſtus iſt; jenes einigen und einen Reiches, von welchem der Apoſtel ſchreibt: „Da iſt nicht Jude, nicht Grieche, iſt nicht Sklave noch Freier, iſt nicht Mann noch Weib; denn ihr alle ſeid Einer in Chriſtus Jeſus.“ [2] Der Papſt iſt der Grundſtein, auf welchem ein göttlicher Baumeiſter ein göttliches Gebäude errichtete: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Dieſer Bau umſchloß und umſchließt in ſeinen Mauern die mächtigſten Reiche der Erde; unter ſeinem ſchützenden Dache ſtehen die älteſten Königsſtühle, in ſeinen unermeßlichen Hallen finden ſich zuſammen die Völker.

[1] De regimine principum. Lib. I. c. 14. 15.
[2] Gal. 3, 28.

Und die Einheit dieſer Mannigfaltigkeit geht aus von dem einen Stein: „Siehe, ich lege in Sions Grundfeſten einen Stein, einen bewährten Stein, einen koſtbaren Eckſtein, in der Grundfeſte feſt gegründet.“ [1] Hier im Papſtthum hat ſich das Wort des Herrn erfüllt: „Auch noch andere Schafe habe ich, welche nicht aus dieſem Schafſtall (d. h. nicht aus dem Hauſe Iſrael) ſind; auch ſie muß ich herzuführen, und auf meine Stimme werden ſie hören, und es wird ſein Eine Heerde und Ein Hirt“ [2]. Chriſtus hat dieſe Erde verlaſſen; in eigener Perſon, ſichtbar hat er alſo nicht die anderen Völker in ſeine Hürde geführt. Aber er hat einen Stellvertreter eingeſetzt, und deſſen Stimme haben die Völker gehört; um ihn haben ſie ſich geſchaart, er iſt ihr Hirt geworden: der römiſche Papſt.

Was in begeiſterten Worten der große hl. Auguſtinus von der Kirche ſagt, das können wir mit vollem Recht auf ihr Oberhaupt anwenden: „Du eineſt die Bürger den Bürgern, die Völker den Völkern, ja das ganze Menſchengeſchlecht verbindeſt du, im Andenken an die erſten Stammeltern, nicht bloß in äußerer Gemeinſchaft, ſondern in Brüderlichkeit. Du lehrſt die Könige Sorge tragen für die Völker; du mahnſt die Völker zum Gehorſam gegen die Könige.“ [3]

Aber die Anerkennung der Göttlichkeit des Papſtthums iſt ja eine ausſchließlich katholiſche Auffaſſung; Millionen und Millionen theilen ſie nicht. Leider. Doch an der Richtigkeit dieſer Auffaſſung ändert dies nichts. Es iſt und bleibt der Papſt das Werk Gottes; es iſt und bleibt ſeine centrale, alles überragende und alles einigende Stellung der Wille Gottes. Jene aber, welche in den römiſchen Biſchöfen nicht den göttlichen Charakter erblicken, verweiſen wir mit den oben gehörten Einwürfen auf die Geſchichte.

Seit zwei Jahrtauſenden ſteht das Papſtthum im Vordergrund der Weltgeſchichte. In dieſer langen Zeit hat es Jahrhunderte gegeben, in welchen ſein Vorrang thatſächlich die großartigſte Anerkennung fand, in denen wirklich „der Federſtrich des Papſtes über die Weltkarte eine Grenzmarke ward für Völker und Könige“. Es hatten „die Päpſte die Macht, kriegeriſche Fürſten zu unterwerfen, ſie abzuſetzen und ſie zu entthronen. Es ſtanden gekrönte Könige barfuß und im Kleide des armen Sünders vor ihrer Thüre, und Kaiſer hielten den Steigbügel ihres Zelters“ (Gregorovius a. a. O. S. 5). Die Päpſte vertheilten Königskronen,

[1] Iſ. 28, 16. [2] Joh. 10, 16.

[3] De moribus ecclesiae catholicae. Lib. I. c. 30. n. 63 (Migne 32, 1336).

mächtige Herrſcher ſchwuren ihnen den Lehnseid und ſtellten ihr Schwert ihnen unbedingt zur Verfügung [1].

Welch eine Gelegenheit, zu gewinnen an irdiſcher Macht, an Länderbeſitz, an Scepter und Kronen! Welch eine Verſuchung, maßloſe Herrſchergelüſte ungemeſſen zu befriedigen!

Es fällt uns nicht ein, alle einzelnen politiſchen Handlungen der Päpſte vertheidigen zu wollen; auch ſie waren Menſchen. Aber die Geſammtgeſchichte dieſer päpſtlichen Weltenbeherrſcher iſt eine Geſchichte des Segens für die Menſchheit, des lauterſten Strebens, Glück und Frieden, Geſittung und Wohlfahrt unter den Nationen zu fördern. „Daß das chriſtliche Europa die barbariſchen Völker geſittigt, ſie aus dem Zuſtande der Wildheit zu menſchenwürdigem Leben, vom Aberglauben zur Wahrheit geführt hat; daß es die anſtürmenden Mohammedaner ſiegreich zurückgeſchlagen; daß es an der Spitze der Civiliſation ſteht und allen anderen Völkern ſtets Führerin war und Lehrerin in allem, was das menſchliche Leben edelt und verſchönert; daß von ihm nach allen Richtungen hin echte Freiheit ausging; daß es ſo viele Anſtalten hervorrief zur Linderung des menſchlichen Elendes: dies Alles verdankt es ohne Widerrede der Religion," ſagt Leo XIII. [2], und die Geſchichte ſetzt hinzu: und dem Papſte.

Was Calixtus II. an Kaiſer Heinrich V. ſchrieb, war und blieb der Grundzug der päpſtlichen Weltherrſchaft, ein Grundzug, welcher ſie von jeder andern rein irdiſchen Macht unterſcheidet: „Die Kirche, Heinrich,

---

[1] Papſt Zacharias verlieh Pipin die Königskrone (751); Leo III. und Johann XII. verliehen Karl d. Gr. (800) und Otto d. Gr. (962) die Kaiſerkrone. Sylveſter II. erhob Ungarn zum Königreich (1035), daher der Titel „apoſtoliſches Königreich". Sancho I. von Portugal verſprach Papſt Innocenz III. Tribut und gab ſein Reich in den beſondern Schutz des Apoſtoliſchen Stuhles; ebenſo erklärte (1204) König Peter II. von Aragonien ſein Reich dem Römiſchen Stuhle zinsbar, und ſchwur dem Papſte Treue und Gehorſam. König Johann von England wurde von Innocenz III. entſetzt, legte daraufhin ſelbſt die Krone nieder und empfing ſie wieder aus den Händen des Papſtes, welchem er den Lehenseid leiſtete (1213). Gregor VII. entthronte Heinrich IV. von Deutſchland; dieſer ſuchte zu Canoſſa Losſprechung vom Bann (1077), und damit Wiedereinſetzung in die königlichen Rechte. Innocenz IV. ſetzte Kaiſer Friedrich II. ab (1245). Wilhelm von Hochburgund und Amadäus von Savoyen gelobten dem Papſt Alexander II., ihre Waffen zum Schutz der römiſchen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papſt verlangen würde (Gieſebrecht, Deutſche Kaiſerzeit, III. Bd. S. 213. 3. Aufl.). Kaiſer Friedrich Barbaroſſa hielt Papſt Hadrian IV. im Lager zu Viterbo (1155) beim Abſteigen den Steigbügel. — Dies ſind einige wenige Beiſpiele für die Machtſtellung des Papſtthums.

[2] Rundſchreiben vom 1. November 1885 (Immortale Dei).

ſucht nicht, von deinem Rechte ſich etwas anzueignen. Weder nach königlichem noch nach kaiſerlichem Glanze ſtreben wir.“ [1] Die halbe Welt lag den Päpſten zu Füßen — und mit einem kleinen Fleckchen Erde begnügten ſie ſich. Keinen Zoll breit Land ſuchten ſie dem hinzuzufügen, was Gottes Vorſehung ihnen überwieſen hatte. Wäre der Papſt-König nicht das Oberhaupt der gehaßten katholiſchen Kirche, die Welt würde nicht müde, ſeine Selbſtloſigkeit zu bewundern.

Gefahr für die politiſche Selbſtändigkeit der Staaten, hereinbrechende Unordnung und erdrückende Alleinherrſchaft in der chriſtlichen Welt können alſo nicht aufgeführt werden gegen die ſouveräne Weltmachtſtellung des Papſtes. Gottes Wille und das Zeugniß der Geſchichte machen ſolche Einreden verſtummen.

Aber ſind die Worte und das Verhalten Chriſti nicht auch der Ausdruck des göttlichen Willens? Sind ſie nicht gerade in unſerer Frage allein maßgebend? Und wenn dem ſo iſt, hat nicht Chriſtus der Herr ſelbſt jede irdiſche Souveränität für ſich und ſeine Kirche von ſich gewieſen; ja, hat er nicht ſich und ſeinen dereinſtigen Stellvertreter, Petrus, ausdrücklich der weltlichen Macht unterworfen?

Der Heiland ſprach vor Pilatus die bekannten Worte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Schon früher haben wir den richtigen Sinn dieſes Satzes hervorgehoben und fügen hier nur noch die kurzen Worte des hl. Auguſtin hinzu, mit welchen derſelbe jene ſo oft wiederholte Einrede abweiſt, welche man auf Grund dieſes Ausſpruches gegen die geſellſchaftliche Natur, gegen die Sichtbarkeit und Unabhängigkeit der Kirche macht: „Chriſtus ſagt nicht: Mein Reich iſt nicht in dieſer Welt, ſondern: es iſt nicht *von* dieſer Welt. Hier *in* dieſer Welt iſt nämlich ſein Reich bis zum Ende der Zeiten.“ [2]

Es iſt ein anderer Vorgang im Leben des Herrn, an welchen obige Fragen vorzugsweiſe angeknüpft werden: die Entrichtung der Steuer durch Chriſtus für ſich und Petrus. Als nämlich die Steuereinnehmer den Petrus fragten: „Bezahlt euer Meiſter nicht die Doppeldrachme?“ antwortete dieſer: „Ja.“ Da nun der Apoſtel nach dieſer Antwort zu Jeſus trat, ſprach der Herr zu ihm: „Was dünket dir, Simon, von wem nehmen die Könige der Erde Abgabe oder Zoll? von ihren Söhnen oder von anderen?“ Und er ſagte: „Von anderen.“ Da ſprach zu ihm Jeſus:

---

[1] Jaffé, Regesta I. n. 6950 (Ed. II).

[2] In Ev. Joh. tract. 115 (Migne 35, 1939).

„Alſo ſind die Söhne frei. Damit wir ſie aber nicht ärgern, gehe ans Meer, wirf die Angel aus, und den erſten Fiſch, welcher aufſteigt, nimm; und wenn du ſeinen Mund öffneſt, wirſt du einen Stater (ein Vierdrachmenſtück) finden. Dieſen nimm und gib ihn für mich und dich.“[1]

Auf den erſten Blick tritt hervor, wie wenig dieſe Stelle als Einrede benutzt werden kann; beſagt ſie doch das Gegentheil von dem, was man aus ihr folgern will. Petrus hatte bejaht, daß ſein Meiſter Steuer entrichte; Chriſtus aber belehrt ihn eines Beſſeru: Wenn die Söhne irdiſcher Fürſten frei ſind von ſolchen Abgaben, um wie viel mehr dann ich, der Sohn des Königs der Könige! Allerdings entrichtet er die Steuer, aber nur, um jenen kein Aergerniß zu geben, welche ihn in ſeiner göttlichen Würde noch nicht anerkannten. Und — ein Umſtand, welcher höchſt bemerkenswerth iſt — er entnimmt die geforderte Doppeldrachme nicht der gemeinſchaftlichen Kaſſe, welche er mit ſeinen Apoſteln führte, ſondern er beſchafft ſie durch ein Wunder ſeiner Allmacht. Es iſt, als ob es unſerm Herrn nicht genug ſchien, ſeine Unabhängigkeit wenn auch mit noch ſo deutlichen Worten hervorgehoben zu haben; nein, handgreiflich gleichſam wollte er ſeinen Jüngern zu verſtehen geben, daß jenes Geld, welches ihnen zum gemeinſamen Lebensunterhalt diente — das Urbild des Kirchenvermögens, wie der hl. Auguſtin ſich ausdrückt[2] —, durchaus keinen ſtaatlichen Steuergeſetzen unterworfen ſei.

Hiermit iſt aber die Bedeutung dieſer Worte Chriſti nicht erſchöpft. „Gib für mich und dich,“ ſpricht der Herr. Petrus wird hier, wie auch ſonſt, auf eine ganz beſondere Weiſe ausgezeichnet. Für ihn allein unter den Apoſteln entrichtet Chriſtus vermittelſt eines Wunders die Steuer. Dieſe Bevorzugung erkennen die übrigen Jünger unzweideutig an; denn unmittelbar nach dieſem Vorgang ſtellen ſie die Frage an Chriſtus: „Wer wohl iſt der Größere im Himmelreich?“[3] Daß es Petrus ſein könne, iſt ihnen durch das ſoeben Geſchehene nahegelegt worden. „Was bedeutet dieſe plötzliche Frage der Apoſtel?“ fragt der hl. Hieronymus und antwortet: „Weil ſie ſahen, daß für Petrus und für den Herrn dieſelbe Steuer entrichtet worden, ſo ſchloſſen ſie, Petrus ſei den anderen vorgezogen, da er in der Steuerentrichtung dem Herrn gleich-

---

[1] Matth. 17, 23—26.

[2] In Ev. Joh. tract. 62, n. 5: Habebat ergo et Dominus loculos. . . . Tunc primum ecclesiasticae pecuniae forma est instituta (Migne 35, 1803).

[3] Matth. 18, 1.

geſtellt wurde.“ [1] Aehnlich äußern ſich Auguſtinus [2] und Chryſoſtomus [3]. Letzterer ſieht ſogar in den Worten: „Gib für mich und dich“ eine gleiche Auszeichnung für die Perſon des Petrus, wie in dem Ausſpruch: „Selig biſt du, Simon, Sohn des Jonas“ u. ſ. w. Wie aber Chriſtus für ſich ſelbſt die Steuer nur zahlt, um kein Aergerniß zu geben, nicht weil er dazu verpflichtet war, ſo auch für Petrus: „damit wir ſie nicht ärgern“. Chriſtus behut alſo hier jene Freiheit und Unabhängigkeit, welche er als Gottesſohn von Natur beſaß, auch auf Petrus aus, nicht zwar, weil bei letzterem irgendwie der gleiche Grund für dieſe Ausnahmsſtellung vorhanden geweſen wäre, ſondern weil es ſo ſein gottmenſchlicher, allerhöchſter Wille war. Es iſt ein Privileg, welches Petrus erhält. Nur in der Stellung, welche dieſer Apoſtel künftighin in der Kirche zu bekleiden hatte, kann aber dies Privileg ſeine Begründung finden. Und da dieſe Stellung nicht eine rein perſönliche war, ſondern übergehen ſollte auf Nachfolger, ſo ging auf dieſe Nachfolger auch das mit der Stellung verbundene Privileg über: auch die römiſchen Päpſte ſind durch Chriſti Willen von irdiſcher Steuer und irdiſcher Abgabe frei.

Dieſe oft gebrauchten Worte Chriſti enthalten alſo ſo wenig eine Unterwerfung der Kirche und ihres ſichtbaren Hauptes unter die weltliche Macht, daß vielmehr kirchliche und päpſtliche Unabhängigkeit klar und ſcharf in dieſem Ausſpruch hervortreten.

Zurückſchauend auf das bisher Geſagte, ſehen wir, daß die Kirche wirklich frei, der Papſt wirklich ſouverän iſt. Freund und Feind erkennen die Nothwendigkeit der päpſtlichen Souveränität an, ſind einig in dem Urtheil, daß in des Papſtes Hand eine Macht gelegt iſt, welche eindringt in das innerſte Heiligthum der Gewiſſen und für welche die gewaltigen Schranken der Nationalität und der politiſchen Verſchiedenheiten nicht beſtehen.

Dieſer Souverän hatte einen weltlichen Beſitz; er iſt ihm genommen. Bedurfte er dieſes Beſitzes? und bedarf er ſeiner auch jetzt noch? Dieſe Fragen ſind noch zu beantworten.

(Schluß folgt.)

Paul von Hoensbroech S. J.

---

[1] In Ev. Matth. lib. III c. 18 (Migne 26, 128).

[2] Questiones N. et V. Testam. qu. 75 (Migne 35, 2270).

[3] Hom. 59 in Matth. (Migne 58, 567. 568).

Benjamin Herder und sein Verlag.

Seit achtzehn Jahren sind die Leser unserer Zeitschrift gewöhnt, auf dem Titel jedes Heftes den Namen eines Mannes zu lesen, der zwar im großen öffentlichen Leben der Gegenwart kein Aufsehen erregte, aber Jahr für Jahr nicht nur unsere rothen Hefte, sondern viele Tausende von katholischen Büchern, Broschüren, Nummern von Lieferungswerken und Zeitschriften, Blättern und Bildern still und anspruchslos hinaus in die Oeffentlichkeit begleitete. Fast jedes Kind kennt diesen Namen aus den Biblischen Geschichten und Jugendschriften, die über ganz Deutschland verbreitet sind. Der reifern Jugend ist er durch die trefflichsten Schulbücher und Unterhaltungsschriften geläufig. Mit dem Namen „Alban Stolz“ ist er in die entlegensten Gebirgshütten und einsamsten Heidedörfchen gedrungen; mit dem Kirchenlexikon von „Wetzer und Welte“ hat er die Runde durch die ganze Gelehrtenwelt Europa's gemacht; in vielsprachigen religiösen Unterrichtsschriften, gelehrten lateinischen Werken und in hochbedeutsamen Publicationen, welche in allen Hauptsprachen Uebersetzer fanden, hat er sich übers Weltmeer in die fernsten Länder verbreitet. Das ganze katholische Deutschland hat deshalb getrauert, als sich die Kunde verbreitete, daß am 10. November v. J. der Führer und Inhaber des großen buchhändlerischen Hauses, Benjamin Herder, gestorben sei. Fast alle katholischen Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands hatten mit ihm in Verkehr gestanden, und wenn auch von Millionen, zu denen sein Name gedrungen, verhältnißmäßig wenige ihn persönlich kannten, so verbreitete sich doch mit Blitzesschnelle die allgemeine Ueberzeugung, daß die katholische Sache an dem Dahingeschiedenen einen ihrer verdienstvollsten, edelsten und uneigennützigsten Vorkämpfer verloren habe. Der Dank und die Liebe von Tausenden begleiteten ihn zur letzten Ruhestatt, und die große Sache, der er sein Leben gewidmet, wird sein Andenken der kommenden Generation überliefern.

Die materialistische Ausbeutung der Presse hat in den letzten Jahrzehnten derartig um sich gegriffen, daß eine solch allgemeine Trauer in manchen Kreisen Verwunderung, ja Zweifel erregt haben muß. Bald sehen wir Buchhändler und Schriftsteller als eigennützige Verbündete, um sich auf Kosten des lesesüchtigen, ja lesewüthigen Publicums zu bereichern; bald sehen wir sie als feindliche Mächte einander gegenüberstehen, um

aus dem zu erhoffenden Gewinn sich gegenseitig den Löwenantheil abzupressen. Es gibt Preßorgane, welche die schriftstellerische Thätigkeit nicht viel besser als rohe Faustarbeit, mechanische Leistung, bloße Waare abschätzen. Es gibt andere Preßorgane, welche, den socialistischen Agitationsblättern gleich, den schnöden Geiz der „Arbeitgeber" zu entschleiern und die „leidenden, darbenden Fachgenossen" zum Bunde gegen das sie unterdrückende Kapital zu schaaren suchen. Hat dieser traurige Kampf aller gegen alle auch bis jetzt nur begrenzte Kreise des deutschen Schriftthums angesteckt, so hat die ideale Auffassung der Presse, unter dem Hauche des materialistischen Zeitgeistes, doch in viel weiteren Kreisen eine große Einbuße erlitten, und es wirkt darum wahrhaft wohlthuend, Blick und Erinnerung auf einen Mann zu richten, der die geschäftliche Technik des Buchhandels in seiner ganzen neuern Entwicklung völlig beherrschte, der aber von jenen traurigen Verirrungen des Zeitgeistes völlig unberührt blieb, seine geschäftliche Tüchtigkeit den höchsten und edelsten Zielen unterordnete, und von diesen geleitet, der Kirche und in ihr der Menschheit die unschätzbarsten Dienste geleistet hat.

I.

Die Gründung des Herder'schen Verlags reicht in den Anfang des Jahrhunderts zurück, in jene Zeit, wo unter dem Anprall der großen Revolution das alte Deutsche Reich unrettbar seiner Auflösung verfiel, die geistlichen Kurfürsten Krone, Macht und Lande verloren, die ehrwürdigsten Stifte und Klöster, darunter Jahrhunderte alte Mittelpunkte deutscher Bildung, untergingen, die bischöfliche Gewalt fast jedes Ansehen und jeden Einfluß eingebüßt hatte, die katholische Wissenschaft fast überall mit den seichten Theorien der Revolution durchsäuert war, manche Protestanten schon siegestrunken dem völligen Untergang katholischen Lebens und katholischer Organisation in Deutschland entgegensahen. Unbekümmert um Papst und Kirche, schaffte der Generalvikar Freiherr von Wessenberg in Konstanz Feiertage und Vigilien ab, befreite vom Breviergebete, löste feierliche Gelübde und führte deutschen Gottesdienst und deutsche Messe ein. Durch diese auflösenden Reformen, welche folgerichtig zu vollständiger Protestantisirung führen mußten, entstand im weiten Umfang der Diöcese Konstanz ein so heilloser Wirrwarr, daß am 23. Juli 1811 der protestantische König von Württemberg sich für verpflichtet hielt, mit seiner Autorität für die lateinische Kirchensprache beim Gottesdienst und für die kirchliche Liturgie einzutreten, und daß das Jahr darauf Dalberg selbst, der ver-

hängnißvolle Führer des aufgeklärten Katholicismus, in einem Hirtenbriefe die Bemühungen des protestantischen Königs unterstützte. Im Heimatlande des Wessenberg'schen Urchristenthums — wer sollte es glauben? — und zur Zeit der eigentlichen Hochblüte desselben ist die Verlagshandlung entstanden, deren Name einst mit jenem der kirchlichen Wissenschaft sich so enge verbinden sollte. In Meersburg, dem Sitze des bischöflich Konstanzischen Seminars, gründete Bartholomäus Herder (geb. zu Rottweil den 22. August 1774) seine Buchhandlung, deren Sitz später nach Konstanz selbst und erst 1810 nach Freiburg im Breisgau verlegt wurde.

Bartholomäus Herder war ein ebenso wackerer Katholik als tüchtiger Geschäftsmann, allein in den Ideen der Aufklärungsperiode aufgewachsen, unter denen nahezu der gesammte Clerus mehr oder weniger litt, und stand darum dem Gedanken fern, seinem Geschäfte in der Stadt und Diöcese Wessenbergs, und gleichsam unter dessen Augen, einen Charakter zu geben, welcher die Richtung des mächtigen Generalvikars bekämpft hätte. In Freiburg führte er das Geschäft bis zu seinem Tode, 11. März 1839, ernst und ruhig weiter. Der Catalog weist aus diesen ersten vier Jahrzehnten eine große Mannigfaltigkeit auf: juristische, medicinische, naturwissenschaftliche, theologische Werke, Tagespublicistik, Schulbücher, Gebet- und Erbauungsbücher u. s. w. Etwas sonderbar für den heutigen Pädagogen tönt der Titel eines 1817 verlegten Büchleins: „Kurzgefaßter Naturkatechismus oder Unterricht über alles, was sich von der Natur, dem Menschen und dem sittlich Guten aus der Vernunft wissen läßt, als Vorarbeitung zur geoffenbarten Religionslehre, zum Gebrauche aller Katecheten und Schullehrer, besonders der Schuljugend, als Lesebuch zum Behuf der Religion." Karoline Pichler verlegte bei Herder 1815 ein Schriftchen „Ueber die Nationalkleidung für teutsche Frauen", J. G. Pahl 1811—1815 seine „Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte", J. K. Khünl 1815 seine „Christlich patriotischen Reden zur Bekämpfung des bösen und Stärkung des guten Zeitgeistes", L. A. Haßler seine katechetischen Bücher und Predigten und sein fünfbändiges „Homiletisches Repertorium zu Betrachtungen, zunächst für katholische Prediger, dann auch für Prediger und Christen der drei Confessionen, welche nach religiöser sittlicher Erbauung streben" (1806—1821) u. s. w. Der bekannte Exeget J. L. Hug ist in dem Catalog mit einem größeren Werk „Untersuchungen über den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen", dann mit kleineren Abhandlungen, Gedächtnißreden und dgl. vertreten. Als einer der bedeutendsten

und für die ganze Zeit auch bezeichnendsten Verlagsartikel dürfte wohl Rottecks „Allgemeine Weltgeschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet", zu betrachten sein, die zuerst 1813 bis 1818, später 1838 und 1839, neun Bände stark, in 13. Auflage erschien. Gleichzeitig wurden von Rotteck einige Reden, darunter die Gedächtnißrede auf Joh. Georg Jacobi, bei dessen akademischer Todtenfeier in der Hauptkirche zu Freiburg am 16. November 1814 gehalten, in Verlag genommen. Es ist hierbei wohl nicht ohne Interesse, an die Parallele zu erinnern, welche noch in einem Aufsatz von 1884 (in den „Grenzboten") G. Weber zwischen Rottecks Weltgeschichte und Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" gezogen hat. „Vor zwei Menschenaltern", sagt er, „war die Rotteck'sche Weltgeschichte das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes. Sie hatte eine Verbreitung, der die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen nicht von ferne gleichkommt, und übte einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Auch das Rotteck'sche Geschichtswerk verfolgte eine bewußte Tendenz: es verkündete eine freisinnige Lebensanschauung auf politischem und religiösem Gebiete. Aber es war der Ausdruck einer kräftigen, männlichen Ueberzeugung, der Erguß einer freien Seele; es kam von Herzen und ging darum zu Herzen, es bedurfte keiner künstlichen Hebel, keiner Reclame und Posaunenstöße, ja es mußte stets gegen zahlreiche und mächtige Widersacher kämpfen. Auch das Rotteck'sche Buch stellte die Tendenz über die historische Treue, auch es betrachtete nicht selten die Vergangenheit im Lichte moderner Zeitbildung; aber diese Zeitbildung war eine menschlich freie und gesunde, es wehte ein Geist darin, der dem Leser zuzurufen schien: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte! Wohl ist das Rotteck'sche Buch heute vergessen und verschwunden, weil die echte, wahre Geschichtschreibung [natürlich: Webers selbst, Ranke & Cie.!], die keine Nebenzwecke verfolgt, sich in weitere Kreise Bahn gebrochen hat. Aber schwerlich wird die Janssen'sche Geschichte eine so lange Lebensdauer erzielen. Sie ist ein Product des Culturkampfes und das Organ ihrer lautesten Rufer und Heißsporne: sie ist durchweht von einem clericalen knechtischen Geiste und dient dem Jesuitismus als Bahnbrecher. Aber über das ehrliche deutsche Volk wird einst wieder ein Tag der Versöhnung und Aufklärung hereinbrechen, dann werden die finsteren Gestalten und ihre Organe verschwinden."

Wir brauchen den Werth dieser Prophezeiung unseren Lesern ebenso wenig zu erklären, als die herben Ausfälle auf Janssens Geschichte des

deutschen Volkes. Was wir hier hervorheben wollen, ist lediglich der Umstand, daß beide Werke, „das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes" und „das Product des Culturkampfes, der Bahnbrecher des Jesuitismus" — allerdings in sehr verschiedener Zeit — aus demselben Verlag hervorgegangen sind. Das bedeutet, woran der biedere Georg Weber wohl kaum gedacht hat, eine Eroberung — eine Bekehrung. Daß Bartholomäus Herder an dem Werke Rottecks keinen Anstoß nahm, erklärt sich aus den damaligen Zeitverhältnissen zur Genüge. Die alte liberale Schule zählte eine Menge redlicher, tüchtiger, ehrenwerther Männer, welche die volle Lehre und Verfassung der Kirche nie ordentlich kennen gelernt hatten und deshalb die Vorurtheile des Zeitgeistes nicht zu überwinden im Stande waren. Einem Geschäftsmann war das noch viel weniger zu verargen als einem Gelehrten, den wahres Studium weit leichter der Wahrheit näher bringen konnte. In gewissem Sinn hat Rotteck selbst wider Willen mithelfen müssen, einem Janssen die Wege zu bereiten. Denn es liegt auf der Hand, daß eine so bedeutsame Publication wie seine Weltgeschichte nicht ohne materiell günstigen Einfluß auf die Verlagshandlung blieb. Ihr Ruf hob sich fast um dieselbe Zeit durch große kartographische Unternehmungen, besonders eine 1836 ausgegebene amtliche topographische Karte des Rheinstroms längs der badisch-französischen Grenze, in 19 Blättern (Maßstab 1 : 20000), welche später der deutschen Armee im Kriege von 1870/71 die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Der vortreffliche Stich und Druck veranlaßte den damaligen Geniehauptmann (später General-Feldmarschall) von Moltke, dem Verlag von Herder auch seine türkische Kartenaufnahme zur Ausführung zu übergeben. An diese Leistungen reihte sich dann der Wörl'sche Atlas von Central-Europa in 60 Blättern (1 : 500000) und von Südwest-Deutschland und dem Alpenlande in 48 Karten (1 : 200000), Karten von Baden in 4 Karten (1 : 135000) und zahlreiche andere kartographische Werke. Durch sie ward die Verlagshandlung weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt und geachtet. Daß sie aber Rotteck der Westermann'schen Buchhandlung überließ und ihren eigenen Weltruf in erster Linie der Kirche und ihren Interessen zur Verfügung stellte, das war vorzugsweise das Verdienst ihres zweiten Hauptes, Benjamin Herders.

II.

Benjamin Herder (geb. 31. Juli 1818 zu Freiburg i. B.) war erst 21 Jahre alt, als ihn im Juni 1839 der rasch nacheinander erfolgte

Tod beider Eltern zugleich mit seinem zwei Jahre ältern Bruder Karl Raphael an die Spitze des schon sehr ausgedehnten Geschäftes berief. Sein Vater hatte ihn jedoch nicht bloß für das Technische desselben herangezogen, sondern ihm am Gymnasium und an der Universität eine treffliche höhere Ausbildung zu theil werden lassen. Diese vervollständigte er durch die vielseitigste Lectüre, sowie durch Reisen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England und Italien. Noch mit dreißig Jahren lernte er eifrig Englisch und Italienisch. Ausgerüstet mit solchen reichen und vielseitigen Kenntnissen, aber noch weit mehr ausgezeichnet durch tiefen Ernst und Religiosität, faßte er den Plan, der Verlagshandlung seines Vaters eine entschieden höhere, idealere Aufgabe zu stellen, als jene, welche bloß in der Förderung allgemein menschlichen Wissens liegt. Wie dieses erst durch Religion und Kirche seine volle Würde und Weihe erhält und zum segensreichsten Wirken befähigt wird, so sollte auch die Thätigkeit seines Verlags künftig in erster Linie diesem erhabenen Ziele dienen. Er beschloß deshalb, unter den Verlagsartikeln eine strengere Auswahl zu treffen und die äußere Blüte des Verlags nur insoweit anzustreben, als dieselbe dadurch im Stande sein würde, katholische Lehre und Wissenschaft, katholisches Leben und Streben im weitesten Umfang zu fördern. Die Zeit selbst kam einem solchen großen Plane in mannigfacher Hinsicht günstig und fördernd entgegen, wenn auch die Uebermacht des protestantischen und liberalen Buchhandels, der Mangel an Einheit und Organisation unter den neu erwachten katholischen Kräften die Ausführung mannigfach erschwerten und ungewöhnliche Anstrengungen erforderten. Namentlich Theologie und Philosophie, welche eigentlich für die ganze übrige Wissenschaft maßgebend sein sollten, rissen sich, trotz der Tüchtigkeit und dem guten Willen ihrer Repräsentanten, nur langsam von dem Einfluß los, den die rationalistische Aufklärung, die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel und die protestantische Kritik auf den verschiedensten Gebieten über sie gewonnen hatte.

Diese Uebergangsperiode bezeichnen die in mancher Hinsicht hochverdienten Theologen J. B. Hirscher und F. A. Staudenmaier. Die Hauptwerke des erstern, die Lehre vom Ablaß und die bekannte Moral, erschienen nicht bei Herder, sondern bei Laupp in Tübingen; dagegen verlegte Herder eine beträchtliche Anzahl seiner kleineren Schriften vom Jahre 1842 an. Sein „Katechismus" wurde bis 1860 wiederholt neu gedruckt und sein „Leben Maria's" erlebte 1865 eine fünfte Auflage. Von Staudenmaier verlegte Herder dessen Hauptwerk, „Die christliche Dogmatik", die

1844—1852 in vier Bänden erschien, und die schöne Schrift „Ueber das Wesen der katholischen Kirche", 1845. Ungleich bedeutender als solche Einzelwerke war der Plan, die katholischen Gelehrten Deutschlands zur Herausgabe einer umfassenden katholischen Encyklopädie, des „Kirchenlexikons", zu vereinigen, und so ein Werk zu schaffen, das der Regeneration der kirchlichen Wissenschaft im weitesten Umfange zur Grundlage dienen könnte. Der Name „Encyklopädie" ist für die gesammte Aufklärungsperiode sprichwörtlich geworden. Die große französische Encyklopädie war in der That die verheerendste und zerstörendste Angriffsmaschine gewesen, welche der Unglaube zum Sturz der alten Wissenschaft angewandt hatte. Auf ihr ruhten die zahlreichen ähnlichen Nachschlagebücher, durch welche die Aufklärung alle Fachwissenschaften und die ganze öffentliche Anschauungsweise vergiftete. Dem Geiste und der Methode der alten speculativen wie positiven Theologie entsprach eine solche Behandlungsweise allerdings weniger, und doch gab es kein naturgemäßeres Mittel, den Zauber der Encyklopädie wirksam zu bekämpfen, als ein Gegenlexikon, in der Form jenem gleich, in Gründlichkeit und sachlichem Werthe ihm überlegen. Es galt, in der modernen, von der Revolution geschaffenen Form die alte, erprobte Lehre der Kirche wieder zur Geltung zu bringen und die neuen Fortschritte aller Hilfswissenschaften ihm dienstbar zu machen. Die äußeren Schwierigkeiten waren ungeheure. Herder mußte selbst ganz Deutschland bereisen, um Mitarbeiter zu gewinnen. Es gelang ihm nicht, die Leitung an einem Orte zu vereinigen. Wetzer wohnte in Freiburg, Welte in Tübingen. Nur eine unermüdliche, weitläufige Correspondenz konnte die endlos neu auftauchenden Hindernisse und Verzögerungen überwinden. Die technische Ausführung war mit nicht geringeren Schwierigkeiten verknüpft. Zu allem trat noch die Revolution von 1848 störend dazwischen. Herder ließ indes den Muth nicht sinken. Von dem schon im Beginn der vierziger Jahre geplanten Werke erschien 1845 der I. Band, 1848 der II., 1849 der III. u. s. w. Im Jahre 1860 wurde es vollendet. Einige Jahre später war es in 10 000 Exemplaren durch die ganze civilisirte Welt verbreitet. Die Aufgabe war glänzend gelöst, wenn auch gerade die philosophischen und dogmatischen Artikel nur eine allmähliche Rückkehr zur alten Lehre der Schule bezeichnen und deshalb dem heutigen Stand der kirchlichen Wissenschaft nur mehr annähernd entsprechen. Als charakteristisch mögen zwei Separatabdrücke gelten: der Artikel „Rom", verfaßt von Friedrich Hurter, und der Artikel „Luther", verfaßt von Döllinger, letzterer ein wenigstens so scharfes Charakterbild, als es

Janssens Geschichtswerk enthält, merkwürdigerweise von den Protestanten heute kaum mehr beachtet. Noch ehe das Lexikon aber vollendet war, begann von 1855 an einer seiner hervorragendsten historischen Mitarbeiter, der jetzige Bischof von Hefele, seine classische „Conciliengeschichte" in demselben Verlag zu veröffentlichen, welcher sich längst die allgemeine Hochachtung der Gelehrten erworben hatte. Daran reihten sich ausgezeichnete historische Monographien von Jörg und Floß und Mone's für die Hymnographie grundlegende Sammlung.

Während das „Kirchenlexikon" die Theologie in neuen Fluß brachte, trat fast gleichzeitig einer der größten Volksschriftsteller auf, den Deutschland je gehabt hat. Es war Herders vieljähriger Nachbar und Freund — Alban Stolz. Mit der „Mixtur gegen Todesangst" 1843 beginnen seine berühmten Kalender, die bis heute dem Volke neu, lieb und unübertroffen geblieben sind. Es folgte 1844 „Das Menschengewächs", 1845 und 1846 das „Vaterunser", 1847 „Essig und Oel" (die zehn Gebote), dann nach zehnjähriger Unterbrechung 1858 „Der unendliche Gruß", 1859 „Das Bilderbuch Gottes", 1864 „Das ABC für große Leute". Nicht in Tausenden, sondern in Hunderttausenden von Exemplaren hat sich diese katholische Volkstheologie über ganz Deutschland hin verbreitet und unermeßlich viel zur Hebung des Glaubenslebens beigetragen. Durch sie ist die große theologische Firma zugleich eine der volksthümlichsten geworden. Durch die Hirtenbriefe und Denkschriften des glorreichen Erzbischofs Hermann von Vicari, die Broschüren und Sendschreiben des ritterlichen Freiherrn von Andlaw, die meisterlichen zeitgemäßen Publicationen der Professoren Buß und Zell betheiligte sie sich dann auch an dem kräftigen Wiederaufleben des katholischen Geistes im Großherzogthum Baden und an dem segensreichen Kampf, den diese wackeren Vorkämpfer muthig und standhaft gegen die übermächtige liberale Staatsgewalt bestanden.

Wir können nicht auf alle Erscheinungen eingehen, durch welche sich der Herder'sche Verlag in den sechziger Jahren erweiterte. Beispielsweise erinnert sei an das bändereiche Werk des seligen Bischofs Räß über „Die Convertiten seit der Reformation", an Hettingers „Apologie des Christenthums", das „Spanische", „Die hl. Elisabeth" und andere Schriften von Alban Stolz, die ersten historischen Werke Johannes Janssens, Meisters „Kirchenlied", Lämmers „Conversionsschrift" und werthvolle historische Forschungen, Hergenröthers „Kirchenstaat", Greiths „Deutsche Mystik" und „Altirische Kirche", Hagemanns „Römische Kirche", Schäzlers „Dogma von der Menschwerdung", Dreves' „Hamburger Missionsannalen". Die

trefflichen katechetischen Arbeiten J. Schusters, schon um 1846 begonnen, entwickelten sich in erfreulichster Weise; gemeinsam mit Bumüller verfaßte der gewandte Pädagoge eine Reihe anderer tüchtiger Lesebücher für die Jugend; allerliebste Jugendschriften von Isabella Braun und J. A. Pflanz, nebst der köstlichen Unterhaltungszeitschrift „Sonntagsfreude" (1863 bis 1866), bildeten den Ansatz einer ebenso belehrenden als angenehmen Jugendliteratur; mit Bumüllers „Weltgeschichte" war die allgemeine Grundlage für eine ganze Reihe populärer Geschichtsdarstellungen in katholischem Sinne gegeben; mit den Literaturgeschichten von Lindemann und Brugier faßte der Herder'sche Verlag auch auf dem Gebiete der Literatur festen Fuß, und wenn sich in diesen Werken auch noch eine gewisse Abhängigkeit von den bisher fast ausschließlich herrschenden protestantischen Lehrbüchern geltend macht, so war der erste Schritt zu katholischer Selbständigkeit doch gethan. Man konnte, das war damit klar gestellt, ein recht gründliches, reichhaltiges und auch schönes Handbuch der Literatur schreiben, ohne gerade den Doctor Martin Luther als den größten Wohlthäter Deutschlands zu verherrlichen und ohne mit dem alten grobkörnigen Joh. Heinrich Voß über die Romantiker zu schelten. Man konnte die deutschen Classiker herausgeben, ohne gerade jedes ihrer Werke für einen unbezahlbaren Diamanten zu halten und ohne sich jedes Urtheil darüber von protestantischen Autoritäten vorsagen zu lassen. Wenn sich einzelne Protestanten dadurch verletzt fühlten, so war das ihre Sache. Je ängstlicher sie jeden katholischen Luftzug von sich absperrten, desto mehr Grund hätten sie gehabt, es ganz natürlich zu finden, daß die Katholiken, wenn auch noch so geduldig und friedfertig, sich doch nicht vollständig in ihr Schlepptau nehmen lassen wollten.

Wie kaum ein anderer Verlag, war der Herder'sche ein Muster jenes unbeugsamen passiven Widerstandes, den die Katholiken in einem confessionell gemischten Lande dem Protestantismus nicht bloß, ohne Verletzung der Liebe, entgegensetzen dürfen, sondern geradezu entgegensetzen müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und von den Protestanten unbarmherzig meistern lassen wollen. Die erbittertsten Feinde der Kirche werden Mühe haben, aus dem Herder'schen Catalog eine Reihe Schriften zusammenzustellen, die man gerechterweise als herbe Angriffe, gehässige Polemik, feindselige Aeußerungen gegen die Bekenner des Protestantismus bezeichnen könnte. Doch wie die Verlagshandlung im allgemeinen die Werke protestantischer Autoren Verlegern derselben Confession überließ, so hat sie ohne Unterlaß Werke übernommen, welche auf allen Gebieten

das katholische Bewußtsein stärkten, läuterten, unabhängig machten, in edler Form und Sprache, mit innerer Kraft und Würde sachlich vertheidigten und zur Geltung zu bringen suchten. Das war es, was dem Gegner Achtung einflößte, die katholischen Schriftsteller immer mehr zu Herder hindrängte und seine Firma zu einem Vereinigungspunkte ihrer Bestrebungen machte. Leute, die jede katholische Meinungsäußerung schon für eine Herausforderung ansehen und in Janssens Geschichte ein bloßes Product des Culturkampfes, einen „Bahnbrecher des Jesuitismus" erblicken, werden diesen Charakterzug allerdings wohl kaum zu würdigen wissen und noch weniger beachten, daß die erste Serie der Laacher Stimmen von 1866—1869 — die Schriften der PP. Rieß, Roh, Schneemann, Rattinger und Meyer über den Syllabus — gegen den bisherigen Charakter des Herder'schen Verlags gar nicht abstach, noch ein neues Entwicklungsstadium desselben bezeichnete. Durch Benjamin Herder war der Verlag längst ein durch und durch katholischer geworden, und die neuen geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, in welche er zu den Jesuiten trat, entsprachen schlicht und einfach eben dieser Ueberlieferung und dem Streben, auf dem sich seine ganze bisherige Thätigkeit bewegt hatte.

III.

So kam die Zeit des vaticanischen Concils heran. Sie war für einzelne Kreise des katholischen Deutschlands eine kritische, nicht so für den Herder'schen Verlag. Von Freiburg aus erhielt die Janustpartei die schlagfertigen, entscheidenden Antworten aus der Feder des hochverdienten jetzigen Cardinals Hergenröther: den Anti-Janus schon 1869, dann 1870 die zwei Kritiken der Döllinger'schen Manifeste dieses Jahres, 1872 endlich das gewaltige Werk „Katholische Kirche und christlicher Staat", das den neuen Febronianismus mit erschöpfender Gründlichkeit zurückschlug. An dieses monumentale Werk schlossen sich im Lauf jener Jahre die zwölf Laacher Hefte über das ökumenische Concil, zwei praktische Ausgaben der vaticanischen Beschlüsse, und die Collectio Lacensis. Der frühere Standpunkt der Verlagshandlung fand in diesen Veröffentlichungen seinen deutlichen Ausdruck. Das Concil hatte nichts daran zu ändern. Wohl aber sollte nun die bisherige Entwicklung des Verlags jetzt erst zu ihrer vollsten Blüte gelangen. Die theologische, die ascetische, die historische, die geographische Bibliothek bezeichnen jede für sich einen ausgedehnten Kreis bedeutender Leistungen. Neue Jugendschriften gruppirten sich zu einer umfassenderen Sammlung, während eine stattliche Reihe von bedeutsamen

Monographien nach und nach alle Zweige der Literaturgeschichte in Angriff nahmen. All das überragte aber an Bedeutung das Janssen'sche Werk, das zum erstenmal katholisches Wissen und katholische Geschichtsanschauungen im großen Maßstab unter der staunenden protestantischen Lesewelt verbreitete, und die neue Auflage des „Kirchenlexikons", das, die früheren Leistungen harmonisch erweiternd, sich in hohem Maße die Achtung der protestantischen Gelehrtenwelt eroberte. Hettingers apologetische Thätigkeit dauerte unermüdlich fort und fand an den Schriften des gelehrten Dominikaners Weiß und anderer die erfreulichste Bundesgenossenschaft. Durch die „Katholischen Missionen" erhielt die Betheiligung Deutschlands am großen Missionswerk der Kirche ihren würdigen Ausdruck; durch die „Literarische Rundschau" erweiterte sich das Forum der katholischen Kritik in einer wohlthätigen Weise; durch das „Naturwissenschaftliche Jahrbuch" und das „Staatslexikon" erhielten auch diese Zweige des Wissens bedeutsame Stützpunkte zu regerer Entwicklung in katholischem Sinne, und in den „Stimmen" fanden auch die aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten die Gelegenheit, Zeit und Kraft den Katholiken ihrer Heimat zu widmen. Doch die Cataloge der letzten zwanzig Jahre sind unsern Lesern noch in lebendigster Erinnerung. Besonders der stattliche Auswahl-Catalog von 1885 gibt ein anschauliches Bild von dem mächtigen Aufschwung, den das katholische Geistesleben unter dem belebenden Frühlingshauche des vaticanischen Concils und unter den Stürmen der Culturkampfsperiode gewonnen hat. Es waren keine Herbststürme, welche blühendes Leben zerstörten, sondern Frühlingsstürme, welche auf allen Gebieten knospendes Leben zur Entfaltung brachten.

Niemand hat demüthiger und dankbarer in dieser Wendung der Dinge das gnädige Walten und Wirken der Vorsehung anerkannt, als Benjamin Herder. Menschlicherweise hätte die Staatsgewalt mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Muth des katholischen Volkes brechen und theilweise durch Gewaltmittel, theils durch die Uebermacht der kirchenfeindlichen Wissenschaft und Presse das katholische Geistesleben niederdrücken müssen. Gott hat geholfen, und das katholische Volk hat mit seiner Gnade treu und fest, unter den schwierigsten Umständen zu seiner Kirche gestanden. Statt sich entmuthigen zu lassen, haben die katholischen Schriftsteller und Gelehrten in freudigerem Wetteifer, in schönerer Eintracht, mit unermüdlicherem Fleiße als je sich um das Banner der Kirche geschaart und mitten im schwersten Kampfe sich wenigstens die wissenschaftliche Achtung billig denkender Protestanten erworben. Sie zu unterstützen, stand die Herder'sche

Verlagshandlung nicht allein da; im Norden wie im Süden Deutschlands erstand auch in dieser Hinsicht ein edler und thatkräftiger Wettstreit. Das Vertrauen aber, das hierbei in vorzüglichstem Maße sich Herder zuwandte, haben auch seine Fachgenossen völlig zu würdigen gewußt. Es war nicht das Ergebniß ehrgeizigen Strebens, sondern unermüdlicher, unverdrossener und planmäßiger Thätigkeit. Nur die consequenten Anstrengungen vieler Jahrzehnte hatten das möglich gemacht. Unter unsäglichen Mühen hatte Benjamin Herder in den fünfziger Jahren die katholischen Gelehrten in ganz Deutschland aufgesucht, um sie zu einem großen gemeinsamen Unternehmen zu gewinnen; jetzt suchten sie von selbst ihn auf und fanden durch seine geschäftliche Organisation die mächtigste Förderung einzelner wie gemeinsamer Unternehmungen.

Der Mann, der, ohne es anzustreben, der Freund oder wenigstens geschäftliche Mitarbeiter und Berather fast aller hervorragenden katholischen Gelehrten wurde und oft manche derselben in freundschaftlicher Geselligkeit um sich vereinigte, war ein stiller, ernster, anspruchsloser Mann. Eine tiefe Religiosität beherrschte sein ganzes Sinnen und Denken, sowie den kleinen Familienkreis, den er am 30. Juli 1863 durch seine Ehe mit Emilie Streber, einer Tochter des berühmten Münchener Numismatikers, begründete. Den echt katholischen Geist, den sein Verlag in so vielen religiösen Werken predigte, übte und pflegte er zunächst in seinem eigenen Privatleben durch wahre Frömmigkeit, Pflichttreue, Wohlthätigkeit und gute Werke aller Art. Wie er seine zahlreichen Angestellten in beruflicher Tüchtigkeit heranzuschulen bemüht war, so lag ihm vor allem daran, ihnen sanft und mild seine eigene religiöse Gesinnung einzuflößen. Der Geist der Gerechtigkeit, der Ordnung und Liebe waltete in seinem ausgedehnten Geschäfte, wie in seiner persönlichen Thätigkeit. Von einem Manne, der ihm nahe stand, hörten wir, daß Benjamin Herder einst alles Ernstes daran dachte, allem Irdischen Lebewohl zu sagen und in der Verborgenheit eines Ordenshauses still und geräuschlos Gott zu dienen, und daß nur der Rath eines geistlichen Freundes ihn in diesem Plane erschütterte. Derselbe glaubte, daß er als Buchhändler den höchsten Interessen der Religion weit segensreicher dienen würde, wenn er an dem mühsamen Posten ausharrte, auf den ihn nun einmal Gott gestellt. Das hat Herder denn gethan, aber im Sinne und Geist eines Mannes, der Gott das Ganzopfer seines Lebens und seiner Persönlichkeit zu weihen bereit war. Er pflegte nicht nur täglich den Segen Gottes auf seine eigene Thätigkeit herabzurufen, er pflegte auch für die Schriftsteller zu beten, mit welchen

er in Verbindung stand, und ihre Arbeit Gott anzuempfehlen. In tiefer Verehrung schloß er sich jederzeit den kirchlichen Autoritäten an, mit wahrer Liebe hing er an den verschiedenen religiösen Orden, deren wissenschaftliche Vertreter sich in seinem Verlage begegneten. Großmüthig unterstützte er junge Talente, von denen er Förderung der katholischen Presse erwartete; soviel als möglich nahm er auch Werke in seinen Verlag, die — ihres monographisch beschränkten Stoffes halber — geringen oder keinen geschäftlichen Vortheil, eher sogar Risico in Aussicht stellten, aber als werthvolle Bereicherungen der Wissenschaft das katholische Geistesleben zu heben geeignet schienen.

Da der unermüdliche Mann es nicht unterließ, persönlich von allen wichtigeren Unternehmungen seines Verlages Kenntniß zu nehmen und über die technische Ausführung selbst zu verhandeln, so war es unausbleiblich, daß er, zumal nach tüchtiger Vorbildung, die vielseitigsten Kenntnisse, und zwar in ungewöhnlichem Grade, sich zu eigen machen mußte. Diese erweiterte er noch beständig durch die mannigfaltigste Lectüre und Umschau auf allen literarischen Gebieten. Verschiedener Sprachen mächtig und nicht weniger fein gebildet, unterstützte ihn auch seine edle Gattin in diesem steten geistigen Wachsthum. Von flacher, moderner Schöngeisterei waren beide gleich weit entfernt, für alles Hohe und Edle in Wissenschaft, Kunst und Literatur gleich empfänglich. In manchen der wichtigsten Unternehmungen, wie beim „Kirchenlexikon", ergriff Herder selbst die Initiative; die „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" ging ganz aus dem mächtigen Interesse hervor, das er selbst für diesen Zweig des Wissens hegte; zahlreiche Publicationen danken ihren Ursprung seiner Anregung, seinem Scharfblick, seinem Unternehmungsgeist; andere hat er wenigstens großmüthig unterstützt und gefördert; der gesammte Verlag aber dankt seiner Sorgfalt, seiner Gewissenhaftigkeit und der Weite seines Blickes eine Ausstattung, welche über die katholischen Kreise hinaus Lob und Anerkennung gefunden hat.

„Von gewinnender Persönlichkeit," so urtheilt das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Nr. 280, 3. December 1888), „in Geschäften talentvoll, prompt und gewissenhaft, gelang es Benjamin Herder, seinen Verlag nach allen Seiten auszudehnen und ihn mit vielen angesehenen und gangbaren Werken zu bereichern. Aber er druckte, wenn es galt, einer guten Sache zu dienen, gern auch Bücher, bei denen man nicht auf die Kosten kommen konnte. Treu und anhänglich, wie er war, sind ihm aus vielen Autoren und Buchhändlern Freunde erstanden.

„Für die Heranbildung tüchtiger Zöglinge im eigenen Hause blieb Benjamin Herder durch sein ganzes Leben persönlich bemüht. Von seiner edlen und ernsten Stirn leuchtete oft die Sonne eines heitern, freundlichen und theilnahmsvollen Sinnes; immer selbstlos, wußte er anderen Opfer zu bringen; ein dreißigjähriges, qualvolles Leiden (Gesichtsschmerz) hatte ihn gelehrt, zu leiden und zu schweigen.

„Was Benjamin Herder als Buchhändler geleistet, zeigt sein Verlagscatalog und zeigen die Zweigniederlassungen seiner Firma (in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.); als Mensch gereichte er unserem Stande in jedem Betracht zur Ehre, und diese ist ihm in reichem Maße erwiesen worden, soviel er sie auch dankend ablehnen mochte."

Daß das Geheimniß dieses tadellosen Lebens, dieser Geduld im Leiden, dieser Pflichttreue und anspruchslosen Demuth eine tiefernste, christliche Gesinnung war, haben Freunde, die ihn seit Jahren kannten, ebenso schön als beredt bei seinem Tode hervorgehoben. Die Andacht zum Gekreuzigten hob ihn über alle Leiden empor und ließ ihn aller eitlen Ehre demüthig aus dem Wege gehen; seine Liebe zur Kirche verlieh ihm mitten unter all' diesen Leiden einen unbesieglichen Muth und Unternehmungsgeist und gab zugleich seinem ganzen Leben und Streben das Gepräge vollster Einheit und Harmonie. **A. Baumgartner** S. J.

Wie man „Probleme" löst, von denen man nichts versteht, oder „Dahiel, der Convertit".

Ein Roman in drei Bänden von Richard Voß.

Wir hatten in diesen Blättern wiederholt Gelegenheit, auf „poetische" Versuche im liberalen Lager hinzuweisen, welche es sich zur Aufgabe stellten, katholisches Ordensleben entweder ausführlich zu behandeln, oder doch wenigstens in den Kreis der Darstellung einzubeziehen. Unlängst war es der Benediktinerorden, dann wieder die Gesellschaft Jesu, welche sich so mußten „verarbeiten" lassen. Aber die Jesuiten sind doch auf die Dauer etwas verbraucht, sie sind auf Rob. Byr gekommen, und Leute, die literarisch etwas auf sich halten, müssen schon nach anderem „Material" suchen. So handelt es sich denn heute zum Unterschied auch einmal um den Orden des hl. Franziskus und zwar nicht um die seit Schiller literarisch gut beleumundeten Kapuziner, sondern um die echten Franziskaner — R. Voß'scher Observanz.

„Voß' Roman iſt die Geſchichte eines Juden, der um die Zeit, als ſeine Stammesgenoſſen im römiſchen Kirchenſtaat [wie auch anderswo] noch wie die Ausgeſtoßenen im Ghetto hauſen mußten [d. h. gegen Ende des letzten Jahrhunderts], zum Katholicismus bekehrt, Mönch und Prieſter wird, von einem Gläubigen weiterhin zum Zweifler, von einem Zweifler zum Fanatiker wird, um ſchließlich als Atheiſt, mit Gott und der Welt zerfallen, im Kampfe gegen die Menſchheit, gegen die beſtehende Ordnung [als Räuber und Selbſtmörder] zu ſterben. Wie man ſieht, ein gewaltiges Problem. Sich ein ſolches zu ſtellen, hätte kaum ein lebender Poet ſonſt gewagt und wagen können. Abgeſehen ſelbſt davon, daß Richard Voß als der beſte Kenner italieniſchen Lebens unter unſeren jüngeren Poeten gelten muß, ... bedurfte es auch noch der ganzen packenden Gewalt der Sprache, des fortreißenden, ſtürmiſchen Temperamentes, welche Voß eigen ſind, um ſich an die Ausgeſtaltung eines ſo erſchütternden Seelengemäldes zu wagen, welches ſchon durch ſeine Wahl allein auf das ſtarke Selbſtbewußtſein des vor nichts zurückſchreckenden und nach dem Höchſten greifenden Genies einen Rückſchluß zuläßt."

In dieſen Worten des Referenten der „Frankfurter Zeitung", welche den Roman einer Beſprechung im Feuilleton ſogar ihrer Wochenausgabe für werth hält, iſt die Natur der Aufgabe durchaus richtig getroffen. Unvollſtändig iſt die Aufzählung der Dinge, welche Voß zur Inangriffnahme eines ſolchen Stoffes befähigten, und der anderen Dinge, auf welche die Uebernahme ſolch einer Aufgabe einen Rückſchluß zuläßt. Richard Voß konnte ſich nämlich eine ſolche Aufgabe nur ſtellen, weil ihm die allerelementarſte Kenntniß der katholiſchen Kirche, ihrer Lehre, Gebräuche und Einrichtungen abgeht. Er mag zwanzig Jahre in Rom und der Campagna geweilt und Volksſtudien gemacht haben, er hat nur halbe Beobachtungen, die ja gewöhnlich ganz falſche ſind, geſammelt, er hat Anomalien bemerkt, das Normale kennt er nicht, er hat einen Blinden geſehen, und läugnet die Sehkraft der Augen, er mag Gregorovius auswendig wiſſen, in einen katholiſchen Katechismus hat er keinen Blick gethan, ehe er über katholiſche Dogmen ſchrieb und ſich an ein Problem wagte, das bei Beachtung der Thatſachen einfachhin als ein typiſches nicht einmal geſtellt werden konnte.

Man wird von uns keine ausführliche Analyſe des Romans, keine vollſtändige Aufzählung auch ſeiner ſtarken äſthetiſchen und ſittlichen Schwächen verlangen; nur dafür wollen wir einen hoffentlich erdrückenden Beweis erbringen, daß R. Voß mit großem „Selbſtbewußtſein" über Dinge ſchreibt, von denen er wenigſtens wiſſen ſollte, daß er ſie nicht gelernt hat.

Worauf beruht die Converſion des Juden zum Katholicismus, alſo doch der ganze Roman?

Der Judenknabe hat ſeine Eltern um die Hand eines Mägdleins gefragt, und dieſe iſt ihm abgeſchlagen worden. Nun entſpinnt ſich zwiſchen ihm und dem P. Euſtachius, einem ſehr anziehend und vertrauenerweckend geſchilderten Franziskanermönch, der längſt das Herz des Judenknaben gewonnen, folgende Unterredung, die uns der Jude berichtet:

„Euſtachius: ‚Nun hat die Welt für dich nur noch eine Hoffnung.' — Jude: ‚Welche iſt dieſe?' — ‚Dieſe einzige Hoffnung für dich iſt der

Glaube aller Entſagenden: das Chriſtenthum.' — ‚Wehe mir, meine Hoffnung war todt.' Ich ſtöhnte laut auf. — ‚Für die Zeit haſt du deiner Myrrha entſagt, aber für die Ewigkeit kannſt du ihrer theilhaftig werden.' — ‚Für die Ewigkeit?' — ‚Für die Ewigkeit könnt ihr beide, du und ſie, im Paradieſe zuſammen ſelig ſein.' — ‚Wie kann das geſchehen?' — Wiederum ſeine Antwort: ‚Durch das Chriſtenthum.' — Wiederum als meine Antwort ein Stöhnen. Bruder Euſtachius fuhr fort: ‚Du weißt, daß die Juden verdammt ſind.' — ‚Ich weiß es. Ihr ſagt es uns in jeder Predigt und ich glaube Euch. Aber es iſt furchtbar.' — ‚Alle Juden ſind verdammt.' — ‚Ich ſehe es; ich ſehe es jeden Tag, jede Stunde. Sie ſind verdammt, ſo lange ſie athmen und leben — alle ſind ſie verdammt.' — ‚Sie werden es auch nach dem Tode ſein, ſie werden es in Ewigkeit ſein.' — ‚In Ewigkeit alle verdammt —' ein Schauer lief durch mein Gebein. Der Prieſter ſprach weiter: ‚In Ewigkeit verdammt — du, dein Freund Moſe, dein Vater und deine Mutter; in Ewigkeit verdammt Myrrha, in Ewigkeit verdammt alle Juden. Alle Juden verdammt zu ewiger Feuerqual, verdammt zu ewiger Verzweiflung.' — . . . ‚Und warum werden alle Juden in Ewigkeit verdammt?' — ‚Ihres Judenthums wegen.' — ‚*Kann* das ſein?' — ‚Zweifelſt du?' — ‚Nein. Denn Ihr ſagt es und Euch glaube ich.' Und ich fühlte ein ſolches Mitleid mit dem Jammer der Menſchen — der Juden — in mir, daß ich davon halb entgeiſtert wurde. Und zugleich überkam mich ein ſolches Verlangen, zu retten, zu helfen, zu erlöſen . . . Ich dachte an alle Juden, und ich empfand plötzlich eine Liebe zu meinem in Ewigkeit verdammten Volke, wie ich ſie vorher niemals empfunden . . . Und meine Liebe, meine Sehnſucht wuchſen rieſengroß.

‚Sage mir', begann der Mönch von neuem, ‚ſage mir: wenn deine Myrrha, von der du im Leben getrennt biſt, einſtmals aus dem Leben ſcheidet, ſo iſt ſie todt und ſie bleibt todt — denn es gibt für die Juden nichts anderes. Deine Myrrha ſtirbt, wird begraben, Würmer freſſen ihren Leib, gänzliche Verweſung zerſtört ſie, ſie wird Staub zu Staube. Nichts bleibt übrig von deiner Myrrha. Nichts von ihrer zärtlichen Geſtalt, nichts von ihrer ſüßen Stimme, nichts von ihrer zärtlichen Seele. Du hörſt mich?'

Ob ich ihn hörte . . .

‚Und du biſt von Myrrha getrennt. O du Unſeliger! Nichts kann dich mit Myrrha mehr vereinigen.' — ‚Nichts.' — ‚Selig wir Chriſten! Muß ein Chriſt von dem Weibe ſeiner Liebe laſſen, ſo findet er es in jenem Leben wieder . . . es erſteht des Chriſten todter Leib vom Tod. Verklärten Leibes, ſeligen Geiſtes lebt nach dem Tode der Chriſt mit ſeiner Geliebten. O ihr Armen, ihr Unſeligen, ihr — ich rede in der Sprache eures Glaubens — ihr Verdammten!' — Gott wie ward mir! Der Jude lebt und leidet und ſtirbt und iſt verdammt — verdammt zu ewigem Tode. Der Chriſt lebt und leidet und ſtirbt und ſteht auf vom Tode und findet die ewige Seligkeit. Die ewige Seligkeit mit ſeinen Geliebten . . . Ich könnte mit Myrrha die ewige Seligkeit gewinnen, wenn ich kein Jude wäre. Aber auch darauf wollte ich verzichten, ewig wollte ich auf Myrrha verzichten, wenn nur ſie nicht auf ewig

verdammt würde. Und meine Eltern — und Moſe ... alle Juden. — Mit aufgehobenen Händen rief ich den Chriſten an, als ſchrie ich zu Gott empor: ‚Rette ſie!‘ Er antwortete: ‚Das kann ich nicht, denn ich bin kein Jude.‘ — ‚Alſo ein Jude kann ſie retten?‘ — ‚Ein Jude kann ihnen helfen.‘ — ‚Kann ich es?‘ — ‚Du.‘ — ‚Wie, wie?‘ — ‚Werde Chriſt.‘ — ‚Alsdann würde ich mir ſelbſt helfen, würde ich mich ſelbſt retten! Alsdann würde ich allein ſelig werden — ſelig in alle Ewigkeit; indeſſen ſie verdammt bleiben — verdammt in Ewigkeit.‘ — ‚Werde ein Mönch, werde, was ich bin — ein Prieſter.‘ — ‚Bleiben ſie alsdann nicht verdammt, werden ſie alsdann mit mir ſelig?‘ — ‚Du kannſt ſie als Prieſter von der Verdammniß losbitten von Gott. Als ſeinen Diener hört er dich. Und biſt du ſein getreuer, ſein eifriger, ſein gehorſamer Diener, ſo erhört er dich. Denn es iſt Gott die Liebe, die Gnade und die Barmherzigkeit.‘ Da war das Wunder meiner Bekehrung an mir vollbracht“ (I, 198 ff.).

Jedes katholiſche Schulkind wird über ſolchen Unſinn lachen, der ſich als Kirchenlehre hier breit macht und ſpäter nur zum Theil als perſönlicher Betrug des frommen Bruders Euſtachius offenbart, welcher hierin im Gehorſam gegen ſeinen „Abt“ [1] handelt. Aber abgeſehen davon, was iſt das für ein Held für einen ſo „problematiſchen“ Roman, wie R. Voß ihn unternimmt! Wer ſich durch ſolche Gründe bekehren läßt, iſt entweder verrückt oder er iſt nicht Jude geweſen und wird nie Chriſt ſein. Der Roman freilich beweiſt, daß das entweder — oder nicht am Platz iſt, denn der Convertit iſt eben alles drei: verrückt, nicht Jude und nicht Chriſt. Was ſich während des Romans in ihm entwickelt, iſt einzig die Verrücktheit, die nach Chamäleonsart je nach den Umſtänden und der Umgebung eine andere Färbung annimmt. Mit einem ſo wenig „problematiſchen“ weil ganz entſchieden untauglichen Charakter iſt es aber ſchon künſtleriſch unmöglich, ein ſo großartig ſich ankündigendes „Problem“ löſen zu wollen. Geſteht der Jude doch ſelber: „Ich verſtand nichts, aber ich glaubte an alles“ (I, 210), auch daß eine Meſſe „die Seele

[1] Franziskaner haben keinen Abt. Das iſt zwar nur eine Kleinigkeit, allein, würde es wohl einem Novelliſten einfallen, von einem Admiral der Cavallerie zu ſprechen, wenn auch Admiral an ſich ebenſo Befehlshaber, wie Abbas an ſich Vater heißt? Das iſt gegen den „Lokalton“. Schreibt jemand über Zeus und Apollo oder Iſiskuh und ägyptiſche Katze und ſchlägt dabei irgendwie neben all den gelehrten Philologen-Kleinkram, den die „heutige Bildung“ erfordert, ſo geht ein Hohngeſchrei über fehlende Sachkenntniß, über Mangel an culturhiſtoriſchen Vorſtudien durch die Reihen der gebildeten Kritiker: die kraſſeſte Unwiſſenheit in katholiſchen Dingen müſſen wir uns jedoch jahraus jahrein ruhig gefallen laſſen. Das ſind Nebenſachen, Quisquilien, mittelalterlicher Krimskrams — was ſchert das unſere Gebildeten, die den Ritus der Eleuſiniſchen Geheimniſſe wie Oberbonzen am Schnürchen haben, ob eine Todtenmeſſe in Gold oder Schwarz geleſen, ob das Deus te laudamus oder das Te Deum laudamus geſungen wird u. ſ. w. Und wirklich, gegen all den übrigen landläufigen Wider- und Aberſinn, der gegen die katholiſche Kirche von dieſen „Dichtern“ geſchrieben wird, ſind das auch nur Kleinigkeiten. Aber iſt die Kirche denn nicht ſoviel Studium werth, als der Cult des mexikaniſchen Huitzilipochtli, vulgo Vitzliputzli?

eines Verdammten von ihren Qualen erlöst" (ebd.). Sofort nach der Unterredung führt der Mönch den Judenjüngling in die Katakomben und läßt ihn dort nachmittags [!] einer Messe beiwohnen; von da gehts direct zum Franziskanerkloster. Hier sieht Dahiel das große Kreuz: „Ach Gott — Jesus Christus hatte ihnen (den Juden) vergeben, aber die Kirche vergab ihnen nicht! Jesus Christus hatte für sie um Gnade gebeten, aber die Kirche bat für sie um Verdammniß — Jesus Christus hatte sie nicht erlöst, aber — aber ich glaubte, daß ich sie würde erlösen können!" (I, 216.) — Durch Bruder Eustachius sollte Dahiel auf Befehl des Abtes „auf das Christenthum vorbereitet werden und darauf das Sacrament der Taufe empfangen. Zugleich sollte das Jahr meines Noviziates beginnen". „So verging ein Jahr, dessen größten Theil ich der Ordensregel gemäß als Novize in tiefem Schweigen verbrachte. Alsdann rückte das Fest der Ostern heran . . . es wurde bestimmt, ich sollte über mein junges Christenthum ein Prüfung ablegen, öffentlich vor dem Bischof[1], vor vielen Priestern und allem Volk." Dieses öffentliche Examen hat statt am Charfreitag, nachdem um die Mittagsstunde der Abt in großem Ornat Hochamt gehalten, während die Mönche das „Deus, te laudamus" singen. Nach demselben erhebt sich „der Bischof" und verkündet den Ruhm des Convertiten: er sei so stark im Glauben befunden worden, „daß er nicht allein des Sacramentes der Taufe theilhaftig werden, sondern auch sogleich die erste Weihe empfangen — das erste Gelübde ablegen könne" (252). Was das für eine Weihe und ein Gelübde sein mag? „Am folgenden Sabbath dann wurde der Jude in der Synagoge von seinen Stammesgenossen verflucht, am heiligen Sonntag (also Ostern) in der Laterankirche getauft." [Man pflegt das sonst am Charsamstag zu thun.] „Ich schwur ab die jüdische Religion, sagte mich los von meinen Eltern und meinem Volke, nahm das Christenthum an und sprach das christliche Glaubensbekenntniß. — — Als sie [die heilige Handlung, die der Dichter vorsichtiger Weise nicht beschreibt] vollbracht war, begaben wir uns aus dem Baptisterium in die Basilika, woselbst ich sogleich mit vielen anderen Christen die Weihen empfing [er muß also inzwischen noch stärker im Glauben geworden sein]. Man legte mich und die anderen jeden in einen Sarg, man sang über uns die Todtenklage [das ist recht: Charfreitag Tedeum, Ostersonntag Miserere! Voßischer Ritus!], man erklärte uns für die Welt gestorben. Dabei erloschen die vielen Kerzen, die um die vielen Todten brannten. Alsdann begann eine herrliche Jubelmusik und vielstimmiger Jubelgesang und alle, die gestorben waren, erstanden vom Tode, ich als Bruder Angelikus . . . Auch das Haupt ward mir geschoren und mit der Tonsur verziert [? man setzt die Tonsur wohl auf das geschorene Haupt], diesem Symbol der Dornenkrone. Alsdann leistete ich das (?) Gelübde. Darauf lag ich mit den anderen eine Zeit lang am Boden mit dem ganzen Leibe, das Antlitz gegen die Steine gedrückt. Nachdem auch alle die anderen Ceremonien (?) beendet, zogen die Mönche von St. Bonaventura in ihr Kloster zurück . . . Ich fühlte mich nun erst gänzlich als ein neuer

[1] Der Bischof von Rom ist der Papst.

Menſch: unſäglich glaubensvoll, zuverſichtlich und hoffnungsreich, zugleich unſäglich freudig und doch wiederum unſäglich beruhigt, denn: nicht allein Chriſtus und ich waren an dieſem hochheiligen Tage vom Tode auferſtanden, ſondern auch meine Eltern, Moſe, Myrrha und viele andere Juden. Hoſianna, Hoſianna" (255). Trotz ſeiner Stärke im Chriſtenthum weiß er alſo immer noch nicht, daß P. Euſtachius ihn belogen hat. Und was wäre geſchehen, wenn der Examinator des „jungen Chriſtenthums" ihn nun gerade über dieſe Punkte gefragt hätte? Oder war auch der Biſchof im geheimen Betrugsbunde?

Hier unterbricht der Dichter das Tagebuch ſeiner Hauptperſon, um uns zu verſichern, daß dieſe nur Selbſterlebtes berichte: „Er hat nirgends übertrieben", „ja man muß dem guten Angelikus die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in ſeinen Mittheilungen, die von ſo unerhörten Dingen handeln, eine ruhige und würdige Haltung bewahrt hat. Er berichtet eben!" (257.) Der „Bericht" hatte angehoben: „... ich hieß einſtmals Dahiel und ſtamme von ungläubigen Eltern. Es iſt mein Vater — verflucht ſei er! — ich ſetze dieſe chriſtliche Formel auf Geheiß des hochwürdigen Abtes Evariſtus hinter den Namen meines unchriſtlichen Erzeugers — mein Vater iſt der Rabbiner Simeon Sarſadi; und es gebar mich Hannah Sarſadi — verflucht ſei ſie! — eine Frau, die mich heiß geliebt hat, wie auch mein Vater ... Aber verfluchen werden ſie mich nicht, wie ich doch thun ſoll nach dem Gebot des hochwürdigen Abtes" (I, 33). Da muß man ſich in der That mit dem Dichter „erſt beſinnen, daß über Dinge berichtet wird, die dem jüngſtvergangenen Jahrhundert angehört haben." Aber verfolgen wir den „Bericht des Erlebten" weiter „bis zum Ende des Dramas [Räuber, Mörder, Selbſtmörder, Judenmörder!], welches die Conſequenz des Anfangs iſt" (I, 259).

Am Abend des Oſterſonntags iſt Angelikus Zeuge einer geheimen, aber ſehr lauten Unterhaltung zwiſchen dem Abt und P. Euſtachius, aus welcher er endlich entnimmt, daß er von dem lieben Bruder Euſtachius betrogen, daß dieſer ihn bekehrt hat, nicht um ſeine jüdiſche Seele zu retten, ſondern weil der Jüngling mit einer ſo überaus wohlklingenden Stimme begabt war. Er ſollte dem Kloſter durch ſeinen Geſang zum Ruhme gereichen. Alles andere von dem Erretten der Juden war eitel Lug. Als Euſtachius ſich entfernt hat, tritt Angelikus zum Abt und fragt, wie er denn die Juden erlöſen könne. ‚Wenn du ſie zum Chriſtenthum bekehrſt.' — ‚Durch anderes nicht?' — ‚Nein.' ... Am andern Morgen im Kloſtergarten tritt Euſtachius zu Angelikus. ‚Euſtachius, gib mir meinen Vater und meine Mutter wieder.' — ‚Ich kann nicht.' — ‚Euſtachius, gib mir meinen Freund und meine Geliebte wieder.' — ‚Ich kann nicht.' — ‚Euſtachius, gib mir meinen Glauben und meinen Gott wieder .. denn du haſt mir alles genommen.' — ‚Alles, alles, aber zurückgeben kann ich dir nichts!' — ‚Nichts, nichts.' — ‚Dahiel! Dahiel!' .. „Dort, wo der Mönch ſtand, ſah ich nur einen purpurfarbenen Glanz. Vielleicht, daß, hätte ich ihm in jenem Augenblick ins Geſicht geſchaut, das Schreckliche, das geſchehen ſollte, ungeſchehen geblieben wäre; wenigſtens wäre er nicht ohne meine Vergebung ein ungehorſamer Diener ſeines Gottes geworden ... Da ich erſt am vergangenen Tage Chriſt geworden,

in der nämlichen Stunde bereits die erſten Weihen empfangen, ſo hatte ich nicht ſogleich, wie es ſonſt Brauch iſt, mit den übrigen Geweihten an der heiligen Communion theilgenommen, ſondern ich ſollte einen Tag ſpäter zum erſten Male als junger Chriſt beichten, um darauf in der Kloſterkirche gemeinſam mit ſämmtlichen Brüdern und Vätern (!) den Leib des Herrn zu genießen . . . Als ich mich im Beichtſtuhl befand . . ., that ich gleichſam in vollem Gleichmuth das Geſtändniß: ‚Ich bekenne, daß ich nicht glaube.‘ Nun hatte ich vor kaum 24 Stunden öffentlich das Glaubensbekenntniß abgelegt, war darauf ſogleich getauft, gefirmt und geweiht worden, hatte darauf ſogleich der Welt entſagt und mich dem Himmel angelobt, vermeinte alſo nichts anderes, als daß ſich jetzt etwas Schreckliches mit mir begeben müſſe, ich auch nimmermehr zur Vereinigung mit dem Herrn könnte zugelaſſen werden. Doch es geſchah nichts dergleichen. Der Hochwürdige ließ es daran genug ſein, mich väterlich zu ermahnen, mir ſtreng ins Gewiſſen zu reden und mir im übrigen eine gelinde Pönitenz aufzuerlegen. Alsdann abſolvirte er mich. Ich hätte nun leichteren Herzens werden können, wurde jedoch jählings von einer noch tiefern Traurigkeit und Ermattung aller Sinne befallen, alſo, daß ich mir zu jener Stunde den Tod wünſchte, auch dieſen erlangt haben würde, wenn nicht immerfort etwas in mir geſchrieen hätte: ‚Du mußt glauben, glauben, glauben!‘ So blieb ich denn leben“ (II, 9 ff.).

Haben wir Recht, wenn wir den Charakter des Helden für ungeeignet halten, durch ſeine Entwicklung zur Löſung jenes gewaltigen Problems beizutragen? Was hätte ein vernünftiger Menſch nach jener Entdeckung des Betrugs gethan? Vor dem öffentlichen Proteſt gegen das Ungeheuerliche hätte ihn doch höchſtens die Furcht vor den Mönchen, der Polizei des Papſtes oder vor ſonſt etwas zurückhalten können — innerlich aber hätte er, nachdem ihm ſolche Schuppen von den Augen gefallen, mit ſich einig ſein müſſen, die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, aus der Höhle des Betrugs zu entweichen oder künftighin luſtig „mit den Wölfen zu heulen“. Und warum, wenn P. Euſtachius nun einmal ſo weit war, als der Dichter ihn ſchildert, warum denn nicht ihn als ehrlichen Mann ſeinen jungen Freund über die ganze Verlogenheit des Chriſtenthums aufklären laſſen? Aber nein, dafür geht er hin und ſtürzt ſich vom tarpejiſchen Felſen herab. Da er abends nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück iſt, wird Angelikus mit noch einem Bruder ausgeſchickt, ihn zu ſuchen. Dieſe finden den Zerſchmetterten, vom Volk umgeben. „Das Geſicht war gar nicht entſtellt, aber es lag darauf kein Friede, keine Verſöhnung, ſondern ein ſolcher Ausdruck von Haß, zugleich von Hohn und Triumph, daß ich voller Entſetzen die Leuchte abwandte, damit die Menge dieſes fürchterliche Todtenantlitz nicht ſehe. Nun entdeckten ſie einen großen weißen Zettel, welcher an einem Strick — dem Gürtel des Mönches — um des Todten Hals hing.“ Angelikus zerreißt ihn und ſteckt die Fetzen ſorgſam ein. (Das Volk unterhält ſich über die Sache wie über etwas Alltägliches und macht ſeine Witze über die wahrſcheinliche Urſache des Sturzes — natürlich Liebesabenteuer . . .) „Als die Menge endlich aus dem Heiligthume geſperrt war, wollten die Mönche den Leichnam ihres Bruders in die Kloſterkirche bringen; aber der hochwürdige

Abt gebot, daß man ihn, der sich selbst ums Leben gebracht, auf den Hof niederlege. Dieses nun wäre nicht das Schlimmste gewesen .. indessen etwas in mir schrie dagegen. Ich trat also zu dem Hochwürdigen heran und sagte mit unterdrückter Stimme, demüthigen Tones: Hochwürdiger Vater! .. lasset den Leichnam . . . in der Kirche niederlegen. Denn wisset: es hat der Bruder vor seinem Ende aufgeschrieben, weswegen er solche Todsünde begehe; und er hat die Schrift um seinen Nacken gehängt . . . Diejenigen nun, die den Todten gefunden, begehrten von mir, ich sollte ihnen die lateinische Schrift lesen, was ich nicht gethan habe, sondern ich habe die Schrift in Stücke zerrissen. Das lobte der Hochwürdige . . . wandte sich von mir ab und — der Leichnam wurde in die Kirche getragen und daselbst vor dem Hochaltar niedergelegt." Dann werden die Exequien gehalten und zwar abends nach dem Angelus. Als sich darauf die übrigen entfernt hatten, blieb Angelikus und hielt die Todtenwache. „Nun erhob ich mich, holte die Fetzen des zerrissenen Schriftstückes aus meinem Gewande hervor, glättete sie und paßte die Theile aneinander. Alsdann legte ich sie wieder auf die Brust des Todten, stellte mich davor und las die fremden Worte mit lauter Stimme ab, daß es schaurig durch die Wölbungen der Kirche klang [!]: Nach dem Tode des Bruders Bartolomeo, den ich auf Geheiß des Abtes der Kirche zugeführt, ward mir, dem Franziskanermönch Eustachius, geboten, den jüdischen Jüngling Dahiel Sarfadi zum Christenthum zu bekehren und der Kirche zuzuführen, was ich auch beides vollbracht habe. Dieser schändlichen Thaten willen und damit ich nicht zum drittenmale solchen christlichen Gehorsam leisten muß, verurtheile ich mich selber zum Tode. Ich vollziehe dieses Urtheil an mir, ohne vorher communicirt und gebeichtet zu haben, sterbe demnach eines unbußfertigen Todes. Also enden möge jeder, welcher der Kirche Christi Gehorsam leistet, wie ich gethan. Amen. Diese fürchterliche Schrift las ich immerfort mit lauter Stimme ab, als ob es eines meiner Gebete wäre, hielt auch dabei die Hände gefaltet. Plötzlich vernahm ich hinter mir die Stimme des hochwürdigen Abtes: ‚Bruder Angelikus, welche Gotteslästerungen betest du da?' Ich wandte mich um nach dem Hochwürdigen, grüßte ihn mit Ehrfurcht und erwiederte voll Demuth: ‚Ich lese, was der Bruder Eustachius auf dem Herzen hat.' Da wurde der Hochwürdige bleich . . trat hinzu, riß die Schrift von dem Leichnam fort, verbrannte die Stücke, nahm die Asche und streute sie über den Gestorbenen, dabei sprechend: ‚Wie ich diese Asche auf deinen Leichnam werfe, also schleudere ich auf deine Seele den Fluch, der dich scheidet von der Gnade Gottes und dich übergibt ewiger Verdammniß'" (II, 18 ff.).

„Es bewies sich an mir, daß das Christenthum ein Glaube für die Mühseligen und Beladenen ist. Weil ich nicht wußte, wohin mit mir, so überließ ich mich gänzlich meinem Gott, der sicherlich für mich einen Ausweg finden würde. Und weil in meinem Gemüth ein unsäglicher Jammer und Kampf waren, so überkam mich eine gewaltige Sehnsucht nach Frieden. Um Frieden zu finden, dafür ist nun das Kloster ein guter Ort — nämlich wenn man fleißig betet und sonst eifrig dem Heil seiner Seele lebt. Darüber vergeht einem Mönche das Denken, wodurch wiederum eine glück-

selige Dumpfheit entsteht, welche für den christlichen Geist die beste Verfassung ist, um das vornehmste Gebot eines Mönches zu erfüllen und der Kirche, ohne zu denken, in allem zu gehorsamen.

„Ich habe es seitdem oft bedacht, nämlich, daß der Bruder Eustachius nur deshalb zu solchem Ende gelangte, weil er gehorsam, aber dabei voller Gedanken war; darum soll heute und alle Tage meines Lebens mein vornehmstes Gebet lauten: ‚*Schütze mich, Herr, vor Gedanken! denn sie sind die Sünde und das Uebel und die Versuchung*'" (II, 33).

Erkläre einer das Räthsel dieses Menschen Dahiel anders als durch vollste Verrücktheit, die jetzt nicht mehr weiß, was sie vor einer halben Stunde gesagt, gethan, geglaubt hat! Und doch: „Diese ganze Bekehrungsgeschichte ist mit vollendeter Meisterschaft und in wahrhaft ergreifender Weise erzählt. Alles geht folgerichtig und lückenlos vor sich" (Frankfurter Zeitung). „Voß findet für die wachsende Enttäuschung, Skeptik und Verzweiflung des Convertiten, der nicht mehr zurück *kann* ... die erschütterndsten Töne" (ebd.). Warum „nicht zurück *kann*"? Hat er die Verlogenheit des christlichen Glaubens eingesehen, was hindert ihn dann, wieder Jude zu werden? Warum soll er nicht mehr zurückkönnen? Wer hält ihn? Er geht jeden Tag, sogar ganze Nächte (!!) aus, in der Stadt, in der Campagna — wer hindert ihn, die Kutte von sich zu werfen, aus dem Kirchenstaat auszuwandern? Nein, das ganze „Gethu" ist reinste Flunkerei, um den Mönchen eins zu versetzen, die nicht denken — wobei der Verfasser denn leider nur selbst zu sehr in diese „Hauptmönchtugend" verfällt und sich das logische Denken abgewöhnt. Aber was kann man dem heutigen Publikum nicht alles bieten — je dümmer, um so „meisterhafter", wenn's nur gegen Pfaff und Kutte geht.

Von dem „Gesang", dessentwegen der Jude „der Kirche zugeführt" war, hören wir nichts mehr; dafür muß der junge, schöne und interessante Mönch betteln gehen, natürlich bei den Frauen zumeist, im Gehorsam. Hier spricht der Verfasser nun so cynisch gemeine Insinuationen aus, daß wir nur ein ganz einfaches „Pfui!" dafür haben. Jedes weitere Wort würde uns reuen.

Nach einiger Zeit, die er so zugebracht, soll Angelikus Priester werden. Er geht zu seinem Abt und erklärt ihm, es sei ihm dies unmöglich; der Abt aber wird ungemüthlich und donnert ihm entgegen: „‚Der Christ, der ein Jude gewesen, hat der Kirche unbedingten Gehorsam gelobt, und deswegen — —' Indessen ich fiel dem Hochwürdigen abermals in die Rede: ‚Und also muß der Christ, der ein Jude gewesen, der Kirche Gehorsam leisten. Und also wird der Christ, der in seinem Herzen ein Jude geblieben, ein christlicher Priester werden.' Ich fand mich ab mit Gott. Darin hatte ich bereits große Uebung erlangt.... Ich fragte den Herrn, ob etwa er mein nächster Vorgesetzter sei? Darauf mußte mir der Herr zugeben, daß er zu meinem nächsten Vorgesetzten den Abt bestellt. Nun hatte ich gewonnenes Spiel. Ich sagte dem Herrn gerade heraus: ‚Ja, wenn das so ist, warum hast du mir keinen andern zum Abt gegeben? Nun hast du dich der Macht über mich begeben und also nichts mehr darein zu reden: der Abt befiehlt und ich gehorche dem Abt. Das Schlimme und Schlechte, das daraus entsteht, kümmert mich nicht, und es kümmert mich

nicht, daß es eine Sünde gegen dich und den Heiligen Geiſt iſt. Sieh zu, wie du mit mir fertig wirſt. Es wird ein falſcher Prieſter aus mir werden, aber du haſt es nicht anders gewollt. Ich habe keinen Theil daran'" (II, 259 ff.), wie überhaupt Narren nicht verantwortlich ſind.

Kaum Prieſter, ſollte Angelikus ſeinen früheren Stammesgenoſſen die übliche Monatspredigt halten. Zum Aeußerſten gebracht, beſchwört er aber die verſammelten Juden, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben, was ihm natürlich von ſeiten des Abtes und der Kirche eine ſchwere Buße einträgt. Er wird in ein Felſenkloſter des öden Sabinergebirges verbannt, wo er auf Geheiß ſeines neuen Abtes ſeine Lebensgeſchichte niederſchreiben ſoll. „‚Schreibe die Geſchichte deiner Bekehrung nieder. Ich will die Schrift nach Rom ſenden, als Beweis deiner Reue, deiner Unterwerfung, deines Gehorſams. Schreibe alſo!' Und ich ſchrieb ... ich heuchelte und log." Aber auf die Dauer hat der Büßer ſich frei geſchrieben: „Alles habe ich der Wahrheit gemäß aufgezeichnet. Nur daß ich meine Eltern ſegne, ſtatt ihnen zu fluchen, daß ich die Juden liebe, ſtatt ſie zu haſſen, daß ich den jüdiſchen Glauben, den Glauben meiner Väter für göttlicher halte als den chriſtlichen. Gleich werde ich dem Abt Evariſtus dieſe Bekenntnißſchrift abgeben. Der Abt Evariſtus wird ſie prüfen, der Abt Evariſtus wird ſie verdammen. Ich erwarte meine Strafe, ich kenne ſie: die Felſenhöhle; aber — —" (II, 280).

Und richtig, der widerſpänſtige Mönch wird in die Felſengrotte verbannt. „Die Schilderungen dieſes Höhlenlebens ſind grauenvoll. Hier feiert denn Voß' ausſchweifende Phantaſie wieder einmal ihre Orgien. Eine gewiſſe Wolluſt in der Erfindung und Ausmalung unbarmherziger Gräßlichkeiten läßt ſich überhaupt bei dem Dichter nicht verkennen. Auch der Stil wird allmählich zerhackt, eine wilde wüſte Phantaſtik nimmt wieder ſtellenweiſe von dem Dichter Beſitz" (Frankfurter Zeitung). Es iſt einfach der wüſte wilde Traum eines halbverhungerten Narren, der ſich als pſychologiſche Entwicklung ſpreizt. Weil Angelikus an die chriſtliche Religion nicht glauben will, ſitzt er in der Höhle. Er will ſich daraus nicht befreien laſſen, weil dies nur auf Koſten des Glaubensbekenntniſſes geſchehen könnte, und doch, was ſagt er endlich: „Ich will an mich glauben, daß ich zu großen Dingen zum Heil des jüdiſchen Volkes berufen bin. Es losbitten von ſeinen Sünden kann ich nicht; es zu erlöſen von ſeiner Verdammniß vermag ich nicht; ihm zu ewigen Gütern zu verhelfen, liegt nicht in meiner Macht. Was alſo kann mein Geiſt vollbringen für das jüdiſche Volk?" (III, 20.) Das ſagt ſich ein Menſch, der Jude iſt! Und was will er thun? Es iſt gar zu ſchön: „Heute fiel es mir ein: Papſt Anaklet II. war eines Juden Enkel. Papſt Anaklet II. war einer der ſchlimmſten Feinde Iſraels. Und er beſaß doch die Macht, das Volk der Verdammten auf Erden und im Himmel zu erlöſen, dem Volk der Verdammten auf Erden Gutes zu thun und — was mehr iſt! — das Volk der Verdammten im Leben hoch zu erheben.... Ein Convertit wird Papſt, und dieſer Papſt — Juble, Iſrael, und jauchze!" (II, 27.)

Und ſo wird Dahiel nun ein großer Heiliger, kehrt ins Kloſter zurück, Heuchler oder Fanatiker? Beides, und über alles Narr! Er wird Abt, nach-

dem er seinen Vorgänger gemordet, und gewährt als solcher den aus Rom vertriebenen Juden zwar in der Nähe des Klosters eine Baustätte, läßt sie aber bei eintretender Wassersnoth verdursten, wenn sie ihren Glauben nicht abschwören wollen u. s. w. u. s. w.

Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, wenn wir all die seltsamen, verschrobenen, krassen und insgesammt gehässig falschen Ansichten über Kirche, Klöster, Ceremonien u. s. w. anführen wollten. Nur noch einige „Blumen" aus dem Schluß des dritten Bandes zum Beweise, daß dieselbe Unwissenheit und „Objectivität des Berichtes" bis zum Ende des Werkes Stand hält. Was alles sonst in dem zweiten und dritten Bande enthalten, gehört zum Theil in ein Buch Zola's älterer Richtung, zum Theil in das Tagebuch eines Irrenarztes. „Wahrlich, die Kirche Christi thut wohl, wenn sie ihren Dienern als erstes und vornehmstes Gebot das Geheiß gibt: du sollst nicht denken!" (III, 188.) — Dem Abt (Angelikus) ist eingefallen, die kranke Myrrha könne noch nicht todt sein. Er will hin und sie zur Christin machen. Das fällt ihm spät abends ein, und er wundert sich selbst: „Daß mir das nicht früher eingefallen war!" „Ich ging den Weg wieder zurück . . . erreichte das Kloster, begab mich heimlich in die Kirche, nahm das Allerheiligste, nahm das geweihte Oel, die Hostie und die Stola und eilte u. s. w." (III, 258). Er weiß aber nicht, wo sie wohnt; „von Hütte zu Hütte ging ich (im Judendorf), denn ich mußte die Wohnung Judäa's aufsuchen und mochte an keinem Hause anklopfen, darnach zu fragen. Ich hatte die Stola umgethan und hielt das allerheiligste Sacrament mit beiden Händen umschlossen. So stand ich im Sturm vor jeder Hütte und spähte nach dem sterbenden Weibe, dessen unsterbliche Seele zu retten ich Verlangen trug" (S. 260). Zuerst wollte er ihr sagen: „Bekenne dich zu meinem Glauben, damit wir, die wir im Leben getrennt waren, im Tode miteinander selig werden"; würde sie darauf nicht eingehen, „so will ich denn, der ich ein Priester der christlichen Kirche bin, die Uuthat begehen und dich in herzlicher Liebe küssen, damit wir zusammen zu ewigen Qualen verdammt werden" (S. 258). S. 267 ist der „Großmeister" des Ordens gestorben, und der Jude, welcher es ja schon zum „Abt" gebracht, meint auf gewisse Anzeichen hin, es wäre nicht unmöglich, daß „ein heiliges Concilium ihn zu dieser Würde erhebe" . . . Um sich zu empfehlen, macht er eifrigen Gebrauch von der ihm durch die eben (Ende des 18. Jahrhunderts!) wieder errichtete Inquisition verliehenen Vollmacht gegen die Juden; an der Spitze seiner Mönche läßt er die Bewohner des Judendorfes in den Abgrund stürzen und wirft ihnen noch das Kreuz nach (S. 279) — nachdem er aber vorher seine Myrrha heimlich in die Sacristei gebracht und ihr dort „heiligen Wein" eingeflößt hat (S. 269). Und nun der Schluß: „Kurze Zeit nach diesen Ereignissen durchlief den Kirchenstaat die Kunde von schrecklichen Dingen, die sich im Sabinergebirge zugetragen hatten: von dem Abt eines Franziskanerklosters, der, ein jüdischer Convertit, beim Volk im Ruf eines großen Heiligen gestanden hatte, und der in Rom zu hohen Würden und Ehren ausersehen war. Dieser Mann enthüllte sich plötzlich als einer der scheußlichsten Verbrecher seiner Zeit. Er sollte ein Weib, welches darüber

irrſinnig geworden, zum Morde ihres Kindes angeſtiftet, ſeinen Vorgänger in der Abtswürde umgebracht, und eine junge Ebräerin als ſeine Geliebte im Kloſter verborgen haben. Der Gefangenſchaft und Unterſuchung entzog ſich der Angeklagte, wider den ſeine eigenen Mönche zeugten, durch die Flucht. Trotzdem für ſeine Einbringung ein hoher Preis ausgeſetzt wurde, verfolgte man ihn vergebens; vermuthlich hatte er ſich in die wilden Wälder an der Küſte gerettet. Später tauchte ein Gerücht auf, der ehemalige Abt und Heilige befände ſich unter der Bande, welche der berüchtigte Bandit Terenzio anführte... Dieſes Gerücht beſtätigte ſich. Denn als die Bande durch ein ebräiſches Weib Namens Judäa verrathen ward, befand ſich unter denen, die mit der Wuth von wilden Thieren um ihre Freiheit kämpften, der Convertit. Er war der einzige, dem es gelang, zu entrinnen; doch von Blutverluſt erſchöpft, kam er nicht weit. Die päpſtlichen Soldaten fanden ihn in einem Dickicht, wo er ſich ſelbſt getödtet hatte, — erwürgt mit einer Strähne goldenen Frauenhaares[1]. Als man ihn auf der Steppe einſcharrte, kam ein Weib herbei, von großer Schönheit, aber jammervoll elend, das auf keine Frage Antwort gab. Die Soldaten hatten Mitleid mit ihr und ließen ſie auf dem Grabe des Prieſters und Räubers, um deſſen Seele Myrrha indeſſen nicht betete. Sie wußte: der blutige Todte, der unter den gelben Schollen lag, hatte an keinen Himmel und an keine Hölle geglaubt; und ſein Glaube war ihr Glaube. So mußte es kommen: zuerſt ein Gläubiger und Idealiſt, Schwärmer und Convertit — dann Zweifler und Fanatiker, zuletzt Atheiſt, Mörder und Selbſtmörder. Das war das Ende eines Lebens, welches ſchön und gut begonnen hatte. Ende."

Was ſagt der Leſer zu dieſem Epitaph: „So mußte es kommen"? Alſo alle Gläubigen und Idealiſten müſſen nothwendig Mörder und Selbſtmörder werden!

Und wie ſagt der Dichter am Schluſſe ſeines erſten Bandes? „Wie viele Tauſende von den Tauſenden und Abertauſenden, die dem Gottesſohn nachwandeln, paſſiren dieſe Stationen: der Gläubige, der Zweifler, der Fanatiker und Zelot — ohne jemals zu einem Golgotha [?] zu gelangen; denn ſie verderben zu Tauſenden als Lügner und betrogene Betrüger, als Heuchler und falſche Prieſter, als Schwärmer, Fanatiker, Wahnſinnige ... Kann doch die Geſchichte dieſes Einen für die Geſchichte von Tauſenden gelten" (I, 259).

Alſo doch nicht jeder Gläubige und Idealiſt muß Mörder und Selbſtmörder werden, nur viele Tauſende thun das ...

---

[1] Wie der fromme junge Mönch dieſe Strähne vom Altar der Kirche geſtohlen, wohin ſie eine von ihm „bekehrte" Buhlerin als Zeichen der Buße hingeopfert, wie er ſie dann immer auf dem Herzen getragen, das iſt des weitern gar herzrührend und Trauer um den armen Dichter erweckend im Buche ausführlich zu leſen. Es war dieſelbe Buhlerin, die er ſpäter zur Mörderin machte, nachdem ſie von Anfang an ebenſo verrückt war, wie er ſelbſt.

Der hirnverbrannten Theorien sind denn doch sogar dem Kritiker des Voß'schen Werkes in den „Blättern für literarische Unterhaltung" zu viele und zu starke. „Wie eine Insel", sagt er, „so ragt es aus der trüben Hochfluth deutscher Leihbibliotheksromane empor, aber es ist dennoch weder menschlich noch künstlerisch gelungen; es ist voller poetischer Züge [?], aber noch lange keine Dichtung; es enthält viel des Anziehenden und noch mehr des Abstoßenden; es ist so finster, grausam gräßlich und craß, daß der letzte Eindruck ein unangenehmer und ärgerlicher ist ..., weniger wegen der angedeuteten Eigenschaften, als wegen der innern Unwahrheit.... Alles ist auf der einen Seite Unglück, auf der andern ist alles Schuld; Liebe und Leiden sind bei den Juden, Haß und Verbrechen bei den Christen. So will es der Verfasser mit anscheinender Absichtlichkeit. Er ging zu weit und verletzte.... (Der Held) war im Herzen niemals Christ, immer Jude [?]; für uns aber bleibt er, und das ist das Schlimmste, eine psychologische Unbegreiflichkeit. Die vielfachen Umwandlungen im Charakter Dahiels versteht man nicht; die letzte Frucht kann nicht aus den Keimen hervorgehen, die in der Brust dieses Jammermenschen liegen.... So aber wenden wir uns theilnahmslos von dem Convertiten ab und müssen beinahe glauben, der Verfasser wollte darstellen, daß auch das Reinste verfault, wenn es das Christenthum berührt. Diese Auffassung ist gewiß Irrthum, aber der Verfasser trägt selbst die Schuld daran."

Ob es so sicher ist, daß jene Auffassung nicht wirklich die vom Dichter beabsichtigte war? Zweifelsohne war es seine ausgesprochene Absicht, zu zeigen, daß auch das Edelste verdirbt, sobald es mit den Mönchen, dem Priesterthum, der Kirche im engern Sinne in Berührung kommt. Der ganze Roman, der ja weiter nichts ist als die Bekenntnisse eines Mönches, bildet den Commentar zu den Worten des Klosterpächters (II, 223 ff.): „Seht diese junge Saat, wie kräftig sie dasteht, reiche Ernte versprechend — gleicht sie nicht einem jungen Menschenkind, darin das Leben herrlich aufgeht? Da ereignet es sich, daß jene Seele der Kirche verfällt, daß aus einem tüchtigen Menschen ein Priester und Mönch wird. Nun schaut euch jene Seele nach einiger Zeit, etwa nach zehn Jahren wieder an. Ich sage euch, ihr werdet sie wiederfinden so abgestorben, so bar aller Fruchtbarkeit und Nützlichkeit, wie eben dieser wüste und wilde Acker es ist: die Kirche hat aus dem fetten Boden alle Kraft gesogen und den Acker um seine ganze Ertragsfähigkeit gebracht...." Und freilich, sieht es in den Klöstern so aus, wie der objectiv berichtende Bruder Angelikus z. B. II, 35 ff. schildert und wie der ganze Roman voraussetzt, so drückt der Klosterpächter sich noch gelinde aus.

Doch wozu noch lange und überflüssige Proben beibringen? Wir wollten ja nur darthun, daß zur Lösung eines Problems vor allem Verständniß der in Betracht kommenden Thatsachen und Zustände von nöthen ist, daß man über Dinge nicht schreiben soll, von denen man nichts versteht, und daß R. Voß in der That „ein starkes Selbstbewußtsein" zeigt, wenn er sich an die Lösung einer Aufgabe machte und diese Lösung mit solcher unbefangenen Kühnheit dem Publikum vorlegt, ohne zu wissen, was dasjenige eigentlich sei, worüber er schrieb. Wir hatten schon bei einer andern Gelegenheit die bescheidene Mei-

nung ausgesprochen, man solle in geschichtlichen oder belletristischen Arbeiten nicht über katholische Dinge schreiben, bevor man sich über diese Dinge wenigstens aus katholischen Quellen Belehrung und Aufklärung geschöpft. Darauf erwiederte ein Gelehrter, Clas Humbert, er wolle den Vorwurf gegen die Angegriffenen nicht zurückweisen: „ich muß das ihnen selbst überlassen, weil ich ihre Unkenntniß (von katholischen Dingen) theile, und es mir an Zeit, Lust und Gelegenheit fehlt, dem abzuhelfen.“ [1] So derb werden andere das nicht heraussagen, aber sie werden, trotzdem sie „die Unkenntniß theilen“, wohlgemuth fortfahren über Katholisches zu schreiben, zu dichten und zu schmähen.

Wozu dieser neue Roman? Meint der Dichter etwa, das deutsche Publikum für die Juden zu gewinnen? Das wird ihm auf diese Weise nicht gelingen; die „Blätter für literarische Unterhaltung“ beweisen das klar genug. Will er die Mönche so verächtlich und gehässig machen, daß sie nie mehr Deutschlands Grenzen überschreiten dürfen? — Schreibs zu den anderen! Die Ehrfurcht und Liebe des katholischen Volkes für die armen, seeleneifrigen Söhne des großen hl. Franziskus wird ein Richard Voß nicht ertödten. Ueber die Poesie hinaus scheint uns indes bei Ankündigung des Romans die Verlagshandlung zu gehen, wenn sie schreibt: „Dieses Buch enthält die Lebensbeschreibung eines Abtes, eines getauften Juden, welcher als der Letzte einem vom italienischen Staat aufgehobenen Franziskanerkloster vorstand und gründet sich auf Factisches.“

W. Kreiten S. J.

---

[1] Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung. Jahrg. 1887. S. 374.

Recenſionen.

Lehrbuch der Apologetik. Erſter Band: Von der Religion überhaupt. Zweiter Band: Von der geoffenbarten Religion. Von Dr. **C. Gutberlet**, Profeſſor am biſchöflichen Seminar zu Fulda. 256 u. 323 S. 8°. Münſter, Theiſſing, 1888. Preis: *M.* 7.

Auf die Geſichtspunkte, nach denen das vorliegende Lehrbuch der Apologetik zu beurtheilen iſt, macht der um die philoſophiſche und apologetiſche Literatur hochverdiente Herr Verfaſſer in der Vorrede zum erſten Bande ſelber aufmerkſam. Nachdem er in der liebenswürdigſten Beſcheidenheit hervorgehoben, daß ſein Lehrbuch ſich mit jenen vorzüglichen apologetiſchen Werken, die das katholiſche Deutſchland bereits beſitze, durchaus nicht in einen Wettſtreit einlaſſen wolle, da die Ziele desſelben wie die ganze Anlage ſich weſentlich von ihnen unterſchieden, verſichert er, daß es ihm vor allem darum zu thun geweſen, in dieſer Schrift das niederzulegen, was ſeit langer Zeit ſein Innerſtes aufs intenſivſte beſchäftigt habe. „Der große Abfall unſerer gebildeten Welt von der chriſtlichen Weltanſchauung iſt nicht ſpurlos an meiner religiöſen Ueberzeugung vorüber gegangen, ſondern hat auf das mächtigſte auf meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Studien eingewirkt. Es war mir dringendſte Angelegenheit, das, was ich als das einzig Nothwendige erkannt und verehrt, auf ſolche Grundlagen zu ſtützen, welche auch den verfänglichſten Angriffen einer von Gott abgefallenen Wiſſenſchaft Stand zu halten vermögen." Demgemäß war es nicht die Abſicht des hochw. Herrn Verfaſſers, alle Lehren, mit welchen die Apologetik ſich zu beſchäftigen pflegt, ausnahmslos oder gar alle in verhältnißmäßig gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Da es ihm vielmehr in erſter Linie darum zu thun war, die Angriffe des modernen Unglaubens zurückzuſchlagen, ſo ſah er es als ſeine Hauptaufgabe an, vor allem jene Wahrheiten zu begründen und zu vertheidigen, gegen welche die von Gott abgefallene Wiſſenſchaft mit Vorliebe ihre Waffen richtet.

Wie ſehr dieſe Geſichtspunkte für die Auswahl des Stoffes maßgebend waren, glaubt der Verfaſſer ſelbſt noch beſtimmter hervorheben zu ſollen, wenn er ſagt: „Was die alte Apologetik als bewieſen in der Philoſophie vorausſetzte und darum compendiariſch behandelte: Gott und Unſterblichkeit, überhaupt die Wahrheiten der natürlichen Religion, das wird jetzt von dem Zeitgeiſte zum vorzüglichſten Zielpunkte der Angriffe gemacht. Auf den Nachweis dieſer Wahrheiten habe ich darum den Hauptnachdruck gelegt und ihm einen ganzen

Band gewidmet ... Es iſt darum dieſer erſte Band vorwiegend philoſophiſch gehalten und finden ſich darin ausführliche Unterſuchungen, welche kaum in eine Apologetik zu gehören ſcheinen." Während demnach der erſte Band nur „von der Religion überhaupt" handelt, beſchäftigt ſich der zweite Band mit der Lehre „von der geoffenbarten Religion". Dabei iſt zu beachten, daß auch der zweite Band über die ſogenannte demonstratio christiana nicht hinausgehen will, ſo daß die demonstratio catholica nicht zur Behandlung kommt. Der Verfaſſer ſagt darüber: „Apologetik iſt weſentlich Vertheidigung. Die Apologetik macht alſo diejenigen Punkte des Glaubens und der Religion zum vorzüglichſten Gegenſtande der wiſſenſchaftlichen Behandlung, welche am ſtärkſten angegriffen werden. Nun iſt es klar, daß in unſerer Zeit die Controverſen mit den Häretikern ſehr in den Hintergrund getreten ſind, dagegen der Zeitgeiſt vor allem die Fundamente der natürlichen Religion, Gott und Unſterblichkeit, zu untergraben ſucht. Wer alſo die Offenbarung vertheidigen will, muß vor allem mit der größten Sorgfalt die natürliche Religion ſichern. Das würde nun freilich nicht hindern, in die Apologetik, welche Beweiſe bringen muß, die für alle Zeiten Geltung haben, auch die demonstratio catholica aufzunehmen. Jedoch iſt dieſelbe ſo regelrechter Beſtandtheil einer jeden Dogmatik, daß es unzweckmäßig erſcheint, bei der großen Zahl vorzüglicher dogmatiſcher Handbücher auch in einer Apologetik die Tractate von der Kirche, vom Papſte u. ſ. w. wieder zu behandeln" (I, 5). Der letzte Satz dürfte, zumal wenn er eine principielle Bedeutung beanſpruchen wollte, wohl auf Widerſpruch ſtoßen. Wie nämlich die Entwicklungsgeſchichte der Apologetik zeigt, hat man ſich ſchon ſeit geraumer Zeit daran gewöhnt, die Lehre von der Kirche als einen weſentlichen Beſtandtheil der katholiſchen Apologetik zu betrachten, ſo daß ſie ſich aus derſelben wohl nicht mehr wird verdrängen laſſen. Und es iſt ja auch mit dem Nachweiſe, daß die chriſtliche Religion die wahre ſei, thatſächlich erſt die Hälfte des Weges bis zur vollen Wahrheit zurückgelegt. Dieſer Anſchauung hat auch der Verfaſſer ſelbſt, trotzdem er die demonstratio catholica ausſchließen wollte, dennoch inſofern wieder Rechnung getragen, als er wenigſtens *einen* Paragraphen des zweiten Bandes (S. 261—280), unter dem Titel: „Das Werk Jeſu Chriſti", dem Nachweiſe widmet, daß die katholiſche Kirche die von Chriſtus geſtiftete Heilsanſtalt iſt. Aber es dürfen unſeres Erachtens gleichfalls die Lehren von der Verfaſſung der Kirche (insbeſondere vom Primat), ſowie von den Glaubensquellen auch in heutiger Zeit Anſpruch auf Berückſichtigung erheben, jedenfalls dann, wenn ein vollſtändiger Lehrcurs der Apologetik gegeben werden ſoll.

Die Gliederung des ganzen Werkes geſtaltet ſich folgendermaßen. Der erſte Band umfaßt drei Abſchnitte, deren erſter *das Weſen der Religion* erklärt, während der zweite, die *Exiſtenz der Religion* betitelt, aus der geſchichtlichen Geſtaltung der Religion ihre objective Wahrheit und Berechtigung nachweiſt (vergleichende Religionswiſſenſchaft), und der dritte als *ſpeculative Grundlegung der Religion* ſich mit der Religionsphiloſophie im engern Sinne beſchäftigt. Der zweite Band behandelt, gleichfalls in drei Abſchnitten, die *Theorie der Offenbarung*, die *Exiſtenz*

der Offenbarung und das Verhältniß der Vernunft zum Glauben.

Im einzelnen ſei zunächſt hervorgehoben, daß die eingehende Berückſichtigung der vergleichenden Religionswiſſenſchaft (I, 35—114; II, 49—58. 131—145) als ein Hauptverdienſt des an Vorzügen reichen Werkes zu betrachten iſt. Je mehr gerade dieſe Wiſſenſchaft, welche in der jüngſten Zeit einen ſo gewaltigen Aufſchwung genommen hat, im Sinne des Unglaubens gegen Offenbarung und Chriſtenthum ausgebeutet wird, um ſo nothwendiger iſt es, daß auch die Apologetik mit deren Unterſuchungen und Reſultaten ſich befaſſe. Herr Profeſſor Gutberlet beſchränkt ſich indeſſen durchaus nicht auf bloße Abwehr jener Angriffe, ſondern entlehnt auch der neuen Wiſſenſchaft kräftige Waffen zur Vertheidigung der Grundwahrheiten der Religion. — Die Entwicklung der Beweiſe für das Daſein Gottes (I, 120—166) zeichnet ſich nicht nur durch Schärfe der Speculation und dialektiſche Gewandtheit aus, ſondern bekundet auch die große Vertrautheit des Verfaſſers mit den modernen Naturwiſſenſchaften. Die Ausführung der fünf Beweiſe erhält dadurch einen beſondern Werth, daß der Verfaſſer es ſich angelegen ſein läßt, die einzelnen Beweiſe nicht zu früh abzubrechen. Innerhalb eines Beweiſes macht er nämlich nicht dann ſchon Halt, wenn der Beweis bis zu irgend einer Seite der Thätigkeit bezw. des Weſens Gottes vorgeſchritten iſt, ſondern ſein Bemühen geht dahin, einen jeden der Beweiſe bis dorthin fortzuführen, wo der wirkliche Gottesbegriff in ausreichender Weiſe hervortritt[1]. — Den Darwinismus nennt der Verfaſſer „das mächtigſte Bollwerk, das die neuere

[1] Vgl. Philoſophiſches Jahrbuch. Auf Veranlaſſung und mit Unterſtützung der Görres-Geſellſchaft herausgegeben von Dr. Conſt. Gutberlet und Dr. Joſ. Pohle, Profeſſoren an der philoſophiſch-theologiſchen Lehranſtalt in Fulda. Fulda, 1888. Bd. I. Heft 4. S. 372 f. Hier beſpricht der Verfaſſer ſelbſt dieſes ſein Verfahren. — Gern benutzen wir die dargebotene Gelegenheit, die vorzügliche Zeitſchrift unſern Leſern aufs wärmſte zu empfehlen. Wir brauchen nicht erſt hervorzuheben, daß die Kenntniß und Würdigung der chriſtlichen Philoſophie für alle gebildeten Katholiken heutzutage von überaus großer Wichtigkeit iſt. Gerade dieſe Ueberzeugung war der Grund, weshalb die Görres-Geſellſchaft ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die Gründung einer philoſophiſchen Zeitſchrift plante und ſie zu Beginn des vorigen Jahres ins Leben treten ließ. Die Richtung, welche das „Jahrbuch“ verfolgt, iſt aus folgendem Satze des Programms erſichtlich: „Indem die Mitarbeiter des ‚Philoſophiſchen Jahrbuches‘, der Mahnung Leo's XIII. (in der Encyklika ‚Aeterni Patris‘ vom 4. Auguſt 1879) folgend, an den großen Wahrheiten feſthalten, welche die chriſtlichen Schulen der Vorzeit im Anſchluß an die griechiſchen Meiſter zu wiſſenſchaftlicher Erkenntniß gebracht haben, werden ſie mit den alten Problemen der Philoſophie auch jene ins Auge faſſen, welche aus den neueren Fortſchritten der Wiſſenſchaften erwachſen ſind, um beide in einer den Anſprüchen der Gegenwart entſprechenden Form zu behandeln.“ Weiter ausgeführt wird die der Zeitſchrift zu Grunde liegende Idee in dem ausgezeichneten Eröffnungsartikel Profeſſor Gutberlets: „Die Aufgabe der chriſtlichen Philoſophie in der Gegenwart“. Jetzt legt bereits der vollendete erſte Jahrgang mit ſeinem reichen und gediegenen Inhalte Zeugniß dafür ab, daß mit der Verwirklichung des höchſt zeitgemäßen Programmes voller Ernſt gemacht iſt.

Zeit dem Gottesglauben entgegenſetzen zu können geglaubt hat", und dem entſprechend berückſichtigt er denſelben eingehend (I, 166—197). Indem er die von den Gegnern (insbeſondere Spitzer) vorgebrachten Gründe einer Prüfung unterzieht, gelangt er ſchließlich zu dem Reſultate: Die Abſtammungslehre in ihrer darwiniſtiſchen Faſſung iſt durchaus unhaltbar. — Die Ausführungen über die moraliſche Nothwendigkeit der Offenbarung (II, 24 bis 62) beleuchten dieſe Frage unter mannigfachen Rückſichten: Nothwendigkeit der Offenbarung, bewieſen aus der moraliſchen Unfähigkeit des Menſchen, die Wahrheiten der natürlichen Religion vollkommen zu erkennen, bewieſen aus der Unzulänglichkeit der natürlichen Ethik, bewieſen aus der Unbeſtimmtheit des Cultus. Geſchichtlicher Beweis für die Nothwendigkeit der Offenbarung. Von der Philoſophie war kein Heil zu erwarten. Haben Religionsſtifter die chriſtliche Offenbarung überflüſſig gemacht? Die ganze Frage wird indeſſen von vornherein einer gewiſſen Beſchränkung unterworfen, inſofern die Nothwendigkeit der Offenbarung nur behauptet werden ſoll „für eine vollkommene und gewiſſe Erkenntniß aller religiöſen Wahrheiten und Vorſchriften der natürlichen Ordnung". Unerörtert bleibt die weitere Frage, ob Gott es hätte zulaſſen können, daß die Menſchheit auf einen ſo geringen Beſitz moraliſcher Erkenntniß, wie die wenigen Wahrheiten dieſer Ordnung es ſind, welche ſie aus ſich allein mit Sicherheit zu erkennen vermag, beſchränkt geblieben wäre. Zu S. 60 f. iſt zu bemerken, daß die sententia communis der Theologen, geſtützt auf die Lehre des hl. Paulus und die Entſcheidungen der Kirche, zur Erreichung des Heils den Glauben im eigentlichen Sinne fordert. — Die Bedeutung der äußeren Kriterien der Offenbarung und ihr Verhältniß zu den inneren wird in ſehr zutreffender und lichtvoller Weiſe dargelegt (II, 68—76). — Bei der Behandlung der Wunder und Weisſagungen finden auch die Einwürfe, welche den ſogenannten „Grenzgebieten" entnommen werden, eine beſondere Berückſichtigung (II, 98—102. 119—131. 207—209). Ahnungen, Spiritismus, thieriſcher Magnetismus, das transſcendentale Subject Du Prels, das magiſche Ich Perty's, der vierdimenſionale Raum, das Gedankenleſen u. ähnl. kommen da zur Sprache. — Die meſſianiſchen Weisſagungen konnten ſelbſtverſtändlich in einem kurz gefaßten Lehrbuch der Apologetik nicht mit der an ſich wohl wünſchenswerthen Ausführlichkeit behandelt werden. Der Verfaſſer begrenzt ſeine Aufgabe dahin: „Wir werden, zumal weil wir den Hauptbeweis für die chriſtliche Offenbarung nicht in den Weisſagungen, ſondern in den Wundern finden, nicht eine eingehende exegetiſche Darſtellung der meſſianiſchen Weisſagungen geben, wie ſie zur vollſtändigen Widerlegung des Unglaubens nöthig wäre, ſondern uns begnügen, den Juden gegenüber zu zeigen, daß die Prophezeiungen, welche ohne großen exegetiſch-kritiſchen Apparat ſich als meſſianiſche unmittelbar darſtellen und als ſolche von der Synagoge vor Chriſtus anerkannt wurden, in Jeſus von Nazareth ihre Erfüllung gefunden haben" (II, 186). — Das Wunder der Auferſtehung des Herrn wird insbeſondere gegen die Betrugs-, die Scheintod- und die Viſionenhypotheſe vertheidigt (II, 212—220). — Im letzten Abſchnitte (Verhältniß der Vernunft zum Glauben) iſt auch der analysis fidei ein Paragraph gewidmet (II, 297

bis 312). Des Suarez Anſicht, „deren Zirkelſchluß auf den erſten Blick einleuchtet", wird zurückgewieſen. „Die Gründe," heißt es da u. a., „welche Suarez zu dieſer Meinung verleiteten, ſind ſchwach. Der eigentliche Hauptgrund, den er freilich nicht ausdrücklich ausſpricht, iſt der, welcher überhaupt bei den ſpäteren Theologen ſo viele wunderliche Theorien erzeugt hat, daß nämlich der göttliche Glaube ſich lediglich und ganz unmittelbar auf Gott ſtützen müſſe, was für ein außergöttliches Weſen rein unmöglich iſt." Mehr neigt der Verfaſſer der Lugo'ſchen Erklärungsweiſe zu. Jedoch der Lugo und Suarez gemeinſamen Vorausſetzung tritt er entgegen und citirt dabei P. Kleutgens Worte: „So viel iſt gewiß, die neue Scholaſtik hat durch den Satz, daß Gott auch als Gegenſtand der Erkenntniß letzter Grund der Fürwahrhaltung der Offenbarung ſein müſſe, der Theologie eine Aufgabe geſtellt, an deren Löſung ſie Jahrhunderte hindurch ſich vergeblich abgemüht hat." Er ſelbſt faßt ſeine Meinung über dieſen Punkt alſo zuſammen: „Es iſt nicht bewieſen und läßt ſich nicht beweiſen, daß der Glaube, um theologiſche Tugend zu ſein, mit Ausſchluß alles Geſchöpflichen ſich auf Gott allein ſtützen müſſe. Wir können, zumal in dieſem Leben, nur durch Geſchöpfliches Göttliches erkennen. Wer alſo eine unmittelbare Erkenntniß des Göttlichen im Glauben verlangt, macht denſelben unmöglich. Die älteren Scholaſtiker haben dieſe Forderung nie geſtellt; die neueren haben durch ihre mehrhundertjährigen, auf Grundlage dieſer Forderungen vergeblichen Bemühungen hinlänglich bewieſen, daß mit ihr kein Glaube möglich iſt." Und er macht hierzu die Anmerkung: „Ich glaube nicht den Intentionen des ſeligen, von mir ſehr hochverehrten P. Kleutgen entgegen zu handeln, wenn ich eine briefliche Aeußerung an mich über dieſen Punkt veröffentliche. Er erklärte mir, die ältere Scholaſtik habe dieſe Schwierigkeit nicht gekannt, und meinen in einer Kritik über ſeine Beilagen ausgeſprochenen Gedanken über die neuſcholaſtiſche Forderung habe er ſich nur nicht auszuſprechen gewagt." Auf die anderen Erklärungen, durch die der Verfaſſer die Theorie Lugo's umzugeſtalten bezw. weiterzuführen ſich bemüht, können wir hier nicht näher eingehen.

Die Darſtellung der Schrift iſt durchweg einfach, klar und leicht verſtändlich, alſo einem „Lehrbuch" durchaus angemeſſen. Fremdwörter hätten hie und da durch deutſche Ausdrücke erſetzt werden können. Warum z. B. von „Factícität der Ereigniſſe" reden, ſtatt Thatſächlichkeit zu ſagen? Auch die übrigen Ausſtellungen, die wir zu machen hätten — ſie ſind faſt alle nur von ganz untergeordneter Bedeutung —, beziehen ſich größtentheils auf die Darſtellung. Bei einer Durchſicht des Werkes behufs weiterer Auflagen dürfte der Herr Verfaſſer insbeſondere folgenden Stellen ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden haben: I, 16 ff. 36 (Tiele iſt Holländer), 115 f. 138. 140 ff.; II, 62. 260.

Das Buch trägt an der Stirne die Widmung: „Feſtſchrift der theologiſch-philoſophiſchen Lehranſtalt zu Fulda zur Feier des fünfzigjährigen Prieſterjubiläums Sr. Heiligkeit des Papſtes Leo XIII." Die theologiſch-philoſophiſche Lehranſtalt zu Fulda können wir zu dieſer Feſtſchrift nur beglückwünſchen. Dem gelehrten Herrn Verfaſſer aber wird das katholiſche Deutſchland für die werthvolle Bereicherung der apologetiſchen Literatur aufrichtigen Dank wiſſen.

Aug. Langhorſt S. J.

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, fortgeſetzt von Dr. **Kaulen.** gr. 8°. Bd. II: Baſilianer—Cenſuren 2110 Sp. Bd. III: Cenſus—Duguet 2110 Sp. Bd. IV: Duisburg—Fußwaſchung 2148 Sp. Bd. V: Gaal—Himmel 2112 Sp. Freiburg, Herder, 1883—1888. Preis: pro Bd. *M.* 11; geb. *M.* 13.40.

Ein Kirchenlexikon ſoll nicht einfachhin über die wichtigſten Punkte der theologiſchen Disciplinen, Dogmatik, Moral, Kirchengeſchichte, Kirchenrecht, Paſtoraltheologie, die nöthigen Aufſchlüſſe geben, nebſt kurzen Biographien der bedeutendſten Männer, ſondern das geſammte kirchliche Leben und Wiſſen umfaſſen, eine bibliotheca maxima, die ſich der einzelne in höchſt ſeltenen Fällen anſchaffen kann, erſetzen. Es ſoll dasſelbe nicht nur dem durch anderweitige Geſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommenen Seelſorgsgeiſtlichen in allen ſeinen Zweifeln kurze und gründliche Belehrung bieten, ſondern auch ein Führer ſein für den Fachgelehrten und dadurch, daß es die neueſten Reſultate der Wiſſenſchaft kurz und bündig gibt und denſelben mit den beſten Hilfsmitteln für ein gründlicheres Studium irgend eines Gegenſtandes bekannt macht, die Bahn weiſen.

Dieſes hohe Ideal hat dem verdienten Herausgeber beſtändig vorgeſchwebt. Jeder unbefangene Beurtheiler der bis jetzt erſchienenen Bände muß demſelben zu beſonderm Danke verpflichtet ſein; denn nur ſeiner Sorgfalt und Opferwilligkeit können wir es beimeſſen, daß durchweg der einheitliche Charakter gewahrt wird. Ein anderer nicht zu unterſchätzender Vortheil des großen Unternehmens iſt der katholiſche, d. h. allgemeine und allſeitige Charakter desſelben; denn wo möglich hat der Herausgeber in Artikeln über fremde Länder wenn nicht eingeborne Schriftſteller zum Wort kommen laſſen, ſo doch Specialforſcher, die mit den Verhältniſſen vertraut ſind. Abgeſehen von dem kirchlichen, echt katholiſchen Geiſt, der alle Mitarbeiter beſeelt, und der ſchon ſeiner Natur nach zur milden Beurtheilung fremder Verhältniſſe und Anſichten führt, hat die praktiſche Erfahrung und Vertrautheit der Bearbeiter mit den Ländern und Leuten, über die ſie ſchrieben, vor vielen Irrthümern und Verkehrtheiten bewahrt.

Die erſte Auflage war ein „magnum opus", eine großartige Leiſtung. Seitdem hat man jedoch auf dem Gebiete der Geſchichte, der Alterthumskunde, der Exegeſe ſo gewaltige Fortſchritte gemacht, daß viele Artikel der ältern Auflage unbrauchbar geworden. Mit großer Pietät wurden in der Neubearbeitung die wirklich guten und gediegenen Artikel einfach herübergenommen und, wo nöthig, ergänzt, während beſonders viele dogmatiſche Artikel einfach durch neue erſetzt wurden. Schon der Name der Gelehrten, welche Beiträge geliefert, iſt Bürgſchaft, daß wir nicht flüchtig geſchriebene lückenhafte Skizzen, ſondern bei aller Kürze bis zu einem gewiſſen Grade erſchöpfende Darſtellungen vor uns haben. Wir wollen hier kurz einige Hauptartikel namhaft machen. Von dem verewigten Dr. J. Scheeben, einem ebenſo tiefen als geiſtreichen Dogmatiker, ſind die Artikel Glauben, Glaubensregel, Empfängniß Mariä, Concilien verfaßt. Unſere beſten Dogmatiker ſind faſt alle vertreten: Heinrich, Berlage, Schmid, Morgott, Simar. Wichtige Artikel in der Moraltheologie

ſind behandelt von Pruner, Lehmkuhl, Heuſer, Wirthmüller, Wildt. Selbſt Lipſius im „Theologiſchen Jahresbericht“ hat anerkannt, daß die kirchenrechtlichen Artikel des Lexikons ausgezeichnet ſind. Es ſind vor allen zu nennen die von Scherer und Laurin, Maas, von Kober, Hergenröther, Vering.

Viele von Welte geſchriebene Artikel über Exegeſe konnten einfachhin wieder abgedruckt werden, andere waren einer theilweiſen Ergänzung bedürftig. Dieſelbe wurde meiſtens von dem Herausgeber geliefert, von dem neben ſehr zahlreichen und gründlichen Artikeln über Exegeſe auch noch andere Artikel herrühren. Profeſſor Schanz verdanken wir die gründlichen Artikel Exegeſe, Chronologie ꝛc., auch hiſtoriſche Artikel, wie Copernikus, Galileo Galilei. Der tüchtige Artikel Hermeneutik iſt von Kihn gearbeitet. Der Herausgeber hat gut daran gethan, daß er der Exegeſe nicht den unverhältnißmäßig großen Raum überlaſſen hat, den die exegetiſchen Artikel in Herzogs Realencyklopädie einnehmen. Denn alles Weſentliche findet ſich in den weit knapperen und präciſeren Artikeln des Kirchenlexikons. Dieſes behandelt, wie ſchon der Recenſent des erſten Bandes in Bd. XXIV, S. 75 dieſer Blätter nachgewieſen hat, nicht bloß viele katholiſche Perſönlichkeiten, welche in dem proteſtantiſchen Werke fehlen, ſondern es orientirt auch über proteſtantiſche Gelehrte, proteſtantiſche Zuſtände, Lehren, Secten den Leſer viel beſſer und ſchneller, als die viel umfangreichere proteſtantiſche Encyklopädie, in der manche Artikel Torſos geblieben ſind, d. h. bis zu einer gewiſſen Periode fortgeführt ſind und dann plötzlich abbrechen. Die geſchichtlichen Artikel waren die Stärke der erſten Ausgabe, während die eigentlich biographiſchen Artikel oft recht ſtiefmütterlich bedacht waren. Die neue Ausgabe braucht in Bezug auf den Reichthum der biographiſchen Artikel den Vergleich mit keinem ähnlichen Unternehmen zu ſcheuen. Wenn auch hie und da in den Verweiſungen auf die Literatur ein minder wichtiges Buch ſtatt des Hauptwerkes genannt wird, und die allerneueſten ausländiſchen Publicationen nicht erwähnt ſind, ſo iſt doch der bibliographiſche Theil im katholiſchen Lexikon weit beſſer beſorgt als im proteſtantiſchen.

In den hiſtoriſchen Artikeln ſind faſt alle namhaften Forſcher vertreten. Was beſonders erfreulich iſt, iſt, daß die alten und neuen Orden würdig vertreten ſind. Sie behandeln ſehr oft die Geſchichte ihres Ordens oder ſchildern die großen Männer, die ihrer Genoſſenſchaft angehört haben. Manche Ereigniſſe werden ins rechte Licht gerückt, manche Charaktere werden zum erſten Male gewürdigt, weil die Ausgabe Specialforſchern anvertraut worden iſt. Jedermann wird es billigen, daß Männer wie Geiſſel, Dieringer, Deutinger, die der Neuzeit angehören, eingehender geſchildert wurden, ebenſo daß das Literarhiſtoriſche mehr als in der erſten Auflage zu ſeinem Rechte gekommen iſt.

Nach dem Geſagten iſt es klar, daß, wer den Stand der heutigen Forſchung kennen will, ſich die zweite Ausgabe des Kirchenlexikons anſchaffen muß. Der Verleger hat es der katholiſchen Geiſtlichkeit möglich gemacht, die ſchon herausgegebenen Bände lieferungsweiſe zu beziehen. Schreitet auch das Werk nicht ſo raſch voran, wie mancher wohl wünſchen möchte, ſo wollen wir uns doch gerne gedulden, ſofern das Werk, wie bisher, an innerm Werthe nichts einbüßt, ſondern ſtetig zunimmt. A. Zimmermann S. J.

Aphorismen über Predigt und Prediger. Von Dr. **Franz Hettinger.** XVI u. 534 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 4.

„Eine durch länger als ein Menſchenalter hindurch fortgeſetzte Thätigkeit im Predigtamte, ſowie der Beruf als Lehrer der geiſtlichen Beredſamkeit hat mit beſonderer Liebe dieſem Zweige der Seelſorge meine Aufmerkſamkeit zugewendet. Da habe ich denn erfahren, an mir ſelbſt am allermeiſten, daß der Prediger nie auslernt. Was ich ſo durch Betrachtung der alten Meiſter, ſowie durch das Anhören geiſtesmächtiger Prediger des In- und Auslandes gelernt, durch Erfahrung gewonnen und bei den Uebungen mit Predigtamtscandidaten erprobt habe, wollte ich in dieſer freieren Form von Aphorismen ausſprechen."

So hat Dr. Hettinger ſelbſt in dem Vorwort Zweck und Eigenart ſeines Buches angegeben. Skizziren wir kurz deſſen Inhalt. Schon gleich das erſte Kapitel „Kann man predigen lehren und lernen?" iſt in Anbetracht der Geringſchätzung, welcher der homiletiſche Unterricht vielfach begegnet, durchaus zeitgemäß. Mitunter mögen freilich die Lehrer der Beredſamkeit ſelbſt die Schuld an der Verachtung tragen, welche ihr Fach trifft. Das wird von Hettinger auch unumwunden zugeſtanden. Im 2., 3. und 4. Abſchnitte nämlich forſcht er nach den Urſachen, warum der Unterricht in der Homiletik mitunter ohne Frucht bleibt. Es ſind vorzüglich drei: derſelbe findet nicht immer ſtatt in der rechten Weiſe, nicht durch den rechten Mann, nicht zur rechten Zeit. Die beiden erſten Gründe liegen auf Seite des Lehrers, den dritten aber haben andere zu verantworten. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht ſich der Verfaſſer ſehr entſchieden gegen die Verdrängung der rhetoriſchen Bildung von den Gymnaſien aus. „Was durch mehr als ein Jahrtauſend nach dem Vorgange der Antike als ein weſentliches Bildungsmittel unſerer Jugend betrachtet und gelehrt wurde, hat man unter den hohlſten, nichtsſagendſten Vorwänden geſtrichen." Aehnlich hatte ſchon vor Jahren P. Kleutgen geklagt in ſeiner geiſtvollen, auch heute noch leſenswerthen Schrift „Ueber die alten und neuen Schulen", und es freut uns aufrichtig, daß ein Mann von der Bedeutung Hettingers aufs neue dieſe Klage erhebt. Es mögen ja Mißbräuche in dem früheren Syſteme vorgekommen ſein. Aber konnten dieſe einen Grund abgeben, ein ſo wichtiges, dem jugendlichen Alter ſo angemeſſenes Bildungselement gänzlich fallen zu laſſen? Unſere Gymnaſien ſollen ja nicht philologiſche Fachſchulen ſein, ſondern die gemeinſame Grundlage für die gebildeten Stände überhaupt legen. Wie wichtig iſt aber nicht, zumal in einer Zeit der Parlamente und Vereine, eine tüchtige redneriſche Schulung nicht nur für den künftigen Prieſter, ſondern auch für den Staatsmann, den Rechtsanwalt, den akademiſchen Lehrer, ja für jeden, der auf höhere Bildung Anſpruch macht! So lange jedoch die Rhetorik auf unſeren Lehranſtalten wie bisher vernachläſſigt wird, hat der Lehrer der Homiletik — denn mit dieſer haben wir uns hier zu beſchäftigen — doppelte Arbeit: er muß das früher Verſäumte, ſoweit es jetzt noch geſchehen kann, nachholen und daneben ſein eigenes Feld beſtellen. Kein Wunder, wenn da der Erfolg nicht immer ſeiner Anſtrengung entſpricht.

Nachdem der Verfaſſer ſo Nothwendigkeit und Bedingungen eines fruchtbaren homiletiſchen Unterrichtes erörtert, wendet er ſich im Folgenden dem tiefgreifenden Unterſchiede zwiſchen katholiſcher und proteſtantiſcher Predigt zu. Jeder katholiſche Prieſter wird unbedingt den Satz unterſchreiben, „daß der Einfluß proteſtantiſcher Predigten auf die katholiſche Kanzel ein höchſt verderblicher ſein muß.“ In vergangenen Zeiten mochte dieſer oder jener ſich ſoweit vergeſſen, daß er bei proteſtantiſchen Predigern in die Schule ging, heutzutage wird ſich nicht leicht einer dazu verſucht fühlen. Wir haben andere und beſſere Lehrmeiſter und ſind nicht genöthigt, auswärts betteln zu gehen. Da ſind es vor allem die Kirchenväter und, von ihren Schätzen bereichert, die großen katholiſchen Kanzelredner der ſpäteren Zeiten, welche dem Verkündiger des göttlichen Wortes Muſter und Vorbild ſein können. Das Muſter aller Muſter aber, das „Urbild des apoſtoliſchen Predigers“ bleibt Chriſtus der Herr ſelbſt. Ja, was iſt im tiefſten Grunde die chriſtliche Predigt anders als eine Entfaltung und Erklärung ſeines Wortes und ſeiner Wahrheit?

Aber nicht nur Ideal des Predigers iſt Jeſus Chriſtus, er iſt auch der vorzüglichſte Gegenſtand ſeiner Predigt. Das wird jedem Leſer dieſer Aphorismen ſo recht klar, wenn er aufmerkſam erwägt, was ihr Verfaſſer nach den beiden Kapiteln über „Muſterpredigten und ihre Bedeutung“ in dem Abſchnitte „Text und Perikope“ in ganz vortrefflicher Weiſe auseinanderſetzt. Wir müſſen es uns leider verſagen, die ſchönſten Stellen hier auszuheben; auch an den folgenden Anweiſungen über einen nützlichen Gebrauch der Topik können wir nur flüchtig vorübereilen. Manchen werden dieſe Winke recht willkommen ſein, nicht minder jene über „die Heilige Schrift“, dieſe ergiebigſte Fundſtätte für den Prediger. Wie viele Brücken und Krücken würden bei fortgeſetztem liebevollem Studium der heiligen Bücher nicht überflüſſig gemacht! Wie warm und lebensvoll ſtrömte nicht die Rede aus dem Munde, wenn Geiſt und Herz ſich zuerſt an dieſen ewig friſchen Quellen gelabt hätten!

Und braucht es noch weiterer Anregung, nun dann haben wir ſie ja in der herrlichen Liturgie unſerer Kirche. Was Hettinger hierüber geſchrieben, gehört zu dem Schönſten in dieſem an Schönheiten ſo reichen Buche. „Es iſt“, heißt es unter anderm, „ein zweites Evangelium, ſichtbar und lebendig in den heiligen Perſonen, Orten, Zeiten, Handlungen, welches die Kirche den Gläubigen vor Augen ſtellt; ähnlich den Bildern in der Biblia Pauperum im Mittelalter ſtehen in den Handlungen, Weihungen, Gebeten, Uebungen der Liturgie alle Lehren des Chriſtenthums, alle Geheimniſſe unſeres Glaubens, die mächtigſten Geſetze des chriſtlichen Ethos vor uns da, klingen aus Gebet und Geſang wieder, erſcheinen plaſtiſch in den heiligen Gewändern, Gebräuchen, Bauten, Orten, Zeiten, bis zu der ſcheinbar unbedeutendſten Bewegung des Prieſters beim heiligen Opfer in der Kniebeugung, Händefaltung, Segenſpendung. Und alle Begehrungen und Bedürfniſſe der chriſtlichen Seele, alle Bedrängniſſe unſeres Herzens, alle Sehnſucht unſeres Geiſtes, alle Empfindungen heiliger Liebe, alle Seufzer der Zerknirſchung und Reue finden ihren rechten, würdigen, vollſtändigen, kirchlich geweihten Ausdruck in unſerer Liturgie. Es iſt der Hauch Gottes, der aus ihr weht, das Werk des Heiligen Geiſtes,

der die Kirche in ihrem Aufbaue geleitet hat; es ſind die großen Gedanken der großen Beter, die in ihr uns aufbewahrt ſind, die einſt in den Katakomben geſungen wurden, die in den hehren Hallen der altchriſtlichen Baſiliken erklangen, von denen geſtärkt und ermuthigt die Märtyrer in den Tod gegangen ſind. Welcher Prieſter hätte nicht dieſe Erfahrung gemacht? Man mag auch das Beſte leſen, was die neuere Zeit auf dem Gebiete der Gebets- und aſcetiſchen Literatur hervorgebracht hat — wie verſchwindet es gegenüber dem Geiſte, der Salbung, der Einfachheit bei aller Tiefe, der Kindlichkeit bei aller Großheit, ſelbſt der formellen Schönheit der kirchlichen Gebete gegenüber, die man claſſiſch nennen müßte, wollte man dieſes für andere Gebiete gebrauchte Wort auf ſie anwenden . . . Wer hat es nicht ſchon erfahren, wenn er auf Reiſen, mitten im Gewühle großer Städte, wenn fremde Laute an ſein Ohr ſchlagen und er ſich recht vereinſamt fühlt, wie wohl es ihm ward, wenn er dann ſein Brevier aufſchlug! Da iſt es uns, als träten wir in eine ſtille, heilige Kapelle. Die Stimmen der Welt verhallen, der Lärm des Tages ſchweigt, heilige Ruhe zieht ein in unſere Seele, und die längſt bekannten, großen, erhabenen Gebete der Kirche ſchaffen in uns und um uns eine höhere Heimat, ein Heiligthum, aus dem wir dann gelabt, geſammelt und neu geſtärkt wieder in die Welt zurückkehren."

Ganz gewiß, das ſind ſchöne Worte und wahre Worte. Glücklich, wer mit dem verſtändnißvollen Auge des Verfaſſers die erhabene Größe unſerer Liturgie zu betrachten verſteht. Nicht nur ein reicher Quell fruchtbarer Ideen, auch wahre und warme Empfindungen werden ihm aus ſolcher Betrachtung entgegenſtrömen, und in dieſen erkennt ja ſchon Cicero das tiefſte Geheimniß echter Beredſamkeit.

Von den Quellen führt nunmehr das Buch zu der Technik der Rede. Die Kapitel „Einheit und Gliederung, Eingang und Schluß der Predigt, Stil des Predigers" geben darüber hinreichenden Aufſchluß. In ſachgemäßer Reihenfolge ſchließt ſich eine ziemlich eingehende Erörterung über Vortrag und Geberde an. Wer bedenkt, von welcher Bedeutung ein guter Vortrag für den Erfolg der Rede iſt, und wie ſehr derſelbe auf den meiſten Schulen vernachläſſigt wird, kann es nur billigen, wenn die Aphorismen dieſer Seite der Beredſamkeit eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken.

Damit finden die Betrachtungen über die geiſtliche Rede *im allgemeinen* ihren Abſchluß. Es folgen Erörterungen über die *einzelnen* Predigtarten. Die Frage, ob „Grabreden — oder nicht", wird — von Ausnahmsfällen abgeſehen — im verneinenden Sinne beantwortet. Das Schlußkapitel „Von der Studierſtube zur Kanzel" empfiehlt gewiſſenhafte Vorbereitung der Predigt. Anfänger werden mit Recht aufgefordert, dieſelbe ganz zu ſchreiben und auswendig zu lernen; Fortgeſchrittene mögen ſich mit einer mehr oder weniger ausführlichen Skizze begnügen oder es auch bei ſorgfältigem Nachdenken bewenden laſſen; niemand aber ſteige unvorbereitet auf die Kanzel. „Extemporiren, Improviſiren, wie man ſolches Treiben euphemiſtiſch nennt, heißt die Kanzel entwürdigen, das Wort Gottes vernachläſſigen, die Gemeinde ſchädigen, Untreue üben am heiligen Amt."

Wir haben verſucht, einen, wenn auch nur dürftigen Ueberblick über den reichen Inhalt dieſer Aphorismen zu geben. Hoffen wir, daß mancher Leſer dieſer Zeitſchrift dadurch angeregt, das Buch ſelbſt in die Hand nimmt, um darin in reicher, lebensvoller Ausführung das entfaltet zu ſehen, was wir an dieſer Stelle nur in ſchattenhaften Umriſſen andeuten konnten. Kein verſtändiger Mann wird ſich durch etwaige Meinungsverſchiedenheiten im einzelnen [1] die Freude am Ganzen ſtören laſſen. Die ſchöne, edle Darſtellung bietet neben der Belehrung auch einen äſthetiſchen Genuß. Was aber die Hauptſache iſt, kein Prediger wird Hettingers Aphorismen aus der Hand legen, ohne ſich aufs neue für die Erhabenheit des apoſtoliſchen Amtes begeiſtert zu haben, und das iſt ganz gewiß für den Leſer ein wahrer, dauernder Gewinn und für den Verfaſſer ein reicher Lohn. Die Predigt iſt ja in allen Zeiten von dem größten Einfluß auf die Ausbreitung und Erhaltung des Reiches Gottes auf Erden; jetzt aber, da ſo viele Hände niederreißen, müſſen die Männer, welchen in erſter Linie die ewigen Intereſſen anvertraut ſind, alles Talent und alle Kraft aufbieten, das Werk des Welterlöſers zu vertheidigen.

C. Racke S. J.

Der Clerus und die Kirchenmuſik. Von P. **Lambert Karner** O. S. B. 215 S. 8°. Wien, St.-Norbertus-Buch- und Kunſtdruckerei, 1889.

Ein äußerſt verdienſtliches, zeitgemäßes und höchſt intereſſant geſchriebenes Schriftchen, das jenſeits wie diesſeits der ſchwarz-gelben Grenzpfähle von allen jenen geleſen werden ſollte, an deren Adreſſe es ſich wendet. Es zerfällt in drei Abtheilungen. Die erſte iſt die kürzeſte: „Kirchenmuſik und Liturgie"; ſie führt noch einmal die wichtigſten in Betracht kommenden liturgiſchen Vorſchriften auf und berührt die gegentheiligen — Gepflogenheiten. Es gehört ein gewiſſer Muth dazu, wenn man ſich vergegenwärtigt, wie oft und mit welcher Deutlichkeit dieſe Vorſchriften von hoher und höchſter Stelle eingeſchärft ſind und daneben den praktiſchen Erfolg beobachtet, der vielfach erreicht iſt.

---

[1] Verſtehen wir das S. 467 Geſagte recht, ſo will der Verfaſſer Laſter nie zum Gegenſtande der Predigt gewählt ſehen. Die Vertreter der entgegengeſetzten Anſchauung könnten ſich demgegenüber nicht nur auf innere Gründe berufen, ſondern auch auf das Beiſpiel der Kirchenväter und der beſten Prediger ſpäterer Zeit, den vom Verfaſſer ſo hochgeſchätzten Boſſuet nicht ausgenommen. — Der S. 249 angeführten Vorſchrift des Trienter Concils (Sess. IV) möchten in der Volkspredigt wohl auch jene gerecht werden, welche eine getreue Ueberſetzung der Vulgata geben; durch eine ſolche ſcheint die Authenticität des kirchlich approbirten Vulgata-Textes thatſächlich anerkannt zu werden. — S. 291 f. beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit dem Grunde, der die Alten veranlaßt haben mochte, den Hauptſatz in ihren Reden häufig nicht auszuſprechen. Fenelons Erklärung wird mit Recht abgewieſen; wir glauben indeß, daß auch die vom Verfaſſer gegebene nicht für alle Fälle ausreicht. Thema und Zweck konnten bekannt ſein, ohne daß damit ſchon an und für ſich ein beſtimmter Hauptſatz feſtgeſtellt war. — Außer dem S. 314 angedeuteten Falle können es unſeres Erachtens auch noch andere geben, welche eine formelle Eintheilung der Predigt weniger räthlich erſcheinen laſſen.

So kann man wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß in Deutſchland, wo es doch mit der Kirchenmuſik beſſer ſteht, als in irgend einem andern Lande, auf ein lateiniſches Amt deren fünf und zehn deutſche kommen. Sonſt ſagte man wohl: Roma locuta, causa — finita. Da bleibt kein anderes Mittel, als immer und immer obsecra und increpa.

Der zweite Theil iſt der umfangreichſte: „Die Muſik im Dienſte der Kirche"; er iſt auch der wichtigſte. Denn der Feind iſt in Oeſterreich, für welches das Buch zunächſt geſchrieben, weſentlich das inſtrumentirte Amt, das in dieſem Theil im Vordergrund der Discuſſion ſteht. Hier feiert denn auch der Humor des Verfaſſers ſeine ſchönſten Triumphe. Difficile est satiram non scribere. Köſtlich verſteht es der Verfaſſer, Ton- in Schriftſprache zu überſetzen und ein mitgetheiltes Horrendum zu exegeſiren. Ich kann es mir nicht verſagen, einige Proben mitzutheilen; denn ich möchte dem Büchlein Leſer gewinnen und glaube das nicht beſſer thun zu können, als wenn ich ihnen einen kleinen Vorgeſchmack deſſen gebe, was ſie erwartet. So gloſſirt z. B. P. Karner das Tantum ergo von Bock, das in großer Partitur dem Werke beigegeben, alſo:

„Tantum ergo in C à 4 vocibus, 2 Violino, 2 Clarinetto, 2 Marſchintrompetten, 2 Clarino, 2 Corno, Viola et Tympano, Organo et Violone. Auctore Bock. — Wohl ſpricht die Compoſition für ſich ſelbſt, aber es ſei mir geſtattet, auf die Feinheiten derſelben etwas näher einzugehen. — Ein elegantes Flügelhorn-Solo mit zarter, tiefdurchdachter Violin- und Hornbegleitung, wozu der Bombardon als Baß den Grund anpuſtet, bildet die Einleitung, die mit einem Kraftſchlage des ganzen Orcheſters abſchließt. Und nun wiederholt das Soloquartett des Geſanges mit gefühlvollem Vortrage, in etwas variirt, das gegebene Thema, welches die Clarinetten mit einer ätheriſch klingenden Figur begleiten. Die Diſſonanz zum Beginne c, e, g, h, c löſt ſich wunderbar auf und die kleinen contrapunktiſchen Böcklein, die Herrn Bock begleiten, verleihen dem Ganzen das entſprechende haut goût. Im darauf folgenden Tutti tritt nun die volle Kraft des Orcheſters — vier Trompeten! — in Geltung, es leiſten tutti quanti aus allen Leibeskräften ihr Möglichſtes und bringen die Heiligkeit des ‚Veneremur' und die kräftige Wirkung des ‚sit et benedictio' mit Begeiſterung zum Ausdrucke. Doch überaus ſchön und tiefergreifend iſt, nachdem nun der Sturm ſich gelegt, der dem Frühlingshauche gleichende zweite Theil des Flügelhorn-Solo. Die ſchmeichelnde Violinfigur, das Wiegen der Clarinetten, mit der plötzlich, einer leuchtenden Rakete gleich emporſteigenden Figur des erſten Clarinettes, das nahezu geiſterhafte beharrliche Tuten der Hörner, das Eingreifen des Geſangsquartettes, das mit dem du didl du dum, du didl dum dum dum — praestet fides — dudl didl dum dnm, dn didl dum dnm dum — supplementum — den heiligen Text in wahrhaft claſſiſcher Interpretation zum Ausdruck bringt; die feine Diſſonanz in ‚sensunm', die in dem hinſterbenden ‚defectui' der Männerſtimmen ihre Auflöſung findet, das alles rechtfertigt die Anſicht, daß Herr Bock uns in dieſer Compoſition ein claſſiſches Repertoireſtück unſerer Kirchenchöre hinterlaſſen hat. Und in der That! Dieſes Tantum ergo iſt ein ſehr beliebtes und wird oft ‚gemacht'."

Dieſer ganze Theil kann als eine Blütenleſe von Muſterbeiſpielen mit entſprechenden Würdigungen bezeichnet werden. P. Karner geht ein ganzes Hochamt durch, wie es „gemacht" wird, und zieht bei jedem Theile ein oder

das andere Muſter aus dem (ehemaligen) Repertoire ſeiner Kirche zur Illuſtration des Geſagten heran. Ganz nach dem Leben iſt leider auch die folgende Schilderung:

„Das Tantum ergo iſt vorüber und es beginnen nun die Vorbereitungen zur Meſſe. Der Organiſt präludirt, in vielen Fällen frage nur nicht, wie! Iſt er muſikaliſch gebildet, ſo kommen die verſchiedenſten Reminiscenzen, ja ſelbſt ganze Stücke aus diverſen Liedern aufs Tapet; iſt er weniger ausgebildet, ſo kommt er in alle möglichen und unmöglichen Tonarten hinein und läßt dabei ſeiner freien Phantaſie vollen Lauf — gewöhnlich immer dasſelbe Einerlei —, denn nach Vorlagen zu ſpielen, das wäre ja eine Selbſterniedrigung vor den übrigen Chorvirtuoſen. Doch das Schönſte iſt noch nicht erwähnt. Während der Organiſt präludirt, ſtimmen die Violiniſten oder üben ſchwierige Paſſagen und die Bläſer begleiten ebenfalls nach freier Phantaſie das Präludium und zeigen ihre Kunſtfertigkeit, daß ſie dazu den richtigen Ton erwiſchen — manchmal gehts auch daneben —, die Sänger und Sängerinnen unterhalten ſich mit jokoſen Geſprächen — und ſo geſtaltet ſich die Einleitung zum Kyrie, während der Celebrant Misereatur vestri omnipotens Deus betet, zu einer Ouverture, ähnlich derjenigen, von der Daniel 3, 10 geſchrieben ſteht, ‚daß jedermann, der den Schall der Trompeten, der Pfeifen, der Zithern, der Sambuken, der Symphonien und allerlei Muſikſpiel höret, niederfalle und anbete das goldene Bild‘.“

Zum Gloria von Reuman, das man allerdings ſehen muß, um es für möglich zu halten, bemerkt der Verfaſſer: „Wieder ertönt das Gloria und mit geſteigerter Begeiſterung fällt abermals das Orcheſter ein und in dulci jubilo ‚arbeiten‘ ſie nun alle darauf los und ſchreien pax, ubi non est pax! Viermal nacheinander ruft der Chor, verſtärkt durch die Orcheſterſchläge: Pax, pax! — Hört man das, ſo denkt man wahrhaftig eher an die ‚wilde Jagd‘, die am nächtlichen Himmel dahinſtürmt, als an die Friedensbotſchaft der Engel in der heiligen Nacht!“ (S. 41.) Vgl. ferner S. 46, 63, 70, 71.

Ich hatte mir noch eine ganze Reihe ähnlicher, zum Theil noch beſſerer Saft- und Kraftproben notirt, die ich zum Beſten geben wollte, aber ich ſehe, daß der Ueberfluß hier die Quelle der Armuth wird. Es wird nichts übrig bleiben, als daß ſich jeder Leſer, der ſich ſei es für Kirchenmuſik oder für Culturgeſchichte irgendwie ſehr oder irgendwie wenig intereſſirt, das Büchlein ſelber beſchafft und ſelber lieſt. Ich bitte ihn dann ja zu beachten das Cantate Domino S. 70, mit der ſchönen Exegeſe S. 75, das Mozart'ſche Jesu corona virginum, deſſen Originaltext:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.
Die ſüßen Triebe mitzufühlen,
Iſt dann der Weiber erſte Pflicht.

Die mit alt-niederländiſcher Malertreue gegebene Schilderung S. 81 muß ſich hier ſchon ein Plätzchen erobern: „Wenn der Herr Bürgermeiſter ſein Namensfeſt feiert, ertönt als Gratulation: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘. Wenn bei einer Fahnenweihe die Frau Patroneß einen Nagel einſchlägt, erſchallt durch die Luft: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘. Wenn ein Gründungsfeſt gefeiert wird, erklingt in hellem Klang: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘.

Wenn ein Jubilant ſein Jubiläum begeht, rührt zu Thränen: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘. Wenn eine ‚Kaiſer-Joſeph-Feier‘ ſtattfindet, ſingt der ∴ Brüder geweihter Chor: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘. Wenn der Biſchof ſeine Diöceſe bereiſt, entzückt ihn allerwärts im abendlichen Ständchen: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘, und begeht die katholiſche Kirche z. B. das heilige Oſterfeſt, ſo hört man auch da zum Offertorium: ‚Das iſt der Tag des Herrn‘.“ Dr. Witt bemerkt zu dieſer Stelle (in Nr. 10 der „Fliegenden Blätter“), er kenne einen Biſchof, der ſtets auf die Frage, ob der Geſangverein ihm eine Serenade bringen dürfe, erwiedert habe: „Ja, wenn ‚der Tag des Herrn‘ nicht dabei iſt.“ Als Analogie zu dem Oſteroffertor ſchließe ich hier die Notiz (Musica sacra Nr. 11) an: „In einer andern ſüddeutſchen Diöceſe blies die Blechmuſik beim Einzuge des Biſchofs in die Pfarrkirche zu R. das Lied: ‚Jetzt kommt der Stoffel‘; — ein geiſtreicher Erſatz für den ‚Tag des Herrn‘ einerſeits und das vom Cäremoniale für den Fall vorgeſehene Ecce sacerdos magnus.“ — Verwandt iſt folgende Silhouette (S. 101):

„Der größte Feier- und Feſttag im Jahre iſt unſtreitig der Kirchtag ... Daß da immer auch eine große Meſſe aufgeführt wird, daß nicht ſelten die ‚Harmonie‘ zum Offertorium irgend ein Andante religioso ohne Geſang zum Beſten gibt, iſt ſelbſtverſtändlich... Geht der Prieſter zum Altare, ſo empfängt ihn ein Marſch; das Amt ſelbſt wird durch einen Tuſch verunſtaltet und ‚wenn der Pfarrer nach dem Amte durch die Kirche ‚ins Einweichen‘ geht, wird immer ein friſcher Marſch geblaſen‘. — Das Amt iſt vorüber und es kommt die Mittagszeit. Nun kommen die Muſikanten multo vino servientes, um dem Herrn Pfarrer ihre Aufwartung zu machen, und ſiehe da! dasſelbe Andante religioso, das in der Kirche als Offertorium gegolten, es dient jetzt als Tafelmuſik. — Es kommt der Abend und derſelbe Marſch, der in der Kirche dem Hochamte voranging, eröffnet die Tanzmuſik. — Es kommt die Nacht: ein Burſche läßt ſeine Dulcinea hochleben. Und ſiehe da, derſelbe Tuſch, der in der Kirche zum Gloria in excelsis Deo ertönte, er dient jetzt zur Verherrlichung des Bacchus und der Venus. — Es kommt der Morgen und einer, ‚der es thun kann‘, läßt ſich nun ‚nach Hauſe blaſen‘, und wieder ſiehe da! derſelbe Marſch, der den Herrn Pfarrer vom Altare in die Sakriſtei geleitet, er gibt nun auch einem Beſoffenen das Geleite.“

Ich laſſe das übrige weg; denn die Sache iſt ſelbſtredend: Res clamat ad Dominum; Marſch, Tuſch, Andante haben den Weg zu ihren rechten Herren zurückgenommen.

Der dritte Theil iſt dem Volksgeſang gewidmet. Hier kommt zunächſt das deutſche Amt vors Meſſer, das nach Melodie und Text gehörig gewürdigt wird. Dieſer Schmarotzer hat nicht nur den vorſchriftsmäßigen liturgiſchen Geſang überwuchert und erſtickt, ſondern auch den Volksgeſang. Hier kann Referent, was Oeſterreich angeht, aus eigener Erfahrung ſprechen. Monatelang hörte er, wie in einer benachbarten Kirche Tag für Tag das Amt begann: „Hier liegt vor deiner Majeſtät“. Die ſchmackhafteſte Koſt wird aber zum Ekel, wenn ſie täglich wiederkehrt. Eines Tages wollte ich mich überzeugen, wie denn der Geſang in der Kirche beſchaffen ſei, und wartete das Amt ab. Wie war ich überraſcht! Es ſang überhaupt niemand, die Orgel allein führte die Meſſe auf. Kein Wunder, wenn das tägliche Einerlei ſeit

des kaiſerlichen Sakriſtans Tagen bis heute dem Volk zum Ueberdruß geworden. An einem andern Orte wurden ſonntäglich drei Aemter gehalten; das erſte: „Hier liegt" geſungen bei ſchwacher Betheiligung des Volkes; das zweite: „Hier liegt" von Prieſter und Orgel allein ausgeführt; das dritte endlich liturgiſch richtig und mit würdiger Muſik. An einer dritten Stelle ſangen die Gymnaſiaſten ſeit Joſephi des Zweiten Tagen an jedem Sonntag: „Hier liegt"; ich war Zeuge der Berathung, ob man nicht abwechslungshalber auch einmal die andere Meſſe: „Wir werfen uns darnieder" üben ſolle. Dieſe zweite Jammermeſſe analyſirt Karner köſtlich auf S. 151 u. f.

Schließen wir. P. Karner hat ſich bereits früher einen Namen gemacht durch mehrere Schriften und Aufſätze, die den gemeinſamen Titel tragen: „Künſtliche Höhlen in Nieder-Oeſterreich"[1]. Es iſt ſomit leicht erklärlich, daß der unermüdliche Höhlenforſcher auch einmal in die „Kunſt-Höhle" der öſterreichiſchen Kirchenmuſik eintreten wollte. Und allerdings hat er allerlei ſeltene Nachtfalter ans unangenehme Tageslicht gebracht. Mögen ſie ihm nicht allzu böſe ſein!

G. M. Dreves S. J.

Dänemark. Geſchichte und Beſchreibung, Literatur und Kunſt, ſociale und ökonomiſche Verhältniſſe. Von **H. Weitemeyer.** VII u. 333 S. 8°. Kopenhagen, Höſt, 1889. Preis: *M.* 5.50.

„Ein Buch, welches nicht den Zweck hat, etwas Neues zu ſagen, und doch den Anſpruch erhebt, etwas wirklich Neues zu ſein; ein Buch, welches über Dänemark und däniſche Verhältniſſe handelt und von Dänen aus däniſcher Gemüths- und Denkart herausgeſchrieben iſt und ſich doch nicht der däniſchen Sprache bedient, mit dieſen wenigen Worten iſt eigentlich alles geſagt" (S. V). Unterſtützt von namhaften Gelehrten hat der Herausgeber ſeine Aufgabe meiſterhaft gelöſt. Bis jetzt ſind wir auf kein ähnliches Buch geſtoßen, das in gleich objectiver und doch patriotiſcher Sprache vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Kunſt und Literatur dem Auslande geſchildert hätte.

Eine kurzgefaßte Geſchichte Dänemarks (S. 1—81), verfaßt von Herrn Weitemeyer, ſteht natürlich an der Spitze des Buches. Kaum ein Wort iſt uns aufgefallen, das in politiſcher oder religiöſer Beziehung ſtoßen könnte. Auch der zweite Artikel: Land und Volk (S. 81—165) iſt aus der Feder des tüchtigen Geographen Weitemeyer. Den vielen deutſchen Touriſten, die in letzter Zeit ihre Sommerfahrt nach dem friſchen, ſchönen Norden richten, werden die Schilderungen des Verfaſſers recht willkommen ſein. Der Artikel: Literatur und Kunſt (S. 165—243) führt uns in das rege und reiche Geiſtesleben der Dänen ein, und zwar zunächſt Herr Schwanenflügel in Sprache und Literatur, der berühmte Kunſtkritiker Julius Lange in die Kunſt, Herr Angul Hammerich in die Muſik und Herr Schwanenflügel in die däniſche Bühne und ihre Künſtler. Sehr intereſſant iſt V. A. Sechers gründlicher Artikel über däniſches Recht, Verfaſſung und Erbfolge (S. 243—271). Der nun

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift, Bd. XXIV, S. 22 ff.

schon Jahrzehnte sich hinschleppende Parteikampf im dänischen Folkething hat eine Darstellung gefunden, die an Objectivität und Klarheit kaum übertroffen werden könnte. Zum Schlusse theilt der als Statistiker bekannte Comptoirchef Herr M. Rubin (S. 277—327) eine recht klare Uebersicht über die ökonomischen und socialen Verhältnisse Dänemarks mit. Ein genaues Personen- und Sachregister (S. 327—333), wie ein recht übersichtliches Kärtchen Dänemarks, der Färöer und Islands erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Ebenso willkommen für den Ausländer, der sich mit der dänischen Literatur bekannt machen will, ist die fast jedem Abschnitte beigegebene Bibliographie.

Das Buch ist bereits in dänischer und französischer Sprache erschienen, eine englische Uebersetzung ist in Arbeit. Die deutsche Sprache in der uns beschäftigenden Ausgabe ist im allgemeinen recht fließend und correct, doch nicht immer frei von Härten und Danismen. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er (S. V) schreibt: „Für den Fremden, welcher sich für Dänemark interessirt, wird es gleichsam eine Quelle sein können, aus welcher schöpfend er nicht nur das Land und das Volk etwas kennen lernt, sondern auch dessen wichtigste Institutionen und geistige Regungen, und zwar von einem dänischen Standpunkt aus betrachtet; hoffentlich wird der Leser ein kleines Volk kennen lernen, welches nach Kräften theilnimmt an den großen Culturbewegungen der Zeit, welches trotz harter Prüfungen den Muth aufrecht hält und sowohl in geistiger wie in materieller Beziehung mit Glück dafür kämpft, eine berechtigte Stellung unter den europäischen Staaten einzunehmen."

W. Pleukers S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Afrika und der Mohammedanismus. Von E. F. A. Münzenberger. 69 S. 8°. Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger, 1889. Preis: 75 *Pf.*

Das alte Nachbarland Afrika ist den Europäern in Folge der neuen Verkehrsmittel näher gerückt, als man sich gewöhnlich vorstellt. Auch das Innere von Afrika ist uns nach den Entdeckungsreisen hervorragender Forscher als eine ganz neue Welt erschlossen, und immer lebhafter wird das Interesse, welches auch die Deutschen und die deutschen Katholiken zumal dem schwarzen Erdtheil widmen. Katholische Missionäre, auch deutsche, dringen von allen Seiten gegen das Innere vor; der Heilige Vater hat durch einen der ehrwürdigsten Kirchenfürsten alle christlichen Völker Europa's zum Kampfe gegen die mohammedanische Sklavenjagd aufgefordert; da kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine Schrift, wie die vorliegende, höchst zeitgemäß ist. Der Verfasser behandelt die Verbreitung des Mohammedanismus in Afrika, das eigenartige Wesen desselben, die Folgen einer völligen Mohammedanisirung Afrika's und die Art und Weise, wie dieser entgegenzutreten ist. Was die höchst beachtenswerthen Kapitel über das Wesen des Islam und über sein Verhältniß zur Sklaverei und zum Christenthum enthalten, verdient in den weitesten Kreisen bekannt und erwogen zu werden.

Die dort gegebenen Daten zeigen hinreichend, was der Islam ist und was er namentlich für die armen Neger in Afrika ist. Ueber diese ist der Mohammedanismus seit einigen Jahrzehnten von Arabien aus hereingebrochen, hat sie massenhaft getödtet, gepeinigt, in die Sklaverei geschleppt. In fünf Jahren, von 1862—1867, wurden aus den Häfen von Sansibar allein 97,263 Sklaven verkauft (S. 57 Anm.). Bedenkt man, daß, um einige wenige zu Sklaven zu machen, oft Dutzende, zuweilen Hunderte getödtet werden, und mehr als die Hälfte der Sklaven an den grausamen Mißhandlungen auf dem Wege sterben, so ist es klar, daß hier ein Abgrund von Elend sich aufthut, wie es in den schlimmsten Zeiten des heidnischen Alterthums kaum schlimmer gesehen worden. — Es kommt noch dazu, daß die mohammedanischen Araber in voller Arbeit sind, den Europäern Afrika zu entreißen und auf tausend Jahre zu verschließen. Nicht halb Afrika, wie Munzinger meint, sondern zwei Drittel dieses Erdtheils, stehen nach dem vortrefflichen Ueberblick, welchen der Verfasser gibt, schon jetzt unter ihrer Herrschaft, die sich immer noch weiter ausdehnt. Wie weit die Anhänger Mohammeds von Arabien bis China diesem Aufschwung des Islam in Afrika sich anschließen werden, mag hier, wo es sich zunächst um Afrika handelt, unerwogen bleiben. — Bekehrung vom Islam zum Christenthum ist nach den Erfahrungen von Jahrhunderten äußerst schwer, ist, wo der Mohammedanismus die unbeschränkte Herrschaft führt, fast unmöglich zu nennen (vgl. S. 64 die Worte Cardinal Lavigerie's, welcher besser als irgend ein anderer diese Verhältnisse kennt). Das Aufgeben des Islam ist zudem mit Todesstrafe belegt (S. 46). Es würde also Europa auf unabsehbare Zeit einen ganz verschlossenen Erdtheil mit vielen Millionen Mohammedanern zum unmittelbaren Nachbarn haben. Eine mehr als zehnfache Türkengefahr vor den Thoren. Ob die europäischen Völker dies gestatten wollen, ob sie auf ihre afrikanischen Besitzungen mit demüthigender Unterwerfung vor der Gewalt der Muselmänner verzichten, alle Unmenschlichkeiten eines fanatischen und fatalistischen Mohammedanismus jetzt über die armen Negervölker in Afrika und später vielleicht über ihre eigenen Kinder hereinbrechen lassen wollen, oder ob sie das letzte Drittel des freien Inneraſrika schützen und die andern zwei Drittheile dem unseligen Joche des Islam entreißen wollen: darum handelt es sich nach den Darlegungen des Verfassers jetzt in der afrikanischen Frage.

Compendium historiae librorum sacrorum Novi Testamenti, praelectionibus biblicis concinnatum a Leone Ad. Schneedorfer, s. ord. Cist. altovad. presb., ss. Theologiae doctore et C. R. in Universitate Carolo-Ferdinandea Pragae professore publ. ordin. — 331 p. 8°. Pragae, Bellmann, 1888. Preis: *M.* 4.

Was sonst unter dem Namen „allgemeine und besondere Einleitung in das Neue Testament" behandelt zu werden pflegt, ist hier als historia librorum sacrorum geboten. Inspiration, Geschichte des Canons, Geschichte des Textes, die Uebersetzungen, Ausgaben des Textes, Echtheit und Glaubwürdigkeit im allgemeinen, werden im ersten Theile (bis S. 114) besprochen. Der zweite, besondere Theil beschäftigt sich mit den einzelnen Büchern; Person und Leben des Verfassers, Echtheit und unversehrte Ueberlieferung des Buches, Zeit der Abfassung, Zweck und Inhalt, werden im einzelnen dargelegt. Nach Ausweis des Titels soll das Buch als Grundlage für akademische Vorlesungen dienen. Es behandelt daher den Stoff kurz und bündig, hie und da mehr andeutungsweise, so daß dem mündlichen Vortrage noch ein großer Spielraum gelassen ist. Zur Wiederholung und Auffrischung des Gehörten und zur raschen Orientirung über einschlägige Fragen ist das Buch bei seiner Klarheit und Bestimmt-

heit ganz zweckentsprechend. Es wird auch nicht versäumt, anzugeben, wo über den betreffenden Gegenstand noch mehr und Eingehenderes zu finden sei. Bei strittigen Fragen ist das Für und Wider kurz und übersichtlich registrirt und meist auch eine bestimmte Ansicht mit mehr oder minder Zuversicht vorgetragen. Die Inspiration, die nur dogmatisch bewiesen werden kann, steht am Anfang. Nachdem gezeigt ist, daß Gott in einem wahren Sinne auctor librorum ist, wird dann später S. 109 die Glaubwürdigkeit dieser Bücher vom rein geschichtlichen und apologetischen Standpunkt aus erwiesen. Ob das die rechte Ordnung ist? Nach S. 9 gehört die Einleitung zum apologetischen Theil der Theologie; die Inspiration aber ganz gewiß zum dogmatischen. Wenn gesagt wird: dicta aliorum etc. non pertinere ad objectum inspirationis (S. 31), so ist das mißverständlich; ebenso ist es mit dem beigefügten Grund: in illis enim sacri scriptores dumtaxat partes historicorum implent. Denn Gott will uns eben durch den heiligen Schriftsteller auch die Reden und Ansichten anderer mittheilen. S. 96 hätte auch die Ausgabe von Westcott und Hort erwähnt werden sollen; der Name Clemens VIII. kam nicht schon 1592, sondern erst 1641 auf den Titel der Vulgata-Ausgabe (vgl. Cornely, Introd. I. p. 478); S. 168 hat sich der Name Beelen in rationalistische Gesellschaft verirrt. Das Lucas-Evangelium soll erst 67—70 abgefaßt sein. Aber der Schluß der Act. Ap. scheint doch laut dagegen zu sprechen. Die Frage, ob das Matthäus-Evangelium aramäisch oder griechisch geschrieben sei, scheint dem Herrn Verfasser noch nicht endgiltig entschieden. In Betreff des comma Johanneum tritt der Herr Verfasser für die Unechtheit ein; ganz mit Recht. Der Standpunkt der galatischen Unruhestifter ist richtig gezeichnet; Jakobus, der Verfasser des Briefes, ist der Verwandte des Herrn, der Sohn des Alphäus; Petrus hat den Brief Judä gekannt und theilweise benützt. — Vielleicht wäre es auch in einem Compendium angebracht, wenn öfters halbe Seiten wörtlich anderswoher entlehnt sind, dieses irgendwie kenntlich zu machen. Uebrigens sei das Buch bestens empfohlen.

Die Heilslehre der katholischen Kirche. Ein Unterrichtsbuch für jeden Katholiken, ein Hilfsbuch für Seelsorger. Von Leopold Uffenheimer, Pfarrer in Judenau, Nieder-Oesterreich. Mit Approbation des hochw. Bischofs von St. Pölten. 435 S. gr. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1889. Preis: *M.* 5.

Das vorliegende Buch hat den besondern Zweck, „zunächst der reifern Jugend jene Religionswahrheiten, die sie in der Schule aus dem Munde des Katecheten vernommen, von neuem vorzuführen", sowohl um das Gedächtniß daran aufzufrischen, als auch um die noch vorhandenen Lücken in der religiösen Bildung auszufüllen. Zugleich soll es für das ganze spätere Leben „als katechetisches Lesebuch zur religiösen Erbauung und Aufklärung" dienen. Es erscheint in der Gestalt eines Katechismus mit Frage und Antwort, denen öfters am Schlusse eines Abschnittes Einwürfe und Lösungen folgen. Zwischen dem ersten und zweiten Glaubensartikel sind passend die wichtigsten Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte in schlichter Erzählung eingefügt. Die mit Rücksicht auf das reifere Alter und die Bedürfnisse der Zeit vorgenommenen Erweiterungen des Schulunterrichtes bestehen in größerer Vollständigkeit, umfassenderer Begründung und populärer Widerlegung landläufiger Einwendungen gegen die katholische Lehre, sowie in vielfachen praktischen Anweisungen für das christliche Leben. Der Verfasser bekundet dabei ein gesundes, erfahrenes Urtheil. Kleine Ungenauigkeiten, welche hin und wieder vorkommen, beeinträchtigen die Brauchbarkeit des Buches kaum. Nur einzelne sind etwas mißlich, wie z. B. die Behauptung, daß jede Lüge im Beicht-

ſtuhl eine Todſünde ſei (S. 390). Zur Vollſtändigkeit der Beicht (S. 388) durfte die Angabe jener Umſtände, welche die Sünde bloß erheblich erſchweren, ohne die Art zu ändern oder aus einer läßlichen eine Todſünde zu machen, desgleichen die Angabe, ob man aus Bosheit, aus Schwäche oder Gewohnheit geſündigt habe, nicht unbedingt gefordert werden, ſondern nur für den Fall, daß der Beichtvater darüber fragt. Auch hätte (S. 258) aus Klugheitsrückſichten die Verpflichtung, daß der Beleidiger um Verzeihung zu bitten habe, nicht ſo abſolut hingeſtellt werden ſollen. — Der ſprachliche Ausdruck zeichnet ſich aus durch Einfachheit, Kürze und Verſtändlichkeit; nur zuweilen ſcheint der Faſſungskraft des gewöhnlichen Volkes etwas zu viel zugetraut zu werden. Der ſchöne, überſichtliche Druck thut nicht bloß dem Auge wohl, ſondern fördert auch die Klarheit der Sache ſelbſt. In ſolcher Geſtalt bietet das Buch dem katholiſchen Laien bei möglichſter Kürze alle Belehrung und Aufklärung, deren er für ſein religiöſes Leben in der heutigen Zeit bedarf; auch dem Seelſorger kann es beim katechetiſchen Unterricht in der Kirche gute Dienſte leiſten. „Als katechetiſches Leſebuch“ aber, das „an Sonntag-Abenden dem lieben Volke eine Unterhaltung bieten ſoll“, wie die Vorrede will, dürfte es ſich in ſeiner knappen, ſchmuckloſen Form weniger eignen. Um dieſem Zwecke zu dienen, müßten den Antworten anſchauliche Erläuterungen, anſprechende Erwägungen und paſſende Anwendungen, kurz eine populäre Erklärung beigegeben ſein.

Thomae a Kempis de Imitatione Christi libri quatuor. Textum edidit, considerationes ad cujusque libri singula capita ex ceteris ejusdem Thomae a Kempis opusculis collegit et adjecit Hermannus Gerlach, canonicus Eccles. cathedr. Limburg. J. U. D. Opus posthumum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. XVI et 391 p. 12°. Frib. Brisg., Herder, 1889. Preis: *M.* 2.40; geb. *M.* 3.20.

Der Titel des Buches ſelber ſagt eigentlich genug über den Inhalt und zur Empfehlung. Eine bearbeitete „Nachfolge Chriſti“ iſt nicht mehr „der Thomas von Kempen“, der in unzähligen Auflagen ſeit Jahrhunderten die ganze chriſtliche Welt erbaut hat und noch täglich für die verſchiedenſten Seelenzuſtände die geeignetſte geiſtliche Nahrung bietet. Aber hier haben wir nicht eine Bearbeitung, ſondern nur eine Beleuchtung und weitere Ausführung des Thomas von Kempen durch ihn ſelber. Nicht mehr und nicht weniger wollen die jedem Kapitel beigefügten „Erwägungen“ ſein, als eine Blumenleſe ſinnverwandter Stellen aus des gottſeligen Thomas von Kempen übrigen Schriften. Dieſe Blumenleſe hat der leider ſchon verewigte Verfaſſer mit Fleiß und Geſchick ausgeführt. Das Werk darf alſo mit vollem Recht eine Neuausgabe der „Nachfolge Chriſti“ genannt werden; es iſt, wie der Herausgeber richtig bemerkt, jenes goldene Büchlein, nur mit neuen Schätzen bereichert, die aus den Schriften eben desſelben Thomas von Kempis gehoben wurden.

Die häusliche Erziehung. Loſe Blätter als zeitgemäße Gabe für Eltern. Von H. Herold. 141 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.

Loſe Blätter, aber glücklicherweiſe kein Spiel der Winde geworden, wie die der Cumäiſchen Sibylle, ſondern zu einem dauernden Büchlein hübſch verbunden. Reich an Inhalt, edel in der Form, bilden ſie eine wahrhaft beherzigenswerthe Gabe für Eltern, denen an der guten Erziehung ihrer Kinder gelegen iſt und an der Erkenntniß deſſen, was ihnen ſelber hiebei zu thun obliegt. — Der Abſchnitt, welcher eine ſchlimme Jugendverirrung behandelt, gibt treffliche Winke, kann aber doch eine ſchäd-

liche Aengſtlichkeit hervorrufen. Friſche Bewegung und Anſtrengung jeder Art in freier Luft und daheim, guter Umgang, öfterer Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altares, herzliche Andacht zur ſeligſten Jungfrau und zum heiligen Schutzengel ſind die allgemeinſten und beſten Mittel, ſowohl um vorzubeugen, als um zu heilen. In den meiſten Fällen des gewöhnlichen Lebens vermögen Eltern nichts weiter mehr zu thun, können dabei aber auch ruhig ſein. Viel Theorie iſt hier leicht zuviel. Daß im erwähnten Abſchnitt die beiden heiligen Sacramente nicht genannt ſind, denen doch die Hauptkraft innewohnt, iſt ein wirklicher Mangel, obwohl ſonſt das religiöſe Element gebührend betont wird. Das Fragezeichen, mit welchem der Herausgeber die Behauptung Salzmanns über die Ausdehnung des Uebels begleitet, iſt durchaus gerechtfertigt. Einzelne Ausdrücke, wie S. 11 und S. 28, fallen auf, weil das Ganze ſich ſonſt gerade durch eine gewählte Sprache auszeichnet. Die an paſſender Stelle eingereihten ſchönen kleinen Gedichte bilden eine wahre Zierde des Buches und erhöhen das Angenehme der Leſung.

Litteraturkunde, Abriß der Poetik und Geſchichte der deutſchen Poeſie. Von Dr. Wilh. Reuter. 13. Aufl. VIII u. 251 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 1.50; geb. *M.* 1.85.

Sowohl die Zahl der Auflagen als der Umſtand, daß in verhältnißmäßig kurzer Friſt — die 12. erſchien 1886 — eine weitere nothwendig geworden, bürgen für die Zweckmäßigkeit und Güte des Buches. Dazu hat die neue Ausgabe nicht wenig Verbeſſerungen aufzuweiſen, beſonders für die letzte Literaturperiode. Die Behandlung der mittelhochdeutſchen Zeit dagegen hat keine weſentliche Veränderung erfahren, was am meiſten in Betreff des vorreformatoriſchen Kirchenliedes bedauert werden muß. Hierin ſteht die neue Auflage, wie auch ſchon die zwölfte, nicht auf der Höhe der Zeit. In der Poetik könnte man, weil bei mehreren Dichtern der Neuzeit das gewöhnlich ſonſt angegebene Todesjahr fehlt, zum Glauben kommen, dieſelben lebten noch, ſo S. 202 bei Kinkel (geſt. 1882), S. 205 bei Ebert (geſt. 1882), S. 208 bei Simrock (geſt. 1876). — S. 213 heißt es von Scheffel: „Der hiſtoriſche Roman ‚Ekkehard' ſchildert auf Grund eingehender Studien das Leben des 10. Jahrhunderts." Hiezu muß jedoch bemerkt werden, daß die ganze Liebesgeſchichte hiſtoriſch in grellem Widerſpruch ſteht zu dem damals im St. Galler Kloſter herrſchenden Geiſte. — Ein paar ſtörende Druckfehler ſind ſtehen geblieben, S. 28 Günſter ſtatt Ginſter, S. 30: Sie wollten erlegen den weißen Hirſch ſtatt erjagen. Im übrigen wiederholen wir alles Lobende, was in dieſer Zeitſchrift (Bd. XXXI. S. 209 ff.) über das Buch geſagt iſt und empfehlen es abermals, zumeiſt für Töchterſchulen, als ein ſehr brauchbares Hilfsmittel beim deutſchen Unterricht.

Orientaliſche Tageblätter. Nach der Natur und Wirklichkeit ſkizzirt von Sophie Chriſt. IV u. 380 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 5.

„Tageblätter" nennt die Verfaſſerin ihre Aufzeichnungen einer Pilgerreiſe nach dem Heiligen Lande; beſſer würden ſie wohl „Federzeichnungen" genannt. Dieſelben ſind in der That „nach der Natur und Wirklichkeit ſkizzirt", und zwar mit viel Liebe und mehr als gewöhnlichem Geſchick. Namentlich in farbenreichen Naturſchilderungen und in der Wiedergabe von Genrebildern aus dem orientaliſchen Leben bewährt die Verfaſſerin ein ſchönes Talent. Sie hat es mit echt weiblicher Beobachtungsgabe verſtanden, viele allerliebſte Züge feſtzuhalten, die man in anderen Pilgerbüchern umſonſt ſuchen wird. Auch weiß ſie eine große Zahl intereſſanter Anekdoten,

Erinnerungen aus der heiligen und der Profangeschichte, Legenden, christliche und mohammedanische Sagen an passender Stelle einzuflechten, so daß ihr Buch recht lesenswerth ist, auch für denjenigen, der schon manche Beschreibung der Pilgerfahrt nach Jerusalem gelesen hat. Sehr wohlthuend ist der Geist frommen Glaubens, der, ohne sich aufzudrängen, dem Leser aus den Schilderungen der heiligen Orte entgegenweht. Wünschenswerth wäre die Angabe des Jahres, in welches diese Pilgerreise fiel; auch dürften bei einer zweiten Auflage viele Fremdwörter durch deutsche ersetzt und manche Unebenheit und Unrichtigkeit des sonst im ganzen fließenden, oft farbenreichen Stiles verbessert werden.

Romfahrt. Gedichte von Wilh. Jos. Biesten. 311 S. 12°. Aachen, Barth, 1889. Preis: geb. *M.* 4.50.

Ein poetisches Reisebuch über Rom und Nord-Italien vom Standpunkt eines frommen Pilgers. Die ersten vorbereitenden Lieder sind ungemein ansprechend, frisch in Gedanken wie Sprache. Dann tritt das sachliche Interesse in den Vordergrund, die Stoffe werden gewaltiger und massenhafter, und wir wünschten hinzufügen zu können, daß mit ihm auch die Kunst des Sängers wachse. Dieser ist sichtlich zu sehr bestrebt, keine Stätte und keine Denkwürdigkeit unbeachtet zu lassen, und so hat ihn das Streben nach stofflicher Vollständigkeit die tiefere Erfassung des Einzelnen nicht erringen lassen. Es wäre übrigens geradezu ein Wunder zu nennen, wenn das Buch in allen seinen Theilen mustergiltig wäre; denn erst im Jubeljahre selbst machte der Dichter die Reise, und zu Weihnachten lag der starke Band bereits vor. Lehrreich ist ein Vergleich zwischen Biesten und Fr. W. Weber in dem Gedicht über den Obelisken des Petersplatzes. Frommen Lesern, welche sich in metrischer Sprache noch einmal an all die heiligen Stätten, die sie vielleicht besucht haben, im Geiste zurückführen lassen wollen, kann das Buch dazu behilflich sein, ihre eigenen Eindrücke neu zu beleben. Für etwaige künftige Versuche empfehlen wir dem liebenswürdigen und feingebildeten Dichter eine größere Sorgfalt in Bezug auf Prosodie. „Herz einst der Welt", „Kußhändchen dar", „Kunstfleißes Lohn", „Eichhörnchen hüpft" sind äußerst hart. Ein Gedicht gegen Schluß des Buches fällt unangenehm aus dem Ton. Ausstattung und Originaleinband sind sehr gut und vornehm.

Stimmungen und Gestalten. Gedichte von Franz Happe. 108 S. 16°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.50.

Unter den Neulingen des letzten Weihnachtsmarktes ist Happe wohl die erfreulichste Erscheinung, nicht als ob seine Gabe bereits eine vollgiltige wäre, sondern weil sich in diesen ersten Versuchen eine wahre Dichterseele und, was noch seltener ist, eine echte Künstlernatur offenbart, die Gediegenes verspricht. Der Dichter ringt sichtlich mit seinen Stoffen und mit seiner Sprache, und er bleibt dabei sehr oft Sieger über beide, besonders da, wo es sich um objective, klar abgegrenzte Gegenstände handelt. Die lyrischen Partien, die „Stimmungen", sind zwar immer noch der schwächere Theil des Büchleins; das ist eben eine Folge der Jugend des Dichters; aber auch in diesen Stimmungen gährt es und sprudelt es; die romantische Verschwommenheit wird sich klären; denn es sitzt treibende Kraft dahinter, die nach Höherem strebt als Herz mit Schmerz zu reimen. Eine gewisse Reife zeigen dagegen schon einige der „Gestalten", halb Charakterbild und halb Romanze. Wie kräftig ist z. B. der immerhin spröde Stoff im „Völkerfrühling" behandelt, wie lebendig „Belle-Alliance", wie echt westfälisch „Der todte Schäfer"!

Theodulf, ein Sang aus alter Zeit. Von F. Riotte. 62 S. 16°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.50; geb. *M.* 2.50.

Dieſes, mehr durch Anmuth und Formſchönheit, als durch Tiefe und Bedeutung des Inhaltes anſprechende Gedicht ſtammt in gerader Linie von Elmar, dem Gaſt von „Dreizehnlinden", iſt aber an den Ufern des Rheines geboren und groß geworden. Es will uns die Bekehrung eines heidniſchen Franken-Anführers ſchildern, der nach der Schlacht bei Zülpich nach Rheims gezogen, um dort die Taufe zu empfangen. Im Begriff, in der Waldeinſamkeit den Zweifeln an der Wahrheit des Chriſtenthums zu erliegen und ſich den alten Göttern wieder zuzuwenden, verlangt er von einem Klausner, der den auf der Jagd Verirrten aufnimmt, drei Zeichen, deren Erfüllung der Einſiedler ihm verheißt. Dieſe Zeichen ſind doch etwas zu naturaliſtiſch aufgefaßt, um als religiöſe Motive gelten zu können, vollends das letzte — eine blühende Roſe im dunkeln Tann — d. h. eine ſchöne Jungfrau, Edeltraut, wirkt zu „natürlich". Die Macht der alles beſiegenden „Liebe" führt den Zweifelnden zurück zum Chriſtenthum und beim Schall der Weihnachtsglocken zur Geliebten. Die Conflicte ſind zu „poetiſch" gelöſt, d. h. zu leichthin, ſo daß der Leſer gar nicht warm wird, wie z. B. bei den Kämpfen Elmars nach den Lehren des Priors. Faſt möchte man das Werkchen für eine Damenarbeit halten. Der Preis ſcheint etwas hoch geſetzt.

Gedichte von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte, vermehrte Auflage. 264 S. 12°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 3; Salonband *M.* 4.50.

Als gutes Zeichen für das Intereſſe, welchem tüchtige Erzeugniſſe der Dichtkunſt trotz allem noch immer begegnen, begrüßen wir mit großer Freude dieſe dritte Auflage der Gedichte einer unſerer beſten Erzählerinnen in Proſa. Die Freude wird dadurch noch gemehrt, daß wir bei genauerem Vergleich gefunden haben, wie die Dichterin bemüht war, einzelne Unebenheiten der Form zu beſeitigen, auf welche wir bei Beſprechung der zweiten Ausgabe hingewieſen. Es ermuthigt uns dieſe Wahrnehmung, dieſesmal die Aufmerkſamkeit der Dichterin auf einzelne noch ſtehen gebliebene proſaiſche, unklare, halbrichtige Wendungen zu lenken, z. B. „iſt dieſe Stunde der Fall" — „ſo muß das Herz das Herz berühren, damit es ſeine Lieder ſingt" (4), „und doch wird ſie zum matten Funken, beleuchtet von des Tages Schein" (5). „Und mit den Stunden willſt du geizen, wo es ſo lieblich in ihr ruh'n?" (11). Die Aenderung „Landſtreicher das wahre Wort" iſt nicht glücklich; deutlicher: „Landſtreicher wär's wahre Wort", übrigens iſt die ganze Wendung ungelenk. „Nicht wie das Erz" (18), auch das Erz lacht im Bergwerk nicht grad jedem entgegen; es iſt ebenfalls im tiefſten Schacht verborgen. „Und plötzlich ſtatt bloß Stacheln rauh" (22), iſt ſehr hart und könnte gemildert werden, da das „plötzlich" überhaupt nicht am Platz iſt. „Wohl auch uns" (29), beſſer betont „Wohl uns auch" — „die dich dem langen Wahn geeint" (37) — „Woraus die Seele mir gebraut" (45), „hat Weiches ſich mit ſchroffer Macht verwebt" (ebenda). „Dann hätt' mit friſcher Kraft der Geiſt Befreit ſich aus der Knoſpenhülle, Die eng ihm jetzt verkümmern heißt, Was frei erblühen würd' in Fülle" (52). S. 54: „weht ſo leicht es ja hinaus". Was weht? In dem ſchönen Gedicht „Die ungeſprochenen Worte" findet ſich der Vers: „Als man des Witzes Pfeile auf das ſandte"; es würde natürlicher ſich leſen: „Als man auf das des Witzes Pfeile ſandte". In demſelben Gedicht: „Erwogſt du, wie leicht Freundſchaft iſt verletzt." Jedenfalls beſſer mit Aenderung des vorigen Verſes: „Erſpart die Reu' ihm. — Doch du, karg im Stillen, Erwogſt, wie leicht die Freundſchaft iſt verletzt". Ebenſo wird

beſſer fortgefahren: „Und ſchwiegſt; denn ſelbſt um ſeiner Rettung willen Haſt ſeine Lieb' du nicht auf's Spiel geſetzt". „Die Liebe" iſt leider wohl aufs Spiel, ja ſogar hintan geſetzt. — Doch genug der kleinen Ausſtellungen. „Es zieht wohl mal ein Rauch durch's Haus", ſingt die Dichterin, und ſo liegt wohl auch ein Stäubchen auf dem ſchönſten Schmuck, ohne deſſen innern Werth zu mindern.

Der Epiſkopat des Deutſchen Reiches. Tableau auf feſtem Carton mit Goldrand. Verlag von H. Korff in München. Preis: *M.* 3.

Die Portraits ſämmtlicher Biſchöfe des Deutſchen Reiches (den preußiſchen Armeebiſchof und den Apoſtoliſchen Vikar im Königreich Sachſen mit eingeſchloſſen) gruppiren ſich um das Portrait des Päpſtlichen Nuntius, Ruffo Fürſten von Scilla. Rankenwerk und die biſchöflichen Ehrenzeichen bilden die Einfaſſung. Das photographiſch hergeſtellte Blatt iſt ſehr wohl gelungen. Insbeſondere iſt anerkennend hervorzuheben, daß bei der verkleinerten Wiedergabe der einzelnen Porträts die Schärfe der Geſichtszüge keine Einbuße erlitten hat. Das Ganze bildet einen ſchönen und würdigen Zimmerſchmuck.

Miscellen.

Zu einem „Gedenktage der Naturforſchung" möchte Dr. Karl Müller in ſeiner „Natur" den 10. Dec. 1888 erhoben wiſſen, von wegen des großartigen Ereigniſſes, ſo an jenem denkwürdigen Tage ſich zugetragen. Denn alſo meldete damals der Telegraph aus Rom: „Der römiſche Gemeinderath bewilligte einſtimmig ohne jede Discuſſion und unter ungeheurem Jubel der die Tribünen füllenden Zuhörer den Platz für das Giordano-Bruno-Denkmal auf dem Campoſiore. Studenten und eine große Volksmenge durchziehen demonſtrirend und mit Hochrufen auf Crispi in Proceſſion den Corſo."

„Was ſollte das bedeuten?" ruft die Redaction der „Natur" wie elektriſirt aus. „Wir haben bisher nicht geſehen, daß irgend eines unſerer Tagesblätter weitere Notiz von beſagtem Telegramm genommen hätte, und doch hatte die Begebenheit eine Tragweite, die ſelbſt uns in Deutſchland berührt."

. . Wer ſtaunt nicht über den ungewöhnlichen Scharfblick und das feine Gefühl des genannten Herrn, dem es vergönnt war, eine Tragweite zu überſchauen und eine Berührung zu verſpüren, von denen unſere Tagesblätter ſammt und ſonders auch nicht eine Ahnung hatten. Doch ſoll „die Maſſe", für welche die „Natur" auf der Warte ſteht, nicht zu kurz kommen. Nachträglich wird ihr Gelegenheit geboten, die unbeachtet gebliebene Tragweite der Begebenheit vom 10. Dec. v. J. mitzufühlen. Zu dieſem Ende entwirft die „Natur" ihren Leſern ein Bild jenes Mannes, deſſen Statue auf dem nun-

mehr bewilligten Platze zwar noch nicht steht, aber doch, sofern nichts dazwischen kommt, dereinst stehen wird. Da indes ein solches Bild für sich allein nicht geeignet sein dürfte, den gewünschten Zweck zu erreichen, so wird für eine entsprechende, möglichst breite Umrahmung gesorgt. Aristoteles, die Kirche, Johannes Hus, Martin Luther, die Inquisition, der Index, Kopernikus und Galilei liefern hinreichend Material dazu. Der etwas ungeschickte Kepler ist ganz überflüssig.

Die Umrahmung, welche schließlich zur Hauptsache wird, zeigt uns zunächst Kopernikus und Luther in einer Zusammenstellung, die etwas Originelles an sich hat, gegen die wir aber gleich von vornherein protestiren müssen, nicht nur im Namen der „Wissenschaft", sondern auch im Namen der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes. „Wir sprechen immer", so heißt es, „nur von einem einzigen deutschen Reformator, und doch gab es noch einen zweiten von gleicher Geisteskraft, und was dieser auf seinem Gebiete vollbrachte, ist genau so großartig wie die Luther'sche That. Kopernikus war es . . ." „Denn wie sich um Luther die bedeutendsten Geister seiner Zeit gesammelt hatten, um als seine Apostel in alle Welt zu gehen und zu lehren, ebenso geschah es mit Kopernikus."

Kopernikus hat sich bekanntlich niemals „um Luther gesammelt", gehört somit nach Dr. K. Müller nicht zu den „bedeutendsten Geistern" seiner Zeit. Auch Kepler zog, als ihm die Wahl gelassen wurde, sich „um Luther zu sammeln" oder den Wanderstab zu ergreifen, letzteres vor und suchte und fand Aufnahme bei Katholiken, die seine Bemühungen und Verdienste um die Wissenschaft zu schätzen wußten. Wie kommt die „Natur", das Organ des „deutschen Humboldt-Vereins", dazu, solche deutsche Männer, wie Kopernikus und Kepler, zu den unbedeutenden Geistern herabzuwürdigen, dieselbe „Natur", die doch ein außergewöhnlich feines Gefühl verräth für weit geringfügigere Dinge, so uns Deutsche nur von ferne „berühren"?

Aehnlich wie um Luther, sollen sich um Kopernikus „die bedeutendsten Geister seiner Zeit" gesammelt haben. Wir mögen suchen wie wir wollen, wir finden Luther und „seinen Apostel" Melanchthon nicht unter diesen Geistern. Von ersterem ist männiglich bekannt, wie er über „die verfluchte H . . ." Vernunft und Vernunftwissen überhaupt dachte und sprach. Weniger bekannt dürfte sein, wie energisch er sich dagegen verwahrte, denjenigen beigezählt zu werden, welche sich um Kopernikus sammelten. „Es ward gedacht eines newen Astrologi, der wolt beweisen, das die Erde bewegt würde und umbginge, nicht der Himmel und das Firmament, Sonn und Mond . . . Der Narr will die gantze Kunst Astronomia umbkehren. Aber wie die heilige Schrifft anzeiget, so hies Josua die Sonn still stehen, und nicht das Erdreich" (Tischreden Doctoris Martini Lutheri, Leipzig 1580, S. 427). — Herr Dr. Karl Müller hätte besser gethan, vorher über so schroffe Gegensätze zwischen Kopernikus und Luther die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, wozu er ohne Zweifel gerade in Halle die beste Gelegenheit fand. Nun aber passirt ihm das Unglück, nicht nur unsere beiden größten Astronomen, sondern auch

die beiden Reformationshäupter, Luther und Melanchthon, zu den unbedeutenden Geistern ihrer Zeit degradirt zu haben. Ein solcher Mißgriff dürfte ihm vielerorts und namentlich in Halle recht übel vermerkt werden.

Alles übrige, was er über Kopernikus und seine Zeit theils aus eigener Phantasie, theils nach Fr. Alb. Lange seinen Lesern beizubringen sucht, müssen wir als Caricatur, als grobe Entstellung geschichtlicher Thatsachen kennzeichnen. Daß viele katholische Theologen und Prälaten die ersten waren, welche Kopernikus für seine Ansichten gewann; daß seine Freunde und Gönner, darunter Bischöfe und Cardinäle, wie Dantiskus, Giese und Schönberg, ihn zur Veröffentlichung seines Werkes förmlich drängten; daß Papst Paul III. die Widmung desselben wohlwollend entgegennahm; daß endlich das bekannte Decret der Indexcongregation vom Jahre 1616, welches die Vertheidigung und Verbreitung der kopernikanischen Lehre verbot, erst volle 73 Jahre nach Kopernikus' und 16 Jahre nach Bruno's Tode erfolgte: von all diesen Thatsachen dürfen die Leser der „Natur" nichts erfahren, weil sonst der Effect verloren ginge, den man durch gewisse Phrasen zu erreichen hofft, wie z. B.: „Wer weiß, was dem *armen* Kopernikus widerfahren wäre, wenn er noch gelebt hätte! Glücklich für ihn, hatte er sich schon *während* [!] des Druckes seines epochemachenden Werkes 1543 durch seinen Tod allen *Verfolgungen* entzogen, nachdem er bereits 1530 mit dem Ausbaue seines Systems zu stande gekommen war. [Letzteres ist unwahr.] Das alles sind ja allbekannte Thatsachen [!], aber was nachher geschah, pflegt *den Massen* auch heute noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein; und doch liegt es nahe, zu fragen, wer denn die Helfershelfer waren, die mit der alten Weltanschauung den Kehraus machten. Zu diesen *unverzagten* Männern und *Helden* gehört in erster Reihe Giordano Bruno."

Bekanntlich waren es andere Männer als der verschrobene „Dichter und Philosoph" Giordano Bruno, welche „in erster Reihe" der kopernikanischen Weltanschauung zum Siege verhalfen, nämlich Kepler, Galilei und Newton. Dagegen hat in erster Reihe der „unverzagte" Bruno durch seine Ungereimtheiten und seltsamen Ideen dazu beigetragen, daß einige Jahre später das erwähnte Decret *gegen* die kopernikanische Weltanschauung erfolgte. Ueberhaupt sind die Verdienste Bruno's um die „Wissenschaft" und zumal um die „Naturforschung" eine reine Null. Und sie sind es wahrlich nicht, welche die Redaction der „Natur" für ihren „Helden" begeistern.

Ein kleiner Gedenkzettel wäre noch an einer andern Stelle der äußern Umrahmung anzuheften, und zwar da, wo von Galilei und der „infallibeln Inquisition" die Rede ist. Heutzutage weiß nämlich jeder auch nur halbwegs gebildete Mensch, daß zu den Entscheidungen, welchen wir Katholiken *Unfehlbarkeit* beilegen, diejenigen der Indexcongregation oder irgend eines Inquisitionstribunals *nicht* gehören. Wenn daher jemand behauptet oder anderen den Wahn beizubringen sucht, als hielten wir die genannten Institute für „infallibel", so gehört ein solcher entweder zu den nicht gewöhnlichen Ignoranten oder zu den böswilligen Verleumdern. Die Entscheidung fällt in gegenwärtigem Falle dem Herausgeber der „Natur", Herrn Dr. Karl Müller, anheim.

Und damit kämen wir endlich zum Lebensbilde jenes Mannes, „um den ſich Vor- und Nachſtehendes dreht", Giordano Bruno. „Man weiß nur ſo viel von ſeiner Jugend, daß er ſich mit einem poetiſchen Talente frühzeitig den Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie und Mathematik zuneigte, wahrſcheinlich aber auch um ihretwillen ein beſchauliches Leben wählte, indem er in den Orden der Dominikaner trat. Für feurige Gemüther gibt es aber keine Beſchaulichkeit, ſelbſt hinter den Kloſtermauern nicht. Das erfuhr er ſchon hier, als er nichts weniger als heilige Männer fand, deren Lebensweiſe er ebenſo eifrig tadelte, wie er die lebhafteſte Oppoſition gegen alles erhob, was an Ariſtoteles erinnerte. Natürlich erwarb ihm das keinen Frieden, und ſo ſehen wir ihn im Jahre 1580 als Flüchtling zu Genf zwei Jahre im Verkehre mit Calvin und Beza."

Alſo „man" weiß von den 32 erſten Lebensjahren Bruno's „nur ſo viel", daß er Talent für Poeſie, Neigung zu den Wiſſenſchaften beſaß, in einen Orden trat und ſpäter „als Flüchtling" in Genf auftauchte. Denn alles übrige, was „man" von Beſchaulichkeit u. ſ. w. faſelt, weiß „man" nicht, weil „man" von Beſchaulichkeit und ihrem Verhältniß zu dieſen oder jenen „Gemüthern" abſolut nichts verſteht. So wußte „man" allerdings blutwenig zu berichten über die ganze Jugendzeit eines Mannes von ſo hervorragender Bedeutung, daß die bloße Bewilligung eines Platzes für ſein Standbild „eine Tragweite beſitzt, die uns ſelbſt in Deutſchland berührt". Oder „weiß" man vielleicht mehr und verſchweigt es nur aus Beſorgniß, „die Maſſe" möchte ſonſt ſich nicht rühren laſſen?

Freilich wiſſen wir, und zwar aus Bruno's eigenem Geſtändniß z. B. (cf. Berti, Docum. int. a G. Bruno, XI. 28), daß er ſchon vor ſeinem 18. Lebensjahre das Grunddogma der chriſtlichen Religion von der allerheiligſten Dreifaltigkeit in Zweifel zog und ſich dennoch in ſeiner Charakterloſigkeit zum Prieſter weihen ließ. Ebenſo wiſſen wir nicht nur, daß er ein gewiſſes Talent für Poeſie beſaß, ſondern auch, daß dasſelbe ſich ſchon frühzeitig in der Richtung einer „ſelbſt für rohe Naturen ungenießbaren" cyniſchen Komik verirrte. Sein „Candelajo" und der berüchtigte „Spaccio" liefern dafür den ſprechendſten Beweis. Daß er als Prieſter fortfuhr, nicht etwa „gegen Ariſtoteles", ſondern „gegen fundamentale Dogmen des Chriſtenthums" aufzutreten, bezeugen alle ſeine Biographen einſtimmig. In einem daraufhin angeſtellten Verhör ſuchte er ſich anfangs durch Lügen zu retten, mußte aber ſpäter eingeſtehen, daß er „den Arianismus (!) vertheidigt" habe (cf. Berti, Docum. XI. 28, XIII. 45). In ſeinen Schriften bezeugt Bruno ſelbſt, daß er ein Heuchler geweſen, und ſucht ſich in ſeiner Charakterſchwäche und Kurzſichtigkeit durch die Behauptung zu entſchuldigen, er ſei „zur Heuchelei gezwungen" worden (Opere di G. Bruno, ed. Wagner, 1830. II. 314). Ferner iſt bekannt, daß G. Bruno, nachdem er jahrelang ſein heuchleriſches Lügenhandwerk im Orden fortzutreiben verſtanden, ſchließlich doch zum zweitenmal eingekerkert, zum zweitenmal entſprang, und nunmehr als Apoſtat ein vagabundirendes Leben begann, wie kaum jemals ein „Dichter", „Mathematiker" oder gar „Philoſoph" geführt haben dürfte. Er „floh" zunächſt nicht

nach Genf, sondern trieb sich vier Jahre hindurch in verschiedenen Städten Italiens, in Genua, Nola, Savona, Turin, Venedig, Padua und Bergamo herum. Und erst als es dem Christus- und Gotteslästerer hier nicht gelang, seine Ziele zu erreichen, versuchte er sein Glück bei den sogen. Reformatoren, zunächst in der Schweiz, nachher in England und endlich in Deutschland. Auch gewisse Nebenumstände seiner „Flucht" sind nicht unbekannt, wie z. B. daß er sich den Genfer Reformatoren in seiner ehemaligen Ordenstracht vorstellte, die er nach seiner Apostasie sofort abgelegt hatte, um sie erst später definitiv beiseite zu werfen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie den erwarteten Eindruck verfehlte.

Sehr richtig bemerkt Dr. K. Müller, daß „Stetigkeit dem Unglücklichen von Haus aus versagt" gewesen, sofern man unter „Haus" die Zeit nach dem Austritt versteht; denn im Orden hatte er doch zu Neapel volle 12 Jahre ausgehalten. Nachher freilich wurde es anders, da ihm sogar Genf „keinen Frieden brachte". Von seinem Aufenthalt in Paris weiß „man" des langen und breiten zu berichten, daß daselbst der Academico di nulla academia „gegen Aristoteles loszog" und schließlich der undankbaren Universität „den Rücken kehrte". Leider wird nicht genau angegeben, ob dies bemerkenswerthe „Factum" mit seinem ersten oder mit seinem zweiten Aufenthalt daselbst zusammenhing; denn inzwischen war er eine Zeitlang in London gewesen. Genug, er fand weder in London noch in Paris, was er suchte, und —

„So finden wir ihn im Anfange des Jahres 1586 in Marburg, aber ohne die Erlaubniß zu erhalten, zu lehren. Seinen Wanderstab aufs neue zur Hand nehmend, begab er sich nach der Reformator-Stadt Wittenberg, wo er auch so glücklich war, zwei Jahre lang seinen Kampf gegen ausgelebte Ideen fortzusetzen," länger aber nicht; denn „auch hier war seines Bleibens nicht auf die Dauer: im Jahre 1588 zog es ihn nach Prag, im Jahre 1589 nach Braunschweig, wo er eine Professur an der Universität zu Helmstädt empfing. Dem Unglücklichen indes war Stetigkeit ‚von Hause aus' versagt, und so finden wir ihn nach kurzem Verweilen schon wieder in Frankfurt a. M. und bald auf der Reise durch die Schweiz nach dem alten Vaterlande." Also weder die Schweiz, noch Frankreich, noch England, noch Deutschland verstanden damals die Verdienste jenes Mannes zu würdigen, der nachträglich eine so hohe Bedeutung erlangen sollte, daß die bloße Zusage eines Platzes für sein Standbild eine Tragweite erreichen sollte, die selbst uns in Deutschland berührt!

Im großen und ganzen ist die Episode aus Bruno's Leben, die zwischen Marburg und der Schweiz liegt, von Dr. Müller ziemlich getreu wiedergegeben. Nur vergißt er, seinen Lesern mitzutheilen, daß seinem Helden in Helmstädt darum „Stetigkeit versagt war", weil man ihn daselbst „von der Kirchengemeinschaft mit den Lutheranern ausgeschlossen" hatte. Ueber die sich hieraus ergebende Frage, wo und wie denn der notorische Gotteslängner und Christushasser in jene „Kirchengemeinschaft" hineingerathen, möge die Redaction der „Natur" in Halle die nöthigen Erkundigungen einziehen. In Frankfurt wird sie zweifelsohne auch erfahren können, weshalb wir Bruno

nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt „bald wieder auf der Reiſe“ antreffen: weil nämlich die freie Reichsſtadt dem von den Lutheranern excommunicirten „Philoſophen“ die Thore gewieſen hatte.

„Was aber nachher geſchah, pflegt ‚den Maſſen‘ auch heute noch nicht zum Bewußtſein gekommen zu ſein“, weil „man“ es immer wieder verſchweigt oder vertuſcht, das widerliche Gaukelſpiel nämlich, welches Bruno, auf italieniſchen Boden zurückgekehrt, neuerdings in Scene ſetzte.

In Venedig ſoll Bruno eine Zeitlang den Wunſch geäußert haben, ſich mit der katholiſchen Kirche „wieder auszuſöhnen“. Ins Herz eines Unberechenbaren ſchaut die Geſchichte nicht. Thatſache iſt, daß ſein Gaſtfreund Mocenigo ihn daſelbſt bei der Inquiſition „wegen zahlreicher Häreſien“ verklagte. Zur Rede geſtellt, läugnet der Angeſchuldigte friſchweg, „irgend etwas direct gegen die katholiſche Religion“ gelehrt zu haben, und erklärt ſich bereit, diejenigen ſeiner Schriften, in welchen er ſich „zu ſehr philoſophiſch [!], unehrerbietig und nicht als guter Chriſt“ ausgedrückt habe, zu verwerfen. Schließlich leiſtet er feierlichen Widerruf „aller Irrthümer, Ketzereien, Zweifel u. ſ. w. gegen den katholiſchen Glauben“, ſowie das Gelöbniß, „ſich zu beſſern und das gegebene Aergerniß nach Kräften wieder gut zu machen“ (cf. Berti, Doc. IX. 22, XI. 25, XII. 30, XIII. 45). Ob es ihm damals mit ſeiner Beſſerung ernſt war, weiß nur Gott allein. Thatſache iſt, daß er die letzten 40 Tage vor ſeinem Tode hartnäckig läugnete, jemals häretiſche Sätze vorgebracht zu haben, und ſich ebenſo hartnäckig weigerte, die aus ſeinen Schriften ihm nachgewieſenen zahlreichen Irrlehren zu widerrufen. Er endete als verſtockter Ketzer ſein unglückliches Leben, das er nach damals zu Recht beſtehenden kirchlichen und bürgerlichen Geſetzen ſchon längſt verwirkt hatte.

So ſteht Giordano Bruno vor der Geſchichte da. Und für eine ſo bemitleidenswerthe Erſcheinung ſoll man ſich begeiſtern können; ſoll in den Jubel einſtimmen können, daß dieſer Mann am 10. December 1888 „vom Volke ſozuſagen heilig geſprochen wurde“; ſoll reagiren können auf den fanatiſchen Ruf: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. K. M.“! —

Wir rathen der „Natur“, ſich genauer an ihr geſchriebenes und gedrucktes Programm zu halten, und nicht immer wieder an ſich ſelbſt den alten Satz zu bewahrheiten, daß *Leidenſchaft nicht erleuchtet, ſondern blind macht.*

Papſt und Kirchenſtaat.

(Fortſetzung.)

III.

Der Papſt kann nicht Unterthan, er muß unabhängig, frei und ſouverän ſein. Und warum dies? Weil Chriſtus, der Gottmenſch, eine unabhängige, freie und ſouveräne Kirche geſtiftet und den Papſt zum Leiter und Oberhaupte dieſer Kirche eingeſetzt hat.

„Denn klar liegt es zu tage, daß die Völker, Königreiche und Nationen niemals ſich mit vollem Vertrauen und voller Hingabe an den römiſchen Biſchof wenden würden, wenn ſie in ihm den Unterthan eines Fürſten oder einer Regierung ſähen und ihn nicht im Beſitze voller Freiheit wüßten. Der lebhafte Verdacht und die unaufhörliche Beſorgniß würde ſich nämlich ihnen aufdrängen, daß der Papſt in ſeinen Handlungen beeinflußt werde durch den Fürſten und die Regierung, in deren Gebiet er weilt. Und unter dieſem Vorwand fänden die Beſtimmungen des Papſtes häufig keinen Gehorſam.“ [1]

Dieſe Worte des großen Papſtes, welcher den Sturm der Revolution über das Erbe Petri dahinbrauſen und es verwüſten ſah, enthüllen mit überraſchender Klarheit und Einfachheit den Zuſammenhang zwiſchen päpſtlicher Freiheit und territorialer Selbſtändigkeit.

Wohnend im Gebiete eines andern, iſt der Papſt nicht frei, oder wenigſtens die Völker des Erdkreiſes, welche er leitet und welche deshalb ein Recht auf ſeine Freiheit beſitzen, haben für dieſe Freiheit nicht die genügende Gewähr, ſolange der Papſt als Fremder in fremdem Lande geduldet wird.

Hier iſt der Berührungspunkt zwiſchen dem weſentlichen, göttlichen Rechte des Papſtthums auf Freiheit und Unabhängigkeit und der Nothwendigkeit des irdiſchen Beſitzes. Zweck und Bedeutung des Kirchen-

[1] Allocution Pius' IX. „Quibus quantisque“ vom 20. April 1849.

ſtaates für den Papſt wie für die Kirche iſt, die von Gott ſeiner Kirche und ihrem Haupt verliehene Freiheit auch äußerlich zu ſichern.

So betrachtet ſtellt ſich denn auch die weltliche Herrſchaft der Päpſte dar als eine Forderung der geſunden Vernunft, ein Angriff auf ſie oder gar ihre Zerſtörung als ein frevelhafter Eingriff in die geheiligten Rechte der Kirche und der Millionen ihrer Mitglieder, als eine unheilvolle Beunruhigung ihrer Gewiſſen.

Der Papſt auch als weltlicher Fürſt iſt eben nicht ein Fürſt wie die anderen. Wird einem ſolchen das irdiſche Königreich genommen, ſo hat auch ſein Königthum, wenigſtens thatſächlich, ein Ende. Seine Souveränität ſteht und fällt mit dem Beſitz des Landes, deſſen Souverän er war. Nicht ſo beim Papſt. Unabhängig von jedem Beſitz iſt er König und Herrſcher, bleibt es auch in Kerker und Banden. Stets alſo fordert dieſe unverlierbare Würde auch eine derartige äußere Lage, welche es ihm geſtattet, ungehindert und frei ſeines erhabenen Amtes walten zu können.

Ein hervorragender Staatsmann der Neuzeit, der Proteſtant Guizot, ſchreibt hierüber: „Wäre die katholiſche Kirche nur eine italieniſche Kirche, eingeſchloſſen innerhalb der Grenzen dieſes Landes, dann hätte Herr von Cavour einen halbwegs annehmbaren Grund für ſeine Politik, dann hätte er nur dort ſich an der geiſtlichen Gewalt vergriffen, wo er auch die weltliche Macht umſtieß ... Aber die katholiſche Kirche iſt überall, innerhalb wie außerhalb Italiens, in der alten wie in der neuen Welt. Die Vernichtung der irdiſchen Souveränität des Papſtes würde alſo dieſe Kirche überall nachtheilig berühren, würde überall ihre Freiheit verletzen. Will Herr von Cavour in dem neuen Königreich Italien Kirche und Staat vollſtändig voneinander trennen ... gut, ich werde nicht unterſuchen, ob er Recht oder Unrecht hat ... Aber Maßregeln ergreifen gegen die katholiſche Kirche, welche dieſe Kirche auf der ganzen Welt in ihrer Lage ſchädigen; welche die Katholiken Frankreichs, Deutſchlands, Spaniens, Englands und Amerika's wie jene Italiens ſchmerzlich empfinden; welche die Miſſionäre in den Städten China's und auf den fernen Inſeln Oceaniens gleichmäßig beunruhigen und quälen, wie die Prieſter und Gläubigen in Paris oder Madrid; allen dieſen Einzelkirchen, allen dieſen Nationen, allen dieſen Gewiſſen, welche nichts zu thun haben mit dem Königreich Italien, wegnehmen jene angeſtammte Souveränität, jene uralten Bürgſchaften für die Unabhängigkeit des Hauptes ihrer Religion: das iſt ohne Frage eine der gewaltthätigſten

Handlungen, welche die Geſchichte kennt, welche der menſchliche Geiſt zu erſinnen vermag ... Die Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Macht im Papſtthum iſt nicht entſtanden und zur Thatſache geworden durch ſyſtematiſche Verfolgung eines abſtracten Grundſatzes oder einer ehrgeizigen Beſtrebung. Theorien und Herrſchergelüſte mögen mit untergelaufen ſein. Aber was trotz aller Hinderniſſe die weltliche Macht der Päpſte wirklich und eigentlich hervorgebracht und erhalten hat, iſt die Nothwendigkeit, eine innere, fortdauernde Nothwendigkeit. In der Erfüllung ſeiner religiöſen Aufgabe und um dieſe Aufgabe überhaupt erfüllen zu können, in der Ausübung ſeiner geiſtlichen Gewalt und um dieſe Gewalt überhaupt ausüben zu können, bedarf das Papſtthum und bedarf es nothwendig der Unabhängigkeit und einer gewiſſen auf materieller Grundlage beruhenden Machtſtellung. Es hat dieſe erlangt zuerſt in Rom ſelbſt, dann im Umkreis von Rom, darauf in anderen Theilen Italiens, und zwar allmählich und auf verſchiedene Rechtstitel geſtützt ... Dieſe irdiſchen Beſitzungen und dieſe irdiſche Regierungsgewalt ſind zum Papſtthum hinzugekommen als eine natürliche Folge, als eine nothwendige Stütze ſeiner großartigen geiſtlichen Stellung. Und dieſer Zuwachs hielt gleichen Schritt mit der Entfaltung dieſer Stellung. Die Schenkungen Pipins und Karls waren nichts als hervorragende Marksteine in dieſem Entwicklungsgang, welcher, geiſtlich und irdiſch zugleich, früh begann und gefördert wurde durch das richtige Gefühl der Völker und die Gunſt der Könige. Der Papſt iſt Herrſcher eines weltlichen Staates geworden, um ganz und voll Haupt der Kirche ſein zu können ... Der natürliche Lauf der Dinge hat im Papſte beide Gewalten vereint ... Das richtige Gefühl der chriſtlich gewordenen Geſellſchaft und die Sorge für die Civiliſation Europa's haben dies ‚Es muß ſo ſein' geſprochen. Als weltlicher Herrſcher war der Papſt für niemand furchtbar. Aber in ſeiner weltlichen Herrſcherwürde beſaß er die wirkſame Bürgſchaft für ſeine Unabhängigkeit und ſeine moraliſche Macht. Ebenbürtig den Königen in der Würde, ohne ihr Nebenbuhler zu ſein in der Macht, konnte er überall eintreten für die Würde und die Rechte der kirchlichen Ordnung: der Quelle und der Grundlage ſeiner irdiſchen Gewalt." [1]

Auch Friedrich II. von Preußen konnte ſich der Wahrheit nicht verſchließen, daß Kirchenſtaat und Kirche, weltliche Macht des Papſtes und Freiheit für das Geiſtliche innig verbunden ſeien: „Dann (nämlich wenn

[1] M. Guizot, L'église et la société. Paris 1861. p. 77—79. 143—146.

der Kirchenſtaat verſchwunden iſt) gehört das Pallium uns, und der Vorhang fällt. Da keiner der europäiſchen Fürſten einen Statthalter Chriſti anerkennen wird, welcher einem andern Souverän unterworfen iſt, ſo wird ſich jeder einen eigenen Patriarchen halten. Und ſo wird man ſich nach und nach von der kirchlichen Einheit immer weiter entfernen, und es wird dahin kommen, daß in jedem Reiche, wie eine eigene Sprache, ſo auch eine eigene Religion beſteht.“ [1]

Dieſe Ausſprüche zweier Proteſtanten, eines Miniſters und eines Königs, enthalten, wie jeder ſieht, eine Vertheidigung des Kirchenſtaates und ſeiner Nothwendigkeit. Daß dieſe Vertheidigung aus antikatholiſchem Munde ſtammt, zeigt bis zur Evidenz, wie klar und wahr das Recht der Päpſte und der Kirche auf ihren weltlichen Beſitz iſt. Und, was wohl zu beachten, nicht das hiſtoriſche Recht auf den Kirchenſtaat noch auch der katholiſche Standpunkt war es, welcher derartige Aeußerungen hervorgerufen hat, ſondern ſie entſtanden aus der Betrachtung der Kirche und des Papſtthums, wie ſie thatſächlich vor aller Augen daſtehen.

Mit Anführung dieſer Zeugniſſe können wir uns natürlich nicht begnügen. Wir haben vom katholiſchen Standpunkt aus die Frage zu beſprechen.

Da tritt uns jedoch gleich im Anfang eine grundſätzliche Schwierigkeit entgegen. Iſt es denn überhaupt geziemend, daß der Träger einer ſo weſentlich geiſtlichen, überirdiſchen Macht auch weltliche Gewalt beſitze? Widerſtreitet dies nicht dem hohenprieſterlichen Charakter? Der große Friedensfürſt, der Seelenhirte, bekleidet mit dem Purpur des Königs, mit Krone und Scepter, das Richtſchwert in der Hand?

Vielen ſcheint dieſe Vorſtellung ungeheuerlich. Und doch iſt dieſe Vereinigung eine uralte, eine in der vom Heiligen Geiſte geſchriebenen Offenbarungsgeſchichte wiederholt verzeichnete. Man erinnere ſich nur an Melchiſedech, Moſes, Heli und die maccabäiſchen Brüder [2]. Nach Gottes Urtheil iſt alſo dieſe Vereinigung zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht keineswegs ungeziemend. Und wenn man Urſprung und Zweck dieſer beiden Gewalten ruhig erwägt, ſo läßt ſich die Erkenntniß nicht abweiſen, daß eine ſolche Verbindung in ſich höchſt weiſe und für die Menſchheit wohlthätig iſt.

---

[1] Brief an Voltaire (Correſp. II, 99).

[2] 1 Moſ. 14, 18. Hebr. 7, 1. 2 Moſ. 24, 6; 28, 41. 3 Moſ. 8, 2—35. Sir. 45, 18. 2 Moſ. 18, 13; 32, 27. 1 Kön. 1, 9 und 4, 18.

Prieſterthum und Königthum ſind ja beide von Gott und ſollen beide in inniger Gemeinſchaft und Abhängigkeit voneinander das zeitliche und ewige Heil der Menſchen beſorgen. Sie vereint zu ſehen in einer und derſelben Perſon, iſt deshalb ſo wenig etwas Ungebührliches, daß vielmehr in der gegenwärtigen Heilsordnung, in welcher Gott beſtimmt hat, durch ein Prieſterthum und durch einen Hohenprieſter das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Ziele zuzuführen, die Ausrüſtung dieſes Einen auch mit der Königswürde als Krönung und Verwirklichung des göttlichen Weltregierungsplanes anzuſehen iſt. Vollſtändig und umfaſſend wird ja auf dieſe Weiſe die weſentlich tiefer ſtehende weltliche Macht in den Dienſt der höhern geiſtlichen Gewalt geſtellt.

Hinfällig iſt deshalb auch, was man aus der Heiligen Schrift dieſer Auffaſſung entgegenzuſtellen ſucht. Allerdings ſagt Chriſtus: „Ihr wiſſet, daß die Fürſten der Heiden Gewaltherrſcher ſind ... nicht ſo wird es ſein unter euch.“ [1] Allein dieſe Worte enthalten nur die Mahnung, nicht zu herrſchen, wie jene, welche Gott nicht kennen, welche ihre Herrſchaft mißbrauchen. Von einem Verbot der Herrſchaft überhaupt iſt durchaus nicht die Rede. Aber Chriſtus hat doch für ſich ſelbſt die weltliche Königswürde ausgeſchlagen, als nach der wunderbaren Brodvermehrung das Volk ſie ihm anbieten wollte [2], und was er für ſeine Perſon abweiſt, kann unmöglich ſeinem Stellvertreter gebühren. Daß Chriſtus die Königswürde ausgeſchlagen habe, iſt unrichtig; was er ausſchlug, war einzig die Bethätigung dieſer Würde. Denn durch die weſentliche Vereinigung mit der zweiten göttlichen Perſon war auch der Menſch Chriſtus wahrhaft und wirklich der Sohn Gottes und beſaß als ſolcher die königliche Würde, d. h. die Oberhoheit über alles Irdiſche, ja über alles Geſchaffene, vom erſten Augenblick ſeiner irdiſchen Exiſtenz an. Aus höchſt weiſen Abſichten machte er aber von ſeiner königlichen Würde keinen Gebrauch, lebte arm und demüthig, um nicht nur mit Worten, ſondern auch durch die That über den Unwerth irdiſcher Ehre uns zu belehren. Hier an unſerer Stelle lagen außerdem noch beſondere Gründe vor, welche den Herrn veranlaßten, die Ausübung der königlichen Gewalt von ſich zu weiſen. Leute nämlich ohne jede Berechtigung, ohne jeden Auftrag, vielleicht theilweiſe aus rein irdiſchen Beweggründen, wollten Chriſtus mit Gewalt, gegen die beſtehende Ordnung, zum Könige ausrufen. Unter ſolchen Umſtänden und auf dieſe Veranlaſſung hin ſeine königlichen Rechte

[1] Matth. 20, 25. [2] Joh. 6, 15.

zu bethätigen, war aber, abgeſehen von allem andern, gegen die Würde des Heilandes. Auch bedurfte er, der Gottmenſch, keiner äußern Sicherſtellung ſeiner Freiheit durch weltlichen Beſitz oder weltliche Herrſchaft; er trug dieſe Sicherſtellung in vollendetſter Weiſe in ſeinem gottmenſchlichen und deshalb allmächtigen Willen. Aus dieſem Verhalten Chriſti irgendwelchen Schluß für ſeinen Stellvertreter ziehen zu wollen, iſt alſo gänzlich verfehlt.

Endlich weiſen wir noch hin auf den Jahrhunderte langen Beſtand dieſer Verbindung zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Herrſchergewalt. Die größten und weiſeſten Fürſten haben durch Wort und That dieſe Vereinigung gefördert, ſie aufrecht erhalten und wiederhergeſtellt durch Opfer an Geld und Blut; die Völker blickten hin auf dieſe Vereinigung als auf ein heiliges, unantaſtbares Vermächtniß der tiefgläubigen Vorzeit, haben gegen jeden Verſuch ihrer Trennung auf das entſchiedenſte Einſprache erhoben; Päpſte, welchen auch die Gegner das höchſte Lob nicht verſagen können, welche frei waren von allem Herrſcherehrgeiz, ſetzten ihr Leben aufs Spiel zum Schutz dieſer Verbindung. Solche Thatſachen, in welchen das ſittliche Bewußtſein und Urtheil ganzer Jahrhunderte zum Ausdruck gelangte, ſind doch gewiß auch ein Beweis für die Erlaubtheit, ja hohe Zweckmäßigkeit der oft genannten Vereinigung.

Mit vollſtem Recht ſehen wir denn auch die höchſte kirchliche Autorität den Satz als ſchweren Irrthum bezeichnen: „Ueber die Vereinbarkeit der weltlichen mit der geiſtlichen Herrſchaft ſind die Söhne der chriſtkatholiſchen Kirche verſchiedener Meinung.“[1] Die wahren Söhne dieſer Kirche ſind darüber nur Einer Meinung.

Auch auf dieſe Vereinigung könnte man verſucht ſein die bekannten Worte anzuwenden: „Was Gott vereinigt hat, das ſoll der Menſch nicht trennen.“ Iſt nämlich die Verbindung der höchſten geiſtlichen und weltlichen Gewalt in einer Perſon in ſich zuläſſig, und ſtellt ſie ſich zugleich als weſentlicher Schutz für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche heraus, ſo muß ihr Zuſtandekommen eine That der beſondern Vorſehung Gottes genannt werden.

Denn da die Kirche das allereigenſte Werk Gottes iſt, ſo hat Gott mit ihrer Gründung auch die beſondere Sorge übernommen, jene Eigenſchaften und Privilegien dieſer Kirche ſicherzuſtellen, ohne welche ihr Fort-

[1] Satz 75 des Syllabus; vgl. auch Apoſtoliſches Sendſchreiben „Ad apostolicae“ vom 22. Auguſt 1851.

beſtehen undenkbar wäre. Daß zu dieſen Eigenſchaften Freiheit und Unabhängigkeit gehören, ſahen wir ſchon früher. Weiſt alſo der Lauf der Geſchichte eine Einrichtung auf, deren allmähliches Entſtehen zwar natürlichen Urſachen, menſchlicher Thätigkeit zuzuſchreiben iſt, die aber in ganz hervorragender Weiſe der Freiheit und Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes, d. h. der Kirche ſelbſt dient, ſo läßt ſich mit Sicherheit ſagen, daß Gott die Verwirklichung dieſer Einrichtung beabſichtigt hat. Was aber nicht bloß als Zulaſſung, ſondern als Abſicht Gottes erſcheint, das iſt ein Werk ſeiner beſondern Vorſehung.

„Weil die Kirche zur freien Thätigkeit jener Hilfsmittel bedurfte, welche ihrer Lage und den Zeitumſtänden entſprachen, ſo iſt es durch einen ganz beſondern Rathſchluß der göttlichen Vorſehung geſchehen, daß, als das römiſche Kaiſerreich zuſammenbrach und in mehrere Reiche ſich auflöſte, der römiſche Papſt, welchen Chriſtus als Haupt und Mittelpunkt der ganzen Kirche beſtellt hatte, eine weltliche Herrſchaft erhielt.“ [1]

Was aber ſollen wir darüber ſagen, daß ein weltlicher Beſitz die Unabhängigkeit des Papſtes in hervorragender Weiſe ſichert? Das liegt auf der Hand.

In doppelter Weiſe läßt ſich die Freiheit des Papſtes auffaſſen. Wir können ſie betrachten in ſich und in ihrer äußern Erſcheinung. Iſt der Papſt frei, und iſt dieſe Freiheit auch äußerlich erkennbar? Beides ſind Lebensfragen für die Kirche. Freilich mit einem Unterſchied. Nur die erſte Frage berührt *unmittelbar* die innerſte Natur der Kirche.

Wo iſt nun aber dieſe Freiheit vollkommener und geſicherter vorhanden als in einem Staat, deſſen Herrſcher und Haupt der Papſt ſelbſt iſt? Wir brauchen nur auf das zu verweiſen, was wir früher über den Widerſtreit zwiſchen Papſt und Unterthan geſagt haben. Dasſelbe gilt auch hier.

Oder was wird es denn nützen, einen Papſt in fremdem Gebiet, von fremder Souveränität umſchloſſen, mit Souveränitätsrechten zu umgeben, dieſe Rechte zu garantiren durch Kammerbeſchlüſſe und Geſetze? Schon allein ſolche Beſchlüſſe und Geſetze ſind eine Antaſtung der päpſtlichen Freiheit; denn ſie machen den Papſt abhängig von Kammermehrheiten und Miniſterlaunen [2]. Der Boden, auf welchem er ſteht, die Luft,

[1] Pius IX. im Excommunications-Breve gegen die Angreifer des Kirchenſtaates vom 26. März 1860.

[2] Reumont (Rückblick und Abwehr. Bonn 1871. S. 25) nennt es „eine höchſt einfache Thatſache, daß das Princip der Unabhängigkeit des Papſtthums und der Be-

welche er athmet, die Nahrung, welche er genießt, iſt in der Willkür eines andern. Jeden Augenblick kann ihm dies alles beſchränkt oder entzogen werden. Haben wir es nicht erlebt, wie man ſich in Rom, unter den Augen der uſurpatoriſchen Regierung, ſelbſt an der Leiche eines Papſtes vergriff? Der todte Pius wurde auf ſeiner Fahrt zur letzten Ruheſtätte in der ſchmachvollſten Weiſe vom Pöbel inſultirt. Und was man dem todten Papſt anthat, würde dem lebenden gewiß nicht erſpart bleiben.

Der Papſt iſt ein Souverän, und deshalb iſt ſeine Freiheit eine ſouveräne. In dieſer Beziehung ſteht er alſo gleich mit den übrigen Fürſten der Erde. Wer will nun aber behaupten, daß es der Freiheit eines Herrſchers und Souveräns geziemend, ja auch nur mit ihr verein-

griff ſeiner Souveränität ſchon negirt ſind, indem ſie einem Parlament zur Begutachtung unterbreitet werden". Pius IX. hat dieſe ſogen. Garantiegeſetze wiederholt auf das ſchärfſte verurtheilt: Rundſchreiben „Ubi nos arcano Dei consilio" vom 15. Mai 1871; Allocution „Ordinem vestrum" vom 27. October 1871; italieniſches Schreiben an den Cardinal Antonelli „Costretti nelle attuali" vom 16. Juni 1872. Das gegenwärtige „Garantiegeſetz" iſt eine einſeitige Abmachung des italieniſchen Staates, alſo eine Ungereimtheit, wie ſie größer nicht beſtehen kann. Ein einzelner Staat maßt ſich an, die Grenzen der Freiheit abzuſtecken, oder, wenn man will, zu ſichern, für jene Macht, welche ihrer innerſten Beſtimmung und ihrer thatſächlichen Ausdehnung nach weltumfaſſend, international iſt. Dieſer Widerſpruch iſt ſo augenfällig, daß auch Gegner des Papſtthums ihn eingeſtehen: „Was die Curie mit allem Recht verlangen kann, iſt eine ausreichende Sicherung der Freiheit des Papſtes in der Ausübung ſeines Amtes; dieſe Freiheit iſt ein unabweisbares Bedürfniß der ganzen katholiſchen Kirche. . . . Die italieniſchen Politiker ſind im allgemeinen der Anſicht, daß dieſer Pflicht durch das ſogen. Garantiegeſetz vom 13. Mai 1871 vollauf genügt ſei. Allein dies iſt ſchon deshalb nicht der Fall, weil es ſich hier lediglich um ein von den Factoren der internen Geſetzgebung Italiens erlaſſenes Geſetz handelt, welches von denſelben Factoren jederzeit geändert, beſeitigt werden kann. Unter dieſem Geſichtspunkte vermag der beſtehende Zuſtand weder den Papſt noch die katholiſche Chriſtenheit zu befriedigen. Die Aufgabe würde ſein, an die Stelle der rein italieniſchen Ordnung der äußeren Verhältniſſe des Papſtthums eine internationale Regelung zu ſetzen. In Italien ſtößt man bezüglich dieſes Punktes nicht ſelten auf eine übertriebene Empfindlichkeit, die nur in einer gewiſſen Begriffsverwirrung ihre Erklärung finden kann. Man thut, als beanſpruche das Ausland ein Recht der Einmiſchung in die nationalen Angelegenheiten der Halbinſel. Davon iſt in Wirklichkeit nicht die Rede. Die Mächte (welche katholiſche Unterthanen beſitzen) haben auch heute noch das Recht, zu unterſuchen, ob die Freiheit des Papſtes genügend geſichert iſt" (Unſere Zeit, 1887. S. 683). Was den beſtechenden Vorſchlag „einer internationalen Regelung" der äußern Lage des Papſtthums angeht, ſo iſt auch dabei feſtzuhalten, daß eine ſolche gerechterweiſe nie einſeitig durch die politiſchen Mächte vorgenommen werden könnte. Weſentliche Bedingung iſt die freie Zuſtimmung des Papſtes ſelbſt. Sein Recht auf Freiheit kann nie von einer „internationalen Regelung" abhängig ſein.

bar iſt, ſtets von fremder Gaſtfreundſchaft abhängig zu ſein, nie den Fuß auf eigenen Boden ſtellen zu können? Was aber für jede, auch die kleinſte irdiſche Majeſtät unſtatthaft iſt, das iſt es für die große Majeſtät des Papſtes in erhöhtem Maße.

Zunächſt iſt ſeine Herrſchaft eine geiſtliche, alſo in die Seelen und in die Gewiſſen der Menſchen tief eingreifende. Mit der päpſtlichen Herrſchergewalt verglichen, verſchwindet die Macht jedes weltlichen Fürſten. Das Wort des Papſtes dringt mit überirdiſcher Gewalt in die Tiefe des menſchlichen Herzens, bindet und löſt für Zeit und Ewigkeit. Ferner iſt die Herrſchaft des Papſtes eine nach Ort und Zeit unumſchränkte. Keine Grenze vermag ſie zu hemmen. Die Zahl ihrer Unterthanen überſteigt die Bewohnerzahl aller chriſtlichen Staaten Europa's zuſammengenommen. Es iſt alſo die in ihrem Einfluß und in ihren Folgen weitreichendſte und ſchwerwiegendſte Freiheit, welche die Menſchengeſchichte kennt. Wenn ſomit irgend einer, dann gebührt der päpſtlichen Freiheit auch der wirkſamſte äußere Schutz, nämlich territoriale Selbſtändigkeit.

Und dieſe Freiheit muß äußerlich kennbar hervortreten. Auch das iſt eine Nothwendigkeit, wenn auch nicht in gleicher Weiſe, wie die Nothwendigkeit der Freiheit ſelbſt. Es kann ja ein ſcheinbar unfreier Papſt in Wirklichkeit frei ſein. Auch ein Gewalthaber, welcher den Statthalter Chriſti in Banden hielte, könnte ja immerhin ihm völlige Unabhängigkeit belaſſen, Verordnungen und Entſcheide zu treffen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katholiken des Erdkreiſes auch einem gefeſſelten Papſt zu gehorchen hätten. Aber welches Opfer würde den Völkern dadurch auferlegt! welche Anforderungen geſtellt an ihren Glauben, an ihren Willen, jeden Zweifel, jedes Bedenken niederzukämpfen!

Laſſen wir einmal die Namen nur der europäiſchen Nationen an uns vorüberziehen, in welche die Gewalt des Papſtes tief hineingreift: Deutſche, Franzoſen, Italiener, Spanier, Irländer, Engländer, Ruſſen, Türken. Wäre nicht auf die Dauer wahrer Heroismus erforderlich, damit z. B. die Iren den Befehlen eines Papſtes ſich beugten, geſchweige denn mit Vertrauen entgegenkämen, der, in engliſchem Gebiete wohnend, von engliſchen Soldaten und Beamten umgeben, äußerlich ſeine Freiheit kaum zu erkennen geben könnte, obwohl er ſie vielleicht thatſächlich beſäße? Aehnliche Beiſpiele liegen nahe.

Keineswegs braucht man dabei an Kerker und Banden zu denken. Nein, auch Gold und Paläſte auf fremder Erde rufen Zweifel an der Freiheit hervor. Wohl manchem dürften dabei die Worte des erſten

Napoleon einfallen: „Durch die Verlegung des päpſtlichen Sitzes nach Paris und durch die Vereinigung der römiſchen Staaten mit meinem Reiche hätte ich den Zweck erreicht, die zeitliche Macht des Papſtes von ſeiner geiſtlichen zu trennen, und dann hätte ich ihn über die Maßen erhoben. Ich hätte ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben und es ſo eingerichtet, daß er den Verluſt ſeiner zeitlichen Macht nicht zu bereuen gehabt hätte. Ich hätte ihn zu einem Idol gemacht. Er hätte ſeine Reſidenz in meiner Nähe gehabt. Paris wäre die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt geworden. Ich hätte die religiöſe wie politiſche Welt regiert. Die Verſammlung der Repräſentanten der Chriſtenheit wäre mein Concil und der Papſt nur der Präſident dieſer Verſammlung geweſen.“ [1]

Wir haben übrigens nicht nöthig, uns bloß auf das zu berufen, was geſchehen wäre; die Geſchichte zeigt, was wirklich geſchehen iſt. Avignon und die babyloniſche Gefangenſchaft des Papſtthums! Und doch lebten die Päpſte zu Avignon auf eigenem Gebiet. Aber dieſes Gebiet war eben ſo klein und der es umſchließende Nachbar ſo groß, daß ſein mächtiger Einfluß die winzigen Schranken des Territoriums durchbrach und den Papſt faſt in ſeine Dienſte brachte. Aus dem Papſt der Geſammtkirche wurde beinahe eine Art Hof-Papſt des franzöſiſchen Königs, wie Napoleon I. ihn ſich wünſchte. Die Aufhebung des Templerordens und das große abendländiſche Schisma gehören mit zu den Früchten des Avignoner Exils.

Dieſe traurige Zeit von 1309—1377 zeigt auch klar, wie ſchädlich der lange Aufenthalt des Papſtes im Bereiche einer fremden Macht einwirkt auf ſein Verhältniß zu anderen Nationen. Deutſchland glaubte den Papſt abhängig von der franzöſiſchen Politik, und allenthalben regte ſich deshalb Mißtrauen und Feindſeligkeit gegen das Papſtthum ſelbſt. Die von dieſem auferlegten Laſten wurden mit Unwillen getragen, und in der fortwährenden Ernennung franzöſiſcher Cardinäle erkannte man das Beſtreben, die römiſche Kirche zu einem „Erbgute Frankreichs“ zu machen [2].

Wir wiederholen noch einmal: welch eine drückende Laſt für die Gewiſſen der Menſchen bei ähnlichen Zuſtänden! Gott in ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit hat aber als bleibende Grundlage für den Gehorſam

---

[1] Mémorial de Ste. Hélène; bei Schrödl, Votum des Katholicismus über die Souveränität des Heiligen Stuhles. Freiburg 1867. S. 10.

[2] Vgl. Kirchenlexikon. Freiburg 1882. (2. Aufl.) I. Bd. Sp. 1758.

der Völker gegen ſeinen Statthalter gewiß nicht den Heroismus gewollt. Zum geordneten, regelmäßigen Leben der Kirche, zu ihrer ungehinderten, ſegensreichen Entfaltung gehört alſo nothwendig auch die äußerliche Erkennbarkeit der Freiheit ihres Hauptes. Dieſe aber iſt in ihrer Fülle nur vorhanden, wenn der Papſt als ſelbſtändiger Fürſt in eigenem Lande wohnt.

Nehme man doch die Sachen, wie ſie thatſächlich liegen. Es ſuchen die Biſchöfe der Welt Rath und Hilfe in den ſchwierigſten Verhältniſſen bei ihrem oberſten Hirten; es wenden ſich die Gläubigen, vom Kaiſer bis zum Bettler, in den geheimſten Fragen des Gewiſſens an ihren gemeinſamen Vater; Völker und ſelbſt Regierungen begehren von ihm den Entſcheid für ihr Verhalten: und alle dieſe Anliegen erhält der Papſt ohne irdiſches Fürſtenthum durch die Hände fremder Diener, welche im Solde ſtehen einer fremden Macht. Welche Schatten lagern ſich bei einem ſolchen Zuſtand nicht auf die Freiheit des Papſtes! Und jeder Schatten, welcher fällt auf den römiſchen Biſchof, fällt zugleich auf den Erdkreis, fällt ängſtigend in die Herzen von 220 Millionen: ſie haben ein göttlich verbrieftes Recht, ihren Papſt nicht nur frei zu *wiſſen*, ſondern ihn auch frei zu *ſehen*. Und dieſes Recht der fünf Welttheile ſollte ſich beugen vor dem ſogen. Recht auf politiſche Einheit eines Volkes; vor einem Recht, welches in Wahrheit ein Unrecht iſt, welches ſeinen Weg bezeichnet hat durch Unterdrückung und Blut, Hinterliſt und Empörung?

„Wenn man Rom vom Papſte verlangt, ſo iſt das eine Revolution, eine Kirchenrevolution, eine Umwälzung, weit größer als die Reformation es war ... Die Italiener ſagen jetzt: Wir wollen unſer Recht, fort mit dem Papſt! Allein man darf nicht darauf achten, was ein Volk im Revolutionsfieber ſpricht ... Das Recht, über ſich zu verfügen, iſt kein abſolutes Recht ... Das Recht Europa's, das Recht der ganzen Chriſtenheit ſteht dem Recht der Italiener gegenüber.“[1] Edler und tiefer, weil auf katholiſchem Standpunkt ſtehend, drückt ſich Cardinal Manning aus: „Rom iſt nicht die Hauptſtadt Italiens, es iſt die Hauptſtadt der Chriſtenheit. *Gott* hat dergeſtalt die Dinge gelenkt, und der *Menſch* hat kein Recht, ſie anders zu geſtalten. Alle chriſtlichen Nationen haben ein Recht auf Rom ... Aber Rom liegt in Italien, und die Italiener ſprechen eine und dieſelbe Sprache. Weder Geographie noch die Sprache ſchaffen ein Recht. Dieſer monſtröſen Theorie des Nationalismus entgegnen wir,

[1] Thiers in der Geſetzgebenden Verſammlung zu Paris am 18. April 1865.

daß ſie die Zerſtörung jeder nationalen Gerechtigkeit iſt, die Quelle des Schismas in religiöſer, der Revolution in politiſcher Hinſicht[1]. Dieſe Theorie allgemeiner Verwirrung war bis zu jener Stunde unbekannt, wo im ſechzehnten Jahrhundert der Proteſtantismus die Einheit des chriſtlichen Europa's zerbrach. Eine höhere Einheit, ein erhabeneres Geſetz verband die Nationen der chriſtlichen Welt, heiligte die Autorität der Gewalt und ſchützte zu gleicher Zeit Freiheit und Rechte des Volkes. Als Chriſten und als Katholiken weigern wir uns, die Einheit der Chriſtenheit um der Einheit Italiens willen zu brechen und die chriſtliche, übernatürliche Ordnung der Welt den nationalen Aſpirationen einer beſondern Volksraſſe zu opfern, es ſei, welche es wolle." [2]

Unwillkürlich ſind wir von der theoretiſchen Erörterung der Freiheit des Papſtes auf die gegenwärtige thatſächliche Verletzung derſelben gekommen. Kehren wir zur Sache zurück.

Noch einer andern Eigenſchaft des Papſtes haben wir hier kurz zu gedenken: er iſt der geborene Schutzherr der Völker; die Gefährdeten, die Unterdrückten finden bei ihm thatkräftige, furchtloſe Hilfe. Seine Stimme warnt auch die Mächtigſten dieſer Erde, ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen.

---

[1] Nicht nur ein franzöſiſcher Staatsmann und ein katholiſcher Cardinal verurtheilen die ſchrankenloſe Berechtigung des Nationalitätsprincips, ſondern auch ein preußiſcher Miniſter des Auswärtigen tritt dieſer Verurtheilung in wahrhaft vernichtenden Ausdrücken bei. Miniſter v. Schleinitz richtete aus Koblenz unter dem 13. October 1860 auf Befehl des Prinzregenten, des nachmaligen Kaiſers Wilhelm I., folgende Worte an den preußiſchen Geſandten in Turin, mit dem Erſuchen, ſie dem Grafen Cavour mitzutheilen: „... Alle Beweisgründe des Memorandums der ſardiniſchen Regierung zielen auf das Princip von dem abſoluten Recht der Nationalitäten ab. Gewiß ſind wir weit entfernt, den hohen Werth der nationalen Idee zu beſtreiten. ... Obwohl die preußiſche Regierung dem Nationalitätsprincip eine große Wichtigkeit beilegt, ſo kann ſie daraus doch nicht die Rechtfertigung einer Politik herleiten, welche auf die dem Princip des Rechtes ſchuldige Achtung verzichtet.... Nach dem ſardiniſchen Memorandum ſollte alles den Anforderungen nationaler Beſtrebungen weichen, und hätten dann die beſtehenden Autoritäten, ſo oft ſich die öffentliche Meinung zu Gunſten dieſer Beſtrebungen ausſprechen würde, einfach ihre Gewalt ... niederzulegen. Eine den elementarſten Regeln des Völkerrechtes ſo diametral entgegengeſetzte Maxime ließe ſich nicht ohne die ſchwerſten Gefahren für ... den Frieden Europa's in Anwendung bringen. Durch ihre Unterſtützung verläßt man den Weg der Reform, um ſich auf den Weg der Revolution zu ſtürzen. Nun hat die Regierung Sr. Majeſtät des Königs von Sardinien einzig auf Grund des abſoluten Rechtes der italieniſchen Nationalität ... einen Einfall in die päpſtlichen Staaten unternommen" u. ſ. w. (Lamarmora, Etwas mehr Licht. 1873. S. 7. 8).

[2] The temporal power of the Vicar of Christ. London 1862. p. 25. 26.

Zwei Geſtalten ſteigen da aus der Papſtgeſchichte auf, eine aus unſerer Zeit, die andere, als das alte Römerreich den Todeskampf kämpfte: Gregor XVI. und Leo der Große. Der „Geißel Gottes", dem Hunnenkönig Attila, trat Leo entgegen, dem ruſſiſchen Alleinherrſcher Gregor. „Leo war damals (452) der wahre Repräſentant der menſchlichen Cultur, deren Rettung bereits in der Geiſtesmacht der Kirche lag"[1]; und der 80jährige Gregor hielt dem gewaltigen Nikolaus I. mit apoſtoliſchem Freimuth die ſchmähliche Bedrückung ſeiner polniſchen Unterthanen vor. Ein herrliches Amt, der Schutz der Verfolgten; aber ein Amt, welches zu ſeiner vollen Wirkſamkeit der Freiheit, der äußerlich geſicherten Selbſtändigkeit bedarf.

Von beſonderem Intereſſe iſt es, einige Aeußerungen hier anzuführen aus dem Munde engliſcher, hochkirchlicher Staatsmänner. Die Sicherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes iſt ihnen gleichbedeutend mit der Sicherſtellung ſeiner Freiheit, und die Freiheit iſt nach ihrem Urtheil nothwendig für die Ruhe der Staaten.

Am 12. Juni 1849 erklärte im engliſchen Oberhauſe Lord Ellenborough: „Weil England acht Millionen Unterthanen beſitzt, welche römiſch-katholiſch ſind, ſo hat es ebenſo gut, wie irgend eine andere Macht, ein Intereſſe daran, daß der Papſt unabhängig daſtehe, und ſeine Stellung nicht abhängig ſei von der Güte oder Macht irgend einer Regierung... Die Frage dreht ſich nicht darum, ob der Papſt als Souverän von Rom dort herrſchen ſoll oder nicht, ſondern darum, ob die Perſon, welche ſich gerade an der Spitze der römiſch-katholiſchen Kirche befindet, unabhängig daſtehen ſoll. Das aber ſcheint mir eine Sache von der höchſten Wichtigkeit." Lord Brougham äußerte ſich einen Monat ſpäter folgendermaßen: „Geſtatten Sie mir ein paar Worte über eine Angelegenheit, von welcher, wie ich wohl weiß, gewiſſe Leute nicht gerne etwas hören ..., nämlich über die Trennung der weltlichen und geiſtlichen Macht des Papſtes. Nach meiner Anſicht geht es nicht an, zu ſagen, man wolle ſich den Papſt als geiſtlichen Fürſten gefallen laſſen; allein wir dürften nicht dazu beitragen, daß ſeine weltliche Macht wiederhergeſtellt werde. Das hieße nach meinem Urtheil dieſe Frage mit Oberflächlichkeit behandeln. Ich halte es nicht für möglich, daß der Papſt ſeine geiſtlichen Functionen erfolgreich verrichten kann, wenn

[1] Gregorovius, Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter. (4. Aufl.) Stuttgart 1886. I. Bd. S. 191.

er keine weltliche Macht beſitzt ... Die Frage über die weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt eine europäiſche Frage und nicht etwa die eines Landes oder einer Religionsgemeinſchaft. Dieſe Autorität des Papſtes muß aufrecht erhalten werden, weil der Friede und die Intereſſen Europa's es verlangen." [1]

Im römiſchen Papſt vereinigt ſich das geſammte Leben der Kirche Gottes. Schon oft haben wir dies hervorgehoben, ſchon wiederholt darauf hingewieſen, zu welcher Fülle und Macht dieſes Leben ſich ausgewachſen hat.

Der göttliche Sämann hat das unſcheinbare Samenkörnlein in die Erde geſenkt, und unter dem Sturm der Jahrhunderte iſt es geworden zum weltüberſchattenden Baum. Die Kirche Jeſu Chriſti iſt ein Organismus, wie ihn die Welt noch nie geſehen. Wunderbar groß und mannigfaltig, geordnet und geregelt bis in die kleinſte Faſer, ſteht er vor dem ſtaunenden Auge der Menſchen. Es iſt die Gotteskraft, welche dies hervorgebracht, aber ſie bediente ſich dabei menſchlicher Mittel. Wohl iſt Gott und Jeſus Chriſtus das lebendige Fundament, auf welches der Papſt geſtellt wurde; wohl quillt für ihn die Kraft ſeiner Herrſchaft aus dieſem göttlichen Urgeſtein, und in weit höherem Sinne als von den Iſraeliten gilt von den Päpſten das Wort des Apoſtels: „Denn ſie tranken aus geiſtigem Felſen, der ihnen folgte; der Fels aber war Chriſtus." [2] Das alles iſt wahr; doch der Papſt regiert als Menſch über Menſchen, in einem ſichtbaren Reich, mit ſichtbaren Werkzeugen.

Wer das Rom der Päpſte betritt, der empfindet alsbald, daß er im Mittelpunkt einer großartigen organiſchen Thätigkeit ſteht.

Da iſt der ehrwürdige Rath des Heiligen Collegiums, da ſind die zahlreichen Congregationen, als ebenſo viele Inſtanzen für die Fragen kirchlichen Rechts und kirchlicher Disciplin, da ſind die Pflanzſtätten des Clerus faſt aller Riten, faſt aller Nationen. Dies alles läßt ſich zuſammenfaſſen unter dem Namen: die Regierung des Papſtes. Alle dieſe Anſtalten haben ihre hohe Bedeutung für die Leitung der Kirche. Sie gehören zum Papſt, müſſen alſo auch frei ſein wie der Papſt.

Und nun betrachte man dieſe Anſtalten auf fremdem, nicht päpſtlichem Boden. Sie ſind umgeben und eingeengt von Geſetzen, auf welche der Papſt keinen Einfluß hat; ſie ſind belaſtet mit Steuern, welche der

---

[1] „The Times", 13. Juni und 21. Juli 1849.

[2] 1 Kor. 10, 4.

Papst nicht mildern kann; einen werthvollen Theil ihres Einkommens müssen sie einer Regierung zahlen, welche in keiner Weise etwas mit ihnen zu thun hat. Es gefällt dem fremden Staat, den Boden, auf welchem diese Anstalten stehen, für andere Zwecke zu benutzen, und schonungslos werden die Gebäulichkeiten zerstört. Und wohin mit den Vertriebenen? Der Papst bedarf ihrer, aber kein Unterkommen kann er ihnen geben; denn rings um ihn her ist fremdes Gebiet. Man garantirt dem Papst die Freiheit und brüstet sich sogar mit den königlichen Ehren, welche man ihm gewährt, und zur selben Zeit beraubt man ihn der Mittel, diese päpstliche Freiheit zu bethätigen, zerstört die Werkzeuge, welche er zur Regierung benöthigt [1].

Und dies ist eine nothwendige Folge der Vernichtung des Kirchenstaates. Hunderten von großen Körperschaften, Hunderten von Kirchen, Klöstern und Gebäulichkeiten, mit all ihren Gütern und Liegenschaften, mit ihren tagtäglich sich ins Unzählbare verlierenden Berührungspunkten zu der übrigen Welt, in Handel und Wandel, in Kauf und Verkauf: diesen allen das Recht der Exterritorialität zu verleihen und es durchzuführen, ist für den Staat, in dessen Gebiet sie sich befinden, ein Ding der Unmöglichkeit.

Vom Mittelpunkt der päpstlichen Regierung wenden wir den Blick auf ihren Umkreis. Die ganze gewaltige Missionsthätigkeit der katholischen Kirche ist das Werk des Papstes. Nicht nur sein Einfluß, sondern auch seine materielle Unterstützung bildet eine wesentliche Bedingung ihres Bestandes. Nirgends sind Geldmittel, reichliche und sicher fließende Geldmittel, besser angewendet, als für die Verbreitung des Glaubens. Und diese Verbreitung ist eine der heiligsten Pflichten des Papstthums. Hat der Papst ein eigenes Land, dann hat er auch in den Einkünften

[1] „Das Papstthum soll frei und unabhängig sein in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, während die italienische Regierung, soweit sie reichen kann, unter des Papstes Augen die Kirchenverfassung umwälzt.... Das Papstthum soll frei und unabhängig sein, nachdem es jeden factischen Mittels zur Ausübung seiner Autorität, ja nur zum eigenen Schutze beraubt worden ist.... Das Papstthum soll frei und unabhängig sein, wenn man, aller papiernen Versicherungen und Verträge spottend, den ungehorsamen pensionirten Papst morgen mit der vom Parlament votirten Temporaliensperre bestrafen kann. Eine ärgere contradictio in adjecto hat es vielleicht niemals gegeben.... Der letzten Handbreit eines tausendjährigen Reiches beraubt und unter königliche Curatel gestellt, seinem eigenen Wort zufolge ein Gefangener, sitzt im Vatican Pius IX. Da muß man wahrlich mit dem Psalmisten ausrufen: Clamabit ad me, et ego exaudiam eum: cum ipso sum in tribulatione“ (Reumont a. a. O. S. 26. 27. 28. 30).

desſelben eine ſichere Hilfsquelle zur Unterſtützung der Miſſionen, zur Hebung des Unterrichts, des Gottesdienſtes, kurz, zur Verbeſſerung der religiöſen Lage des gläubigen Volkes und der Prieſter in fernen Ländern. Hat er kein eigenes Gebiet, alſo auch kein feſtes, unabhängiges Einkommen, dann iſt ſeine Beiſteuer für die erhabenſten Zwecke ſeines Amtes eben auch eine abhängige von dem Reichthum und dem Edelſinn der Menſchen. Gewiß ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der kleine Kirchenſtaat mit ſeinen Einkünften genügt habe für die immerfort ſpendende Hand des Oberhauptes der Chriſtenheit. Aber dieſe Hand fand im eigenen Staatsſchatz, wenn auch nicht alles, ſo doch immer ein gutes Theil zur Deckung der Bedürfniſſe, und das um ſo mehr, weil der Papſt als weltlicher Fürſt für eigene Hofhaltung nur wenig, für weltliche Feſte und prunkvolle Schauſtellungen nichts bedarf [1].

(Schluß folgt.)

---

[1] Das „Deutſche Proteſtantenblatt“ bringt unter der Ueberſchrift: „Der arme Papſt“ einen Artikel, welchen auch die „Deutſche evangeliſche Kirchenzeitung“ (Jahrgang 1889, Nr. 10, S. 103) aufgenommen hat. In demſelben wird „das Budget des Papſtes von 1888“ einer Beſprechung unterzogen. Danach ſtellen ſich die Einnahmen des Papſtes auf 12½ Millionen, die Ausgaben auf 11 230 000 Lire. Nachdem der Verfaſſer mit Emphaſe den „Baarüberſchuß“ von 1¼ Millionen betont hat, fügt er die in der That naive Bemerkung hinzu: „Der römiſche Biſchof legt ſo wenig Rechnung, wie irgend ein anderer ſeiner Mitbiſchöfe.“ Wem ſoll er denn Rechnung legen, etwa dem Redacteur der Kirchenzeitung? Verlangen etwa die Unterthanen, daß ihre Fürſten Rechnung legen über Erſparniſſe aus den Civilliſten? Werde man doch nicht unvernünftig, und überlaſſe man es doch uns Katholiken, zuzuſehen, was unſer Papſt mit ſeinen Erſparniſſen macht. Uebrigens ſtehen unter den Zahlen in dem Artikel auch 2 Millionen als Jubiläumseinnahme. Zieht man dieſe außerordentliche Einnahme von dem übrigen ab, ſo bliebe ſtatt des „Baarüberſchuſſes“ ein jährliches Deficit von 750 000 Lire. Ferner werden aufgeführt 7 500 000 Lire als Peterspfennig. Das iſt der bedeutendſte Poſten aus dem Jahreseinkommen des Papſtes, und dieſer bedeutendſte Poſten iſt ein freiwilliges Almoſen, alſo jährlich großem Wechſel, großer Unſicherheit unterworfen. Und ſchließlich, was ſind denn 10½ Millionen Lire für einen Fürſten, deſſen Milde ganze Länder und Völker unausgeſetzt in Anſpruch nehmen? Selbſt wenn der Papſt dieſes Geld als Steuer auferlegte (was aber nicht der Fall iſt), ſo würde das bei den 220 Millionen Unterthanen, welche er beſitzt, noch nicht 4 Pfennige für den einzelnen machen. Damit vergleiche man doch die Steuern unſerer modernen Großſtaaten. Die kleinen Zahlen, welche uns hier vorgeführt werden, und welche ſich ausſchließlich aus Almoſen zuſammenſetzen, beweiſen beſſer wie alles andere, daß der Papſt außer dieſem Almoſen noch eln feſtes Staatseinkommen nöthig hat.

Paul von Hoensbroech S. J.

Zur Kloſteraufhebung unter Heinrich VIII. von England[1].

Wie in Deutſchland, ſo hat ſich auch in England ein Mythus der Reformationsgeſchichte gebildet; wie in Deutſchland, hat man auch dort die Anhänger der alten Kirche zuerſt moraliſch zu vernichten geſucht, bevor man ſie ihrer politiſchen Rechte, ihrer Güter und Freiheit beraubte. Der Politiker, der Geſchichtsforſcher, welcher zu erfahren wünſcht, in welcher Weiſe die Grundſätze Macchiavelli's ſich praktiſch durchführen, wie man Acte der Willkür und Gewalt in geſetzliche Formen kleiden, Schurkereien mit der Maske der Frömmigkeit bedecken kann, der braucht nur die Geſchichte der Aufhebung der Klöſter unter Heinrich VIII. zu leſen. Thomas Cromwell, eine Creatur Heinrichs VIII., ein niedrig geſinnter, laſterhafter Menſch, dem ſelbſt noch neuere Schriftſteller den „Ehrennamen" Hammer der Mönche beilegen, verſtand es trefflich, durch Verleumdungen, Intriguen und rohe Gewaltacte die Klöſter zum Falle zu bringen und ſeine und ſeiner Viſitatoren Verbrechen vor der Nachwelt zu verhüllen.

Es war dem Proteſtanten Dixon[2] vorbehalten, den Schleier zu lüften, die erſte actenmäßige und unparteiiſche Geſchichte der Aufhebung der engliſchen Klöſter zu ſchreiben und die Ankläger und Verleumder der Mönche und Nonnen zu entlarven. Ihm folgte James Gairdner, der in dem Calendar of State Papers of Henry VIII. vol. IX—X äußerſt wichtiges Quellenmaterial beibrachte und in den trefflichen Vorreden zu jedem Bande die Hauptreſultate ſeiner Forſchung zuſammenſtellte. Ein anderer proteſtantiſcher Gelehrter, A. Jeſſopp, hat die Viſitationsberichte der Biſchöfe von Norwich aus der Periode, welche der Reformation unmittelbar voranging, abgedruckt und uns in den Stand geſetzt, die ſo häufig wiederholten Klagen über die Immoralität und Verkommenheit der Klöſter zu prüfen.

Das Werk Dixons, welches neben vielen Vorzügen auch ſeine Schwächen hat, legte es einem gelehrten Benediktiner, Aidan Gasquet,

[1] Henry VIII. and the English Monasteries by F. A. Gasquet. Vol. I: XXXII and 478 p. Vol. II: VIII and 611 p. London, Hodges, 1888—1889. Preis: *M.* 24. — Jessopp, A., Visitation of the Diocese of Norwich 1492—1532 printed for the Camden Society. LII and 325 p. London 1888.

[2] History of the Church of England from the Abolition of the Roman Jurisdiction. 1884.

nahe, die Geschichte der Aufhebung der Klöster in einer ausführlichen Monographie zu bearbeiten. Der Verfasser spricht sich über sein Verhältniß zu Dixon also aus: „Das gegenwärtige Werk ist ein Versuch, die Untersuchung noch einen Schritt weiter zu führen und die Masse des noch zerstreuten, unbenutzten oder noch nicht veröffentlichten Materials zu verwerthen, die Aufhebung der Klöster zum Gegenstand einer Specialforschung zu machen." [1]

Der Umstand, daß der erste Band innerhalb so kurzer Zeit eine dritte Auflage erlebt und einen so zahlreichen Leserkreis unter Protestanten und Katholiken sich erobert hat, zeigt wohl noch besser als alle die günstigen Urtheile über das Buch in den vornehmsten Zeitschriften Englands, daß der Verfasser das Richtige getroffen und seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Was Gasquets Buch vor der Arbeit des hochkirchlichen Canonikers Dixon auszeichnet, ist die edle Ruhe und Mäßigung, die aus jeder Zeile Gasquets spricht, während Dixon sich von seinem Unmuth zu bitterem Sarkasmus und zu Uebertreibung verleiten läßt. Die plastische Darstellung, die geschickte Gruppirung und Aneinanderreihung von Thatsachen, die glückliche Auswahl von interessanten Einzelheiten, die wahrheitsgetreue Schilderung des Ordenslebens, sind weitere Vorzüge, welche auf jeden Leser, der das Buch zur Hand nimmt, ihre Anziehungskraft ausüben.

Der große Umschwung in der öffentlichen Meinung, dem James Gairdner in seiner Recension von Gasquet (Academy 1888) Ausdruck gibt in den Worten: „Die große Masse von Skandalgeschichten, welche von Legh und Layton zusammengetragen wurde, fand bei niemand Glauben, selbst bei Cromwell nicht. Sie wurden nur geglaubt infolge der Unwissenheit und des Vorurtheils, sind aber jetzt für immer widerlegt" — ist zwar nicht Gasquet allein zuzuschreiben, wohl aber durch ihn gefördert worden.

Als Heinrich VIII. im Jahre 1535 eine allgemeine Visitation der Klöster beschloß, und trotz des Widerstandes einiger Mitglieder des Staatsrathes eine Commission ernannte, welche eine „Untersuchung anstellen sollte über die Sitten und das Geld, die Tugenden und die Kostbarkeiten der religiösen Genossenschaften", da war es ihm keineswegs um Abstellung von Mißbräuchen, um gründliche Reform der Klöster zu thun. Schon die Wahl der Commissäre, der Canonisten Dr. Legh und Dr. Layton, welche ihre Vollmachten von einem Laien, Thomas Cromwell, dem königlichen

[1] Preface X.

Minister und Generalvikar, erhielten, zeigte klar, was der König beabsichtigte. Ebenso schlau als moralisch verkommen, kriecherisch ihren Vorgesetzten gegenüber, frech und anmaßend gegen ihre Untergebenen, skandalsüchtig, verleumderisch und schamlos, waren sie die Werkzeuge, welche Cromwell und der König brauchten. Diese Ehrenmänner, die sich in der sogen. Comperta und ihren Briefen eine Schandsäule gesetzt und den traurigen Ruhm erworben haben, Schriftstücke hinterlassen zu haben, welche zum Unfläthigsten gehören, das je geschrieben worden, wurden bis herab auf unsere Tage als unverwerfliche Zeugen anerkannt, einfach weil man ihr Leben und ihre Briefe nicht kannte.

Man hat früher behauptet, Cromwell und der König hätten, als sie eine Parlamentsacte behufs Auflösung der ärmeren Klöster verlangten (1536), Berichte aus einem sogen. Schwarzbuche vorgelesen, welche einen solchen Sturm des Unwillens hervorgerufen, daß das Parlament sogleich die Aufhebung der Klöster beschlossen habe. Dies ist unrichtig, ebenso die Annahme Burnets, dieses Schwarzbuch sei unter der Regierung Maria's zerstört worden. Wir wissen nicht, wieviel Heinrich VIII. aus den Berichten seiner Commissäre mitzutheilen für gut fand: das ist höchst wahrscheinlich, daß die Comperta und die Briefe das einzige Beweismaterial waren, welches Cromwell und der König in Händen hatten. Eine Veröffentlichung der Comperta wäre äußerst unklug gewesen und hätte der Nation den unwürdigen Charakter der Commissäre bekannt gemacht, die Mönche und Nonnen wären in den Stand gesetzt worden, sich zu vertheidigen und die Praktiken der Commissäre zu enthüllen. Dies erklärt denn auch, wie es gekommen, daß diese Anklageschrift der Commissäre so ganz in Vergessenheit gerathen konnte.

Die Comperta, kurze, schablonenmäßige Berichte, richtiger Sündenregister der einzelnen Klöster, und die Briefe, in denen die Commissäre sich gehen lassen, enthalten so wenig wirklichen Stoff zur Verurtheilung, daß sie vielmehr eine glänzende Rechtfertigung der Klöster genannt werden können. Sie offenbaren den Geist der Commissäre, ihre Hast, ihre Wünsche, womöglich Verbrechen in den Klöstern zu finden, ihren Mangel an religiösem Ernst. Welcher Unterschied zwischen diesen Commissären und den Bischöfen, welche die Klöster visitirten, oder den Visitatoren, die von dem Orden selbst bestellt wurden! Es sind Cleriker, welche von Mönchen und Nonnen als Feinde betrachtet und wegen ihrer Schlechtigkeit verabscheut wurden. Die Commissäre geben nur ihre Berichte, aber keine Gewährschaft, daß sie selbst oder ihre Zeugen die Wahrheit sagten oder

ſagen wollten. Wir kennen genau die Zeit, in welcher die königlichen Viſitatoren Dr. Legh und Dr. Layton ihre Berichte an Cromwell ſchickten; die Data zeigen uns, mit welcher Haſt die Viſitationen vorgenommen wurden, ſo daß von einer gerichtlichen Unterſuchung nicht die Rede ſein kann. Da die Viſitatoren von der geiſtlichen Behörde nicht bevollmächtigt waren (denn es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß die Mönche und Nonnen Cromwell, den Generalvikar des Königs, als ihren geiſtlichen Obern anerkannten), ſo beruhen die Berichte von Dr. Legh und Dr. Layton in den ſeltenſten Fällen auf den Geſtändniſſen oder Klagen der Mitglieder der religiöſen Häuſer, gewöhnlich auf Vermuthungen oder auf Klatſch und Verleumdungen Uebelwollender. Schon die Eintheilung der Verbrechen, welche den Ordensleuten zur Laſt gelegt werden, zeigt, mit welcher Frivolität die Viſitatoren zu Werke gingen. Unnatürlichen Lüſten ergeben, unenthaltſam, abergläubiſch, Diebe, Verräther, Apoſtaten ſind die Ehrentitel, welche die einzelnen Ordensmitglieder von denſelben erhalten. So groß auch die Menſchenkenntniß und der Spürſinn der beiden Doctoren war, ſo ſehr ſie in alle Laſter eingeweiht ſein mochten, ſo konnten ſie doch unmöglich auf den erſten Blick die etwaigen geheimen Laſter der Ordensleute erkennen; nein, gerade ihre moraliſche Verworfenheit mußte die Viſitatoren zur Ungerechtigkeit gegen wahre Tugend verleiten und überall Heuchelei und Verſtellung wittern laſſen. Aber ſelbſt abgeſehen von der bekannten Sittenloſigkeit dieſer Männer, von der Aufgabe, welche ihr Arbeitgeber Cromwell ihnen geſtellt hatte, Verbrechen und Laſter der Mönche und Nonnen, deren Güter der König einziehen wollte, ausfindig zu machen, wie konnten die Viſitatoren ſelbſt beim beſten Willen den wahren Thatbeſtand ermitteln? Vom Auguſt bis zum November des Jahres 1535 bereiſte Dr. Legh den Süden Englands von der Grafſchaft Wiltſhire bis London und die öſtlichen Grafſchaften bis nach Norwich, während ſein College Dr. Layton die Klöſter von Glouceſterſhire bis Kent viſitirte. Gegen Ende des Jahres trafen die würdigen Viſitatoren in Lichfield zuſammen und unternahmen eine gemeinſame Unterſuchung der Klöſter des Nordens, bezw. der Grafſchaften Derby, Nottingham, Yorkſhire, Durham und Northumberland. Der Bericht über die Klöſter dieſer Grafſchaften lag ſchon im Februar fertig vor. Ihr Meiſter Cromwell hatte große Eile; denn das Parlament kam im Monat April zuſammen, und ohne Anklagepunkte gegen die Klöſter konnte man füglich deren Aufhebung nicht verlangen.

Es iſt hier nicht der Ort, die Mittheilungen über jedes Kloſter zu prüfen, die Grundloſigkeit der Anklagen durch Berufung auf das Urtheil

der biſchöflichen Viſitatoren, welche viele dieſer Klöſter kurz vorher viſitirt hatten, oder einer ſpätern von der Regierung ſelbſt ernannten Commiſſion nachzuweiſen. Wir halten uns an den Bericht ſelbſt. Was finden wir darin? Bei mehr als 150 Klöſtern werden die Inſaſſen von 100 ſchwerer Verbrechen angeklagt, gegen mehr als 50 haben die Viſitatoren keine Anklage, viele andere Klöſter dieſer Grafſchaften wurden gar nicht beſucht, und trotzdem werden auch ſie aufgehoben. Die Vernichtung der Klöſter war demnach beſchloſſen, bevor die Viſitatoren beſtellt wurden; dieſe wußten, was man von ihnen erwartete, und wenn ſie einmal dies aus den Augen verloren, wurden ſie gar bald daran erinnert. Sie entſchuldigen ſich förmlich, wenn ſie keine Verbrechen ausfindig gemacht, verſprechen, ihr Beſtes thun zu wollen, bitten demüthig um Verzeihung, weil ſie es gewagt haben, für ein Kloſter Fürſprache einzulegen.

Der um Aufhellung der Reformationsperiode ſo verdiente Dr. Jeſſopp hat die Viſitationsberichte der Diöceſe Norwich veröffentlicht und in der 52 Seiten langen Einleitung die Hauptergebniſſe ſeiner Forſchungen kurz zuſammengeſtellt. Die Biſchöfe von Norwich nahmen ihre Aufgabe nicht leicht. Die Mönche und Nonnen, welche bei den Viſitationen vor den Biſchöfen erſchienen, gehörten nicht zur Klaſſe derer, die leben und leben laſſen, die ſich nichts machen aus der Uebertretung der Ordensregel. Im Gegentheil bemerken wir eine gewiſſe Starrheit und Engherzigkeit, welche Kleinigkeiten als große Fehler darſtellt und ſehr oft den Verhältniſſen nicht gehörig Rechnung trägt. Die alten Nonnen klagen über die Haſt der jüngeren, ihr ſchnelles, unandächtiges Beten, daß ſie nicht folgen können. Die Untergebenen beſchweren ſich öfters über die ſchlecht zubereitete Koſt, die auch nicht reichlich genug ſei. Andere finden, der Obere oder die Oberin ſeien ſchlechte Verwalter, zu weltlich, zu viel im Verkehr mit Auswärtigen. Andere klagen, daß die fürs Studium vorgeſchriebene Zeit nicht eingehalten würde. Klagen über Immoralität und Zügelloſigkeit ſind ſelten und nur in etwa drei Fällen begründet. Jeſſopp kommt deshalb zum Schluſſe: wenn die Veröffentlichung anderer Viſitationsberichte nicht ſchwerere Anklagen ans Licht fördere, ſo ſeien die Commiſſäre Heinrichs VIII. die abſcheulichſten Verleumder, die je gelebt hätten. Fehlerfrei waren auch die Mönche nicht, aber von einer Verwahrloſung der Disciplin und Zucht, von Zügelloſigkeit kann nicht die Rede ſein. Die Regel wurde ſehr genau beobachtet, jede Uebertretung ſtreng geſtraft. Viel hing jedoch von dem jeweiligen Obern ab; demnach finden wir, daß Klöſter, in welchen der Biſchof kurze Zeit zuvor viel zu rügen hatte, ſpäter ganz ausgezeichnet ſind.

Die Zeit der Reformation war eine Uebergangszeit, eine Zeit der Gährung, in der sich große Aenderungen im politischen wie geistlichen Leben vorbereiteten. Was man den Mönchen allenfalls zum Vorwurfe machen konnte, ist, daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten gewußt und in der Wissenschaft an den Universitäten nicht dasselbe Ansehen wie früher besessen. Dagegen war, wie Gasquet nachweist, das Verhältniß zu den Bischöfen und dem Weltclerus besser als im Mittelalter. Reibungen und Streitigkeiten sind viel seltener. Die Bettelmönche sind noch immer die geschätztesten Prediger, die gesuchtesten Beichtväter; noch immer werden reiche Schenkungen zu ihren Gunsten gemacht. Der Umstand, daß Männer wie Wykeham, Fox die von ihnen gegründeten Collegien Weltpriestern übergaben und nicht religiösen Orden, beweist nur, daß sie für die Weltpriester eine Universitätserziehung sichern wollten.

Der zweite Band Gasquets besitzt neben den Vorzügen des ersten noch den weitern, viel neues Quellenmaterial zum erstenmale herbeigezogen zu haben. Er enthält die Geschichte der Auflösung der ärmeren Klöster, schildert darauf den Aufstand in der Grafschaft Lincoln, die große Insurrection im Norden Englands, welche die Auflösung der größeren Klöster beschleunigte. Da nämlich manche Mönche gezwungen oder freiwillig sich den Insurgenten angeschlossen hatten, benützte man diesen Umstand, sie vor die Gerichte zu stellen, wegen Hochverrath zu verurtheilen und ihre Güter zu confisciren. Die Art und Weise, wie die Commissäre von Kloster zu Kloster zogen, wie sie durch Einschüchterung, Bestechung des Abtes (sehr oft waren schon vorher tüchtige und entschlossene Aebte und Obere von der Regierung abgesetzt und durch ihre Creaturen ersetzt worden), Versprechungen, die nicht gehalten wurden, zur Uebergabe ihrer Güter zwangen, wird hier ausführlich geschildert. Wir sehen, wie ganze Banden von Handwerkern und Arbeitern von Kloster zu Kloster ziehen und auf Commando das Werk der Zerstörung beginnen. Die packenden Schilderungen, welche sich bei Dixon finden, sind unübertrefflich; Gasquet hat jedoch in vielen Fällen manches Detail gesammelt, welches das Bild noch vervollständigt. Die Bleidächer der Kirchen und Klöster reizen ganz besonders die Habgier der königlichen Beamten. Tage-, wochenlang sind Arbeiter in Kirchen und Klöstern mit dem Herabreißen und Schmelzen des Bleies beschäftigt, das sehr oft ins Ausland verkauft wurde. Die schönsten Denkmäler der Kunst werden von diesen Vandalen zerstört, die schönsten Gebäude, welche ihrer Dächer beraubt und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, läßt man zerfallen oder benutzt sie als Stein-

brüche. Die zahlreichen Meßbücher, Pſalter, Antiphonarien, Bibeln, die reichen und ſchönen Bibliotheken werden zerſtreut und zerſtört. Die alten Ritualien ſind äußerſt ſelten; die wenigen, welche wir noch beſitzen, ſind vielfach unvollſtändig oder beſchädigt. Die Compoſitionen der alten engliſchen Muſiker ſind verloren gegangen.

Ueber zwei Punkte werden uns im zweiten Bande noch wichtige Aufſchlüſſe gegeben: einmal über die hohe Achtung, welche die Ordensgeiſtlichen und Mönche noch lange nach der Aufhebung genoſſen, dann über den Schaden, welcher den Armen und Kranken aus der Aufhebung der Klöſter erwuchs.

Schon Macaulay hat in ſeinem Essay über Lord Burleigh die richtige Bemerkung gemacht: „Die größten und populärſten Dramatiſten des Zeitalters der Königin Eliſabeth behandeln den Cölibat, einen ſo verführeriſchen und ſpäter ſo allgemeinen Gegenſtand des Spottes, mit geheimnißvoller Ehrfurcht. Faſt jedes Mitglied eines religiöſen Ordens, das ſie auf die Bühne bringen, iſt ein heiliger, ehrwürdiger Mann. In ihren Stücken findet ſich nichts, was an das rohe Geſpötte erinnerte, mit dem die katholiſche Religion und ihre Diener zwei Generationen ſpäter angegriffen wurden von Schauſpieldichtern, welche dem Volke zu gefallen ſuchten.“ Wohl niemand wird läugnen, daß die großen Dramatiker dieſer Periode die Geſinnungen des Volkes treuer wiederſpiegeln, als die Streitſchriften proteſtantiſcher Theologen oder die früher auf Thomas Cromwells Anregung verfaßten Schmähſchriften gegen alles Katholiſche. Gehen wir zurück zum Jahre 1549, dann begegnen wir bei den Artikeln, welche von den Inſurgenten von Devonſhire aufgeſetzt wurden, unter andern dem Artikel 14, der Wiederherſtellung der Klöſter und Zurückerſtattung der Hälfte ihrer Güter fordert. Unter Maria war die Wiederherſtellung der Klöſter ſehr populär. Die Fehler, welche Dekan Colet und die Gebildeteren in der Nation an vielen Ordensleuten rügten, wurden vom gewöhnlichen Volke kaum beachtet; zudem traten dieſelben zurück zur Zeit der Verfolgung im Vergleiche mit den Tugenden, welche ſie in dieſen Tagen der Bedrückung und der Leiden bewieſen. Nicht bloß die Karthäuſer und die Obſervanten unter den Franziskanern hatten Martyrer aufzuweiſen und Bekenner, die treu an der alten Lehre feſthielten und den Supremat Heinrichs VIII. nicht anerkannten, auch andere Orden zeigten große Standhaftigkeit im Bekenntniß des alten Glaubens.

Am ſchmerzlichſten wurde von allen Klaſſen die Aufhebung der Nonnenklöſter gefühlt. Die Nonnen waren die Erzieherinnen der weib-

lichen Jugend, die Tröſterinnen der Armen. Manche hoffnungsvolle, fromme Jünglinge waren durch ihre Wohlthätigkeit in den Stand geſetzt, zu ſtudiren. Der Einfluß und das Anſehen, welches ſie beim Adel beſaßen, der ihnen die Erziehung ſeiner Töchter anvertraute, trugen viel zum guten Einvernehmen mit den Pächtern bei. Handwerker, Kaufleute, ganz beſonders die Armen ſahen ein Nonnenkloſter in ihrer Nachbarſchaft äußerſt gerne. Ungeachtet aller Bullen und Verwendungen ſelbſt hochgeſtellter königlicher Beamten, wie Audley, mußten auch dieſe Klöſter fallen. Die Zahl der Nonnen belief ſich übrigens nicht auf 10 000, wie die meiſten Geſchichtſchreiber, welche ſich durch Hooper irreführen ließen, berichten, ſondern nach Gasquets Berechnung auf ungefähr 1560. Mehr als die Hälfte, 850, gehörten dem Benediktiner-Orden an.

Ein Hauptgrund für die Aufhebung der Klöſter war die nur zu begründete Beſorgniß, das Beſtehen einer nationalen Sonderkirche würde durch den Fortbeſtand der Orden gefährdet werden. Wenn auch die meiſten Ordensleute in England den Suprematseid geleiſtet hatten (manche von den Bettelmönchen hatten jedoch, um dem Eide zu entgehen, England verlaſſen), ſo geſchah es nur aus Zwang, aus Furcht vor Kerkerhaft und Hinrichtung. Die Aebte, Prioren und Oberen, welche in ihrer Bedrängniß, um ihr Kloſter zu retten, ihre Communitäten beiſammenzuhalten, beſchworen, was ſie wohl mißbilligten, worüber ſie aber bei der damaligen Lage und dem Beiſpiele der Biſchöfe nicht jene Klarheit beſaßen, wie wir jetzt, verdienen einigermaßen unſer Mitleid, während unſer Unwille ſich gegen die wenden muß, welche ſie in dieſe Lage gebracht haben, d. h. gegen Cromwell und den König.

Gasquet bemerkt ſehr richtig: „Inſtinctmäßig wußten ſie, was recht war. Sie hatten ein zartes Gewiſſen betreffs des päpſtlichen Primats. Sie vertheidigten denſelben als wahr, ſoweit ſie ſich getrauten, und betrachteten die Kirchenpolitik Heinrichs und die Maßnahmen Cranmers mit Mißtrauen, da ſie glaubten, der Erzbiſchof habe keine Autorität ohne die Vollmacht des Biſchofs von Rom. Die Erwartung war allgemein, der Streit zwiſchen König und Papſt würde beigelegt werden. Männern, welche durch die Erfahrung belehrt wurden, mag dieſe Erwartung eine an Thorheit grenzende Einfalt verrathen, den Zeitgenoſſen war ſie der Haupthoffnungsanker.“ Heinrich und ſeine Rathgeber wußten ſehr wohl, daß nicht allein die Bettelmönche, deren Verbindung mit dem Continente eine viel innigere war, als die der Benediktiner und Ciſtercienſer, ſondern auch alle anderen Orden nichts ſehnlicher wünſchten und anſtrebten, als Wiedervereinigung mit Rom; deshalb durften die Klöſter nicht fortbeſtehen.

Die Regierung Heinrichs VIII. kann kurz und bündig als eine in legale Formen gekleidete Beraubung der niederen Klaſſen und Bereicherung der Gentry bezeichnet werden, als eine Zerſtörung aller milden Stiftungen für die Armen, Einziehung des Vermögens aller geiſtlichen und weltlichen Genoſſenſchaften, die irgendwie mit Religion in Beziehung gebracht werden konnten, z. B. der Gilden, der Kapellen u. ſ. w. Durch ihn erhielt der verderbliche Grundſatz: „Das Eigenthum hat alle Rechte, aber keine Pflichten", volle Geltung. Es iſt natürlich, daß die Vorſtellungen, man ſolle wenigſtens der Armen wegen einige Klöſter erhalten, keinen Eingang fanden. Die Spitäler und Armenhäuſer, welche mit vielen Klöſtern verbunden waren und deren Leitung Ordensleute innehatten, verſchwanden entweder plötzlich, oder es wurden die Inſaſſen derſelben allmählich entlaſſen. Hier nur ein Beiſpiel. Das Armen- und Krankenſpital zu Biſhopsgate in London enthielt am 1. December 1539 34 Arme. Die erſte Woche nach Vertreibung der ſechs Canoniker und zwei Schweſtern, die im Spitale beſchäftigt waren, erhielt jeder der 34 Armen 18 Pfennige; die Woche danach erhielten nur 32, eine Woche ſpäter nur 30 und am 19. März nur noch 20 ein Koſtgeld. Ende September war die Zahl der Empfänger auf 18 reducirt. Aehnliche Beiſpiele finden ſich auch anderswo. Die Armen, welche in den einzelnen Klöſtern täglich geſpeiſt wurden, an beſtimmten Feſten Geld, Kleidung oder andere Geſchenke erhielten, waren dem bitterſten Mangel ausgeſetzt. Die neuen Eigenthümer der Kirchengüter hatten kein höheres Ziel, als ſich zu bereichern. Sie erhöhten den Pachtzins, friedigten das Gemeindeland ein, das der Arbeiter als Weide für ſeine Kuh, der Kleinbauer als Viehweide benützt hatte; ſie behielten den Zehnten, welcher den Klöſtern in vielen Fällen zugefallen war, ohne von ſeinem Ertrage etwas für den Pfarrer auszuwerfen, und verſtopften auf dieſe Weiſe alle Hilfsquellen der Armen. Pächter, Kleinbauern, Arbeiter, Handwerker, kurz alle, außer dem Großgrundbeſitzer, konnten nur mit Mühe ihr Daſein friſten. Von Wohlthätigkeit konnte da nicht mehr die Rede ſein, ſelbſt wenn die neue Lehre von der Verwerflichkeit der guten Werke keinen Anklang gefunden hätte.

Manche Tauſende von Mönchen und Nonnen, die keine Penſion erhalten hatten, vermehrten die Zahl der Armen und ſahen ſich in der Lage, entweder zu betteln oder Hungers zu ſterben. Wie viele Mönche und Nonnen dem Hungertode erlagen, wie viele gleich niederen Verbrechern geſtäupt, mißhandelt und gezüchtigt wurden, ſo daß ſie an den Wunden ſtarben, weil ſie gebettelt hatten, läßt ſich nicht berechnen. Sicher iſt,

daß man zu ihren Gunsten keine Ausnahme machte. Der Pauperismus beginnt in England mit der Aufhebung der Klöster und der Einziehung des Kirchengutes. Die Neuzeit hat dem Uebel abzuhelfen versucht und protestantische Klöster gestiftet, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die alten katholischen Orden zu ersetzen. Wie weit diese neuen Orden ihre Aufgabe zu lösen im Stande sind, braucht hier nicht untersucht zu werden. Sie sind jedenfalls kostspieliger als die alten und nicht zahlreich genug.

A. Zimmermann S. J.

Absichten des Neuheidenthums auf Erziehung und Unterricht.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. März d. J. wurden Stimmen laut, es dürften in der Schule keine Lehren vorgetragen werden, welche der modernen Culturentwicklung widersprächen. Man rief den Cultusminister zu Hilfe, um jeden derartigen Angriff auf die heutige Cultur sofort strengstens zu ahnden. Was ist denn diese wie ein Augapfel gehütete moderne Culturentwicklung? was fordert sie? was bezweckt sie? Was jene Redner im preußischen Landtage darunter verstehen, haben sie uns nicht verrathen, können wir daher auch nicht sagen. Aber was man im Namen derselben modernen Culturentwicklung von der Schule vielfach verlangt, das wissen wir ganz genau. Wir halten es für nicht unwichtig, einzelne dieser Forderungen etwas eingehender zu beleuchten. Wenden wir uns zunächst einer Richtung zu, die vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus unsere Schule reformiren will. Warum wir sie als Neuheidenthum bezeichnen, ergibt sich aus den Ausführungen von selbst.

Verschiedenartige Bemühungen von seiten der neuheidnischen „monistischen Weltanschauung", ihren „berechtigten Einfluß" auf Erziehung und Unterricht zur Geltung zu bringen, sind schon ältern Datums. Man erinnert sich z. B. eines gewissen Oberlehrers an der Realschule zu Lippstadt, welcher 1877 seinen Schülern ultra-darwinistische Anschauungen einzuträufeln versuchte, indem er ihnen aus Carus Sterne's „Werden und Vergehen" vorlas und dieses frivole Machwerk „zur Anschaffung

empfahl". Die Angelegenheit kam vor Gericht und wurde einige Monate später im preußischen Abgeordnetenhause ausführlich besprochen.

Damals erhielt der Landtag, auf eine diesbezügliche Interpellation v. Hammersteins, vom Ministerium Falk die Versicherung: an den Delinquenten Dr. H. Müller sei eine ernste Rüge und „die allerernsteste Verwarnung" ergangen, „alles aus der Schule fernzuhalten, was auch nur im geringsten die religiösen Gefühle der Schüler, seien sie katholisch, seien sie evangelisch, verletzen könne". „Der Herr Minister verlange absolut, daß Theorien und unbewiesene Hypothesen, wie sie in den Schriften von Häckel, von Darwin, von Carus Sterne vielfach zum Ausdrucke kommen, nicht vor Schülerkreise unserer Gymnasien und höherer Lehranstalten überhaupt gehören." [1]

Damit war der „an und für sich harmlose Vorfall", wie Dr. Müller ihn nannte, für die Volksvertretung erledigt. Nur den Heißspornen unter den Verfechtern der „neuen Weltanschauung" kam er durchaus quer; denn sie mußten sich doch sagen, daß man mit ähnlichen Versuchen von nun an zurückhaltender und vorsichtiger sein müsse [2].

Im selben Jahre 1877, da sich H. Müller die erwähnte ministerielle Rüge und Verwarnung zuzog, bemühte sich E. Häckel, auf einem andern Wege die Schulreform-Frage in Fluß zu bringen. Er brachte sie nämlich „offen vor das Forum der Wissenschaft", d. h. er hielt in der damals zu München tagenden 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte eine Rede über „die heutige Entwicklungslehre" und ihre Ausdehnung

---

[1] Vgl. „Landtagsverhandlungen 1879", 15. und 18. Januar.

[2] Wie untieb gewissen Leuten der Lippstadter Fall und seine Verhandlung im Landtag gewesen, beweist ihre Sucht, den ganzen Hergang möglichst zu entstellen und zu verdrehen. „Man erfand (gegen Müller) die abgeschmacktesten und unwahrsten Beschuldigungen"; so behandelt Carus Sterne einige Jahre später den „spröden Stoff". „Vor Gericht wurde in jedem einzelnen Falle [?] festgestellt, daß es sich um reine Verleumdungen oder starke Uebertreibungen handle, obwohl man im blinden Eifer so weit ging, als Hauptbelastungszeugen ehemalige Schüler vorzuführen, die vor mehr als dreizehn Jahren [sic] eine unpassende Wendung [!] von ihm vernommen haben wollten. Alle diese Processe [?] ... endigten mit Niederlagen der Gegner und glänzenden Erfolgen des Angegriffenen [!!]." „Ich will nicht näher darauf eingehen, wie im Januar 1879 die Anschuldigungen gegen Müllers Unterrichtsweise von einigen schlecht unterrichteten Anhängern der conservativen Partei im preußischen Abgeordnetenhause wiederholt wurden, ... wie der Kampf drei Tage lang tobte [?] und mit einer neuen Niederlage der Angreifer endigte, — wie sich zeigte, daß man wieder mit Verleumdungen und Entstellungen operirt hatte!" — So Dr. E. Krause, genannt Carus Sterne. (Vgl. „Kosmos" 1883. S. 399.) — Fast könnte man auf den Gedanken kommen, der Mann habe sich den Grundsatz Voltaire's angeeignet: Lügt, Freunde, lügt!

Digitized by Google

auf alle möglichen Gebiete und somit auch auf die Schule. Schon früher hatte er aufmerksam gemacht auf die von ihm entdeckte „philosophische Centralstellung der Entwicklungslehre" — „auf dürrer Heide — ringsum grüne Weide". Diese naive Idee führte er nun in seiner Münchener Rede weiter aus:

„Die Einheit der Weltanschauung (oder der ‚Monismus') ... vereint Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu einer allumfassenden, einheitlichen Gesammtwissenschaft. Indem wir so die heutige Entwicklungslehre als einigendes, einheitliches Bindemittel der verschiedenartigsten Wissenschaften anerkennen, gewinnt sie die höchste Bedeutung nicht nur für die rein theoretischen, sondern auch für die praktischen, angewandten Disciplinen ... Medicin, Jurisprudenz, Theologie ... Ja, wir sind der Ueberzeugung, daß sie sich auf allen diesen Gebieten als der bedeutendste Hebel ebenso der fortschreitenden Erkenntniß, wie der veredelten Bildung überhaupt bewähren wird. Da nun der wichtigste Angriffspunkt der letztern die Erziehung der Jugend ist, so wird die Entwicklungslehre als das wichtigste Bildungsmittel auch in der Schule ihren berechtigten Einfluß geltend machen müssen; sie wird hier nicht bloß geduldet, sondern maßgebend und leitend werden ...

„Wie weit die Grundzüge der allgemeinen Entwicklungslehre schon jetzt in die Schulen einzuführen sind, ... das zu bestimmen, müssen wir den praktischen Pädagogen überlassen. Wir glauben aber, daß eine weitgreifende Reform des Unterrichts in dieser Richtung unausbleiblich ist und — vom schönsten Erfolge gekrönt sein wird." [1]

Wie stark muß Häckel in seine „Entwicklungslehre" verrannt gewesen sein, da er solche Anforderungen in ihrem Namen zu stellen wagte! Wie viel Gewicht muß er seinen hochtrabenden Phrasen und wie wenig Besonnenheit seinen Zuhörern beigemessen haben, da er sich vor einer solchen Versammlung also vernehmen ließ! Eine entsprechende Antwort ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Die bekannte Rede Virchows wirkte wie ein Guß zähflüssigen Oels auf brandende Wogen. „Die allgemeinen Ansichten, welche Virchow dabei entwickelte," meinte Häckel später, „ergeben einen so tiefgreifenden Gegensatz unserer beiderseitigen wichtigsten Principien [und ‚Desiderate'?] und berühren so sehr unsere werthvollsten moralischen Ueberzeugungen [‚socialen Instincte'?], daß an eine Versöhnung derselben nicht mehr gedacht werden kann." [2]

[1] E. Häckel, Münchener Rede, 1877. S. 15.

[2] E. Häckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre. 1878. S. 1.

Es ist hier nicht am Platze, die vielen leidenschaftlichen Anstrengungen aufzuzählen, welche Häckels Freunde und Bundesgenossen machten, um die Niederlage ihres Vorkämpfers zu beschönigen und ihren eigenen Rückzug zu decken. Nur eine kurze Aeußerung Fr. v. Hellwalds über Virchow möge als Charakteristikum dienen: „Allerdings ist es unserer Meinung nach hohe Zeit, daß ... auch den im hellen Sonnenlichte gleißenden Schlangen des liberalen Lagers, den Finsterlingen, die sich Fortschrittsmänner benamsen, der Giftzahn ausgerissen werde.“ [1] Genug, die Bewegung zu Gunsten „einer weitgreifenden Reform des Unterrichts“ im Sinne Häckels und Genossen war wenigstens für lange Zeit lahm gelegt.

Einen neuen Vorstoß zu wagen, schien Herrn W. Preyer, einem alten treuen Anhänger des monistischen Materialismus, vorbehalten zu sein. Die Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden 1887 war so glücklich, seinen Vortrag über „Naturforschung und Schule“ anhören und in ihr Tageblatt aufnehmen zu dürfen. Was den Vortrag vor allem auszeichnete, war seine kurze Dauer und die knappe Form: „... Es ist Gefahr für die Zukunft da. Es muß etwas geschehen. Was? — Zunächst muß das Gymnasialmonopol aufgehoben werden.“ „Es muß in den Schulen viel mehr Zeit auf Charakterbildung und auf Körperpflege und viel weniger Zeit auf gelehrten Unterricht, also Gedächtniß-Arbeit, verwendet werden.“ „Die alten Sprachen des Schulunterrichts hängen der jetzigen Generation an wie rudimentäre Organe... In Wahrheit ist die Continuität mit dem classischen Alterthume längst unterbrochen, und zwar durch — Copernicus, Galilei und Luther [Eobanus Hessus und die übrigen ‚Humanisten‘].“

„Die Aufklärung und Menschlichkeit im Völkerleben brechen sich trotz der sehr künstlichen Züchtung von Schulen zur Bevorzugung des Interesses am classischen Alterthume mit seinem Aberglauben, Sklaventhum und seiner unchristlichen Moral thatsächlich immer mehr Bahn, und die deutsche Jugend, welche jahrelang zur geistigen Auswanderung nach Rom und Athen gezwungen wird, kann in ihrer natürlichen Entwicklung schließlich doch nicht gehemmt werden. Denn wenn nicht das gegenwärtige Geschlecht die veraltete Art des Schulunterrichts den Errungenschaften der Naturforschung entsprechend umformt, dann — wird es das künftige um so gründlicher thun.“ (Lebhafter Beifall.) [2]

---

[1] „Ausland“ 1878. S. 634.

[2] „Tageblatt der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte“ 1887. S. 58 und 59.

Seit einer Reihe von Jahren ist es bei Naturforschern einer gewissen Richtung Mode geworden, ihre Leistungen und Pläne „weiteren Kreisen" mitzutheilen, um sie nicht „in der Abgeschiedenheit rein wissenschaftlicher Zeitschriften" begraben zu lassen. Dieser Sitte ist auch Preyer gerecht geworden, indem er mit seiner kurzen Wiesbadener Rede gleichzeitig eine weitläufige Broschüre über denselben Gegenstand erscheinen ließ[1]. Letztere besonders hat einiges Aufsehen erregt, mehr vielleicht, als ihr Inhalt oder der Name des Verfassers verdient. Nichtsdestoweniger erscheinen die Proteste und Abfertigungen, welche seine Uebergriffe und unwahren Behauptungen bisher erfahren haben, in Anbetracht der Tragweite seiner Forderungen vollkommen gerechtfertigt[2]. „Darf die moderne Naturforschung es wagen, den alten Elementen der Geistesbildung zuzurufen: ôte-toi, que je m'y mette?" fragt Professor Zorn, und wir antworten mit ihm: „So weit sind wir wohl noch lange nicht." Doch läßt sich ja auf die grundfalschen Voraussetzungen und Folgerungen Preyers später einmal zurückkommen.

Eine Leistung jüngern Datums bleibt noch zu erwähnen und zu beleuchten übrig; wir meinen die Rede, welche Dr. Vaihinger, Professor der Philosophie an der Universität Halle, auf der vorjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln hielt, und die er nunmehr „unverändert abgedruckt, aber mit einem reichen Material von Anmerkungen ausgestattet, der Oeffentlichkeit übergeben" hat[3].

Faßt man den Umstand allein ins Auge, daß der Philosoph in seinem Vortrage gegen den Physiologen Preyer zu Felde zieht, dann könnte man vermuthen, er müsse etwas Vernünftiges und Gutes bringen. Sieht man aber genauer zu, so schwindet diese Aussicht mehr und mehr, und zuletzt findet man das gerade Gegentheil bestätigt. In der That gestatten uns seine Ausführungen einen noch tiefern Einblick in die unsägliche Zerfahrenheit und Verschwommenheit modern-materialistischer Anschauungen und Grundsätze; sie machen uns mit den Absichten des Neuheidenthums

[1] W. Preyer, Naturforschung und Schule. Stuttgart 1887.

[2] Heidelberger Erklärung in betreff der humanistischen Gymnasien Deutschlands. Heidelberg 1888. — Auch ein Wort zu „Naturforschung und Schule", von einem Anonymus (zweifelsohne einem gewiegten Pädagogen). Jena 1888. — Dr. jur. Ph. Zorn, Für das humanistische Gymnasium. Berlin und Leipzig 1888.

[3] Dr. H. Vaihinger, Naturforschung und Schule. Eine Zurückweisung der Angriffe Preyers auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwicklungslehre. Köln und Leipzig 1889.

auf Erziehung und Unterricht noch besser vertraut, dürften uns aber auch noch vollständiger überzeugen von der offenbaren Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit der Gründe, auf welche die Neuheiden ihre „berechtigten Ansprüche“ auf eine „maßgebende und leitende“ Stellung in der Schule stützen.

Dr. Vaihinger war von jeher ein eifriger Anhänger der „monistischen Weltanschauung“ und ehemaliger Mitarbeiter des weiland „Kosmos“. „Mögen wir uns für Göttersöhne halten“, sagte er dazumal, „oder für Gipfel der Thierreiche, der Edle findet in der Erfüllung des sittlichen Gebotes seine Befriedigung.“[1] Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er sich in seiner Kölner Rede „von vornherein deutlich und bestimmt“ dahin ausspricht, daß er „in den Principien mit Preyer vollständig einverstanden“ ist, „da wir ja zwischen somatischer und psychischer Entwicklung keinen principiellen Unterschied machen.“ Dagegen hat er „denjenigen Physiologen, welche wie Preyer vom Standpunkte der Biologie aus dem Unterrichte in den classischen Sprachen den Krieg erklärt haben,“ den Vorwurf zu machen, „daß sie aus einem richtigen Princip eine falsche Consequenz gezogen haben.“ Denn zunächst „vermißt man unter jenen 15 physiologischen Entwicklungsgesetzen, welche Preyer aufgezählt hat, gerade das wichtigste: dasjenige Entwicklungsgesetz, welches über das Wachsthum aller Lebewesen den tiefsten Aufschluß ertheilt, das Gesetz vom Parallelismus der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung.“

Der Philosoph wird nicht müde, dieses wichtigste Gesetz den versammelten Naturforschern und Aerzten sowie seinen späteren Lesern des langen und breiten zu entwickeln, damit sie dessen tiefen Sinn doch ja richtig erfassen und nicht wieder vergessen.

„Sie kennen ja alle dieses Gesetz, welches wir dem Zusammenwirken deutscher und englischer Naturforscher verdanken, und welches trotz mancher Lücken, Schwierigkeiten und Restrictionen doch nunmehr als ein allgemein giltiges organisches Grundgesetz angesehen werden darf. Dieses ‚biogenetische Grundgesetz‘ lautet, wie Sie wissen:

„Die Entwicklungsgeschichte eines einzelnen (sic) Individuums ist eine Recapitulation der Entwicklungsgeschichte des ganzen Stammes; d. h. die Entwicklung jedes einzelnen organischen Wesens wiederholt in kurzen Zügen die ganze Formenreihe, welche die Vorfahren des betreffenden Individuums von dem Ursprunge ihres Stammes an durchlaufen haben ...,

[1] Vgl. „Kosmos“ 1877. I. S. 449.

d. h. jedes organische Individuum erreicht nicht mit einem Male, nicht plötzlich die Stufe, auf der seine Eltern stehen, sondern muß durch dieselben Vorstufen erst sich gleichsam hindurcharbeiten, auf denen seine ganze Ahnenreihe in vielen Jahrtausenden langsam heraufgeklommen ist.

„Dieses Gesetz hat in das tiefe Geheimniß des Werdens und Wachsens der organischen Wesen einen hellen Strahl geworfen, und wir dürfen es als das wichtigste organische Entwicklungsgesetz bezeichnen."

Herr Vaihinger muß uns schon erlauben, daß wir „so frei sind", dieses Gesetz, von welchem er so viel Aufhebens macht und das er zur Grundlage seiner Beweisführung erkoren, genauer auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Denn an Lobhudeleien auf allerhand in Jena fabricirte „Gesetze", die „trotz aller Lücken, Schwierigkeiten und Restrictionen" dennoch allgemein giltig, hellstrahlend und überaus wichtig sein sollen, sind wir allgemach so gewöhnt, daß sie gar keinen Eindruck auf uns machen. Hören wir, was der bekannte Genfer Naturalist K. Vogt gegen E. Häckel darüber zu sagen weiß.

Häckel: „Das ist das Grundgesetz der organischen Entwicklung, das höchst bedeutungsvolle ‚biogenetische Grundgesetz', auf welches wir immer wieder zurückkommen werden."

Vogt: „Dies ist das Dogma, welches in derselben Weise wie andere immer und immer wieder als unerschütterlicher Glaubenssatz hingestellt wird."

Häckel: „Karl Vogt ist gleich seinem Freunde Karl Semper ein geschworener Verächter aller Philosophie." — „Die Kette von verschiedenartigen Thiergestalten, welche nach der Descendenztheorie die Ahnenreihe oder Vorfahrenkette jedes höhern Organismus und also auch des Menschen zusammensetzen, stellt immer ein zusammenhängendes Ganzes dar, eine ununterbrochene Gestaltenkette."

Vogt: „Ja, wenn wir dieselbe aus mehr oder minder in die Augen fallenden Wahrscheinlichkeiten construiren; nein, wenn wir die Thatsachen, auf welche diese Wahrscheinlichkeiten sich stützen, zu ordnen und in Verbindung zu bringen suchen ... Wir können uns nicht einmal eine hypothetische Stammform der Säugethiere construiren. Die widersprechendsten Anschauungen stehen einander gegenüber ... Wo ist in diesem Mischmasch die ‚ununterbrochene Gestaltenkette', die ‚immer ein zusammenhängendes Ganzes darstellt', zu finden?"

Häckel: „Karl Vogt ergreift jede Gelegenheit, um sich über philosophische Tendenzen und Untersuchungen lustig zu machen." — „In der

That existirt immer ein vollkommener Parallelismus der beiden Entwicklungsreihen, jedoch mit dem Unterschiede, daß meistens in der ontogenetischen Entwicklungsreihe vieles fehlt und verloren gegangen ist, was in der phylogenetischen [d. h. Stammes-] Entwicklungsreihe früher existirte und wirklich gelebt hat."

Vogt: „Es ist schwer verständlich, wie man in einer Geschichte, die man vor seinen Augen ablaufen sieht, eine Recapitulation einer andern Geschichte finden kann, die man nicht kennt. Wir wiesen nach, daß wir von keiner Art die Stammesgeschichte kennen, und trotz dieser Unwissenheit sollen wir in der individuellen Entwicklungsgeschichte die abgekürzte Stammesgeschichte erkennen!" „Hinsichtlich der Verknüpfung der Wirbelthiere mit Wirbellosen läßt uns die Paläontologie gänzlich im Stiche... Das ‚biogenetische Grundgesetz' steht also hier nicht einmal auf einem Fuße, es schwebt gänzlich in der Luft... Man hat sich viele Mühe gegeben, aus vereinzelten anatomischen oder ontogenetischen Thatsachen etwas Wasser auf die stockende Mühle zu leiten... Aber alle diese Hypothesen können doch nicht für Beweise gelten."[1]

Sonach wäre das „biogenetische" Dogma noch weit davon entfernt, als allgemeingiltiges „Gesetz" anerkannt zu sein. Ja, wenn Dr. Vaihinger genauer zusehen wollte, würde er finden, daß es sich vom naturhistorischen Standpunkt aus überhaupt gar nicht beweisen läßt. Denn Geologie und Paläontologie, welche allein im Stande wären, uns über eine etwaige „Stammesgeschichte" Aufschluß zu geben, wissen in Wirklichkeit nichts von einer „Entwicklungsgeschichte", sondern nur von zeitlicher Aufeinanderfolge zu erzählen. Auch die Philosophie hat bis jetzt wenigstens keinen Beweis erbracht. Ob es ihr je möglich sein wird, kann Herr Vaihinger ja einmal versuchen. Sollte es ihm gelingen, so wird er sich um den Darwinismus mehr Verdienste erworben haben, als Darwin selbst.

Aber nein, unser Philosoph hält jetzt schon das „biogenetische Grundgesetz" trotz seiner Lücken, Restrictionen und Schwierigkeiten für das „wichtigste Entwicklungsgesetz", das da „in das Geheimniß des Werdens und Wachsens der organischen Wesen einen hellen Strahl wirft", und baut darauf ohne weiteres ein „oberstes und allgemeinstes pädagogisches

[1] K. Vogt, Dogmen in der Wissenschaft, in „Natur" 1888 S. 595 ff., 1889 S. 18 ff. — E. Häckel, Generelle Morphologie S. 7 ff., und Anthropogenie, 3. Aufl., S. XXII.

Princip" in die Höhe. Dazu bedarf es bloß einer einmaligen „Anwendung" und einer zweimaligen „Ableitung".

„Wenn wir nun dieses Gesetz anwenden auf den Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, auf die Ausbildung des menschlichen Geistes und damit eben auf Erziehung und Unterricht, was folgt dann daraus?

„Wir werden, da wir ja zwischen somatischer und psychischer Entwicklung keinen principiellen Unterschied machen — wir werden sagen müssen: der gesammte psychische Organismus des kindlichen Menschen folgt diesem Entwicklungsgesetz; das menschliche Individuum muß somit in seiner leiblichen und seelischen Entwicklung dieselben Stufen recapitulirend durchmachen, welche seine Vorfahren in jahrtausendelanger Vervollkommnung langsam durchlaufen haben.

„Die allmähliche Entwicklungsgeschichte der Menschheit heißen wir nun: die Culturgeschichte. Wir können somit aus dem ‚biogenetischen Grundgesetz' [I] das psychogenetische Gesetz ableiten und dieses so formuliren: Die geistige Entwicklung des einzelnen menschlichen Individuums muß die culturhistorischen Stufen der Menschheit recapituliren.

„. . . Wir werden also das kindliche Individuum niemals völlig und sicher auf den von uns erreichten Culturstandpunkt stellen können, wenn wir es nicht selbst alle jene früheren Stufen durchlaufen lassen.

„So leiten wir denn [II] aus jenem ‚psychogenetischen Gesetz' als das oberste und allgemeinste pädagogische Princip den Satz ab: Die Erziehungsgeschichte des einzelnen menschlichen Individuums muß den culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit parallel gehen."

Man muß es Herrn Vaihinger lassen: auf Sophismen versteht er sich. Zuerst ist die individuelle Entwicklungsgeschichte eine Wiederholung der Stammesgeschichte, hernach muß das Individuum recapituliren, es mag wollen oder nicht. Zuerst muß es die Entwicklungsstufen seiner Vorfahren, seines Stammes, hernach die culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit recapitulirend durchmachen. Und dabei scheint er gar nicht zu ahnen, wie gründlich er sich mit seinen Anwendungen und Ableitungen in ein Labyrinth von Absurditäten verliert.

Zum Exempel: Das jugendliche Individuum muß die culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit durchmachen: die Stufen der Griechen und Römer, der Aegypter und Babylonier, der Chinesen und Japanesen, der Azteken und Inka-Peruaner, kurz aller Völker, die gleichsam zur ganzen

Menschheit gehören! — Es muß ferner „alle früheren Stufen durchlaufen", „dieselben Stufen recapitulirend durchmachend, welche seine Vorfahren in jahrtausendelanger Vervollkommnung langsam durchlaufen haben." Daher muß das Kind, wenigstens das mitteleuropäische, in frühester Jugend zuerst die Höhlen-, nachher die Pfahlbauten- und Wälder-Cultur recapitulirend durchmachen. „Hüten wir uns darum, uns an unseren Kindern zu versündigen und ihnen, entgegen den Winken der Natur und der Geschichte, die früheren Durchgangsstufen vorzuenthalten!" (S. 20.)

Ebenso dürfen wir „unseren Kindern" keinerlei Gebrauch des Eisens gestatten, bevor sie nicht die Cultur der „jahrtausendelangen" Stein- und Bronze-Zeit gehörig recapitulirt haben; denn „jede Verfrühung rächt sich im organischen Leben bitter". Vor allem aber hüte man sich, ein Kind auf die Eisenbahn mitzunehmen, oder ihm gar bei elektrischem Licht ein Telegramm vorzulesen, bevor es Griechisch und Lateinisch versteht und noch dazu „die Liebeslyrik Walthers von der Vogelweide" recapitulirend durchgemacht hat. Denn „wie dies ‚naturwissenschaftliche Zeitalter' culturhistorisch erst das Ergebniß früherer ‚Culturstufen' sein konnte, so kann und darf auch beim einzelnen Menschen sein naturwissenschaftliches Zeitalter erst dann anbrechen, wenn er die früheren Entwicklungsperioden in normalem Wachsthum organisch durchgemacht und gleichsam absolvirt hat. Jede Verfrühung rächt sich im organischen Leben bitter"! (S. 19.)[1]

Der Philosoph scheint übrigens nachträglich selbst gemerkt zu haben, daß er eigentlich zu viel behauptet und daß sich thatsächlich unsinnige Folgerungen aus seinen Vordersätzen ergeben. Denn in einer Einleitung zu seiner später gedruckten Rede bemüht er sich, diesen Vorwurf zurückzuweisen, oder vielmehr zu umgehen. „Man könnte sagen, das von mir aufgestellte culturhistorische Princip sei schon darum falsch, weil die stricte Durchführung der chronologischen Reihenfolge der Culturperioden im Gymnasialunterricht [auch schon vorher] ganz unmöglich sei . . . So sieht der Knabe schon früher eine Locomotive und ein Telephon, Erzeugnisse der modernen Wissenschaft. Aber das wirkliche Verständniß der Naturgesetze, welche in jenen Erscheinungen technisch verwerthet sind, kann

[1] Ob nicht eine solche Logik wenigstens einigen der in Köln versammelten deutschen Naturforscher und Aerzte ein mitleidiges Lächeln abzuzwingen im Stande war? Oder sollte auch Vaihingers Vortrag im künftigen Tageblatt glänzen dürfen als ein mit „Beifall" aufgenommener, nach dem Grundsatz: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas?

doch erst sehr viel später erweckt werden. Man lasse sich also durch solche scheinbare Ausnahmen nicht irre machen."

Zunächst handelt es sich hier nicht um „Verständniß der Naturgesetze", sondern um Wiederholung oder Vernachlässigung von „Culturstufen". Sodann handelt es sich nicht um einzelne „scheinbare Ausnahmen", sondern um eine solche Menge von Thatsachen, welche gegen die aufgestellte Regel sprechen, daß von letzterer nichts mehr übrig bleibt. Welcher Mutter fällt es denn ein, ihr Kind, statt auf weiche Polster, wenn sie es vermag, auf ein Thierfell oder auf bloße Erde zu betten? Sie trägt kein Bedenken, dasselbe an allen Bequemlichkeiten theilnehmen zu lassen, welche die moderne Kunst und Industrie ihr bieten. Es wird nach der neuesten Mode gekleidet und in einem hübschen Kinderwagen neuester Form spazieren geführt. Erkrankt dasselbe, so fragt der herbeigerufene Arzt nicht erst beim „biogenetischen Grundgesetz" an, ob es gestattet sei, dieses noch auf niedriger Culturstufe befindliche Individuum nach alten oder nach neuen Recepten zu heilen. Dem Knaben stehen allerlei moderne Spielzeuge zur Verfügung aus Glas, Papier, Kautschuk, Guttapercha u. s. w., und kein Mensch denkt daran, ob dies alles vereinbar sei mit Vaihingers „oberstem und allgemeinstem pädagogischem Princip". Kurz, man wird kein einziges Moment aus der ganzen Jugenderziehung anführen können, bei welchem dieses Princip des „Recapitulirens" maßgebend wäre. Nirgends tritt es zum Vorschein, vielmehr ist es vollkommen überflüssig, aus mehr als einem Grunde verwerflich und schlechterdings undurchführbar.

Als „oberstes pädagogisches Princip" hatte Vaihinger den Satz aufgestellt, daß die Erziehungsgeschichte des menschlichen Individuums den culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit parallel gehen müsse. Diese Fassung war nothwendig, um „beweisen" zu können, daß auch diejenigen Individuen, welche nicht griechischer oder römischer Abkunft sind, dennoch Latein und Griechisch lernen müssen, daß gerade „der classische Unterricht nicht nur nicht dem naturgemäßen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes widerspricht, sondern von dem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus geradezu gefordert wird". Um nun aber der Frage zu begegnen, warum denn derselbe Standpunkt nicht auch die Erlernung der arabischen, persischen, chinesischen, hindostanischen Sprache u. s. w. verlange, muß nochmals ein Sophisma herhalten. Die „ganze Menschheit" wird nämlich im Handumdrehen, aber nur vorübergehend, auf die europäische, „d. i. eben die Cultur-Menschheit" eingeschränkt. Alles übrige ergibt sich dann ohne weitere Schwierigkeit.

„Wir folgen also den Winken der Natur, wir befolgen die organischen Entwicklungsgesetze, wenn wir bei unserer pädagogischen Thätigkeit die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zum Maßstab für die Entwicklung des ‚einzelnen Individuums' machen.

„Für die culturelle Entwicklungsgeschichte der europäischen, d. h. eben der Cultur-Menschheit sind nun drei Hauptfactoren successiv von ausschlaggebender Bedeutung geworden: 1) die griechisch-römische Cultur; 2) das Christenthum; 3) die neuere Naturwissenschaft und Literatur.

„Es sind dies somit die drei Hauptstufen der Culturgeschichte der Menschheit; es ist dies die Reihe der Hauptformen, welche das sittliche und intellectuelle Leben durchlaufen mußte, um das jetzige Niveau zu erreichen."

Also das Christenthum ist für die heutige Cultur-Menschheit ein überwundener Standpunkt! Successiv ist der dritte Hauptfactor von ausschlaggebender Bedeutung geworden! Zur culturellen Entwicklungsgeschichte der nicht-europäischen Menschheit hat das Christenthum überhaupt niemals gehört! Und schließlich hatte das Christenthum nicht einmal einen europäischen, sondern nur einen „germanischen" Charakter! Was für einen, werden wir noch erfahren. Zunächst hören wir den praktischen Schlußsatz der bisherigen Auseinandersetzungen, das einstweilige Programm des neuheidnischen Philosophen:

„Wir werden also Erziehung und Unterricht nur dann naturgemäß einrichten, wenn wir den heranwachsenden Knaben auch durch jene drei Hauptstufen hindurchführen;

„wir werden ihn also zuerst in die [heidnische] griechisch-römische Welt einführen;

„wir werden ihn sodann in den christlich-germanischen Ideenkreis eintauchen;

„und wir werden ihn endlich in die moderne Naturwissenschaft und Literatur einweihen."

Vaihinger wirft anderen Leuten vor, aus einem richtigen Princip falsche Consequenzen gezogen zu haben. Ihm läßt sich der Vorwurf machen, er habe ein unbewiesenes, unhaltbares Princip als bewiesen aufgestellt, dasselbe unrichtig angewendet, andere unrichtige Sätze unrichtig abgeleitet und aus alledem ohne Consequenz unrichtige und absurde Folgerungen gezogen.

Aber der Redner beruft sich ja für die Richtigkeit seiner Ansichten auf eine ganze Reihe von Autoritäten: „erstens Literaturheroen, zweitens

Philosophen, drittens Pädagogen, viertens Philologen, fünftens Theologen." „Und es wären auch aus neuerer Zeit Männer genug aus dem christlichen Lager anzuführen, welche damit übereinstimmen." — Ja freilich, wenn alle, welche jemals irgendwelche Analogie zwischen individueller und universeller Entwicklung, oder den hohen Werth der classischen Sprachen als Bildungsmittel des Geistes anerkannt haben, deshalb Zeugniß ablegten für die barocken Ideen und Grundsätze eines Vaihinger, so sähen wir uns in dieselbe unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt. Allein es ist doch etwas anderes, mit dem humanistisch gebildeten Kirchenvater Clemens von Alexandrien die classische Literatur in Schutz zu nehmen, obwohl sie von Heiden stammt; etwas anderes, zu verlangen, daß die altheidnische „Culturstufe" recapitulirt werde. Und einen gewissen Parallelismus zwischen der Erziehungsgeschichte der Menschheit und jener des einzelnen Menschen anerkennen heißt noch lange nicht ein diesbezügliches „biogenetisches" Müssen „ableiten"[1].

Die Behauptung, welche auch bei unserem Philosophen „anklingt", daß das Heidenthum als eine Vorstufe des Christenthums zu betrachten sei in dem Sinne, als habe sich letzteres aus ersterem „entwickelt", ist so unsinnig, daß sie eine ernste Widerlegung nicht verdient. Mit demselben Rechte könnte jemand behaupten, das Licht habe sich aus der Finsterniß, das Leben aus dem Tod „entwickelt", der vernünftigste Glaube aus dem

[1] Wir können die Reihe der „Zeugnisse" noch um ein gewichtiges vermehren. Nämlich der bekannte Culturhistoriker Fr. v. Hellwald stimmt mit der „allgemeinen Idee des Parallelismus" so vollständig überein, daß er aus ihr mit der größten Sicherheit nach vorwärts und rückwärts, nach rechts und nach links Schlüsse zieht. So z. B. beweist er aus diesem „Parallelismus" haarscharf die ehemalige Existenz eines „sprachlosen Menschenthieres". Denn: die individuelle Entwicklungsgeschichte geht der Stammesgeschichte „parallel". Nun aber ist das unmündige Kind, „ein Thier in durchaus menschlicher Gestalt", zwei Jahre lang sprachlos. Also muß es einen homo primigenius alalus gegeben haben. „Für den ‚sprachlosen Urmenschen' tritt die Sprachlosigkeit der Kinder wirksam in die Schranken. Hic Rhodus, hic salta!" (Vgl. „Kosmos" I. S. 325 ff.) — Seine Freunde Dr. Jäger und Fr. Müller haben ihn freilich alsbald aufmerksam gemacht, daß eine solche Beweisführung zum mindesten „etwas gewagt" erscheine. Denn mit demselben Rechte ließe sich anders schließen: Das unmündige Kind ist das hilfsbedürftigste Geschöpf von der Welt. Also war der Urmensch im höchsten Grade hilfsbedürftig. Nun aber ist es undenkbar, daß ein Wesen von der Schwäche und Ohnmacht eines Kindes den Kampf ums Dasein bestehe. Also muß der Urmensch und somit das Menschengeschlecht zu Grunde gegangen sein. (Vgl. „Kosmos" II. S. 453 ff.) — Ein würdiges Gegenstück zu Vaihingers „Anwendung des ‚biogenetischen Grundgesetzes'"!

wahnwitzigsten Aberglauben, das erhabenste Sittengesetz aus dem tiefsten Verfall der Sitten.

Interessant ist noch die Art und Weise, wie Dr. Vaihinger sein Unterrichtsprogramm im einzelnen durchführt. Zuerst läßt man das Kind nach Art der „Naturmenschen" aufwachsen. Ob es sich dabei auch im Müßiggehen, Betrinken, Rausen, Todtschlagen, Skalpiren u. s. w. üben soll, wird nicht gesagt; nur muß es vor allem diese Vorstufe der eigentlichen Cultur „gehörig recapituliren".

„Zugleich aber und immer mehr beginnt in dem Knaben ein eigenthümlicher Drang sich zu regen — das Interesse an der Vergangenheit. Nicht künstlich genährt ist dasselbe, sondern bei jedem normalen Kinde springt von selbst, wie die Frage nach dem Warum und Wozu der Dinge, so die Frage hervor: Was war denn früher? Wie haben es die Menschen vor Zeiten gehalten?"

Auf alle diese Fragen antwortet man dem „normalen Kinde" natürlich nicht mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß oder dem Katechismus, bewahre! „Eine solche Verfrühung würde sich bitter rächen!" Man erzählt ihm vielmehr „von den patriarchalischen Verhältnissen der Vorzeit"; denn davon „läßt es sich so gerne erzählen, weil diese Verhältnisse seiner eigenen Natur entsprechen".

„Aber mit der wachsenden Körperkraft erwacht im Knaben nun die Lust und Freude am Kampfe: jetzt sprechen wir ihm daher von den Arbeiten des Herakles, von den Kämpfen der homerischen Helden, von der List des vielgewanderten Odysseus; jetzt erzählen wir ihm von den seltsamen Schicksalen des Romulus und Remus, von der rauhen Gerechtigkeit [!] des Brutus, von der kaltblütigen Standhaftigkeit des Mucius Scävola. Jetzt ist der Knabe ganz in seinem Elemente; dies ist die Welt, die er begreift; und um in dieser Welt auch ganz heimisch zu sein, *verlangt er von selbst*, die *Sprache* dieser seiner Lieblingsgestalten zu lernen. Latein und Griechisch sind daher dem normal entwickelten Knaben keine ‚todten' Sprachen, sondern lebendige."

Was will man mehr? Dr. Vaihinger tritt für das humanistische Gymnasium ein, und zwar vom Standpunkte der „Entwicklungslehre"! Man *darf* nicht bloß, nein man *muß* mit dem Unterricht in den classischen Sprachen fortfahren; der normal entwickelte Knabe verlangt es! Es lebe die Philosophie, welche in ihrer Findigkeit dem „biogenetischen Grundgesetz" eine so glückliche Wendung gegeben!

Indes hat alles seine zwei Seiten. Wer bürgt dafür, daß irgend

ein neuheidnischer Pädagog das „oberste und allgemeinste“ neuheidnische „Princip“ nicht consequenter auffaßt und durchzuführen sucht, indem er das Erlernen der classischen Sprachen als Nebensache, hingegen das „Einführen in die griechisch-römische Welt“, das „Recapituliren“ der heidnischen „Culturstufe“ als Hauptsache ansieht? Denn diese Culturstufe ist ja die erste Hauptform, welche das „sittliche und intellectuelle Leben durchlaufen mußte“, und „nur wenn der Knabe wieder die Culturstufe des griechisch-römischen Alterthums selbst durchmacht, können nach dem Grundgesetze des organischen Lebens die Culturelemente der antiken Welt den nachfolgenden Generationen erhalten bleiben“. Schöne Aussichten! Und dieses alles soll der Knabe „recapitulirend durchmachen“, bevor er in die zweite Hauptform der Cultur, das Christenthum, eingeführt werden darf! Denn jede Verfrühung rächt sich ja im organischen Leben bitter!

Auch in betreff dieses Punktes hat Dr. Vaihinger die Absurdität seines Princips wohl herausgefühlt, zwar nicht vor seinen Kölner Zuhörern, aber doch vor seinen späteren Lesern. „Man könne doch nicht“, so läßt er sich einwenden, „den Knaben zuerst ausschließlich mit griechischer und römischer Sprache und Cultur nähren und ihm unterdessen das Christenthum vorenthalten.“ Darauf wird erwiedert: „Naturgemäß [!] wird ja der Knabe schon früher mit einigen Aeußerlichkeiten des Christenthums bekannt, ehe er und während er in das classische Alterthum eingeführt wird; aber die wirkliche Einführung in die Tiefen [?] des Christenthums findet ja doch erst um die Zeit nach der ‚Confirmation‘ statt.“ Ein Commentar dazu ist überflüssig. — Hören wir nur noch, wie der neuheidnische Redner die „wirkliche Einführung in das Christenthum“ verstanden wissen will.

„Die weitere Entwicklung will ich nur kurz noch skizziren: Die organische Entfaltung des psychophysischen Organismus des Knaben nach dem ‚biogenetischen Grundgesetz‘ führt zu einer Periode, in welcher ein tieferes Gefühlsleben in ihm erwacht. Jetzt ist es nicht mehr die lachende ‚Sonne Homers‘, nicht mehr der klare Himmel Italiens, sondern — die romantische, ‚mondbeglänzte‘ Nacht des Mittelalters, in der sich das erwachende Gemüth des Jünglings wohl fühlt.

„Dieser Entwicklungsperiode entsprechend, führen wir ihn jetzt durch die alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen ein in die Welt der Nibelungen und der Gudrunsage, in die Liebeslyrik Walthers von der Vogelweide, in die religiöse Mystik des Parzival und der Gralsage.“

Und damit wäre der Knabe oder Jüngling hinreichend „in den christlich-germanischen Gedankenkreis eingetaucht", und die zweite Culturstufe der europäischen Menschheit, nämlich das Christenthum, „gehörig recapitulirt"! — Dem neuheidnischen Pädagogen ist es natürlich nicht verwehrt, bei einer so günstigen Gelegenheit auch einiges über die „Finsterniß des Mittelalters" einfließen zu lassen; wiewohl man eigentlich niemals verlegen zu sein braucht, bei jedem beliebigen Anlaß, z. B. infolge eines leidigen „Ignorabimus", nach Häckel'schem Muster loszulegen:

„Dieses scheinbar demüthige, in der That aber vermessene ‚Ignorabimus' [eines Du Bois-Reymond] ist das ‚Ignoratis' des unfehlbaren Vaticans und der von ihm angeführten ‚schwarzen Internationale'; jener unheilbrütenden Schaar, mit welcher der moderne Culturstaat jetzt endlich, endlich [!] den ernsten ‚Culturkampf' begonnen hat.

„In diesem Geisteskampfe, der jetzt die ganze denkende Menschheit bewegt und der ein menschenwürdigeres [!] Dasein in der Zukunft vorbereitet, stehen auf der einen Seite unter dem lichten Banner der Wissenschaft: Geistesfreiheit und Wahrheit, Vernunft und Cultur, Entwicklung und Fortschritt; auf der andern Seite unter der schwarzen Fahne der Hierarchie: Geistesknechtschaft und Lüge, Unvernunft und Roheit, Aberglaube und Rückschritt.

„Die Posaune dieses gigantischen Geisteskampfes verkündigt uns den Anbruch eines neuen Tages und das Ende der langen Nacht des Mittelalters. Denn in den Fesseln des hierarchischen Mittelalters ist die moderne Civilisation trotz aller Culturfortschritte noch immer befangen; und statt der Wissenschaft der Wahrheit herrscht im socialen und bürgerlichen Leben noch immer die Glaubensschaft der Kirche.

„Wir erinnern nur daran, welch mächtigen Einfluß die vernunftwidrigsten Dogmen noch immer auf die fundamentale Schulbildung der Jugend ausüben; wir erinnern daran, daß der Staat noch den Fortbestand der Klöster und des Cölibats erlaubt [!], der unsittlichsten und gemeinschädlichsten Einrichtungen der alleinseligmachenden Kirche; wir erinnern daran, daß der Culturstaat die wichtigsten Abschnitte des bürgerlichen Jahres nach Kirchenfesten eintheilt, die öffentliche Ordnung durch kirchliche Processionen stören läßt u. s. w.

„Wir genießen jetzt allerdings das seltene Vergnügen, die ‚allerchristlichsten' Bischöfe und Jesuiten wegen ihres Ungehorsams gegen die Gesetze des Staates im Exil oder im Gefängnisse zu sehen. Aber hat nicht derselbe Staat bis vor kurzem diese gefährlichsten Feinde der

Vernunft gehegt und gepflegt? In diesem gewaltigen weltgeschichtlichen ‚Culturkampfe', in welchem mitzukämpfen wir uns glücklich preisen dürfen, können wir nach unserem persönlichen Ermessen der ringenden Wahrheit keine bessere Bundesgenossin zuführen, als — die Anthropogenie! Denn die Entwicklungsgeschichte ist das schwere Geschütz im ‚Kampf um die Wahrheit'!" [1]

Solche Herzensergüsse haben wenigstens das Gute, daß jedermann sie leicht versteht und mit Händen greifen kann, worauf der Kampf gegen die Wahrheit schließlich hinaus will. Das „Écrasez l'infâme!" ist so alt wie die Kirche, wenn auch die römischen Cäsaren gerade nicht französisch sprachen. In diesem Punkte also hätte die moderne Civilisation keinen „Fortschritt" zu verzeichnen. Es will uns aber bedünken, daß es dem Neuheidenthum in seinem „Geisteskampfe" schlecht ansteht, nach dem Polizeistock zu rufen und an die Staats-„Inquisition" zu appelliren, zumal es sich so gern als Repräsentanten der „Wissenschaft", der „freien Wissenschaft im freien Staate" aufspielt. Was hat die „Wissenschaft der Wahrheit" mit der Polizei zu schaffen? Kann sie ohne dieselbe nicht fertig werden, so ist sie keine „Wissenschaft".

Am allerwenigsten kann man zugeben, daß Leute, welche solcher Leistungen und Ergüsse fähig sind, wie Häckel, Vaihinger, Preyer und Genossen, geeignet seien, jemals eine „maßgebende und leitende" Stellung in der Schule einzunehmen. Daß sie je dahin gelangen werden, ihre diesbezüglichen Absichten zu verwirklichen, ist undenkbar; es müßten denn zuvor die Menschen den Verstand verlieren und moralisch auf die Thierstufe herabsinken. Ob sie überhaupt für berechtigt zu erachten sind, in Fragen, welche Erziehung und Unterricht der Jugend betreffen, irgendwie mitzureden, das zu beurtheilen, wollen wir unseren Lesern überlassen.

---

[1] E. Häckel, Anthropogenie. 1877. S. XV.

C. Boetzkes S. J.

Die Aſtronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Fortſetzung.)

4. Den Uebergang von der Sonne zu den Planeten vermittelt uns das geheimnißvolle Licht des Thierkreiſes: freilich nicht etwa infolge eines von uns erkannten Zuſammenhanges, ſondern infolge unſerer Unkenntniß ſeines Weſens. Iſt das Zodiakallicht oder die „Zwielichtſtraße", wie es von ſeinem erſten Beſchreiber Childrey genannt wird, vielleicht eine äußere Hülle der ſogenannten Sonnenatmoſphäre, gleichſam eine Fortſetzung der Corona, wie Olbers meinte, oder iſt es, den Aſteroiden vergleichbar, ein planetariſcher Ring? Um der Beantwortung dieſer Frage einen Schritt näher zu kommen, hat Searle in Cambridge 650 Beobachtungen von Jones, Heis, Schmidt und anderen in Tabellenform zuſammengeſtellt und durch Berückſichtigung der atmoſphäriſchen Lichtauslöſchung auf ein einheitliches Syſtem gebracht. In ſeinen beiden im Jahre 1884 erſchienenen Aufſätzen kommt Searle zu dem Ergebniſſe, daß das Thierkreislicht in den Himmelsgegenden der Tag- und Nachtgleichen nicht mit der Erdbahn zuſammenfällt, ſondern im Frühlingspunkte etwas ſüdlich, im Herbſtpunkte dagegen nördlich von der Ekliptik liegt; daß ferner der milde Glanz dieſes Lichtes ähnlich der Corona wahrſcheinlich nichts anderes iſt, als das von meteoriſchem Staube zurückgeworfene Sonnenlicht; daß endlich die Lage dieſes pyramidenförmig aufſteigenden Lichtſchimmers große Aehnlichkeit zeigt mit den vielverſchlungenen Bahnen der Aſteroiden, was ihre nördliche und ſüdliche Lage und ihre Sonnennähe betrifft, ſo daß dieſe kleinen Planeten vielleicht nur die größeren Exemplare eines und desſelben Zodiakallichtringes zwiſchen der Mars- und Jupiterbahn bilden.

Damit nun die Klage des Athener Aſtronomen Schmidt, wir ſeien während der letzten Jahrzehnte ſeiner Thätigkeit in der Unterſuchung über die Beſchaffenheit und Lage des Zodiakallichtes um keinen Schritt weiter gelangt, nicht auch unſeren Nachkommen noch berechtigt erſcheine, ſchlägt Searle eine neue Beobachtungsmethode für das Zodiakallicht vor, ähnlich der von Heis für die Milchſtraße eingeführten, nach der in Zukunft nicht mehr die unzuverläſſigen Umriſſe einzuzeichnen, ſondern die Helligkeitsgrade zu ſchätzen wären. Es hat dies beim Thierkreislichte um ſo weniger Schwierigkeit, als es ſich vom Himmelsgrunde doppelt ſo ſtark abhebt als

die Milchſtraße. Erſt daraus würde ſich dann vielleicht das monatelange Stilleſtehen der Zodiakallichtſpitze in den Plejaden, die halbjährliche Variation ihrer Elongation und ihre Verbindung mit dem Gegenſchein durch die Brücke oder Banden erklären.

Searle fordert beſonders die Touriſten im Andesgebirge auf, dieſem ewigen Schmuck der Tropennächte, wie Humboldt ihn nennt, ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Die obigen Betrachtungen haben uns an den planetariſchen Ring zwiſchen der Mars- und Jupiterbahn erinnert, deſſen Glieder im Jahre 1887 ſchon 275 zählten, alſo in den letzten 15 Jahren verdoppelt wurden. Rühmlich ragt unter den Entdeckern der Wiener Aſtronom Paliſa hervor mit ſeinen mehr als 50 aufgefundenen Planetoiden. Neues Intereſſe hat indeſſen die zuletzt entdeckte Hälfte dieſer Aſteroiden-Familie nicht angeregt, weder in Bezug auf Größe noch auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Bahnen, indem die ſtärkſten Bahnneigungen und Excentricitäten, die längſten und kürzeſten Umlaufszeiten den früheren Entdeckungen angehören. Tritt der vierte und hellſte aller Planetoiden, die von Olbers im Jahre 1807 entdeckte Veſta, in ſeiner Erdnähe als Sternchen ſechſter Größe noch in den Bereich des unbewaffneten Auges, ſo war die Durchſchnittsgröße dieſer Körper vor 15 Jahren ſchon auf die elfte herabgeſunken. Im letzten Jahrzehnte ſind nur mehr 2 von der neunten und 14 von der zehnten Größe entdeckt worden, ſo daß gegenwärtig die Ausſicht auf Entdeckung hellerer Aſteroiden als der zwölften Größe ſehr gering iſt.

Zum Zwecke der Wiederauffindung dieſer Körperchen gibt das Berliner Jahrbuch von allen genäherte Oerter, von 19 derſelben aber genaue Ephemeriden für die Zeit ihrer Erdnähe, da Beobachtungen zu dieſer Zeit nach Galle's Vorſchlag zu einer Neubeſtimmung der Sonnenparallaxe geeignet ſind.

Die Helligkeitsbeſtimmung der kleinen Planeten, auf deren Bedeutung von Olbers und Argelander längſt hingewieſen war, iſt erſt in den letzten Jahren mit Nachdruck betrieben worden. Ihre Albedo (Licht zurückwerfende Kraft) geſtattet einen Schluß auf den unſichtbaren Durchmeſſer, und die Aenderung der Helligkeit auf ihre Achſendrehung; überdies bilden dieſe Planeten mit ihrem ruhigeren Lichte ein wanderndes Helligkeitsmaß rings um das Himmelsgewölbe herum für alle dem freien Auge nicht mehr erreichbaren Sterne. Freilich muß dieſes Maß, bevor es zu einer einheitlichen Lichtſchätzung der Sterne brauchbar wird, auf eine Normalhelligkeit zurückgeführt werden, durch Ausſcheidung aller Verän-

derungen infolge der größern oder kleinern Entfernung und der wechſelnden Lichtphaſe. Wie ſich aus den Beobachtungsreihen von Müller in Potsdam und Parkhurſt in New-York ergibt, muß die Phaſencorrection für jeden Planetoiden eigens beſtimmt werden, indem das Lambert'ſche Geſetz für glatte Kugeloberflächen auf keinen derſelben anwendbar iſt. Die Bedingungen dieſes geometriſchen Geſetzes ſind annähernd erfüllt auf den dichtbewölkten Atmoſphären von Venus und Jupiter, aber bei weitem nicht auf dem fleckenreichen Mars und unſerm zackigen Mond. Aus dem Umſtande nun, daß die vier Aſteroiden Veſta, Iris, Maſſalia und Amphitrite das Phaſengeſetz des Mars befolgen und drei andere das des Mondes, ſchließt Müller auf eine ähnliche Oberflächenſtructur dieſer Himmelskörper.

Bevor wir uns von dieſem Aſteroidenringe aus weiter in den Himmelsraum hinausbegeben, haben wir noch einen Blick zu werfen auf die drei inneren Planeten Mercur, Venus und Mars.

Die letzten Vorübergänge Mercurs vor der Sonnenſcheibe in den Jahren 1878 und 1881 haben den ſcheinbaren Durchmeſſer des Planeten der Hauptſache nach übereinſtimmend mit früheren Meſſungen ergeben, aber auch das von Leverrier, Hill und Newcomb erkannte Voreilen der großen Bahnachſe um 43 Bogenſekunden von neuem beſtätigt. In Bezug auf dieſe Unregelmäßigkeit ſagt Bauſchinger am Schluſſe einer längern Erörterung: „Die theoretiſche Aſtronomie muß hier warten, bis die aſtrophyſikaliſche Forſchung ſichere Geſetze und Erklärungen zu Tage gefördert hat.“ Die Umdrehungszeit dieſes ſo tief in die Sonnenſtrahlen verſenkten Planeten wurde von Denning aus Beobachtungen eines ſchwachen Flecks im November 1883 auf ungefähr 25 Stunden berechnet, während in den Büchern noch der Werth 24 Stunden 5 Minuten nach den Schätzungen Schröters, Hardings und Lilienthals aus der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts zu finden iſt.

Was den Planeten Venus zum ſchönſten aller Sterne macht und ihm am Morgen- und Abendhimmel ſeinen beſondern Reiz verleiht, gereicht dem Sternkundigen zur bittern Enttäuſchung: der dichte Schleier ſeiner ſtark reflectirenden, aber auch alles verhüllenden Atmoſphäre. Dieſe Lufthülle zeigte ſich ſehr deutlich bei den letzten Vorübergängen des Planeten vor der Sonne als weißer Kranz um das ſchwarze Scheibchen und iſt wohl theilweiſe ſchuld an der ſchlechten Uebereinſtimmung dieſer Beobachtungen.

Das ſekundäre Licht des Morgenſterns, oder der matte, aſchgraue Schimmer, der ſich neben der Sichel auf der von der Sonne nicht beleuchteten Scheibe zeigt und ſchon 1643 von Riccioli wahrgenommen

worden iſt, wurde wohl ſchon für ein dem Planeten eigenes Licht gehalten, iſt aber vielleicht nichts anderes als eine Dämmerungserſcheinung. Dasſelbe einem noch unentdeckten Satelliten zuzuſchreiben, wird jetzt kaum mehr verſucht werden, ſeit Stroobant in Brüſſel die meiſten der angeblichen Venusmond-Beobachtungen als Verwechslungen mit Fixſternen nachgewieſen hat. Den Autoritäten eines Fontana, Caſſini, Mayer, Lagrange, Rödkier, Horrebow und anderer gegenüber möchte es wohl bedenklich erſcheinen, die 33 Beobachtungen eines vermeintlichen Venustrabanten zwiſchen den Jahren 1645 und 1768 durch Spiegelungen des Planeten an den Linſen des Fernrohres oder an der Hornhaut des Auges zu erklären; dagegen iſt, in Anbetracht der damals ungenaueren Planetentafeln, nicht ſo ſehr zu verwundern, daß Rödkier am 4. Auguſt 1761 die beiden Sterne fünfter Größe 64 und 62 im Orion, am 18. Juli 1761 den Stern fünfter Größe m im Stier, am 7. Auguſt 1761 den Stern ſechſter Größe 71 im Orion und am 11. Auguſt 1761 den hellen Stern vierter bis fünfter Größe ν in den Zwillingen für den vermeintlichen Satelliten anſah. Aus dieſem negativen Ergebniſſe folgt jedoch nicht, daß man Beobachtungen von verdächtigen Sternchen am Rande der Venusſcheibe, wie die von Stuyvaert und Nieſten im Februar 1884, ſchon deswegen in das Reich der Täuſchungen zu verſetzen habe. Doch wird die Benennung „Neith“, welche Houzeau einem hypothetiſchen Planeten gegeben hat, der mit der Venus gleichen Schritt halten und ſo die oben erwähnten Beobachtungen erklären ſoll, allgemein als verfrüht angeſehen.

Die alte Gruithuiſenſche Beobachtung einer weißen Kappe am Rande der Venusſcheibe hat dagegen mehr Glück gehabt und wurde von Langley, Tronvelot und Denning beſtätigt. Sollte dieſer weiße Fleck eine Eiskappe, alſo den Pol darſtellen, ſo wäre der Venusäquator nicht 50 bis 60 Grad gegen die Ekliptik geneigt, wie in einigen Büchern behauptet wird.

Eine viel größere Bedeutung in der Sternkunde, als der ſchöne Morgen- und Abendſtern, obwohl dem Auge des Beſchauers viel anſpruchsloſer erſcheinend, hat ſich der röthliche Mars erworben.

Die von ihm uns gelieferte Sonnenparallaxe übertrifft an Genauigkeit die der vielgefeierten Venusdurchgänge; er hat dem forſchenden und gutbewaffneten Auge Halls ſeine beiden Trabanten Deimos und Phobos enthüllt, letztern mit der kleinen Umlaufszeit von weniger als einem Dritteltag (7 St. 39 M.); ſeine ſcharf ausgeprägten Flecke ermöglichten ein Beobachtungsmaterial von mehr als 200 Jahren, aus welchem Kaiſer, Schmidt und Bakhuyzen die Umdrehungsdauer bis auf eine Zehntelſekunde

genau zu 24 Stunden 37 Minuten 22,66 Sekunden beſtimmen konnten, und gleicherweiſe Schiaparelli den ſcheinbaren Durchmeſſer und die Lage des Aequators, ganz in Uebereinſtimmung mit früheren Ergebniſſen. Er enthüllt uns auf ſeiner Oberfläche nicht nur ſogenannte Länder und Meere, ſondern ein ganzes Netz von Linien, welche ſich ſelbſt und alle Continente vielfach durchſchneiden, dabei aber mehrfach eine Länge von über 1000 geographiſchen Meilen und eine Breite von 50 bis 60 Meilen erreichen. Dieſe Linien finden ſich ſchon auf den Karten von Dawes, P. Secchi, Kaiſer und Terby angedeutet, wurden aber erſt von Schiaparelli im Jahre 1877 und ſpäter von Perrotin und Thollon zu Nizza genauer erkannt und mit einem beſondern Namen als „Kanäle" bezeichnet. Ob darunter wirklich mehrere ſind, welche ſich zu zwei und zwei in einer Entfernung von 200—300 Meilen parallel laufen, wird wohl das Jahr 1892 entſcheiden, wo uns der Planet näher tritt als in irgend einer Oppoſition ſeit 1877.

Schwieriger als die Topographie des Planeten ſind die Meſſungen ſeiner Abplattung. Doch ſtimmt der Werth 1 : 219, welchen Young im Jahre 1879 erhielt, ziemlich gut mit dem theoretiſchen, von Adams berechneten, überein.

Wenden wir jetzt unſere Schritte jenſeits der kleinen Planeten zu den Giganten unſeres Sonnenſyſtems, ſo begegnet uns zuerſt Jupiter mit ſeinen äquatorialen Streifen und ſeinen vier Trabanten. Die etwa 40 Grad breite äquatoriale Wolkenzone dieſes Planeten erſcheint in kleineren Fernröhren, infolge eines helleren Gürtels in der Mitte, als zwei parallele dunkle Streifen, von denen der ſüdlichere mit ſeinen auffallenden weißen, ſchwarzen und röthlichen Flecken der Gegenſtand emſiger Beobachtung geweſen iſt, beſonders in Chicago, Briſtol und Princeton. Aehnlich den Sonnenflecken dienen dieſe deutlicher ausgeprägten Punkte zur Beſtimmung der Tageslänge des Planeten und der vorherrſchenden Windrichtungen ſeiner dichten Atmoſphäre. Der im Jahre 1878 entdeckte, dann vier Jahre ſpäter beinahe verſchwundene, jetzt aber, beſonders in ſeinem äußern Saume, wieder deutlich ſichtbare rothe Fleck von 6000 geographiſchen Meilen Länge und 1500 Meilen Breite eignet ſich beſonders gut zur Beſtimmung der Umdrehungsdauer, nicht nur wegen ſeiner mehr als zehnjährigen Sichtbarkeit, ſondern auch wegen ſeiner geringen Eigenbewegung, die in $2^1/_2$ Jahren nur auf 8000 geographiſche Meilen ſtieg: ein Weg, der von einigen mehr äquatorial gelegenen weißen Flecken ſchon in einer Woche zurückgelegt wurde. Während nämlich der rothe Fleck die Tages-

länge Jupiters zu 9 Stunden 55 Minuten 40 Sekunden gab, mit einer Schwankung von nur wenigen Sekunden, kommt es vor, daß die weißen Flecke nach einem einzigen Umlaufe ſchon um volle ſechs Zeitminuten voraus ſind, mit einer Geſchwindigkeit, welche die unſerer größten Orkane um mehr als das Doppelte übertrifft.

Wie alſo Jupiter in Anbetracht ſeiner überwiegenden Maſſe gleichſam eine Sonne unter den Planeten iſt, ſo ahmt er auch durch ſeine dichte Atmoſphäre und Oberflächenthätigkeit unſer Tagesgeſtirn nach, indem ſeine Flecke durch ihr äquatoriales Voreilen das Geſetz der Sonnenflecke befolgen, wenn ſie auch in ihrem Auftreten, infolge der größeren Abkühlung des Planeten, viel beſtändiger ſind.

Die Verfinſterungen der Jupitertrabanten werden jetzt in Cambridge und Paris in der Weiſe beobachtet, daß die Helligkeit des in den Jupiterſchatten eintretenden Mondes mit der eines nicht verfinſterten während zwei oder drei Minuten verglichen wird, woraus ſich die Zeit ſeiner halben Verfinſterung mehr als zehnmal genauer ableiten läßt, als durch die frühere direkte Schätzung.

Die Vorübergänge der Trabanten vor der Jupiterſcheibe haben ihre eigenen Schwierigkeiten, indem der Mond weiß, unſichtbar oder dunkel iſt, je nachdem ſeine lichtreflectirende Kraft größer, gleich oder kleiner iſt als die des Planeten. Nur der zweite Mond erſcheint immer als weißer, der vierte hingegen meiſt als ſchwarzer Punkt. Die Beobachtung wird noch erſchwert durch weitere dunkle Scheibchen, welche die Mondſchatten darſtellen und infolge der zerklüfteten Wolkenformation des Planeten ſogar doppelt erſcheinen können, und endlich durch ſchwarze Flecke im Wolkengürtel ſelbſt.

Die Maſſe des großen Planeten iſt neu beſtimmt worden von Schur aus heliometriſchen Meſſungen der Monde und von Kemph aus Störungsrechnungen nach den Beobachtungen von Airy und Vogel, in guter Uebereinſtimmung mit Beſſels Beſtimmung.

Saturn mit ſeinem zahlreichen Ring- und Mondſyſtem wird auf den Beobachter immer eine große Anziehung ausüben. Seine ſchwach beleuchtete Oberfläche hält freilich keinen Vergleich aus mit der Jupiterſcheibe; doch gelang es Hall in Waſhington im Jahre 1877, zwiſchen den matten Streifen einen weißen Punkt zu finden und durch ſeine Umlaufszeit die Tageslänge zu 10 Stunden 14 Minuten 14 Sekunden zu beſtimmen: ein Werth, der von dem Herſchel'ſchen kaum um zwei Minuten abweicht. Daß die Umlaufszeit des Ringes noch nie beobachtet wurde,

erklärt ſich wohl aus der jetzt allgemeinen und zuerſt von Caſſini (II) ausgeſprochenen Anſicht, daß der Ring nicht als Ganzes rotire, ſondern aus getrennten Aſteroidenſchwärmen beſtehe. Was aber der Größe dieſer Körperchen abgeht, das erſetzt ihre Zahl, ſo daß wir von ihnen mehr als die Hälfte, nach Müller 58,3 Procent, des vom ganzen Saturn-Syſteme uns zugeſendeten Lichtes erhalten.

Die im Jahre 1851 ausgeſprochene und auf 200jährige Beobachtungen gegründete Vermuthung Struve's, daß der innere Rand des Ringes ſich dem Planeten nähere, iſt durch die zahlreichen mikrometriſchen Meſſungen noch nicht beſtätigt worden und läßt ſich auch aus den gegenſeitigen Störungen der Ringtheile nicht von vornherein als wahrſcheinlich hinſtellen.

Die Hauptarbeit in dieſem Syſteme liegt in der Bahnberechnung der acht Monde. Außer den älteren Beobachtungen der beiden Herſchel, Beſſels, Lamonts, Bonds, Laſſels, P. Secchi's und Jakobs liegen Beobachtungsreihen vor von Struve, Meyer, Engelhardt, Hall, Newcomb, Holden, Baillaud und anderen. Die größte Merkwürdigkeit in ſeiner Bahn zeigt der zweitäußerſte Trabant Hyperion, deſſen große Bahnaxe nach den Beobachtungen Halls, anſtatt, wie bei den anderen, vorwärts zu gehen, rückwärts ſchreitet. Newcomb gab bald nachher die Erklärung dieſer Erſcheinung aus der ſtörenden Einwirkung des nächſtinnern Trabanten Titan, infolge der nahen Commenſurabilität beider Bahnen.

Bei ſolchen Störungen im Syſteme darf es nicht Wunder nehmen, wenn Halls Maſſenbeſtimmungen des Saturn und ſeines Ringſyſtems bedeutend von den Beſſel'ſchen abweichen.

Weniger Arbeit machen ſowohl den Rechnern wie den Beobachtern die beiden äußerſten Planeten Uranus und Neptun infolge ihrer Lichtſchwäche. Die Trabanten beider, die vier des Uranus und der eine des Neptun, werden in dem großen Teleſkop zu Waſhington unaufhörlich beobachtet, und ihre Bahnen und Maſſen ſind von Hall annähernd berechnet worden; allein von einer Rotation oder Abplattung dieſer äußerſten Planeten iſt noch nichts Sicheres bekannt. Die elliptiſche Geſtalt des Uranus iſt wohl von Mädler, Schiaparelli, Young behauptet worden, wird aber von Laſſel, Bruhns, Engelmann geläugnet, und Seeliger geht wohl am ſicherſten, indem er die Frage als eine offene erklärt. So iſt es auch mit der Umdrehungszeit, die von Perrotin in Bezug auf Uranus als zehnſtündig und von Hall in Bezug auf Neptun als achtſtündig vermuthet wurde.

Die ſchwachen Streifen auf Uranus, die übereinſtimmend in Mailand, Princeton, Nizza und Paris geſehen wurden, deuten merkwürdiger-

weise auf eine starke Neigung des Aequators gegen die Bahnebenen der Trabanten, 15—20 Grad nach Young, über 40 Grad nach den beiden Henry.

Neptun ist nach Pickering zur Zeit der Erdnähe von der unveränderlichen Größe 7,6, also dem freien Auge immer unsichtbar, während Uranus sich einem guten Auge zu erkennen gibt.

Bevor wir das Planetensystem verlassen, verdienen noch die Bemühungen eine Erwähnung, welche gemacht wurden, seine Grenzen nach innen sowohl wie nach außen zu erweitern.

Daß der hypothetische Vulkan, welcher nach Leverrier schuld sein soll an den Störungen der Mercurbahn, nicht größer ist als etwa 100 geographische Meilen im Durchmesser, haben die früher erwähnten Finsternisse von 1882, 1883 und 1886 mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan. Am meisten Mühe zur Auffindung dieses Planeten hat sich wohl der verstorbene Madisoner Astronom Watson gegeben, angeregt durch die Beobachtung zweier verdächtiger Sternchen bei Gelegenheit der Finsterniß von 1878. Nicht entmuthigt durch die Erklärung von Peters, die beiden Sterne seien wohl Theta und Zeta im Krebs gewesen, und ohne Aussicht auf eine für ihn bald wiederkehrende Gelegenheit einer totalen Finsterniß, baute er aus eigenen Mitteln eine unterirdische „Sonnenwarte", aus welcher eine 55 Fuß lange und 1 Fuß breite Röhre nach dem Nordpol herausragte, mit einem heliostatischen Spiegel am obern und einem sechszölligen Teleskope am untern Ende. Nach seinem Tode stellte Director Holden durch sechswöchentliche Versuche fest, daß die Vorrichtung am hellen Mittage nicht einmal Sterne dritter Größe zeige, während Vulkan kleiner als fünfter Größe sein muß, daß also die Baukosten von 1000 Dollars für die Wissenschaft verloren seien. Gleich erfolglos blieben Langley's Versuche mit einem bessern Spiegel und die Harringtons mit einer horizontalen Röhre von 150 Fuß.

Das Dasein von unbekannten Planeten auf der andern Seite des Planetensystems, jenseits der Neptunbahn, suchte Forbes in England zu begründen, zunächst durch die Zusammenstellung von 13 elliptischen Kometenbahnen in zwei Gruppen von je 100 und 300 Erdbahnhalbmessern als große Achsen. Die äußeren Enden dieser Achsen, die sogen. Aphelien, meinte er, seien durch zwei in jener Gegend sich aufhaltende Planeten in diese beiden Gruppen gebracht worden. Allein die Kleinheit der mathematisch bekannten Bahnstücke im Perihel muß jeden Schluß auf Gruppirung von Aphelien in einer Entfernung, welche die des Neptun bezüglich drei- und zehnmal übertrifft, als gewagt erscheinen lassen.

Ebenſo unſicher ſind die auf Störungen der beiden äußeren Planeten gegründeten Vermuthungen von Forbes. Die noch unerklärten Störungen in der Uranusbahn betragen nur ein Zehntel derjenigen, welche Leverrier bei Entdeckung des Neptun zu Gebote ſtanden, und die Bahn dieſes letztern Planeten iſt erſt auf eine ſo kurze Strecke bekannt, daß nach Newcomb in dieſem Jahrhundert noch gar keine Ausſicht vorhanden iſt, aus Tafelfehlern eine Störung nachzuweiſen.

Trotzdem ſuchte Todd im Jahre 1877—1878 die von Forbes bezeichneten Stellen mit dem 26-Zöller in Waſhington ab, in der Hoffnung, den Planeten unter den Millionen von Sternchen zwölfter und dreizehnter Größe durch ſein ruhigeres Licht oder ſeine ſcheibenförmige Geſtalt zu erkennen, da unſere gegenwärtigen Karten ſo kleine Sterne nicht mehr verzeichnen.

5. Fanden wir beim Uebergange von unſerer alles belebenden Sonne zu dem Syſteme der ſie umkreiſenden Planeten ein Bindeglied in dem mattſchimmernden Thierkreislichte, wenn auch nur infolge unſerer Unkenntniß über ſeine Natur, ſo finden wir auch die große Kluft zwiſchen unſerem Sonnenſyſteme und der Fixſternwelt gleichſam überbrückt durch eine Art wandernder Boten, inſofern dieſelben nicht durch zu große Annäherung an unſere Sonne ihren kosmiſchen Charakter eingebüßt haben.

Die in den letzten Jahren erſchienenen Kometen oder Haarſterne, wie wir ſie nach der weſentlichen, den Kern immer umgebenden Koma nennen, oder Beſenſterne, wie ſie bei den Chineſen weniger richtig heißen, zeichnen ſich mehr durch ihre Zahl als durch merkwürdige Eigenſchaften aus. Nicht weniger als 50 wurden in den letzten zwölf Jahren entdeckt, alſo durchſchnittlich 4 in einem Jahre, darunter 6 dem freien Auge ſichtbare. Das Verdienſt, am fleißigſten Wache zu halten über dieſe wandernden Himmelskörper, gebührt den drei Amerikanern Swift, Brooks und Barnard, von denen der erſtere die Lalande-Medaille erhielt für die Entdeckung von 7 Kometen in zwei Jahren.

Geſchichtlich merkwürdig werden die beiden großen Kometen von 1881 und 1882 bleiben, als die erſten, welche ſammt ihrem Spectrum mit Erfolg photographirt wurden, zuerſt von Draper in New York, dann von Janſſen, Huggins, Gill und vielen anderen. Werthvolle Kometenverzeichniſſe ſind von Lehmann in Berlin, von Weiß in Wien und von Galle in Breslau geliefert worden. Danach ſind bis jetzt im ganzen etwas über 300 Kometenbahnen berechnet worden, wovon aber nur 294 einigermaßen bekannt ſind, 221 paraboliſche, die übrigen elliptiſche. Von

den letzteren haben 23 eine Periode von mehr als 1000 und nur 17 eine ſolche von weniger als 10 Jahren. Weiß betont namentlich, daß von den 180 Kometen dieſes Jahrhunderts außer den 12 periodiſchen nur 23 eine gut beſtimmte Bahn haben, und daß 92 derſelben, alſo über die Hälfte, einer Neuberechnung bedürfen. Indeſſen wurde ſein Antrag zur Errichtung eines „Permanenten Bureau's“ für die Berechnung von Kometenbahnen von der Aſtronomiſchen Geſellſchaft abgelehnt, in Anbetracht der großen Auslagen und in der Hoffnung auf freiwillige Rechner, deren ſchon 40 zur Hand ſind, dafür aber eine Centralſtelle errichtet zur geeigneten Vertheilung der Arbeit.

Von den periodiſchen, alſo wieder zu erwartenden Kometen verdienen zwei Gruppen eine beſondere Erwähnung: die in ihrem Laufe ſcheinbar gehemmten und die ſogenannten Neptuniſchen Kometen. Die Vorausſetzung eines widerſtehenden Mittels zur Erklärung der jährlichen Verſpätungen des Encke'ſchen Kometen ſchien ſich, nach Oppolzer, auch bei Winneke's Komet zu beſtätigen, iſt aber bei genauer Berückſichtigung der Planetenſtörungen für unnöthig befunden worden. Geſtützt auf dieſelbe unerwieſene Vorausſetzung, glaubte man die Bahn des großen Kometen von 1882 in den ſehr ähnlichen Bahnen von 1880, 1843, 1668 wiederzuerkennen, ſo daß alle dieſe von einem und demſelben ſich ſtark verſpätenden Kometen, möglicherweiſe von dem des Ariſtoteles vom Jahre 371 v. Chr., beſchrieben würden.

Eine ähnliche Unſicherheit waltet ob über den Neptuniſchen Urſprung einer Gruppe von 6 Kometen mit einer Umlaufszeit von einigen 70 Jahren, darunter der große von Halley, welcher ſchon oft zurückgekehrt iſt und 1910 wieder zu erwarten ſteht; der von Pons aus dem Jahre 1812, wiedergefunden im Jahre 1883; dann der von Olbers, entdeckt im Jahre 1815 und wiedergefunden von Brooks nach 73jähriger Abweſenheit, nur dreiviertel Jahr ſpäter, als Ginzel in ſeiner Preisſchrift berechnet hatte; endlich drei kleine, die in den Jahren 1919, 1920 und 1922 wieder erwartet werden. Man nennt dieſe Gruppe die Neptuniſche, in der Vorausſetzung, ſie ſeien entweder Gefangene oder, wie Proctor lieber will, Auswürflinge dieſes Planeten.

Um jedoch wieder auf ſicherern Boden zu kommen, erwähnen wir zwei theoretiſche Unterſuchungen: die eine von dem Moskauer Aſtronomen Bredechin über die Schweife, die andere von Holetſchek über die Vertheilung der Kometen. Bredechin verbeſſerte die mathematiſche Theorie der Schweife, indem er von Beſſels Formeln ausging, aber die Conſtanten derſelben

aus dem reicheren Material von 36 Kometen neu beſtimmte. Während die den Kern umgebende Koma ein Gas iſt, deſſen Dichtigkeit, nach Meyer, mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt, beſtehen die Schweife aller Wahrſcheinlichkeit nach aus getrennten Meteoren, die von Sonne und Kern nach dem Newton'ſchen Geſetze angezogen und nach einem unbekannten Geſetze abgeſtoßen werden, nach Bredechin umgekehrt proportional ihrem Atomgewichte. Nach dieſer Vorausſetzung zerfielen die Kometenſchweife in drei Haupttypen: lange und gerade, vorwiegend aus Waſſerſtoffverbindungen, mit 12mal größerer Abſtoßung als Anziehung; breitgekrümmte, vorwiegend aus Kohlenſtoffverbindungen, mit 1—$2^1/_2$mal größerer Abſtoßung als Anziehung; endlich kurze ſtruppige, vorwiegend aus Eiſen, mit 4mal kleinerer Abſtoßung als Anziehung. Alle drei Typen will Bredechin in dem dreifachen Schweife des Kometen IX 1886 erkannt haben. Die unbekannte abſtoßende Kraft iſt nach Beſſel wahrſcheinlich elektriſch, nach Markuſe zugleich magnetiſch; nach Ranyard iſt es die Wärme, welche die einſeitig erhitzten Körper, gleich Raketen, rückwärts wirft.

Die Anhäufung der Sonnennähen der Kometen in einer gewiſſen Himmelsrichtung, mit anderen Worten die gemeinſchaftliche Richtung der Bahnachſen vieler Kometen, iſt ſchon Bode aus dem damaligen Verzeichniſſe von 98 dieſer Himmelskörper aufgefallen und aus dem anwachſenden Material von Brorſen, Lardner und Houzeau beſtätigt worden. Da nun die Sonne ſich unter den Sternen gerade in derſelben Richtung zu bewegen ſcheint, ſo lag die Erklärung nahe, unſer Centralkörper habe dieſe Wanderer in ſeinem ſchnellen Laufe mit ſich fortgeriſſen und ſo gleichſam die Bahnen wie Schweife hinter ſich her geſchleppt, eine Erklärung, die umgekehrt wieder eine neue Stütze würde für die Eigenbewegung unſerer Sonne. Um dieſe Anſicht zu prüfen, hat Holetſchek aus den jetzt bekannten 300 Kometenbahnen erſt feſtgeſtellt, daß die Bahnachſen vorwiegend ſenkrecht ſtehen zur Linie der Nachtgleichen, daß alſo ihre Sonnennähen ſich gegen die Sonnenwenden hin anhäufen; dann aber auch gezeigt, daß dieſe Anhäufung hinreichend erklärt wird aus der größeren Wahrſcheinlichkeit, die Kometen gerade dort zu entdecken. In der That, bedenkt man, daß Kometen erſt in der Sonnennähe gut ſichtbar werden, und zwar um ſo beſſer, je höher ſie am Himmel ſtehen, ſo erkennt man ohne Mühe, daß im Hochſommer bei Sonnen-Auf- und Untergang gerade jene Kometen leicht gefunden werden, welche der Sonne dann nahe kommen, alſo ihr Perihel innerhalb der Erdbahn haben; im Winter aber um Mitternacht

jene, welche ihr Perihel außerhalb der Erdbahn der Sonne gerade gegenüber haben: ein Wink, der den Kometenjägern viele Stunden troſtloſen Suchens erſparen kann.

Löſt ſich ein Komet in ſeine Theile auf, wie der Biela'ſche, ſo ſind die letzteren, infolge ihrer weiten Trennung voneinander, unſerem Auge für immer entrückt, wenn ſie nicht ſpäter in ihrem Laufe der Erde begegnen und, die Atmoſphäre ſtreifend, als fallende Sterne die Ruhe des nächtlichen Himmels beleben und durch den milden Glanz ihrer ſporadiſch oder in Schwärmen auftretenden Schweife von der Bahnrichtung des verlorenen oder nie gekannten Wanderers Kunde geben. Wir nennen dann dieſe ſelben Körper Meteore, Sternſchnuppen, Aërolithen, Feuerkugeln, je nach ihrer verſchiedenartigen Erſcheinung.

Den Rechnungen zufolge kennt man bis jetzt vier Meteorſchwärme, welche mit bekannten Kometen in gemeinſchaftlichen Bahnen laufen: den Aprilſtrom der Leier, den Auguſtſtrom des Perſeus und die beiden Novemberſtröme der Andromeda und des Löwen, welche bezüglich mit den Bahnen der Kometen I 1861, III 1862, Biela und I 1866 übereinſtimmen. Manche Leſer erinnern ſich vielleicht an das Schauſpiel des Sternſchnuppenfalls vom 27. November 1885, welches in Europa, Aſien und Afrika in ſolcher Pracht auftrat, daß, laut eingegangener Berichte, das ganze Sternenzelt wie bezaubert aufleuchtete und die Lichtbahnen, vom hellſten Glanze bis zum matt erlöſchenden Schimmer ſtets wechſelnd, wie Raketengarben vom Sternbilde der Andromeda ausſtrömten und endlich in einen Feuerregen ſich auflöſten. Der dichteſte Theil des Schwarmes, mit einer Häufigkeit von 20 Meteoren in der Sekunde, einer Breite von faſt 20 000 geographiſchen Meilen und einer Dichtigkeit von 1 Meteor auf 35 000 cbkm, ſtreifte die Erde um 6 Uhr 15 Minuten Greenwicher Zeit abends, war alſo in Aſien gegen Mitternacht, in Europa und Afrika nach Sonnenuntergang ſichtbar und fiel in Amerika auf die Nachmittagsſtunden, ſo daß man in den Oſtſtaaten gerade noch das Ende der ſechsſtündigen Erſcheinung wahrnehmen konnte. Die Bahn dieſes Schwarmes ſtimmt, nach den Berechnungen Meyers und Schiaparelli's, genau mit derjenigen eines 13 Jahre früher erſchienenen Sternſchnuppenfalles und mit derjenigen des Biela'ſchen Kometen, ſo genannt nach ſeinem Entdecker, einem Hauptmanne der öſterreichiſchen Befreiungsarmee, der ihn am 28. Februar 1826 zu Joſephsſtadt in Böhmen auffand. Nimmt man alle Umſtände dieſes Kometen zuſammen, ſeine Zweitheilung im Jahre 1846 mit einem Abſtande der Kerne von 14 000 geographiſchen Meilen, die beim nächſten

Umlaufe auf 150 000 Meilen angewachſen war, ſein ſcheinbares Ausbleiben im Jahre 1865 trotz günſtiger Stellung und fleißigen Nachforſchens von Seiten d'Arreſt's und P. Secchi's, und das Erſcheinen der beiden Meteorſchwärme in ſeiner Bahn, ſo kann kaum mehr ein Zweifel darüber beſtehen, daß wir uns ſchon zweimal in dem aufgelöſten Schweife des Kometen befunden haben. Der Schwarm kann die unmittelbare Nachbarſchaft des Kernes, nach Newton, nicht vor der Mitte des Jahres 1841 verlaſſen haben und füllt jetzt, ſolange wir ihn nicht in zwei aufeinanderfolgenden Jahren ſehen, noch nicht den ſechſten Theil ſeines elliptiſchen Ringes. Er vollendet nämlich einen Umlauf in ungefähr $6^1/_2$ Jahren, trifft alſo mit unſerer Erde alle 13 Jahre zuſammen und wird im Jahre 1898 wieder aller Augen auf ſich ziehen.

Nach dieſer ausführlichern Beſchreibung eines Meteorſchwarmes können wir die übrigen mehr ſtatiſtiſch abhandeln. In Gregs Katalog vom Jahre 1876 finden ſich 206 Strahlungspunkte oder Radianten verzeichnet, d. h. Ausgangspunkte von Meteorſchwärmen am Himmel, in verſchiedenen Zeitſchriften aber, durch angehäuftes Material von Heis, Konkoly, Weiß, Corder, Sawyer und Denning, nicht weniger als 2100, mit einer noch unerklärten Anhäufung gegen die Milchſtraße hin. Denning hält jedoch viele dieſer Strahlungspunkte für zuſammenfallend und ſchätzt die Zahl der gut beſtimmten Meteorſchwärme auf kaum 350, etwa 50 höher als die der Kometen. Sehr auffallend iſt ſeine Entdeckung von 32 ſtationären Radianten, welche 4—5 Monate lang andauern ſollen. Man hat dieſe Ankündigung mit Kopfſchütteln aufgenommen, weil ſolche Schwärme eine Breite von mehr als 20 Millionen Meilen haben und die Krümmung der Erdbahn auch in ihrem Strahlungspunkte zeigen müßten, ähnlich der Aberrationsellipſe der Fixſterne, nur in dem Maße vergrößert, als die Geſchwindigkeit der Meteore kleiner iſt als die des Lichtes.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Zwei neue erzählende Gedichte.

I.

„Unter'm Krummſtab.“ [1]

Unter den vielen katholiſchen Gaben des letzten Weihnachtsmarktes ſind es zwei epiſche Gedichte, welche eine beſondere Achtung verdienen und die wir nicht anſtehen zum Gegenſtand ausführlicherer Studien zu wählen. Im Verlauf dieſer Studien wird uns dann Gelegenheit geboten, das eine oder andere zu ſagen, das nicht gerade auf dieſe beiden Gedichte allein Bezug hat, aber doch durch ſie wieder angeregt wurde und von allgemeinerem Intereſſe ſein dürfte.

Die beiden angedeuteten Gedichte ſind das genannte Werk von A. Jüngſt und „Jörg von Falkenſtein“ von H. Laven. Der Dame gebührt in jeder Beziehung der Vortritt!

Die Sängerin des in zweiter Auflage erſchienenen „Conradin“ hat ſich diesmal einen vaterſtädtiſchen, weſtfäliſch-münſteriſchen Stoff gewählt, und man fühlt es der ganzen Ausführung an, daß die Liebe zur engeren Heimat des Sanges Muſe war. Ihren Stoff kündigt die Dichterin folgendermaßen an:

... Friedrich Rothbart, Deutſchlands Kaiſer, der nach langem Haß und Hohne
Glorreich ſtrahlet in dem lichten Doppelſchmuck von Kreuz und Krone —
Biſchof Hermann, den Erlauchten, den das Volk den Milden nennet
Und als frommen Friedensbringer wie als wack'ren Krieger kennet —
Ritterbürt'ge, hohe Herren, und der Pilger fromme Schaaren,
Die mit Gott in Helm und Harniſch nach dem fernen Oſten fahren —
Kriegsgeräuſch und Waffenlärmen an des Jordans heil'ger Quelle,
Frommes Beten und Pſalliren in der weltentrückten Zelle —
Bied'rer Bürger ehrſam Walten in dem engen Stadtgetriebe,
Junger Herzen Leid und Freude und den Lohn erprobter Liebe:
Soll in einfach ſchlichter Weiſe heut' mein kunſtlos Lied dir ſingen
Und ein immergrünes Zweiglein um das graue Haupt dir ſchlingen,
Nur ein Zweiglein aus dem Kranze, der in ewig lichter Schöne
Mit dem Ruhm vergangner Tage ſchmückt Weſtfalens Heldenſöhne [2].

Der erſte Geſang führt uns eine Kreuzzugspredigt vor dem St.-Paulusdom in Münſter vor, die ein Tempelritter an den Biſchof, den Adel und die

---

[1] Unter'm Krummſtab. Ein Sang aus alter Zeit von A. Jüngſt. 195 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: broſch. *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

[2] Der verſtändige Leſer wird ſelbſt geſehen haben, daß dieſe Reimpaare eigentlich eine vierzeilige Trochäenſtrophe bilden. So müßte auch mit den folgenden Proben eigentlich nach vier Hebungen der Vers abgebrochen werden. Raumerſparniſſes halber drucken wir zwei Verſe in einer Reihe. Das Buch ſelbſt iſt nicht gereimt, mit Ausnahme der eingeſtreuten Lieder.

Bürgerſchaft hält. Seine begeiſterten Worte zünden in allen Herzen die heilige Flamme. Biſchof Hermann iſt der erſte, der nun das Kreuz nehmen will; ihm folgt ſein Adel:

Ungeſtüm das Kreuz verlangend, reihen um den Tempelritter
Sich Weſtfalens treue Söhne, hochgemuthe, kühne Helden,
Gleich den Eichen ihrer Heimat ſtolz und ſtark im Winterſturme,
Kraus und knorrig im Beharren eig'nen Sinns und eig'nen Weſens,
Ob ſie nun den Schwertgurt tragen und auf hohen Roſſen fahren,
Ob ſie in des Prieſters Kleide ſich dem Himmliſchen geloben.
Franco, Herr von Wetheringen, der in gottentglühtem Eifer
Alles Gut wie Spreu geachtet, iſt der erſte, deſſen Schulter
Mit dem rothen Kreuze pranget; dann die Ravensberger Grafen,
Und das Bruderpaar von Gemen, Gottfried und der wackre Goswin.
Bernhard, Edelherr zur Lippe, deſſen Hand des Heilands Banner
Hochgehalten wie kein andrer, folgt dem frommen Jodefelder;
Drauf die Merveld und die Moorien, wie die Rechede und Retberg,
Alhard auch, des Biſchofs Neffe, aus dem Haus der Langenauer,
Und die leichtbeherzten Junker, die im Heergefolg des Fürſten
Schild und Speerſchaft fröhlich führen. Nach den hochgebornen Herren
Naht ihr reiſiges Geſinde, wetterfeſte, braune Burſchen,
Mehr daheim auf blut'gem Blachfeld, als im ſichern Schutz des Herdes,
Bürger dann in Kapp' und Mantel, biedre Meiſter mit dem Schurzfell,
Art und Hammer in den Händen, die des edlen Greiſes Mahnung
Fortgeriſſen aus der Werkſtatt, aus des Alltags Thun und Treiben.

Während dieſe alle das Kreuz nehmen, ſingt ein Chor von Mönchen ein Kreuzlied, das bei aller Kunſt nicht ganz der Kraft der voraufgehenden Verſe entſpricht, und das vielleicht beſſer durch ein hiſtoriſches Kreuzlied erſetzt würde. Auch der Scenenwechſel, womit die Dichterin uns während dieſes Liedes unvermerkt vom Domplatz an ein Thor der Stadt und zwar zur Abendzeit verſetzt, will uns weniger behagen. Die epiſche Continuität, wie ſie innerhalb eines Geſanges nothwendig iſt, hätte erzielt werden können, wenn etwa die Dichterin die Kreuzpredigt in den Nachmittag verlegt hätte; dann wäre die Verleihung des Kreuzes an die einzelnen gefolgt, und da dieſelbe lange Zeit in Anſpruch genommen, hätte ſich Alhard fortſchleichen, durch die Straßen der Stadt zum Thore gehen und dort ſeinen Abſchied nehmen ſollen. Auf dieſem Wege hätte die Dichterin Gelegenheit gehabt, uns ein Bild des alten Münſter zu geben, uns einen Blick in Alhards Schickſale, ſein Verhältniß zu Roswitha u. ſ. w. thun zu laſſen, und vor allem wäre auf dieſe Weiſe gleich das allgemeine Intereſſe von dem Geſammtkreuzzug auf den Helden des Gedichtes in natürlichſter und künſtleriſchſter Form gelenkt worden. Jetzt vertritt das Lied der Mönche gleichſam das Zwiſchenſpiel, um Zeit für den Wechſel der Couliſſen zu gewinnen. Am Thor wird uns Lubbert Langen vorgeführt, der Thorwart, ein langerprobter Roitenmeiſter des Biſchofs, der ſich in grimmem Eifer den grauen Bart ſtreicht und dabei murrt, daß ihm der Biſchof nicht auch erlaubt hat, das Kreuz zu nehmen. Freilich

„Unrecht mag der Herr nicht haben, Jugend hat ja nimmer Tugend,
Und den neugeworbnen Rotten, die der Tecklenburger ſtellte,
Iſt fürwahr nicht viel zu trauen. Aber dennoch — welche Wonne
Wär' es, meiner Seel, geweſen, unterm Rothbart auszuziehen,
Mit den Heiden deutſche Hiebe Schlag um Schlag im Kampf zu tauſchen
Und mit meinem guten Schwerte Türkenköpfe einzuheimſen,
Gleich des Wälſchkorns gold'nen Kolben auf Lombardiens reicher Eb'ne."

Während der graue Thorwart ſo ſinnt und ſeufzt, klingt aus einem der Lindenbäume am Thor zum leiſen Lautenklang ein Liebeslied an Roswitha.

„Hm, der Alhard!" brummt der Alte, plötzlich wieder ernſter werdend,
„Unſres Herrn erlauchter Neffe! Wahrlich, der verwegne Junker
Muß doch wohl mit ſeinem Sange meine kleine Witha meinen!"

Und in der That öffnet ſich oben am Thurm die Luke, und Roswitha's Köpfchen ſchaut vorſichtig hervor.

So vortrefflich dieſer erſte Geſang als Dichtung iſt, gefällt er uns als Einleitung zum epiſchen Gedicht weniger, weil er das Intereſſe nicht genug auf eine Hauptperſon und Haupthandlung concentrirt. Die große Frage des Gedichtes, wie ſie ſich ſchließlich herausſtellt, iſt die: Wird Alhard Roswitha als Gattin heimführen? Gegen dieſe Heimführung ſprechen: 1) Der Zug ins Heilige Land, der alſo eine Heimkehr fraglich macht; 2) der Standesunterſchied zwiſchen Alhard und Roswitha; 3) die Werbungen eines Kaufmanns um die Hand der letzteren. Von dieſen Fragen wird in dem erſten Geſang dem Leſer keine annähernde Klarheit gegeben, wie ſie doch nöthig wäre, um ſein Intereſſe zu feſſeln. Daß ein Junker unter dem Fenſter eines geſellſchaftlich tief unter ihm ſtehenden Mädchens, von dem wir weiter nichts wiſſen, ein ſehnſüchtiges Lied ſingt, ſagt uns noch gar nicht, daß er dieſes Mädchen zur Frau haben will. Und wie erſt ſoll man annehmen, daß Roswitha auf dieſes Lied hin ſich gebunden und geſichert glaubt! Weiß der Leſer überhaupt, daß er ſich künftig während des Kreuzzuges für Alhard zu intereſſiren hat, von dem er ſonſt weiter nichts weiß, als daß er das Kreuz genommen und am Abend zwei Strophen unter den Fenſtern eines Mädchens geſungen hat?

Einheitlich in ſich geſchloſſen iſt der zweite Geſang, der uns in medias res, in das Staatsgefängniß des Kaiſers Iſaak von Byzanz führt und uns im ſelben Verließ den Erzbiſchof Hermann und ſeinen treuen Knappen Alhard zeigt. Beide wurden von Kaiſer Friedrich als Geſandte an den Griechen geſchickt, von dieſem aber gegen alles Völkerrecht ins Gefängniß geworfen, bis der deutſche Kaiſer endlich mit ſeinem Heere erſcheint, die Gefangenen zu befreien. Durch richtige Wahl des Zeitpunktes weiß uns die Dichterin alle dieſe Ereigniſſe Schlag auf Schlag zu berichten. Ein Ausblick auf das Folgende fehlt leider auch hier wieder. Die Dichterin läßt ſtatt deſſen die Mönche wieder eine Strophe ihres Kreuzliedes ſingen, deren poetiſch-myſtiſche Beſtimmung an dieſer Stelle wir wohl zu würdigen wiſſen; allein der epiſche Anſchluß wäre techniſch nöthiger geweſen, als dieſe an den griechiſchen Tragödienchor erinnernde Einſchaltung.

Viel zu ſummariſch, um epiſch zu wirken, iſt der dritte Geſang, der auf gut 9 Seiten, von denen noch 2½ auf eingeſtreute Lieder kommen, den Zug des Heeres von Byzanz nach Iconium, die Schlacht daſelbſt, die Weiterfahrt bis an den Saleph und den Tod Barbaroſſa's berichtet. Die drei Lieder Alhards wirken vollends abſchwächend und das Intereſſe zerfaſernd.

Dasſelbe Urtheil möchten wir über den vierten Geſang fällen. Die erſte Hälfte desſelben ſchildert uns das Begräbniß Barbaroſſa's, erzählt dann die Uneinigkeit der Führer, die Heimfahrt Richards u. ſ. w., aber nicht epiſch, ſondern betrachtend. Zuletzt noch werden wir an das Krankenbett Biſchof Hermanns geführt und ſehen Alhard ihm mit der Bitte ſich nahen, mit drei anderen weſtfäliſchen Junkern wenigſtens als Pilger nach Jeruſalem ziehen zu dürfen, da ſie es als Krieger nicht vermögen. Hermann gibt die Erlaubniß, und damit endigt wenigſtens epiſch abſchließend dieſer Geſang.

Statt uns nun den Erfolg der Pilgerfahrt mitzutheilen, bricht die Dichterin ihre Geſchichte ab und führt uns zurück nach Weſtfalen. Es iſt drei Jahre ſpäter. Biſchof Hermann iſt mit ſeinen Getreuen nach Münſter zurückgekehrt. Von Alhard weiß keiner etwas zu künden; er iſt verſchollen. Nur Roswitha wartet auf ihn und will keine Feſte der Geſpielen mehr mitmachen, bis er zurückgekehrt iſt. So z. B. heute nicht die Pfingſtfahrt der Studenten und den Maigang der Mägdlein, wozu Muhme Traud, die Schweſter Lubbert Langens, ſie bereden möchte; denn ſie, die Muhme, hat es dem Wolrav verſprochen, daß ihre Roswitha in Feierkleid und Kränzel

Sich mit all' den andern Maiden ſchwingen würde auf dem Anger.

Nun redet ſie auf dieſelbe ein:

„Wohl bedenk' es und erwäge: Ein ſo wackrer Herr wie Wolrav,
Sohn des mächt'gen Travelmanninc, deſſen Schiffe ſtolz und ſtattlich
Nach dem fernen Norden fahren, darf an jede Pforte klopfen,
Wenn es endlich ihn gelüſtet, eine junge holde Herrin
In ſein Haus aus Badenberger Marmelſtein am Markt zu führen."

Auch als „Vater" Lubbert heraufkommt, will Roswitha ſich nicht zum Feſt entſchließen, und der gute Alte hat ein milderes Einſehen als ſeine Schweſter, die das Haus am Markt nicht vergeſſen kann. Kaum hat Lubbert, der Thorwart, ſich zu einem Veſpertrunk niedergeſetzt, da wird von draußen der aus Marienfelde heimkehrende Biſchof angemeldet. Lubbert öffnet das Thor, und nachdem er dem hoch zu Roſſe ſitzenden Herrn kurz Bericht über die Neuigkeiten der Stadt gegeben, erkundigt er ſich nach Alhard und verräth dem Biſchof das Geheimniß von des Junkers Liebe zu Roswitha. Der Biſchof behauptet, nichts von dem Verſchollenen trotz aller Nachforſchungen gehört zu haben,

„ſelbſt die wackern
Heergenoſſen ſeiner Reiſe, Morrien und Merveld, konnten
Keine andre Kunde bringen, als daß Alhard eines Abends
Faſt im Bann der heil'gen Stätten ſpurlos ihrem Blick entſchwunden.
Immer hofft' ich noch im Herzen wider allen Schein von Hoffnung,
Alter Lubbert —"; aber länger mag das edle Roß nicht harren.

Was alſo der Biſchof über die Ausſichten Roswitha's für den immer noch möglichen Fall einer Rückkehr Alhards denkt, erfahren wir durch dieſen Kunſtgriff nicht. Zu Anfang freilich hat der Fürſt ausgerufen:

„Was, der Findling? ... jenes Kind, das man vor Jahren
Kaum noch athmend in den Armen einer Fahrenden gefunden?"

Allein das iſt nicht ſeine letzte Meinung. Dieſer ganze Geſang iſt für die Oekonomie des Gedichtes von größter Wichtigkeit, da er uns discrete, die Aufmerkſamkeit ſpannende Aufſchlüſſe oder wenigſtens Andeutungen über Roswitha gibt. Aber hätten dieſe, ſowie die Liebe Alhards, die doch nach allem zu einem Treuverſprechen geführt haben muß, nicht früher gegeben werden ſollen? Dann aber haben wir auch unſer Bedenken über die Berechtigung des alten Lubbert, ſeinem biſchöflichen Herrn gerade im Steigbügel jene zarte Eröffnung und Nachfrage zu thun. Vollauf gelungen aber iſt der Dichterin, die Poeſie des Lebens im Thorthurm bei „Vater" Lubbert zu ſchildern, den Charakter der beiden Geſchwiſter zu entwerfen, von denen beſonders die Muhme Traud mit Meiſterſchaft behandelt iſt.

Dasſelbe Lob gilt dem folgenden, ſechſten Geſang, der überhaupt einer der ſchönſten des ganzen Gedichtes, voll poetiſcher Kraft und Anmuth iſt. Im Stübchen ſitzen ſpinnend Traud und Roswitha, letztere ſehr zerſtreut und träumend, erſtere noch ſchmollend, wegen der erhaltenen Abſage. Roswitha hält's endlich nicht mehr aus, richtet ſich empor vom Rocken und ſchaut bittend auf die Muhme:

„Muhme, liebſte Muhme Gertrud," fleht ſie mit erhobnen Händen,
„Wollet doch nicht länger zürnen, daß nach Eurem Wunſch und Willen
Ich der Stimme meines Innern, meines Herzens heißen Schlägen
Schweigen nicht gebieten konnte. Muhme Gertrud, habet Mitleid
Mit mir armen kranken Kinde, ſeid doch ſelbſt mal jung geweſen!"
„Jung?" verſetzet Jungfer Gertrud, ſchier erſtaunt ob ſolcher Meinung,
Und das Haupt ſo heftig ſchüttelnd, daß mit jähem, raſchem Rucke
Der Erfahrnen reißt der Faden. „Jung?" und ſanfter klingt die Stimme,
„Ja, ich bin mal jung geweſen vor ſo langen, langen Jahren,
Daß es faſt wie Traum mich dünket. Ach da war ein ander Leben,
Heller ſchien die Sonn' und wärmer, und mit lichtrem Glanze lachten
Mond und Stern' in ſtillen Nächten. Süßer duſteten die Blumen ...
Und die Menſchen? Nun ſie mögen reden, was ſie immer wollen,
Ich verbleib' bei meiner Meinung, daß die Welt und all ihr Weſen
Schlechter wird von Tag zu Tage."

„Aber Muhme," fragt das Mägdlein,
Näher zu der Alten rückend, „habt Ihr nie im Herzen heimlich
Eines Theuren Bild getragen? Nie mit Bangen und Verlangen
Euch geſehnet, Aug' in Auge, Seit' an Seite ihm zu ſtehen?"

„Kind, was ſprichſt du?" ruft erſchrocken Jungfer Gertrud und bekreuzt ſich.
„Sind das Reden, wie ſie ſitt'gen, wohlerzognen Maiden ziemen?
Laſſe Flachs und Hanf nur feiern, ſchaffſt mir heut doch nichts Geſcheidtes!
Tummle dich in Küch' und Keller; ſchür die Flammen, ſchupp die Barſche,
Die ſchon früh der alte Fiſcher Suſewind von Woldeck brachte"...

„Muhme," meint Roswitha ſchmeichelnd, „hoch noch ſteht die Sonn' am Himmel,
Viel zu früh iſt's für die Fiſche und die wohlgewürzte Tunke.
Wollet lieber noch ein Weilchen hier am offnen Fenſter harren,
Und von jener ſchönen, alten, langvergangnen Zeit erzählen,
Auch von jenem traur'gen Tage, da der Vater mich gefunden.
War es nicht im tiefen Walde, an der Ahe niedrem Ufer?"

„Nicht im Wald, was denkſt du, Witha?" ſagt die Alte ohne Ahnung,
Daß mit kluggewähltem Worte das erfindungsreiche Mägdlein
Sie zum Sprechen bringen wollte. Ernſt und mit bedächt'ger Miene
Neigt ſie ſich zum Fenſter nieder, wo die buntbetupfte Truhe
Freundlich lädt zu ſtillem Sinnen. Auf dem Schemel ihr zur Seite
Kauert Witha, leiſe lächelnd, daß die Liſt ſo raſch gelungen.

Das heimelt ſo an, daß der Leſer meint, er müſſe zum offenen Fenſter hineinhorchen und der traurigen Geſchichte des Findelkindes lauſchen, das zum erſtenmal etwas über ſeine Herkunft hören ſoll. Die Erzählung der Alten iſt wieder ganz herrlich; wir können nur kurz mittheilen, daß man nach einer wilden Sturmnacht im Forſt ein erſtarrtes Weib fand, das in ſeinen Armen das lebende Kind trug. Woher und wer das Weib, ob das Kind ihr eigenes u. ſ. w., wußte man nicht. Lubbert ließ ſich erweichen und brachte das arme Würmlein ſeiner Schweſter, und die beiden betrachteten es fürder als ihr Kind. Da man nicht wußte, ob es getauft ſei, ſo ließ man es taufen, und die Frau Aebtiſſin Meinburga von Bronkhorſt in Marienthal wurde Pathin.

Wie das Gedicht ſich einmal im rechten Fahrwaſſer befindet, zeigt auch der ſiebente Geſang, der ſich in jeder Beziehung den beiden vorhergehenden würdig anreiht, ja durch ſeinen höhern Aufflug über dieſelben noch erhebt. Roswitha, des langen und immer wiederholten Drängens der Muhme, Wolrav die Hand zu reichen, müde, geht endlich eines Spätnachmittags ins Kloſter nach Ueberwaſſer zur Pathin, um ſich bei ihr Troſt und Rath zu holen. Als ſie ausgeſprochen, ſagt die Aebtiſſin ihr unverhohlen ihre Meinung dahin, daß, ſelbſt wenn Alhard zurückkehre, aus der Ehe wohl nichts werden könne, denn ſei der Vater Alhards auch nicht reich, ſo doch ſtolzen Sinnes, und nie werde er es willig dulden, daß ſein ſchildgeborner Sproſſe ſich eine Gemahlin aus niederem Stande wähle. Darum, ſo ſchließt die Aebtiſſin:

„Beſſer wär's, wenn du, Roswitha, in dem ſchönen, ſelbſtvergeſſ'nen
Edelmuth des echten Weibes ſein Gelöbniß willig löſteſt
Und dem wackren Kaufmann Wolrav deine Hand zum Bunde böteſt."

„Nie, Frau Pathe!" ſchluchzt Roswitha, „lieber nähm' ich noch den Schleier
Und vertrauerte mein Leben in des Kloſters ſtillem Kreiſe."

„Wie, mein Kind," verſetzt mit Strenge Frau Meinburga, „biſt du wirklich
So verblendet, ſo vermeſſen, daß du ſonder Furcht und Zittern
Wagen möchteſt, ein getheiltes, halbes Herz dem Herrn zu geben?"

Und nun beginnt die geſtrenge Frau dem Mädchen, das ſie ja liebt wie ihr Kind, ihre Geſchichte zu erzählen. Auch ſie war einmal jung wie Muhme Traud, aber ſie hat auch geliebt. Siebenzehn Jahre war ſie alt, als ſie eines

Tages Hildrich von Holte erblickte und von ihm ganz eingenommen wurde. Er aber merkte nichts von ihrer ſtillen Liebe und nahm von ihren Eltern, Geſchwiſtern und ihr ſelbſt Abſchied als ein Freund. Das ging dem Fräulein ſehr zu Herzen, ein paar Jahre brauchte ſie, um dieſer thörichten, unerwiederten Liebe Herrin zu werden. Dann aber war ſie auch geheilt von aller Erdenliebe und trat freien Herzens ins Kloſter, in dem ſie nun dreißig Jahre lebt, und:

„Höhern Frieden, höh're Freude, als die Welt mit ihren Wonnen
Jemals geben kann und nehmen, fand ich in dem frommen Dienſte. . ."

Seitdem hat ſie noch erfahren, wie Hildrich ſich mit Luitgarde von Sudbecke vermählt, die ihm drei Knaben und ein Mägdlein gebar. Während er ſelbſt dann einmal mit Barbaroſſa gezogen war, überfiel gegen alles Recht ſein Feind, der Billerbecker, das Schloß, vernichtete und raubte alles; von der Gattin oder den Kindern hat man nie mehr etwas erfahren. Hildrich kam ſpäter an die verödete Stätte ſeines Glückes, zog dann ins heilige Land, und keiner hat mehr von ihm vernommen. Meinburga betet jeden Abend für ihn. Dies alles hat die Pathin ihrem Liebling jetzt erzählt, damit dieſe ſehe:

„Eitel iſt der Menſchen Sinnen, eitel iſt ihr Wunſch und Wille,
Und vergänglicher ihr Streben als des Rauches wehend Wölklein,
Als des Waſſers flücht'ge Welle. Geh, Roswitha, meine Worte
Mögen dich in ſtiller Stunde bald das Rechte finden laſſen.
Ob die Muhme dann auch drohet und mit böſen Worten dränget,
Du gehorche nur der hehren, heil'gen Stimme deines Herzens."

Nur ungern nehmen wir aus den ſo trauten Stätten des alten Münſters und von den Perſonen, die uns einen Blick in ihr Herz haben thun laſſen, Abſchied, um uns vom achten Geſang in den „fernen Oſten" führen zu laſſen. Dieſer und die zwei folgenden Geſänge berichten uns nun die Schickſale zweier Chriſtenſklaven, eines gebeugten Greiſes und eines jungen Ritters — Hildrich von Holte und Alhard. Letzterer erzählt noch, wie er auf ſeiner Pilgerfahrt eines Abends gefangen und als Sklave verkauft wurde. Die Schilderungen wie Erzählungen dieſer drei Geſänge ſind recht anſprechend. Der elfte Geſang „Aus altem und jungem Herzen" enthält Lieder Hildrichs und Alhards. Zwölfter Geſang: „Die Verſuchung." Mechmet Ali redet Alhard zu, ſeinen Glauben abzuſchwören, dann werde er ſofort Freiheit und Ehre erlangen, ein Häuflein Soldaten anführen und reich ſein. Alhard weiſt die Verſuchung entſchieden ab. Die Folge davon iſt verdoppelte Härte der Sklaventreiber gegen den Standhaften. Der Geſang iſt etwas kurz und als ſelbſtändiger Theil nicht genug mit dem Weiterſchreiten der Handlung verknüpft, beſonders nach dem lyriſchen Intermezzo des elften. Beſſer wohl wäre er in einen der vorigen Geſänge eingeflochten worden.

Im dreizehnten Geſang ſind die beiden deutſchen Sklaven zuerſt unfreiwillige Zeugen einer geheimen Beſprechung, worin Haſſan Meuchelmördern den Auftrag gibt, zu einer gewiſſen Stunde und an einem beſtimmten Ort über Mechmet herzufallen und ihn zu tödten. Am folgenden Tage, als die

Sklaven wieder in den Gärten des Gebieters ſich mühen, kommt dieſer, wird freundlich von Haſſan empfangen und nähert ſich dem Wäldchen, wo der Ueberfall und Mord ſtatthaben ſoll. Im letzten Augenblick ſpringt Alhard hinzu und verräth ihm das Geheimniß. Haſſan und die Mörder werden gefeſſelt, Alhard und die übrigen Chriſten für frei erklärt und mit Geſchenken entlaſſen. Auf die Frage Ali's an Alhard, warum er ihn gewarnt, da er doch nur Böſes von ihm empfangen, weiſt Alhard auf das Gebot der Feindesliebe hin.

Und wiederum iſt's Johannistag. Roswitha ſitzt traurig da und hat aller Sommerherrlichkeit um ſie nicht Acht. Der heutige Tag ſoll entſcheiden, ob Wolrav ſie heimführe oder nicht. Wie hat die Muhme gedrängt und gedroht! ja die arme Waiſe muß ſogar fürchten, daß auch Vater Lubbert ſchließlich ſein Herz von ihr wende und ſie ſein ſtilles Heim verlaſſen müſſe. Sie ſoll alſo mit in den Reihen der jungen Mädchen zur Johannisfeier:

„An des Bürgerhauſes Halle, wo am reichſten ſich die Kränze
Um die hohen Säulen ſchlingen, will Herr Wolrav Traoelmannine
Deiner harren, daß du freundlich ihm den vollen Becher bieteſt.
Witha! du, das arme Waislein, das doch wahrlich nichts zu eigen,
Nichts zu hoffen hat auf Erden, hältſt dein Schickſal jetzt in Händen."

Schon nahen die Geſpielen, ſchon erklingt ihr Lied in den Straßen — die Stunde drängt; ſoll ſie hinunter und den reichen Kaufmann nehmen „mit halbem Herzen", oder ſich der Gefahr ausſetzen, ſelbſt von ihren bisherigen Beſchützern als heimatloſer Findling auf die Straße geſetzt zu werden? ... Mit ſchmerzensſtummer Frage

Hebet ſie das ſchöne blaue, ſternengleiche Aug' gen Himmel,
Deſſen Perlenglanz der Abend ſchon mit Gold und Purpur ſtreifet.

Da — aus den Zweigen der Linde klingt es wieder wie ehedem: „Roswitha, liebe Roswitha mein!" Und bald ſteht Alhard vor ihr in Muſchelhut und Mantel.... Statt Roswitha nur eine „Frage" thun zu laſſen, hätte die Dichterin vielleicht beſſer noch im Intereſſe der Charakteriſtik wie der Erzählung uns die Jungfrau vorführen ſollen, wie ſie eine Entſcheidung getroffen, und lieber alles als ihre Liebe aufs Spiel geſetzt.... Aber bevor Alhard

die Geliebte noch umfangen,
Läßt ein lauter Aufſchrei beide auf den Herrn von Holte ſchauen.
Bleich, mit hocherhobnen Händen, und entſetzt die ſtarren Augen
Auf Roswitha's Antlitz heftend, hauchet Hildrich kaum vernehmbar:
„Luitgarde! Luitgarde!" Schaut noch einmal ſchreckoerſtöret
Auf die Maid und ſinkt dann ſtöhnend ohnmächtig in Alhards Arme.

Der fünfzehnte und letzte Geſang iſt überſchrieben: „Gottesfriede." Roswitha eilt ins Kloſter zur Pathin und erzählt ihr die frohe Kunde, welche dieſe übrigens ſchon durch den Biſchof weiß. Roswitha ſchildert die Erkennungsſcene. Man hatte den alten Herrn von Holte, der beim unerwarteten Anblick des Mägdleins in Ohnmacht gefallen war, auf Lubberts Lager gebettet.

„Ach, Frau Pathe, daß Ihr geſtern Muhme Gertrud doch geſehen!“
Unterbricht ſich Witha lachend, „ihres Zornes helles Lodern,
Und ihr ſprachloſes Entſetzen, als ſie, mit dem Travelmanninc
Vom Johannisfeuer kehrend, mich in Alhards Armen ſchaute!
Wenig fehlte und die Kogel, die bedenklich ruckt' und rutſchte,
Wär' vom Haupte ihr gefallen. Doch zum Glück war Vater Lubbert
Schon daheim von ſeinen Gängen und bedeutete Herrn Wolrav,
Was geſcheh'n, mit kurzen Worten. Als ſie von dem Pilger hörte,
Von dem Kranken, Hilfsbedürft'gen, o da war die wackre Muhme,
Ganz Geſchäftigkeit und Eifer, braute Würzewein und raunte
Seltne Sprüchlein, deren Heilkraft ſie erprobt bei Blut und Fieber.“

Die letzten Zweifel an der Wirklichkeit des verwandtſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Hildrich und Roswitha zerſtreut das kleine Kreuzchen, welches man bei dem Kinde einſt gefunden.... Ein Marienlied führt zur letzten Scene über, einem Feſtmahl beim Biſchof. Im Intereſſe der Kunſt hätten wir gewünſcht, daß die erſte Scene dieſes Geſanges oder vielmehr deren Inhalt uns epiſch, d. h. als geſchehende Geſchichte am Schluß des vorletzten Geſanges wäre erzählt worden, und das Feſtmahl den einheitlichen Gegenſtand des letzten gebildet hätte. Im übrigen triumphirt bei dieſem Theil wiederum die Kunſt der Dichterin über alle Schwierigkeit. Die Aufzählung und Charakteriſirung der Theilnehmer, Herren und Damen, iſt homeriſch; das ganze damalige ritterbürtige Münſterland iſt vertreten.

... Scheu nur ſchleicht am untern Ende, fern den biedern Bankgenoſſen,
Ruotger, der Billerbecker, deſſen Vater frevlen Muthes
Einſt der Fehde blut'ge Fackel in den friedumhegten Burgſtall
An des Hügels Hang geworfen. Das Gebot des Biſchofs einzig
Mochte heut' ihn hierher führen, und vergebens ſtrebt der Junker
Sein verfehmtes Haupt zu bergen in der Gäſte buntem Schwarme.

Unter den Damen ſitzt Roswitha als die ſchönſte. Bald ſchaut ſie auf den Geliebten,

oder auch mit ſchnellem Aufblick
Muhme Gertrud heimlich ſtreifend, die in ſilberſtückner Haube
Und in ſtolzem Ehrenkleide ſtattlich thront auf hohem Seſſel.
Ach, die arme Muhme Gertrud, deren Stimme ſonſt gewichtig
Wie ihr Schritt im Hauſe ſchallet, ſchaut befangen, faſt verzweifelnd
Auf das ungewohnte Treiben, auf die hohen Herrn und Ritter,
Die geſchmückten Edeldamen, deren höfiſch feine Sitten
Ihr den Athem ſchier verſetzen. Aengſtlich rückt ſie hin und wieder,
Zupft und zerrt, ſtatt an der Kogel, an den buntgewirkten Bändern,
Heimlich wünſchend, glücklich wieder in dem ſtillen Thorwartſtübchen
Ihrer Pracht ſich zu entled'gen und den ſtaunenden Gevattern
Mit gelöſter Zung' geläufig von der Huld des Landesfürſten,
Von dem Glanz und Glaſt des Feſtes und dem unerhörten Glücke
Ihres holden Pflegekindes triumphirend zu berichten.

Als der Feſtjubel am höchſten geſtiegen, erhebt ſich Biſchof Hermann und redet zuerſt Hildrich von Holte an, den er beglückwünſcht und dann auffordert:

„Hilbrich Holte, was vor Jahren Bernd von Billerbeck verbrochen,
Rächt es nicht an ſeinem Sohne; denkt, wie huldvoll ſich des Himmels
Hoher Herrſcher euch erwieſen. . . . Eures einz'gen Kindes wegen
Laßt die alte Feindſchaft fahren! Aller Haß und aller Hader
Sei vergeben und vergeſſen, und im Bann des Gottesfriedens
Reiche Feind dem Feind die Rechte!"

Dann wendet ſich der Fürſt an ſeinen Neffen Alhard, deſſen Schwert er möcht' „für alle Zeiten an Weſtfalens Schimmel feſſeln":

„Nicht mehr nach den Langenauern, nein, nach deiner neuen Heimat
Sollſt du fortan dich benennen: Ritter Alhard, Herr von Münſter . . .
Feſten Burgſitz dir zu gründen, wie's dem wackren Helden ziemet,
Der als Hauptmann in dem Heere ſeines Landesfürſten reitet,
Will ich meiner Mitra Perle dir mit allem Zins und Zehnten
Feierlich zu Lehen geben. Auf dem Brockhoff, nach den Mauern
Unſrer vielgeliebten Hauptſtadt, ſoll der Bau mit Saal und Belfried
Noch vor Jahresſchluß ſich heben . . . um die Hausfrau
Magſt du deiner Fahrt Genoſſen, Hilderich von Holte, fragen." . . .

Die Dichterin ſieht dann allmählich den Feſtglanz erblaſſen,

weichend dehnen ſich die Wände
Und im Nebelrauch zerrinnen die Geſtalten jener ſtarken
Stolzen Männer grauer Vorzeit . . . jene ſchwertgewalt'gen Sippen,
Deren mannhaft markig Weſen, Ritterſinn und Rittertugend
Aus dem Wirrſal wilder Zeiten mit verklärtem Glanze leuchtet.

. . . Leiſe nur und lieblich klingelnd . . . ſchwebt ein Wiederhall der ſüßen,
Längſt verklungnen alten Lieder durch die nebelduft'ge Bläue:

„Hoch ob der Zeit Gewirr und Dunkel
Steht unverrückt der Morgenſtern
Mit himmliſch hehrem Lichtgefunkel —
Das Kreuz, das heil'ge Kreuz des Herrn.

Es ſtrahlt in mildem Hoffnungsglanze
Durch Nacht und Grau'n auch uns von fern,
Umblüht vom Dornen-Roſenkranze —
O Kreuz, o heil'ges Kreuz des Herrn!"

Finis.

Das iſt der „Sang aus alter Zeit"!

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf das ganze Gedicht, ſo werden wir in demſelben eine höchſt erfreuliche Leiſtung, das Werk einer wahren Künſtlerin, anzuerkennen haben. Die Dichterin wagt ſich mit Muth und Selbſtvertrauen an Aufgaben, die ſonſt nur Männer als die ihrigen betrachten, und löſt ſie mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregt und es begreiflich finden läßt, daß ein Kritiker der „Blätter für literariſche Unterhaltung" in ihr einen Dichter vermuthete, während man doch ſonſt heute gewohnt iſt, ſelbſt hinter männlichen Autornamen Frauen zu ſuchen. Mit kühnem und feſtem

Griffel werden Kriegszüge und Schlachten, Volksverſammlungen und Feſtmahle gezeichnet, und, was nach mancher Anſicht noch mehr die männliche Feder verrathen möchte, gerade die Frauencharaktere ſind mit wahrer Meiſterſchaft erfunden und gezeichnet. Wir reden hier weniger von Roswitha, die als Hauptperſon bei aller nothwendigen Idealität dennoch individuell gerathen iſt und neben der treuen Liebe und echt weſtfäliſchen Zähigkeit eine ganz anmuthige Schalkhaftigkeit und echt mädchenhafte Schlauheit aufweiſt —, als vielmehr von Muhme Traud und der Aebtiſſin.

Streng und ſtolz emporgerichtet, ſitzt auf hochgelehntem Seſſel
Frau Meinburga, die Aebtiſſin. Forſchend ruht der Frommen Auge
Auf dem Angeſicht Roswitha's....

Doch dieſe Strenge ſchmilzt im Mitleid und in der Erinnerung an alte Zeit; wir ſehen in der hohen Dame die Frau mit dem goldenen Herzen, das auch ſeinerſeits dereinſt geträumt, ehe es erwachte.... Ueber die Muhme kann ja der Leſer ſelbſt aus den Proben urtheilen. Sie wird ihm jedenfalls leibhaftig vor Augen ſtehen. Außer dieſen beiden aber führt uns das Gedicht noch einen weitern untergeordneten, aber ſehr intereſſanten Frauencharakter vor, die alte Kloſtermagd und Pförtnerin Begga.

...Langſam raſſeln ſchwere Riegel, ächzend knarrt es in den Angeln,
Und mit mürriſchem Geſichte tritt ein grau verwittert Weiblein
Müden Schrittes auf die Schwelle. — Begga iſt's, die bleiche Begga,
Jenes Weib aus wildem Norden, das, zu Tode einſt getroffen,
Kauert' an der Kloſterpforte, und nach langem, ſchwerem Siechthum
In Marienthales Ringe Sicherheit und Schutz gefunden....
Mild und gütig hieß Frau Meinburg ſie des Wächteramtes warten
In dem Kloſter an der Ahe. Jahre ſchwanden ſo um Jahre,
Und noch immer treu und tüchtig pflegt die Alte an der Pforte
Unverdroſſen ihres Dienſtes. Scheu und ſchweigſam, herb und herriſch
Wandelt mählich ſich ihr Weſen, hold dem guten Chriſtengotte,
Doch auch hold den hohen Aſen, deren Hand in dämmergrauer
Alter Vorzeit ihrer Ahnen ſtolzes Reich im rauhen Norden
Mit dem Strahlenſchilde deckte[1].

Roswitha iſt natürlich auch dieſer Alten Liebling, und wo Begga von des Mägdleins Leid erfährt, iſt ſie gleich bei der Hand, den Liebeszauber ihrer Heimat zu ſeinen Gunſten anzuwenden:

...Ich die Fremde, du der Findling, hat das Schickſal uns geſellet
Und zu Rath und That verſchwiſtert. O, ich war nicht immer Waiſe,
Nicht die arme, bleiche Begga, die ihr kummervolles Daſein
Nur von frommen Gaben friſtet! In der Heimat hieß ich Ingborg,
Ingborg Aſa, deren Ahnen einſt auf ſtolzen Drachenſchiffen
Herrlich fuhren ob dem weißen Wogengiſcht der Nordlandmeere....

[1] Ob dieſem religiöſen Zwieſpalt im 12. Jahrhundert nicht ein leichter Anachronismus anhaftet?

Doch wie ſchwer das Joch auch drückte, nie vergaß des theuren Nordlands
Armes Kind der Heimat Klänge, nie der Skalden Sang und Sage,
Nie die Weisheit, welche milde, hoheitsvolle Göttergreiſe
Längſt vergangner Zeit entlehnten. Höre, Witha, und erwäge:
In der Nacht der Sonnenwende kreiſen noch geheime Kräfte
In dem Schoß der Mutter Erde. Räthſelrunen werden ſichtbar,
Die kein Sterblicher ergründet, und die dennoch dem Geweihten,
Wiſſenden ſich hold erſchließen. In der Nacht der Sonnenwende
Werd' ich heimlich für dich wachen, in den Wieſen an der Ahe,
Die gefeiten Kräuter finden, deren Neunzahl, dreimal dreie,
Selbſt dem ſchwerſten Leid der Liebe Hoffnung bringt und ſichre Heilung.

Natürlich will dies die fromme Roswitha nicht, hoffend, daß die Hand des Ewigen gnädig ihr Geſchick entſcheide. Als ſie nun nach der Rückkehr Alhards wieder ins Kloſter kommt, ruft ſie die Alte, welche von der glücklichen Wendung noch nichts weiß, beim Namen.

Doch die Greiſin wendet grämlich ſich zur Seite, heiſer murmelnd:
„Thöricht Ding, wenn du die Kräfte meines Zaubers nicht gebrochen,
Hätt' ich wohl geheime Mächte, Geiſter, die dem Blick verborgen,
Dir zu Schutz und Trutz beſchworen in der Nacht der Sonnenwende."

Wie ihr nun aber die Jungfrau die frohe Botſchaft mittheilt,

„Siehſt du," raunt die Alte heimlich, und die hagren Hände ſchließen
Sich nach altem Heidenbrauche um des Mägdleins ſchlanke Rechte:
„Daß des Nordens gute Götter mich noch nicht verlaſſen haben?
Heil'ge Kräuter, dreimal dreie, pflückt' ich in geweihter Stunde
Geſtern um die Sonnenwende, die geheimnißvollen Worte,
Spruch und Bann, darüber ſprechend, wie's mich einſt die Drude lehrte."

Muhme Traud, Meinburga und Begga, drei alte Jungfrauen, aber wie verſchieden ihre Geſchichte und ihr Charakter: alle drei gut, eine jede in ihrer Art.

Von den Männern iſt Lubbert Langen wohl der beſtgetroffene; die übrigen, Biſchof Hermann, Alhard und Hildrich, ſind zu ſehr die Helden, als daß der Dichterin Kunſt ihnen anderes individuelles Leben hätte andichten können, als es in ihrem Stande, Alter und Leben ſchon lag.

Die Motive der Geſchichte, die Kreuzzugsepiſoden, das Wiederfinden des alten Holte, die Befreiung, die Findelgeſchichte u. ſ. w. ſind nicht neu; ſie ſind in hundert Erzählungen verwerthet, allein die Einkleidung der Dichterin hat ihnen doch, ſo viel es anging, neues Lebes zu verleihen gewußt.

Die Sprache der Dichtung iſt eine durchaus künſtleriſch durchgebildete, voller Kraft, Wohllaut und malender Klarheit. Zeugen deſſen ſind hoffentlich all die mitgetheilten Proben. Der Abgang des Reimes wird weitaus erſetzt durch die größere Natürlichkeit und ſchlagende Kürze, ſodann aber auch durch die faſt durchgehends auf das allerglücklichſte angewendete Alliteration im Einzelvers. Die vierfüßigen Trochäen ſchreiten bald feſt und markig, wie der Marſch eines Heeres, bald wie der eilige leichte Fuß des Mägdleins einher,

klingen bald wie die luſtige Plauderrede der Jugend, bald wie der ernſte Mahnton des Alters. Härten finden ſich kaum, ungewöhnliche Betonung eines Wortes iſt ſelten, proſaiſche Wendungen oder Anklänge an verbrauchte Phraſen ſind nur vereinzelt der Feile entgangen.

Am wenigſten wollen uns die vielen eingeſtreuten Lieder gefallen. Die Sprache derſelben iſt faſt immer glatt und ſchön, die Form manchmal ſehr kunſtvoll, wir würden begreifen, daß man ſie wegen dieſer Vorzüge beſonders lobenswerth fände — und doch, wir können nicht umhin zu geſtehen, daß ſie uns meiſtens ſehr kalt laſſen und daß wir ſie lieber gemißt hätten. Daß Alhard ſich abends nach der Schlacht von Iconium unter eine Palme ſetzt und für ſich drei Lieder ſingt: eins auf die ferne Geliebte, eins auf volle Humpen und eins aufs Vaterland, das muthet uns doch etwas ſonderbar und ſtörend an. Gerade das Trinklied iſt für dieſe Liedereinſchiebungsmode, wie ſie in der neuen Epik herrſcht, ſehr bezeichnend. Sitzt da der Junker mit ſeiner Laute und ſingt:

Nun bringet den Humpen, nun füllet den Krug,
Ihr wackeren Schwurgeſellen,
Und leeret ihn fröhlich auf einen Zug,
Eh' wieder die Hörner gellen!
Trinkt ehe u. ſ. w.
Trinkt ehe u. ſ. w.
Drum füllet den Humpen u. ſ. w.

Wenn wir ein ſolches Lied, das ſich doch an die Schwurgeſellen wendet, im Bivouac von einem Chor geſungen hörten, ſo würde das einen Sinn haben; allein ein einſam ſehnſüchtiger Lautenſpieler wird niemals aus innerem Bedürfniß ſo improviſiren, wenigſtens dürfte er es nicht in einem geſchloſſenen Epos.

Wir halten es in dieſer Hinſicht mit Goethe für ein Zeichen des Modernen, daß wir in der Poeſie „die Genres zu vermiſchen geneigt ſind, ja daß wir gar nicht mehr im Stande ſind, ſie von einander zu unterſcheiden". Epos und Lyrik liegen doch ſo auseinander, daß es des ganzen Einfluſſes der Romantik bedurfte, ſie ſo zu vermengen, wie das heute beliebt wird.

Wir ſind der ganz entſchiedenen Meinung, daß Lieder, welche nicht aus der Handlung herauswachſen oder die Handlung weitertragen, überhaupt keine Berechtigung im Epos haben. Das Lied im Epos iſt der Monolog des Drama's; man beachte z. B. die Charakterſchilderung, den innern Kampf in den Liedern Elmars, die epiſche Spitze in dem Liedercyklus Hildegundens. In einem Gedicht wie „Der Trompeter von Säckingen", das nebenbei ſehr ſtark ſatiriſche Zwecke verfolgt, mag man die Liedercyklen unſeretwegen als Chor der Komödie betrachten, im übrigen aber feſthalten, daß der Trompeter zwar ein ſehr kurzweiliges und in ſeiner Art claſſiſches Buch iſt, aber nur in ſeiner Art, die keineswegs das Ideal der Kunſt iſt.

Dazu kommt, daß dieſe Lieder ſehr oft durch ihren ganz modernen Ton befremdlich abſtechen gegen die auch im ſprachlichen Gewande alterthümelnd

gehaltene Erzählung. Schon die Aenderung im Versmaß ſtört uns perſönlich immer, und darum haben wir Weber immer ſo Recht gegeben, daß er auch in den lyriſchen Partien den Trochäus beibehält. Weber hat auf dieſe Weiſe gezeigt, wie der Meiſter trotz des anſcheinend ſo einförmigen Versmaßes dennoch die ganze Tonſcala der Gefühle in demſelben wiedergeben kann. Oder iſt etwa bei den Liedern Elmars oder Hildegundens etwas von Eintönigkeit zu ſpüren? Daß die Dichterin ihr Versmaß beherrſcht, ſie alſo ebenfalls mit Leichtigkeit ihre Lieder in dieſem Versmaß ſchreiben könnte, wurde ſchon bemerkt und hat ſie ſelbſt in dieſem Gedichte mehr als einmal bewieſen. Mehr aber als das Vermaß fällt der moderne Ton ins Gewicht, der, wie geſagt, durchgehends in dieſen Liedern herrſcht. So ſangen Ritter des zwölften Jahrhunderts nicht:

Ich träume, auf ſchäumendem Wüſtenroß
Zu fliegen auf ſteinigen Pfaden u. ſ. w.

oder:

Ich habere nicht mit des Geſchickes Tücke u. ſ. w.

Selbſt das Kreuzlied, deſſen einzelne Strophen bedeutungsvoll durch das ganze Gedicht durchklingen, gleichſam ſeine Seele ſind, iſt viel zu modern. Der Vergleich mit irgend einem Liede jener Zeit wird den Unterſchied zeigen.

Fragen wir uns zum Schluß, wie das Gedicht zu ſeiner Ankündigung ſich verhält, ſo müſſen wir leider geſtehen, daß von vielen der angeſagten Dinge nur wenig eigentlich epiſch zur Sprache kommt. Alles wird ja einmal berührt und iſt mehr oder minder eng mit der Hauptſache verknüpft; dieſe Hauptſache iſt und bleibt aber:

Junger Herzen Leid und Freude
Und der Lohn erprobter Liebe.

Wir glauben, das Gedicht wäre einheitlicher geworden, wenn dieſe Hauptſache gleich von Anfang an als ſolche wäre behandelt worden, während ſie jetzt zum Beginn von dem Kreuzzug förmlich erdrückt wird. Der zweite, dritte und vierte Geſang gehört nur durch beiläufige Erwähnung Alhards zur Haupthandlung; was Alhard aber in dieſen Geſängen thut, hat mit ſeiner Liebe und deren Geſchick nichts oder kaum etwas zu ſchaffen. Dieſe drei Geſänge hätten in einen einzigen verſchmolzen werden ſollen, und zwar hätte Alhard der Held dieſes Geſanges ſein müſſen: etwa die Scene, wo die vier weſtfäliſchen Pilger vor Jeruſalem Abendraſt halten, Alhard ſich entfernt und gefangen wird. Die Geſchichte des Kreuzzuges hätte uns in einem Geſpräch der Freunde mitgetheilt werden können. Aber die Lücke in der Zeit zwiſchen der Kreuzpredigt in Münſter und der Gefangennahme Alhards? Dieſe auszufüllen, hätten wir als zweiten Geſang Roswitha's Geſchichte eingeſchoben, die erſten Werbungen Travelmannincs, Nachrichten über den Kreuzzug, etwa auch noch, anſchließend an Lubberts Furcht vor dem Tecklenburger, ein Ueberfall Münſters, bei dem auch Roswitha betheiligt wäre. Der dritte Geſang: Heimkehr Biſchof Hermanns, Roswitha's Trauer, erneute Verſuche Travelmannincs u. ſ. w. Die fünfzehn Geſänge könnten gut auf neun oder höchſtens zwölf beſchränkt werden,

wodurch Einheit und epiſche Kraft jedenfalls mehr zum Ausdruck gelangen würden. Die etwas verfehlte Anlage des Ganzen kommt, unſerer Anſicht nach, bereits im Titel des Buches zum Ausdruck, der ſich mit der poetiſchen Aufgabe nicht deckt. Das Culturbild als ſolches kann nicht erſter und unmittelbarer Zweck eines erzählenden Gedichtes ſein, das ſich ſeiner Natur nach mit einer beſtimmten Perſönlichkeit und Handlung zu beſchäftigen hat. Daß als mittelbare Folge ſich aus der Darſtellung und Entwicklung des Helden und ſeiner That auch ein Bild ſeiner Zeit abrollt, iſt ja ſehr lobenswerth und natürlich; nur iſt dieſes Bild ebenſoſehr künſtleriſches Hilfsmittel und Beiwerk, wie der Hintergrund in einem geſchichtlichen Gemälde.

Warum wir auf die Eintheilung und den Plan dieſes Gedichtes ſo genau eingehen? Weil in unſerer — leider nur zu raſch anſchwellenden — katholiſchen Belletriſtik in gebundener wie ungebundener Rede gegen die Regeln des äſthetiſchen Aufbaues noch mehr als gegen diejenigen des künſtleriſchen Ausbaues geſündigt wird; das Genie, wie Weber in „Dreizehnlinden", mag ja ſeinen Weg von ſelbſt finden. Im allgemeinen jedoch kann ſelbſt den beſſeren unſerer heutigen Schriftſteller ein gründliches Studium der guten Muſter und der alten Regeln nicht oft und nachdrücklich genug ans Herz gelegt werden. Nichts aber iſt geeigneter, dieſes Studium zu unterſtützen, als ſelbſt ſo anerkannt tüchtige Dichtungen, wie es die vorliegende von A. Jüngſt und die nächſtens zu beſprechende von H. Laven ſind, unter die kritiſche — wir ſagen nicht Lupe, ſondern einfach Brille zu nehmen und zu zeigen, wie das, was ſolchen Werken an der Vollkommenheit abgeht, meiſtens in der mangelhaften Anlage begründet iſt. Mit bloßem Lob und einfacher Anpreiſung ſolcher Werke wäre vielleicht dem Buchhändler, nicht aber dem Dichter und dem Leſer gedient. Sollen wir in der Ueberfülle des Mittelmäßigen nicht erſticken, ſollen wir den unberufenen Dilettanten nach der Wahrheit und zum allgemeinen Nutzen ihr Urtheil ſprechen, ſo dürfen wir vor allem den anerkannten Namen gegenüber nicht mit unſeren Bedenken, die ja im übrigen nur das werth ſind, was ſie beweiſen, zimperlich zurückhalten. Wenn man ſich heutzutage über die Stumpfheit und Gleichgiltigkeit des katholiſchen Publikums ſo oft beklagt, ſo darf nicht überſehen werden, daß einen Theil der Schuld auch die katholiſchen Autoren und die katholiſche Kritik tragen.

Es wäre ja ungerecht, läugnen zu wollen, daß bei vielen Katholiken leider die Tyrannin Mode auch in literariſchen Dingen das entſcheidende Wort ſpricht; daß man glaubt, zu einem rechten Salon gehöre nicht bloß das Makart-Bouquet auf dem Trumeau oder Flügel, ſondern auch der neueſte Ebers, Dahn, Baumbach u. ſ. w. auf dem Büchertiſch; in einer Geſellſchaft „comme il faut" müſſe man ſich ſeines Daſeins ſchämen, wenn man nicht Rede ſtehen kann darüber, was einem im letzten Zola oder Ibſen oder Lindau am beſten gefallen habe. Man braucht ja bloß einen katholiſchen Buchhändler zu fragen, um zu erfahren, daß die Durchſchnittskäufer der Nipptiſch-Literatur einfach dem Geſchäftsmann die Wahl des Autors überlaſſen und ihm als einzige Norm das entſcheidende Wort ſagen: „Sie wiſſen ja, was augenblicklich am meiſten gefragt wird." Noch einmal: wir kennen dieſe Schwäche des katho-

liſchen Publikums — und möchten ihr eben abhelfen, indem wir nach den Urſachen des Uebels ſuchen. Als *eine* ſolcher Urſachen erſcheint es uns denn, daß die Durchſchnittsproduction katholiſcherſeits nicht auf jener Höhe der Bildung und des Intereſſes ſteht, wie es erwartet wird und bis zu einem gewiſſen Grad erwartet werden muß. Gewiß wird ein wahrhaft katholiſcher Schriftſteller ſich und ſein Werk nie ſchänden durch Kunſtmittel, wie ſie ſo oft angewendet werden, um durch ſinnliche Reizmittel Phantaſie und Gefühl anzuregen und dadurch Intereſſe zu wecken. Aber zwiſchen unmoraliſch-pikant und moraliſirend-langweilig, zwiſchen realiſtiſch-unſittlich und theewäſſerig-fade, zwiſchen materialiſtiſch-peſſimiſtiſcher Lebensauffaſſung und idylliſchem Geſäuſel liegt die ganze Abſtufung geſunder Kunſtarten, die auch dem Katholiken als Künſtler und Leſer nicht verſagt ſein ſollen.

Nun iſt aber nicht zu läugnen, daß ſowohl in techniſcher Beziehung, d. h. in der Kunſt, den Leſer zu feſſeln, als auch in ſtofflicher Hinſicht, d. h. in den pſychologiſchen oder künſtleriſchen Problemen, unſere katholiſchen Autoren vielfach gegen die beſſeren auf der andern Seite zurückſtehen. Und iſt man ferner nicht oft zum Verdachte verſucht, es habe ſich in belletriſtiſcher Beziehung in vielen katholiſchen Kreiſen die Meinung (oft freilich unausgeſprochene Meinung) feſtgeſetzt, es brauche nur etwas von katholiſcher Seite zu kommen, um für Katholiken empfehlenswerth und — gut genug zu ſein? Wollen wir denn auch bei uns jenem Hohn echter Kritik die Thüre öffnen, welcher liberalerſeits ſo viel Unweſen treibt und bei welchem „Geſinnungstüchtigkeit" alles übrige aufwiegt? Wir wollen dieſen Gedanken nicht weiter ausführen, wir möchten ſonſt unliebſame Worte ſagen, und ſo ſehr uns auch der Zweck, d. h. Beſſerung der unheimlich ſich mehrenden Durchſchnittsproduction, am Herzen liegt, die Liebe möchten wir nicht verletzen.

Dieſem Uebel abzuhelfen iſt an erſter Stelle Sache der literariſchen Kritik. In der That, die Kritik der Tagesblätter, nicht weniger als die der Fachzeitſchriften, kann durch *ſyſtematiſches* Vorgehen, durch wirklich ſachgemäße, von den Perſonen abſehende, nur die Sache *verſtändnißvoll* berückſichtigende, die ewigen Superlative und Phraſen abwerfende Beſprechung der neuen Werke hier das meiſte thun. Und ſo haben auch wir bei Muſterung des letzten Weihnachtsmarktes wieder den feſten Entſchluß gefaßt, für unſer Theil an dieſer Wandlung zum Beſſern zu arbeiten, ſoviel in unſeren Kräften ſteht.

Man wird ja ſagen: warum der Zeit die Säuberung des Weizens von der Spreu nicht überlaſſen? weshalb der Mittelmäßigkeit und der Stümperei nicht einfaches Schweigen gegenüberſtellen? Weil damit allein der guten Sache nicht gedient iſt. Jeder „Schriftſteller" hat Freunde und Lobredner, ja die Unbedeutendſten machen oft am meiſten von ſich reden (wir haben ja der Beiſpiele auf der andern Seite mehr wie genug); wir könnten auch katholiſcherſeits ſogen. Waſchzettel anführen, die an Phraſen das Menſchenmögliche leiſten; und ſo verderben ſolche Dilettanten doch immer den ernſten Arbeitern und Künſtlern den Markt und unerfahrenen Leſern den Geſchmack; während F. W. Grimme ſieben Jahre auf eine zweite Auflage warten mußte, hatte

dieſer und jener, der Grimme nicht bis an die Kniee reicht, ſeine wiederholten Ausgaben. Ein gewiſſes Publikum kauft alles, was ihm als gut von Hans oder Peter empfohlen wird; wenn noch gar irgend eine Zeitung in die Trompete geſtoßen hat, fallen erſt recht Jericho's letzte Mauern des Bedenkens, und der große Joſua zieht ein mit fliegenden Fahnen als der „bekannte und berühmte Dichter oder Erzähler", der u. ſ. w., deſſen u. ſ. w., dem u. ſ. w., den u. ſ. w. Gebildetere Leſer laſſen ſich durch ſolche Anpreiſungen wohl ein- oder zweimal fangen, dann aber begegnen ſie allen Kritiken mit Mißtrauen und kaufen gar nichts mehr.

Eine gewiſſe Schonung und nachſichtige Anerkennung war ja gewiß am Platze, ſolange die katholiſche Belletriſtik in den Kinderjahren ſtand. Dieſe Tage ſind aber jetzt doch vorüber. Es bedarf heute nicht mehr der Aufmunterung zum Schreiben, ſondern im Gegentheil eines recht energiſchen „Halt!" für das unheimlich zunehmende Mittelmaß, womit beſonders Frauen uns überhäufen. Zudem iſt bei dem heutigen Schaffen eine ſo ſichtbare Haſt, als gälte es ein ſinkendes Schiff zu kalfatern. Vom Werktiſch noch mit Hobelſpänen und Nothnähten verſehen, werden die Werke vor das Publikum gebracht, Stoffe, die ein Leben zur Ausbildung erforderten, raſch übers Knie gebrochen, jährlich eine lyriſche Sammlung veröffentlicht, wo dann wirklich nur das Tauſendſte erlebt ſein kann u. ſ. w. u. ſ. w. Dilettantenreichthum — —

Angeſichts ſolcher Erſcheinungen legen wir uns denn ernſtlich die Frage vor, was bei einer Kritik den Vortritt hat: die Rückſicht auf den einen Autor oder auf das ganze Publikum, das eine Buch oder die ganze Sache? So geſtellt, iſt die Frage ſelbſt ſchon eine Behauptung. Bisweilen kommt uns der Gedanke, ob es nicht einfacher und klarer wäre, wenn der Kritiker (wir ſetzen natürlich voraus, was immer und überall der Fall ſein ſollte, daß dieſer Kritiker von der Sache etwas verſteht und zwar mehr als das Publikum, das er belehren will) einfach hinter den Titel des neuen, ihm nach guter deutſcher Buchhändlerſitte ungebunden zugeſchickten Recenſionsexemplares ſetzen wollte, ob und wie er das Buch ſich binden läßt. Bei wie manchen geprieſenen, wenigſtens mit einem Compliment begrüßten Büchern würde ſtehen: bleibt broſchirt, wird gelegentlich verſchenkt, aufs Gewicht verkauft; bei wie wenigen: laſſe ich mir ſolid binden, um es öfter nachzuſchlagen! Und doch, was man ſelbſt nicht kaufen würde, wenn man es könnte, wie darf man es anderen zum Kaufe anrathen? Eine andere deutliche Art wäre: „Dies Buch habe ich ganz geleſen und zwar mit Genuß; es verlohnt der Zeit, die man darauf verwendet, und verdient zweimal geleſen zu werden." Mit ſolchen kurzen Urtheilen wäre freilich dem kaufenden Publikum geholfen, aber die Kritik ſoll doch mehr thun, wenn ſie nicht zum Büchermakler werden will; ſie hat die Fahne der Schönheit hochzuhalten, Künſtler wie Publikum um ſich zu ſcharen und zu führen. Die Kritik hat zum Beruf vor allem eine erzieheriſche Thätigkeit, indem ſie das äſthetiſche Gewiſſen der Schaffenden wie Genießenden weckt, aufklärt oder, wo es falſch iſt, berichtigt. Dazu ſind nicht immer lange äſthetiſche Abhandlungen vonnöthen — die doch nicht geleſen werden, ſondern Beleuchtung einzelner Vorzüge und Fehler durch die Regeln der Kunſt. Das

Publikum ſoll durch die Kritik lernen, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben über ſeinen Genuß und ſein Unbehagen; der Schriftſteller, der oft nur mit einem künſtleriſchen Inſtinct an die Arbeit geht, ſoll von ihr lernen, mit Bewußtſein und Ueberlegung zu arbeiten.

Unſerer langen Rede kurzer Sinn aber iſt der: Es iſt Zeit, daß, nachdem auf dem Gebiete der katholiſchen Literatur eine ſo unverhofft ſchöne Wiedergeburt ſich ereignet, nachdem wir epiſche wie lyriſche wie dramatiſche Gedichte, Romane und Novellen Jahr um Jahr an Zahl wachſen ſehen, — auch endlich die katholiſche Kritik ſich je mehr und mehr auf ſich ſelbſt, ihren Beruf und ihre Pflicht beſinne. Die Kritik ſoll kein Monopol ſein; es kann und muß den Einzelnen nur heben, wenn er ſich mit anderen einig fühlt; im einzelnen wird ja jeder ſich täuſchen können und wirklich täuſchen, aber im Durchſchnitt ſoll er ſich des Bewußtſeins freuen, daß alle ſeine Leidensgenoſſen in dem unangenehmen, unproductiven Geſchäft des Beurtheilens fremder Arbeiten auf ſeinem Standpunkt ſtehen und daß mit vereinten Kräften an der Bildung des kritiſchen Gewiſſens der Autoren und des Publikums gearbeitet wird. Damit hat die Gehäſſigkeit ein Ende, womit auf dieſen oder jenen Recenſenten gewieſen wird, damit auch die geläufige Appellation der Stümper von einem Blatt an das andere; damit endlich wird die Kritik, was ſie ſein ſoll: ein Wegweiſer durch das Gewirr der neuen Literatur. Was wir Katholiken bereits an wiſſenſchaftlicher Kritik beſitzen, iſt alles Lobes und jeglicher Anerkennung werth. Warum haben wir Aehnliches nicht in literariſcher Beziehung? Wäre es etwa, weil hier zu viel Unberufene ſich eindrängen, Gelegenheitsempfehler ohne nöthige Bildung des Geſchmacks, weil man der Meinung huldigt, über Literatur und Kunſt könne ein jeder von Haus aus mitreden, man brauche ja nur zu ſagen, ob einem etwas gefällt oder nicht? Wirklich tüchtige literariſche Kritik will auch nicht ſo nebenbei betrieben werden; ſie verlangt neben der nöthigen Kenntniß auch Zeit und Muße, damit das Kunſtwerk auf den Beurtheiler wirken könne; ſie verlangt vor allem die klare Idee von der Verantwortlichkeit und Wichtigkeit ihres Thuns, darum eine gewiſſe freundliche Beſonnenheit und Stetigkeit, die nicht bloß hie und da ein Buch herausgreift und empfiehlt, wie es ſich eben gibt, ſondern möglichſt alles, was ihr zukommt, nach Gebühr berückſichtigt, alſo nicht etwa in einer Weihnachtsrundſchau ihr letztes Wort geſagt zu haben glaubt.

Für die wiſſenſchaftlichen Beſprechungen werden Fachmänner gewählt. Es wird keinem Philologen einfallen, über chemiſche Literatur zu berichten. Wo aber ſind die literariſchen Kritiker von Beruf, oder vielmehr wie viele beſitzen wir deren? Die Verdienſte unſerer katholiſchen Literaturblätter erkennen wir vollauf an; aber wie viele Tagesblätter ſind in der Lage, ſich einen Fachkritiker für die laufende Rubrik „Belletriſtiſches" zu halten und ſo zu honoriren, daß der Kritiker im Stande iſt, ſeine Zeit und Kraft den Recenſionen zu widmen, ſo daß er ſie eventuell mit vollem Namen zeichnen wollte? Und doch ſind es gerade die Tagesblätter, welche die eigentliche kritiſche Münze unter das Volk bringen. Daß es in dieſer Beziehung mit vielen liberalen Tagesblättern durchaus nicht beſſer beſtellt iſt als bei uns, iſt ja klar. Zudem

kommt auf jener Seite die Parteifrage ſehr ſtark zum Austrag in der Kritik; jede „Schule" hat ihre Kritiker. Aber es ſind doch Leute da, deren „Handwerk" die Kritik iſt, die als Fachleute ſprechen und aus deren Referaten ein individueller Geiſt, wenn auch vom Parteiſtandpunkte, ſpricht. Ein eigentliches Fachorgan für belletriſtiſche Nova haben wir Katholiken Deutſchlands nicht; es iſt das auch vorderhand noch kein Bedürfniß. Was aber möglich und ſehr nöthig wäre, dürfte eine größere Concentration der Kräfte auf dieſem Gebiete ſein. Brächten die zahlreichen Provinzialblätter ſtatt ihrer eigenen, meiſt dem Zufall überlaſſenen literariſchen Notizen irgend ein auf gemeinſame Koſten hergeſtelltes literariſch-kritiſches Beiblatt, etwa nach Art des Creſelder „Büchermarkt", ſo könnten wirkliche Fachkräfte gewonnen werden, die im Hinblick auf den großen Wirkungskreis mit Freuden an ihre Arbeit gehen würden. Behagt das Beiblatt nicht, warum dann nicht eine „kritiſche Correſpondenz", wie man ja ſchon politiſche und feuilletoniſtiſche Correſpondenzen hat? Doch genug und übergenug für heute!

Die Dichterin des „Unter'm Krummſtab" möge uns verzeihen, daß wir dieſe Abſchweifung gerade bei Gelegenheit ihres Buches machen. Wir hielten gerade dieſes Buch und ihren Namen für die geeignetſten, eine ſolche ertragen zu können, weil ſie nicht zu den gemeinten Mittelmäßigkeiten oder den von der Kritik zu ſehr überſchätzten Autoren gehört. „Unter'm Krummſtab" iſt trotz aller techniſchen Ausſtellungen, die wir ehrlich gemacht, eine ſehr erfreuliche, leſens- und kaufenswerthe dichteriſche Gabe, die wir jedenfalls hätten binden und in unſere Handbibliothek ſtellen laſſen, wenn nicht die Dichterin ſelbſt uns ein gebundenes Exemplar verehrt hätte. Der Originaleinband iſt wie die ganze Ausſtattung ſehr geſchmackvoll, nur das Weihrauchfaß hat keinen rechten Sinn, und die Figur im Krummſtab bietet, vom Schwert abgeſehen, eher den Typus eines Chriſtus, als den eines St. Paulus.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

1. **Pflichten und Aufgaben der Arbeitgeber in der Arbeiterfrage.** Zugleich als Antwort auf die verwandten Schriften der Herren Oechelhäuſer und Roeſicke. Von **Franz Hitze**, General-Secretär des „Arbeiterwohl", Mitglied des deutſchen Reichstages und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes. 90 S. 8°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.50.

2. **Catéchisme du Patron**, élaboré avec le concours d'un grand nombre de théologiens, édité par **Léon Harmel.** XXV et 209 p. 16°. Paris, aux bureaux du Journal La Corporation, 1889.

1. So wie der Verband katholiſcher Induſtrieller und Arbeiterfreunde mit Namen „Arbeiterwohl" einen höchſt ſegensreichen Einfluß auf die ſocialen Verhältniſſe unſerer Zeit ausgeübt hat und ausübt, ſo hat auch die gleichnamige Zeitſchrift, das Organ jenes Verbandes, zur Anregung und Klärung mancher die ſociale Frage berührender Punkte und zur Förderung des materiellen und ſittlichen Wohles der arbeitenden Klaſſe ſeinen Theil beigetragen. In vorliegender Broſchüre ſtellt der verdienſtvolle Generalſecretär, Herr Hitze, in einem Ueberblick dasjenige zuſammen, was durch mehrere Jahre hindurch an diesbezüglichen Anregungen und Vorſchlägen zerſtreut in der genannten Zeitſchrift niedergelegt ward. Ein erhöhtes Intereſſe gewinnt dieſe zuerſt in den letzten Heften des „Arbeiterwohl" veröffentlichte, nun als ein Separatabdruck herausgegebene Zuſammenſtellung dadurch, daß auch die Veröffentlichungen Oechelhäuſers und Roeſicke's zur Beſprechung herangezogen werden. Es iſt ohne Zweifel ſehr erfreulich, daß die Beſtrebungen von Männern einer ſonſt den Katholiken ſo heterogenen Richtung, wie die beiden genannten, in ſo manchen Punkten ſich decken mit dem, was die katholiſchen Arbeiterfreunde ſtets als ihr Ziel und ihre Arbeit anſahen, und daß jene Männer, ungeachtet des Gegenſatzes, in den ſie zu ihren Parteigenoſſen treten, diejenigen Forderungen und Vorſchläge offen vorlegen, welche ſie zur Hebung des Arbeiterſtandes für nothwendig oder erſprießlich erachten. Wenn auch in den Einzelvorſchlägen und deren rechtlicher Begründung nicht alles unbeſtritten, noch annehmbar iſt, ſo ſtehen wir nicht an, zuzugeben, daß manches ohne weiteres als annehmbar gelten muß, anderes als der Ueberlegung werth ſich darſtellt und zur Ueberlegung anſpornt.

In der uns beſchäftigenden Broſchüre hebt Hitze eine Reihe von Punkten hervor, in denen ſich der Arbeiterſchutz und die Arbeiterverſicherung bethätigen müſſe; er durchgeht bei denſelben, unter ſteter Berückſichtigung der Aeußerungen und Vorſchläge der Herren Oechelhäuſer und Roeſicke, namentlich die Betheiligung, welche den Arbeitgebern in all dieſen Beziehungen zufallen ſoll. Der Schutz bezieht ſich auf die dem Arbeiter von Natur aus innewohnenden und die ihm von Gott gegebenen Rechte, ſo zwar, daß dieſe Rechte wirkſam geſchützt werden und nicht zum bloßen Schein herabſinken; die Verſicherung betrifft die verſchiedenen Nothlagen, welche dem Arbeiter und deſſen Familie gerade wegen ſeines Lebensſtandes bedrohlich werden können, auf daß denſelben vorgebeugt oder wenigſtens Milderung zutheil werde.

Wir können bei einer kurzen Beſprechung unmöglich all die einzelnen Punkte durchgehen, oder auch nur ſtreifen. Aber einige leitende Gedanken heben wir hervor, welche wir für beachtenswerth in der ganzen ſocialen Frage halten; auch in der vorliegenden Broſchüre werden ſie theils förmlich ausgedrückt, theils, wie es ſcheint, unterſtellt.

Der oben bezeichnete Schutz der Arbeiter muß unbedingt die erſte Stelle einnehmen, und über die geſetzliche Regelung hinaus muß den Arbeitgebern ſelbſt ihre diesbezügliche Pflicht eine Herzensangelegenheit ſein. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß die öffentliche Gewalt dieſe Frage der Privatthätigkeit ganz zu überweiſen habe; nein, der Rechtsſchutz iſt ja die vornehmſte Pflicht der öffentlichen Gewalt, und weil, zumal bei den heutigen Verhältniſſen, der Schutz der Arbeiter unwirkſam bleibt, wenn dieſer Schutz nicht durch Geſetze und zwar vom Papier in die That überführte Geſetze eine faßbarere Geſtalt annimmt, ſo iſt es durchaus Aufgabe und Pflicht der öffentlichen Autorität, ihre Thätigkeit zu Gunſten der arbeitenden Klaſſe gerade auf dieſem Gebiete zu zeigen, darüber wirkſam zu wachen, daß die Arbeiter von den Arbeitgebern in dieſer Richtung nicht vergewaltigt werden. In dieſes Gebiet fällt: nachdrücklicher Schutz nicht nur gegen die Gefährdung von Leben und Geſundheit der Arbeiter, ſondern auch nicht minder gegen die Gefährdung der Sittlichkeit, wirkſamer Schutz für die Sonn- und Feſttagsruhe, wirkſamer Schutz gegen die überhandnehmende Frauen- und Kinderarbeit. Dieſe Forderungen ſtanden ſchon lange auf dem Programme der arbeiterfreundlichen Parteien. Wo dieſe elementarſten Forderungen ungehört verhallen, da iſt das Wohlwollen gegen die gedrückte Klaſſe nur ein leeres Wort; wo dieſe Forderungen in den Reihen der Arbeitgeber Widerſtand finden, da erſtickt der Eigennutz das Rechts- und Pflichtgefühl des chriſtlichen, ja des rein menſchlichen Gewiſſens.

Nach dem in erſter Linie ſtehenden nothwendigſten Rechtsſchutz kommt in zweiter Linie die mögliche Sicherſtellung der arbeitenden Klaſſe gegen künftige Nothlagen. Da dieſe nicht nur in der Möglichkeit liegen, und nicht nur nach allgemein menſchlichem Schickſal einzelne ſporadiſch davon betroffen werden, da vielmehr mit der heutigen Geſammtlage der Induſtrie und Arbeit ſolche Nothlagen wiederholt ein Gemeinübel werden: ſo iſt es freilich Aufgabe der öffentlichen Gewalt, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um

ſolchem Uebel zu ſteuern oder doch den Druck zu mildern. Daß auf dieſes Ziel hin die Thätigkeit mancher geſetzgebenden Factoren nicht ohne Erfolg gerichtet geweſen iſt und noch gerichtet bleibt, iſt anzuerkennen. Ob aber hier nicht ſchon längſt zu ausgiebig von einem unmittelbaren Eingreifen des Staates in private Angelegenheiten Gebrauch gemacht iſt, wagen wir nicht zu verneinen. Unſeres Erachtens hätte die Staatsgewalt ihren diesfallſigen Einfluß und Eingriff auf einen mittelbaren oder auf indirecten zu beſchränken, ſo lange dieſer ausreicht. Die Verſicherung der Arbeiter, wenigſtens der Verſicherungszwang, bringt Belaſtung der Arbeiter, Beſchränkung der Arbeiter mit ſich. Die Belaſtung und Beſchränkung kann nun ſehr wohl von den im Arbeitervertrag auftretenden Contrahenten geſchehen, und die ſtaatliche Gewalt kann eine ſolche Vertragsform zur Vorſchrift machen unter der Drohung, widrigenfalls den ganzen Betrieb zu verbieten; oder er kann einen moraliſchen Druck ausüben zur Verwirklichung der verſchiedenen Verſicherungen: dann ruht eben noch die ganze Sache in den Händen der natürlich Betheiligten und unmittelbar in ihren Händen allein; ſie wird Anlaß und Sporn zur organiſchen Verbindung der Arbeiter unter ſich oder auch der Arbeiter und Arbeitgeber, gegenüber der leider zu großen Atomiſirung der menſchlichen Geſellſchaft und der Abſperrung der Klaſſen. Aber unmittelbar die Verſicherungen der verſchiedenſten Art zu übernehmen, zu leiten und auszuführen, dazu wird für den Staat kaum je die Noth vorliegen und darum auch die Berechtigung fehlen. Zu unſerer Befriedigung glauben wir bemerken zu können, daß auch die vorliegende Broſchüre in der Arbeiterverſicherungsfrage wenigſtens die Hauptſache den Arbeitgebern und Arbeitern zugewieſen wiſſen will [1].

Auch der Sparzwang iſt eine Art Verſicherungszwang. Den Sparzwang empfiehlt die Broſchüre immer nur in beſchränkter Weiſe. Für die noch unter der väterlichen Gewalt ſtehenden jugendlichen Arbeiter iſt er vollauf berechtigt und auch durchgängig eine Wohlthat. Für den ſelbſtändigen Arbeiter iſt ſowohl vom Standpunkte des Rechts, als auch davon abgeſehen, vom Standpunkte der praktiſchen Klugheit allein, eine moraliſche Beeinfluſſung vorzuziehen, welche dem Arbeiter das Sparen praktiſch leicht und angenehm macht und ihn zum ſelbſteigenen Entſchluß bringt, derartigen Anſtalten beizutreten. Herr Hitze beleuchtet dieſe Frage durch Hinweis auf die Einrichtungen des Brandtsſchen Fabrikbetriebes, mit dem er perſönlich aufs genaueſte bekannt iſt. Gewiß können die dortigen Einrichtungen nicht nur behufs der Sparkaſſen, ſondern in mancher andern Hinſicht als Muſteranſtalten angeſehen werden, welche beweiſen, daß es bei gutem Willen der Arbeitgeber und der Arbeiter nicht gar ſo ſchwer iſt, zur beiderſeitigen Befriedigung eine ausgedehnte Induſtrie zu führen.

Doch wir verlieren uns ſchon faſt in Einzelheiten. Das eine können wir auch hier zum Schluß uns nicht verhehlen: ohne die wirkſame Sorge für

---

[1] Die unterdeſſen im Deutſchen Reichstag erfolgte Abſtimmung über die Altersverſicherung hat gezeigt, daß die überwältigende Mehrheit des Centrums denſelben Ideen huldigt und eine Verſtaatlichung der Arbeiterverſicherung als einen Rechtsübergriff des Staates verurtheilt.

einen guten chriſtlichen Geiſt bei Arbeitgebern ſowohl als bei den Arbeitern helfen alle ſonſtigen Beſtrebungen nichts. Keine Verſicherungskaſſen und keine Sparanſtalten, keine Lohnerhöhung, keine Verkürzung der Arbeitszeit, keine luſtigen und auf den Geſundheitsſchutz wie zugeſchnittenen Fabrikräume, noch auch Erholungs- und Vergnügungsanſtalten werden den Arbeiterſtand heben und die Induſtriebeſitzer vor dem immer drohender werdenden Umſturz ſchützen: wenn nicht zu alledem und vor alledem die Religion, Chriſtus mit ſeinen Wahrheiten und ſeinen Vorſchriften die Giftpflanze des Eigennutzes und der Genußſucht aus den Herzen von Hoch und Niedrig reißt, wenn nicht ſeine göttliche Lehre die Herzen der Arbeiter und Arbeitgeber zuſammenbringt.

2. Unter dieſer Rückſicht einer chriſtlichen Wiedererneuerung der Geſellſchaft, ſpeciell der Arbeiterverhältniſſe, behandelt das an zweiter Stelle genannte Büchlein den brennendſten Punkt der ſocialen Frage, die Verbeſſerung des Arbeiterſtandes. In katholiſchen Kreiſen braucht nur der Name des Verfaſſers genannt zu werden, und man weiß ſofort, daß man in Leo Harmel einen Mann vor ſich hat, der aus wahrhaft religiöſer Ueberzeugung ein warmes Herz für die Arbeiter beſitzt und in dem ſich die Idee eines wahrhaft katholiſchen Arbeitgebers verkörpert findet. Unter dem beſcheidenen Titel und der beſcheidenen Form eines Katechismus behandelt er die Aufgaben des Arbeitgebers, und das mit einer Schärfe und Klarheit und Vollſtändigkeit, wie man dieſelben anderswo ſchwerlich zuſammengeſtellt findet.

Den Schwerpunkt einer wahrhaft gedeihlichen Arbeiterordnung legt der Verfaſſer in das väterliche Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeiter. Er zeichnet und begründet eingehend die Pflicht des erſtern, für das leibliche und geiſtige Wohl der in Arbeit genommenen und ihm ſo unterſtellten Arbeiter Sorge zu tragen; er nimmt es in der That nicht leicht mit dieſer Pflicht, und redet ſehr ernſt denen ins Gewiſſen, welche mit höherer Stellung und höheren Rechten auch eine höhere Verantwortung vor der menſchlichen Geſellſchaft, vor der Kirche und vor Gott überkommen haben. Darum iſt dem Verfaſſer auch der Arbeitgeber mit ſeinen Arbeitern „die Arbeiterfamilie“; in dieſem Sinne handelt er in drei Theilen: 1) von der Bildung und Ausgeſtaltung der Arbeiterfamilie, 2) von den Pflichten des Arbeitgebers, 3) von den ins Werk zu ſetzenden Mitteln. Wenn auch nicht alles unterſchiedslos auf die deutſchen Verhältniſſe paßt, ſo darf dies kein Anlaß werden, die Bedeutung des Büchleins zu unterſchätzen. Daß die leitenden Ideen und die ausgeſprochenen Grundſätze das Richtige getroffen haben und von allgemeiner Tragweite ſind, dafür bürgen die vielen kirchlicherſeits an den Verfaſſer ergangenen Empfehlungen ſeiner Schrift. Selbſt dem päpſtlichen Cenſuramte wurde ſie unterbreitet und von demſelben gebilligt. Für die Correctheit der Lehre hat daher der Leſer volle Garantie.

Bezüglich des Inhaltes können wir nur einzelne Punkte namhaft machen. All die Verſicherungsarten und Verſicherungsgeſellſchaften, welche in vielen Ländern geſetzlich angeordnet und geregelt ſind, überweiſt der Verfaſſer (Frage 79 u. 192) der Thätigkeit des Arbeitgebers und der Vereinigung der Arbeiter; die ſtaatliche Autorität läßt er inſoweit daran theilnehmen, als dieſelbe der-

artigen Verbänden Corporationsrechte geben ſollte. Das unmittelbare Eingreifen des Staates in die Arbeiterfrage iſt ihm überhaupt nicht das Normale: Einigung der Arbeiter unter ſich und mit den Arbeitgebern unter möglichſt großer Selbſtverwaltung iſt ihm die natürlichſte Entwicklung und Eingliederung des ganzen Standes in den Staatskörper und die große menſchliche Geſellſchaft.

Die Grundlage, auf welcher ſich die organiſche Entwicklung und Verbindung von Arbeiter und Arbeitgeber vollzieht, muß, wie der Verfaſſer an mehreren Stellen, beſonders Fr. 160, hervorhebt, eine religiöſe ſein. Zwar beſpricht er in eigenen Kapiteln die Einrichtungen, welche der Arbeitgeber zu treffen habe bezüglich der religiöſen Pflege der ihm unterſtellten Arbeiter und der Ueberwachung der Sittlichkeit; allein ſelbſt bei den Einrichtungen und Verbänden, welche ſich das zeitliche Wohl zum Ziel ſetzen, hebt der Verfaſſer nicht mit Unrecht die Nothwendigkeit einer religiöſen Grundlage hervor. „Die Liebe, welche die Menſchen mit Gott verbindet," heißt es a. a. O., „iſt allein im Stande, die Menſchen wahrhaft unter ſich zu verbinden. Arbeit und Handwerk bringen ihre Kräfte gegenſeitig nahe, aber nicht ihre Herzen; vielmehr trennt ſie das Intereſſe, wenn die chriſtliche Liebe nicht vermittelt. Unterſchied der Stellung und des Ranges, profeſſioneller Eigennutz und Concurrenz vollenden nur zu raſch die Trennung. Darum iſt es ſchwer, um nicht zu ſagen unmöglich, die Vereinigungen aufrecht zu halten, welche nicht rechtlich und thatſächlich katholiſch ſind. Die Vereinigungen, in denen Gott nicht ſeinen Platz hat, wenden ſich inſtinctmäßig gegen ihn und verfehlen vollſtändig den Zweck, welchen die Fabrikordnung ſich ſetzen muß."

Nach Durchleſung des Büchleins ſteigt dem Leſer unwillkürlich der Gedanke auf: Gebt uns eine Anzahl Arbeitgeber, wie Leo Harmel dieſelben zeichnet, und für die ihnen unterſtehenden Arbeiter iſt die Arbeiterfrage gelöſt; ſelbſt ein großer Theil ſtörriger und gottentfremdeter Elemente der arbeitenden Klaſſe würde unter ſolcher Leitung für Gott wieder gewonnen werden und in zeitlicher Hinſicht Wohlſtand und Zufriedenheit finden. „Der Arbeitgeber", ſagt Leo Harmel Fr. 38, „muß, wenn er auch zu befehlen und zu leiten hat, dennoch ſich bemühen, das Vertrauen ſeines Arbeiterperſonals zu gewinnen; das wird er erreichen vor allem dadurch, daß er gegen alle ein aufrichtiges Intereſſe zeigt, frei von Eigennutz, und daß er bedacht iſt, jedem die Vortheile zu verſchaffen, welche zuzuwenden in ſeiner Macht liegen."

Das iſt eine ideale, eine chriſtliche Auffaſſung der höhern Stellung des Arbeitgebers; nicht nur neben dem Gewinn, den er für ſich aus ſeinen Anlagen und Unternehmungen zieht, ſondern weit über denſelben ſteht ihm das Ziel des zeitlichen und ewigen Wohles ſeiner ganzen Arbeiterfamilie: dafür thätig zu ſein, und ſo ſeine von Gott ihm geſetzte Aufgabe zu erfüllen, darin ſetzt er ſeinen ganzen Ruhm. Gebt uns ſolche Arbeitgeber, wiederholen wir, und die ſociale Noth iſt geſchwunden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die Veme. Von **Theodor Lindner.** XXIV u. 668 S. gr. 8°. Paderborn und Münſter, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 12.

Karl Georg v. Wächter hat vor nun mehr als fünfzig Jahren (1836) einen Vortrag über die Vehmgerichte des Mittelalters gehalten und denſelben nebſt ſechzehn vortrefflichen „Excurſen" über dieſen Gegenſtand im Jahre 1845 herausgegeben. Die wohldurchdachte Arbeit Wächters iſt in ihrer Kürze und Einfachheit das Beſte, was über den Gegenſtand aus der Geſchichte des Mittelalters veröffentlicht worden iſt.

Wächter faßt die Gerichte vor allem im Zuſammenhange mit ihrer Zeit auf. Das 13. Jahrhundert iſt unter allen Jahrhunderten des Mittelalters für die deutſche Geſchichte das traurigſte und unheilvollſte. In dieſem Jahrhundert hat Kaiſer Friedrich II., „in deſſen Hand jeder Beruf, jede Gabe des Schickſals, auch die herrlichſte, welk wurde" (Böhmer, Reg. Imp. XLVIII), mit ſeinem eigenen Hauſe zugleich die Macht des abendländiſchen Kaiſerthums untergraben und zu Grunde gerichtet. Es folgt die Zeit des Fauſtrechts im ſchlechteſten Sinne des Wortes, die Zeit, welche mit Recht als „die kaiſerloſe, die ſchreckliche" bezeichnet worden iſt. Den mächtigen Kaiſern folgen die ohnmächtigen.

Sehr zutreffend weiſt Wächter bei ſeiner Auffaſſung der Vehmgerichte vor allem gerade hierauf hin. „Was wir im 14. und 15. Jahrhundert feſt begründet ſehen," ſagt er, „läßt ſich aus den Verhältniſſen jener Zeit, wie ich wenigſtens glaube, befriedigend erklären." Er führt dann (S. 17 f.) aus, daß in jenen traurigen Zeiten der Frevler die Gerichte und ihre Vorladungen verachtete, indem er ſeiner eigenen Fauſt, ſeiner feſten Burg, ſeinen Vaſallen u. ſ. w., im Nothfalle auch der leichten Möglichkeit der Flucht und der Schwierigkeit, daß man ſeiner habhaft werde, vertraute. Selbſt die Acht und die Reichsoberacht, wodurch er von einem kaiſerlichen Gericht für vogelfrei erklärt werden konnte, blieb in vielen Fällen unwirkſam. Daher waren in jenen Zeiten Gewalt, Raub, Mord, Anarchie, die höchſte Rechtsunſicherheit an der Tagesordnung. Der Ehrliche und Rechtliche war keines Gutes ſicher. Daß vortreffliche und ſtarkmüthige Männer auf Mittel ſannen, ſolchen Zuſtänden entgegenzuwirken und wenigſtens die Wirkſamkeit ihres Gerichtes ſo zu kräftigen, daß ſeinen Urtheilen auch ſichere Vollſtreckung werden möchte, liegt auf der Hand. Aber die Gerichte waren nicht im ſtande, durch offenes Einſchreiten dem Unweſen zu ſteuern; ſo blieb als einziger Weg nur übrig, in der Heimlichkeit Kraft zu ſuchen und durch ſie zu erreichen, was ſich durch offene Machtentfaltung nicht erreichen ließ. Dieſen Weg ſchlugen die Freigerichte mit ihren geheimen Sitzungen, die Vehmgerichte, ein. Als kaiſerliche Gerichte nahmen die Freigerichte (judicia liberorum) das Recht in Anſpruch, die Reichsacht und die Oberacht auszuſprechen. Wer in der Oberacht war, den konnte und durfte jedermann tödten. Dieſes Können und Dürfen genügte aber nicht. Das Gericht mußte, wenn es ſich Kraft erwirken wollte, in dieſer Hinſicht auch ein Sollen ausſprechen. Das thaten nun die Vehmgerichte. Sie ſprachen die Todesſtrafe aus in Form der Oberacht — die Vervehmung;

ſie legten zugleich ihren Schöffen als allgemeine Pflicht auf, das Todesurtheil zu vollziehen, eine Pflicht, welche auch bei anderen Gerichten an vielen Orten Deutſchlands den jüngſten Mitgliedern des Raths oblag.

Die Vehmgerichte hatten eigentlich nur eine Art, die Todesſtrafe zu vollziehen, den Strang oder, wie ſie es nannten, die Wyd, einen Strick aus Weiden geflochten, die alte ſächſiſche Strafe für Landfriedensbruch, und als Ort, wo der Verbrecher aufgeknüpft wurde, keinen Galgen, ſondern den nächſten beſten Baum. Die Juſtizanſtalten der Vehme waren grundſätzlich wohlgeordnet. Uebrigens beſtand man doch nicht allzu ſchroff gerade auf dieſer Todesart. Folterqualen aber und grauſame Todesarten und andere Ausgeburten der Juſtiz, wie ſie uns im 16. und 17. Jahrhundert begegnen, haben die Vehmgerichte nie gekannt. Die Hauptſache war, die Schöffen vollzogen den Proceß, ſobald der Frevler ihnen unter die Hände kam, auf die einfachſte und bündigſte, man möchte ſagen, auf eine improviſirte Weiſe. So gab es doch noch „einen Richter auf Erden".

Das ſind in Kürze die einfachen, aber furchtbaren Gerichte, wodurch man von Weſtfalen aus nach Möglichkeit für einen Rechtsſchutz ſorgte, der nothwendig war und anderswo vergebens geſucht wurde. Selbſt für die Fälle, wo die Vollziehung des Todesurtheils nicht gelang, war die Strafe eine ſehr große. Der Vervehmte war nirgends ſicher. Als Beweis für die Furcht, welche dieſe Gerichte einflößten, führt Wächter die Thatſache an, daß heimliche Vehme-Urkunden, deren Eröffnung laut Aufſchrift allen, die nicht Freiſchöffen waren, unterſagt war, noch zu ſeiner Zeit unentſiegelt in den Archiven aufgefunden wurden. — Es entſprach der Eigenthümlichkeit dieſer Gerichte, daß ſie grundſätzlich nur da richteten, wo andere Gerichte verſagten. Zur Zeit ihrer höchſten Entwicklung erſtreckte ſich ihre Thätigkeit über ganz Deutſchland bis in die Schweiz und Tirol hinein und im Oſten ſogar bis über die Weichſel hinaus.

Die Freiſchöffen, welche mit dem Freigrafen das Gericht übten, brauchten keine großen Rechtsgelehrten zu ſein, aber zuverläſſige, entſchloſſene und durchaus unbeſcholtene Männer mußten ſie ſein. Es gereicht den Freigerichten nicht zur Unehre, daß man geſagt hat, durch ſie ſei der weſtfäliſche Bauer gefürchtet geweſen vom Rhein bis zur Oſtſee. Uebrigens war das weſtfäliſche Frei- oder Vehmgericht ein kaiſerliches Gericht. Die Freigrafen, welche den Vorſitz führten, wurden vom Kaiſer beſtätigt. Das Amt der Freigrafen hatte ſich aus der von Kaiſer Karl eingeſetzten Gerichtsbarkeit im Laufe der Zeit entwickelt. Ausdrücklich hatte auch Kaiſer Karl ſeinen Gerichten ganz beſonders den Schutz des Landfriedens anempfohlen (Lindner S. 470). Die Freigerichte konnten daher zum Beweiſe ihrer Legitimität nicht mit Unrecht auf Karl den Großen hinweiſen, wenn auch dieſer an ſeinen Gerichten keine heimlichen Sitzungen angeordnet hatte. Fehler und Mißbräuche können an allen Gerichten vorkommen und kommen thatſächlich auch noch in unſerer Zeit vor. Die Zahl derjenigen, welche ſich bei den Vehmgerichten zur Zeit ihres Niedergangs nachweiſen läßt, iſt doch nicht allzu groß. Wäre ſie aber auch zehnmal höher, ſo könnte das dem Werthe dieſer ſtrafrechtlichen Einrichtung an ſich noch keinen

Abbruch thun. Das „weſtfäliſche Gericht“ bleibt, um mit Wächter zu reden, „ein Inſtitut, das in ſeinen Grundzügen und Grundgedanken zeitgemäß, in ſeiner weitern Entwicklung großartig und ehrwürdig“ daſteht, „eine große und ehrwürdige Erſcheinung in der deutſchen Geſchichte“.

Ueber dieſe Vehmgerichte hat nun Lindner ein neues, umfangreiches Buch geſchrieben. „Die Zahl großer und kleiner Bücher“, ſagt er im Vorwort, „und ſonſtiger Arbeiten über die heimlichen Gerichte iſt eine ſehr anſehnliche. Aber ſo vortrefflich manche von dieſen Schriften ſind, ſie leiden alle an den gleichen Fehlern.“ „So vorſichtig einzelne Forſcher verfuhren, ſie hatten hauptſächlich das Bild der ſpäteren Erſcheinung, welche ſie blendete, vor Augen.“ „Mehr als vierzig Archive und Bibliotheken boten mir bisher unbekannte oder ungedruckte Urkunden und Handſchriften.“ „Von ungedruckten Urkunden konnte ich mehr als 2000 benutzen.“ „Bald ergab ſich die Unmöglichkeit, auf die Anſichten der früheren Forſcher eingehende Rückſicht zu nehmen. Wollte ich alles Unbegründete, was über die Veme vorgebracht worden iſt, ausdrücklich abweiſen, ſo hätte ich Folianten ſchreiben müſſen, wollte ich alles mit einiger Berechtigung Vorgetragene erörtern und widerlegen, ſo wären Quartanten erforderlich geweſen. Daher entſchloß ich mich, von Grund auf neu aufzubauen und nur meine Ergebniſſe darzulegen.“

Solche Sätze ſpannen unſere Erwartungen auf das höchſte. Wie entſpricht Lindner denſelben?

Er behandelt in fünf Büchern zunächſt die Ortsbeſchreibung der Freigrafſchaften und Freiſtühle, dann die Rechtsquellen für die Vehme, die Freigerichte, die Entwicklung der Vehmgerichte und zum Schluß ihr Gerichtsverfahren. So willkommen nun alle, auch die kleinſten Ergänzungen aus Ungedrucktem ſein mögen, kann man ſich doch ſehr bald überzeugen, daß das von Grund aus Neue in dieſem Buche nicht allzu viel zu bedeuten hat. Bei weitem das Meiſte und das Beſte, was der Verfaſſer an zuverläſſigen Thatſachen und annehmbaren Beurtheilungen der Verhältniſſe vorbringt, war lange bekannt. Der Verfaſſer konnte es von anderen, auf deren Schultern er ſteht, entlehnen, z. B. von Seibertz, Kindlinger, Tibus, Wigand, Uſener, aus der Zeitſchrift für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens u. ſ. w. Ungerechtfertigt iſt es auch, daß der Verfaſſer gegen Seibertz an mehr als einer Stelle unbewieſene Verdächtigungen einflicht, als ſeien durch ihn Handſchriften aus den Archiven abhanden gekommen. Dieſes Benehmen gegen den hochverdienten Geſchichtsforſcher berührt um ſo weniger angenehm, als Seibertz unter den für dieſe Zuſammenſtellung benutzten Autoren in erſter Reihe ſteht.

Es bleibt immerhin wahr, daß auch eine Zuſammenſtellung aus den Schriften anderer Forſcher ihr Verdienſt hat, und ſchon inſofern kann das Buch von Lindner mit Nutzen geleſen werden, wenn man nur die nöthige Vorſicht nicht außer Acht läßt. Von Herrn Privatdocenten Dr. Joſtes hat der Verfaſſer eine recht beachtenswerthe Erklärung über den vielgedeuteten Namen Vehme erhalten (S. 304). In einzelnen Fragen, z. B. über Entſtehung der Freigrafſchaften (in Kürze hat dies freilich ſchon Gaupp S. 22), über Freigrafen und Stuhlherren u. ſ. w., hat Lindner neben Unbrauchbarem auch neue annehm-

bare Gedanken und Muthmaßungen ausgeſprochen, ſowie manche Einzelheiten aus anderen Quellen gegeben, welche ſonſt in die Literatur über die Vehme noch nicht eingeführt waren.

Im übrigen ſteht der Verfaſſer dem weſtfäliſchen Volke und ſeiner Geſchichte, namentlich auch den Freigrafen und den Biſchöfen — wir wollen ſagen — fremd gegenüber. Er kann daher, wie jeder beim Leſen des Buches leicht ſehen wird, zu einer ſachgemäßen Auffaſſung ſeines Gegenſtandes kaum vordringen.

Im Abſchnitt von der Statthalterſchaft der kölniſchen Erzbiſchöfe über die Freigerichte gibt Lindner zu, daß den Erzbiſchöfen als Herzögen von Weſtfalen ein gewiſſes Oberaufſichtsrecht über die Freigerichte in ihrem weſtfäliſchen Herzogthum zuſtand. So beſaß der Erzbiſchof auch von jeher das Recht, die Freigrafen ſeines Herzogthums zu verſammeln (S. 410 und 421). Im übrigen Weſtfalen ſcheinen das Oberaufſichtsrecht und die Ausübung desſelben infolge der Zertrümmerung des ſächſiſchen Herzogthums längere Zeit hindurch unkräftig geweſen zu ſein. Daß über ſo wichtige und mächtige Rechtsanſtalten, wie die Freigerichte waren, eine genügende Oberaufſicht geführt werden mußte, liegt auf der Hand. Die Kaiſer hatten dafür zu ſorgen. Sie konnten an ſich das Recht, wenigſtens inſofern es neu herzuſtellen war, übertragen, wem ſie wollten. Es gab aber wohl keinen Fürſten, dem ſie es paſſender hätten verleihen können, als den Erzbiſchöfen und Kurfürſten von Köln, die als Herzöge von Weſtfalen ja ſchon eine beſtimmte Oberaufſicht hatten. Thatſächlich wurde dies Recht dem Erzbiſchof Dietrich und ſeinen Nachfolgern von Kaiſer Sigmund verliehen, und zwar auch, wie Sigmund ausdrücklich bezeugt, weil ſie „Herzöge zu Weſtfalen" waren. Daß Dietrich ſich bei Ausübung dieſes Rechts in anerkennenswerther Weiſe um die Freigerichte verdient gemacht, beweiſt das Arnsberger Kapitel von 1437. Selbſt wenn ſich beweiſen ließe, daß die Erzbiſchöfe die Nothwendigkeit einer Oberaufſicht beim kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt und ſogar für ſich zu erwirken geſucht hätten, wären ſie für das erſtere jedenfalls zu loben; für das zweite nicht zu tadeln geweſen. Die Verleihung eines ſolchen Rechts an einen andern hätte eine Beeinträchtigung ihres herzoglichen Titels und ihrer herzoglichen Rechte eingeſchloſſen, hätte nach dieſer Seite einen Oberherzog über den Herzog geſtellt. Kaiſer Sigmund konnte allerdings wohl mehrere „oberſte Regierer" der Freigerichte einſetzen; wollte er aber nur einen, ſo konnte er den Erzbiſchof von Köln und Herzog zu Weſtfalen nicht wohl umgehen.

Dieſer naturgemäßen rechtsgeſchichtlichen Entwicklung, welche nöthig war und dem Gemeinwohl diente, würde wohl jeder objective Geſchichtsforſcher mit wohlwollendem Intereſſe folgen. Lindner verfolgt ſie von Anfang (S. 410) an mit unfreundlichen Inſinuationen gegen „die Kirchenfürſten", um ſchließlich die Sache ſo darzuſtellen, als hätten die Erzbiſchöfe von Köln die Statthalterſchaft auf unehrliche Weiſe erſchlichen und an ſich geriſſen.

„Nachdem ſie glücklich den Anſpruch durchgefochten, daß die Freigerichte in ihrem Herzogthum ihnen unterſtänden, und das mit der herzoglichen Stellung begründet hatten, gelang es ihnen, dem Begriffe des Herzogthums Weſtfalen den des ganzen

Landes Westfalen unterzuschieben und sich so herzogliche Rechte zu erwerben, soweit es Freigerichte gab" (S. 419). Was der Verfasser hier einen „durchgefochtenen Anspruch" nennt, hat er selbst in bestimmter Weise (S. 353. 410. 421) als ein herzogliches Recht nachgewiesen und anerkannt. So befremdet es allerdings nicht mehr, wenn Erzbischof Dietrich ohne irgend welchen überzeugenden Beweis als ein ehrgeiziger und habsüchtiger Mann hingestellt wird, der „das Geld nahm, wo er es bekommen konnte" (S. 417. 622). Daß ein großer Proceß an sich große Kosten mit sich bringt, ist zu keiner Zeit eine Schuld für den Richter und Gerichtspräsidenten gewesen. Freilich hatte der Erzbischof, wie es scheint, in den Augen des Verfassers ein schlimmes Laster an sich, „den brennenden Eifer, womit er den Kampf gegen die Hussiten betrieb" (S. 418). — Bei dem „Unterschieben von Westfalen" ferner hat der Verfasser übersehen, daß es keine „Unterschiebung" ist, wenn Sigmund von seiner kaiserlichen Vollgewalt Gebrauch macht und, weil Erzbischof Dietrich Inhaber des Herzogthums Westfalen ist, keinen andern als diesen zum Obersten und Regierer der heimlichen Gerichte im ganzen Lande Westfalen einsetzt (S. 419). Die Ausübung ihrer Befugnisse über alle Freigerichte ist auf ihre Statthalterschaft zu beziehen. Zugestanden und in unzweideutiger Weise verliehen wurden ihnen diese Befugnisse von Kaiser Sigmund namentlich auch deshalb, weil sie „Herzöge von Westfalen" waren und daher jene Rechte zum Theil schon besaßen. Diesen Grund hebt der Kaiser ausdrücklich hervor; er habe den Erzbischof zum „Obersten und Regierer" jener Gerichte „gesatzt und geordnet, nachdem du dann auch ein Herzog zu Westfalen bist". So erklärt sich alles ohne Unterschiebungen und ohne Insinuationen. Etwas räthselhaft bleibt nur noch, weshalb der Verfasser weiter behauptet, die Verleihung der Statthalterschaft sei nur persönlich an Dietrich erfolgt, obwohl Sigmund selbst andeutet, daß er sie ihm als einem „Herzog von Westfalen" verliehen, und Dietrich die Wendung gebraucht: „Der König oder ihre Statthalter, nämlich ein Herzog von Westfalen". Zum Ueberfluß ist auch in dem angezogenen Revers ausdrücklich von den Nachfolgern Dietrichs die Rede. (Vgl. dazu noch Gaupp, Von Vehmgerichten S. 26.) Lindner meint: „Der Paragraph 6 des Reverses spricht von den ‚nakomelingen' Dietrichs, aber damit scheinen nicht die erzbischöflichen Nachfolger gemeint zu sein, sondern die, denen der König weitern Auftrag gibt" (S. 419, Anm. 3). Wodurch wird eine solche Auffassung bewiesen?

Aehnlich wie den Bischöfen ergeht es den Freigrafen.

„Die alte Bestimmung, welche sie nur bei vemewrogigen (speciell vor die Vehmgerichte gehörigen) Sachen in Betracht zog, verwandelte sich mit geschickter, aber ungeschichtlicher und rechtswidriger Auslegung unter den Händen der Freigrafen dahin, daß sie überhaupt bei Rechtsverweigerung, mochte sie auch andere beliebige Sachen betreffen, Klagen annehmen und verfolgen dürften. Das war ein ganz anderes Ding, aber sie hatten Glück. Sie waren sich dessen wohl bewußt, daß dieses Recht, wie sie sich ausdrückten, nicht von Karl dem Großen herrühre, sondern eine neuere Aufstellung sei, ‚mit reden entsproken'" (S. 537). Ist denn die Ausbildung eines nothwendigen Gewohnheitsrechtes in der That rechtswidrig und ungeschichtlich?

Dieses „mit reden entsproken" sein bezieht sich auf den zwölften Punkt, der zur Competenz der Freigerichte gehört, nämlich Rechtsverweigerung an den gewöhnlichen Gerichtsstätten, „wer nicht zu Ehren antworten will auf Stätten, wo sich gebührt" (S. 470 und 473). Dieser Punkt sei „mit reden entsproken", sagt Freigraf Bernt Duker, die übrigen rührten von Karl dem Großen her. Der Verfasser selbst bemerkt, daß es „leicht genug" sei, die übrigen elf Punkte des Vehmerechts her-

zuleiten aus dem „Capitulare Saxonicum“ von 797: „ut ecclesiae viduae orfani et minus potentes justam et quietam pacem habeant et ut raptum et fortiam nec incendium infra patriam quis facere audeat presumptive“ (S. 470). „Merkwürdig genug,“ ſagt dann Lindner (S. 476), „wie die Freigrafen ſomit ſelbſt anerkannten, daß gerade der Satz, auf welchen ſich die gewaltige Thätigkeit der Vemegerichte [doch wenigſtens nicht allein] gründete, nicht von Karl dem Großen herrühre, ſondern eine neuere Zuthat ſei.“ Aber gerade daraus geht, wie uns ſcheint, hervor, daß man die Freigrafen in ihrer Geſammtheit nicht beſchuldigen darf, als hätten ſie ſich für ihre Rechte mit einer wohlberechneten Uebertreibung auf Karl den Großen und ſeine Gerichte und Rechtsnormen berufen. Daß aber die „neuere Zuthat“ ein wohlbegründetes und nothwendiges Recht ſein konnte, darüber hätte Wächter belehren können. Die Rechtsuſurpationen fielen damit weg und ebenſo das „Merkwürdige“ an dem ganzen ſehr natürlichen Vorgang.

Fälle, in denen die Freigrafen nicht milder gerichtet werden, ließen ſich noch mehr anführen.

Daß die Freigrafen faſt willenloſe Creaturen der Stuhlherren geweſen, beweiſt der Verfaſſer nicht, eher daß ſie auch dieſen gegenüber auf einem ſichern Rechtsboden ſtanden. — Viel weniger noch iſt ein allgemeiner Handel mit Freiſtühlen bewieſen, obwohl die Worte: „der Handel mit Freiſtühlen bleibt im Schwunge“ nicht wenig beſagen (S. 513, vgl. S. 511 die plötzliche „Begehrlichkeit“ nach „dem werthvollen Beſitz“ und S. 619).

„Die gewaltigen Summen“, welche als Gerichtskoſten und Bußen nach Weſtfalen gefloſſen ſein ſollen (S. 616. XXI), können wir wohl auf ſich beruhen laſſen. Es liegt in der That allzu ſehr auf der Hand, daß durch die Kreuzpfennige, Schillinge oder Gulden, welche für einzelne Acte zu entrichten waren und auf die Hunderte von Freiſtühlen in Weſtfalen (der Verfaſſer ſelbſt berechnet ihre Zahl auf 1200—1600, S. 186) ſich vertheilten, jene Freiſtühle nicht zu Goldgruben wurden. Daß aber Freigrafen und Schöffen ihre Gänge, Reiſen und Bemühungen den Frevlern und Rechtsverweigerern außerhalb Weſtfalens zuliebe umſonſt hätten auf ſich nehmen ſollen, kann niemand billig verlangen. Daß ferner die Art und Weiſe der Beamtenbeſoldung nicht immer die gleiche geweſen, weiß jeder. Das darf aber am allerwenigſten der Geſchichtsforſcher bei Beurtheilung einer Zeit außer Acht laſſen. Demgemäß wären Bemerkungen wie: „Das ehrwürdige Symbol war zugleich eine gewinnbringende Einnahme für die Betheiligten und wurde gründlich ausgenutzt“ (S. 614) wohl etwas zu ändern geweſen.

Den Auslaſſungen über die Biſchöfe und Freigrafen ſtehen Bemerkungen über das weſtfäliſche Volk würdig zur Seite. Die Frage, weshalb die Frei- und Vehmgerichte eine Eigenthümlichkeit Weſtfalens ſind, iſt gewöhnlich unter irgend welcher Form mit einem Hinweis auf den feſten Charakter dieſes Volksſtammes und ſeinen Rechts- und Freiheitsſinn beantwortet worden. Darauf geht auch eine erſte Antwort des Verfaſſers (S. 318; vgl. Gaupp S. 22). Etwas ſpäter dagegen (S. 394) behauptet Lindner: „Man kann nicht ſagen, wie das in der Regel geſchieht, die Freigerichte hätten deswegen in Weſtfalen ihre eigene Stellung behauptet, weil ſich hier die alte Freiheit

und mit ihr das alte Kaiſergericht länger erhalten hätte.“ [1] Zum Beweiſe dafür werden einige Stellen aus mittelalterlichen Geſchichtſchreibern angeführt, welche den Schein geben, als ſeien durch Karl den Großen alle Weſtfalen zu Sklaven und Knechten gemacht. Es iſt hier nicht der Ort, über „servi“ in „Westfalia“ und über die „servitus“, welche Karl der Große in Weſtfalen eingerichtet haben ſoll, zu rechten. Um die Veränderungen, welche dieſer Kaiſer in Weſtfalen und in den übrigen ſächſiſchen Landen eingeführt hat, handelt es ſich nicht. Nur darauf kommt es an, daß in dem von Karl dem Großen gegebenen Rahmen die Rechte und Freiheiten der Einzelnen und der Geſammtheit und namentlich auch die kaiſerlichen Rechte, welche die Einheit Deutſchlands darſtellen und Freiheit und Schutz gegen die Uebergriffe untergeordneter Stellen bedeuten, ſich lebendiger erhalten haben, als in anderen deutſchen Gebieten. Und dieſe Thatſache hat auch Lindner bejaht.

Nach dem Geſagten dürfte es klar ſein, daß in dem Buche neben dem wirklichen Fortſchritt, den es auf ſeinem Gebiete bezeichnet, gar manches ſich findet, das der Ergänzung und Correctur bedarf. Lindner hat durch ſeine Forſchungen das Material über die Freiſtühle und Freigrafen in Weſtfalen bedeutend erweitert und vermehrt. Wie wir indeſſen ſeiner Auffaſſung an verſchiedenen Stellen nicht beiſtimmen konnten, ſo kann uns auch ſein Endurtheil nicht ganz befriedigen.

Ganz allgemein ſagt er unter anderem über die Vehmgerichte:

„Die Gerichte dehnten ihre Zuſtändigkeit weit über die urſprünglichen Grenzen aus. Fürſten, Geiſtliche und Juden luden ſie vor, ohne die entgegenſtehenden Rechtsſatzungen zu beachten.“ „Namentlich Klagen um Geldſchuld bildeten den Hauptgegenſtand der Proceſſe, beſonders gegen Städte.“ „Die Stuhlherren wußten ihren Vortheil gründlich auszunutzen, ſo manche von ihnen ergaben ſich einer neuen Art von Raubritterthum, einem Raubritterthum der Juſtiz. Denn der Dämon der Zeit, die Geldgier, ergriff auch einen Theil der Stuhlherren, beſonders der kleineren, und der Freigrafen. Kaum hat es je eine Epoche gegeben, in welcher der nackte Eigennutz, die Jagd nach dem baaren Gulden ſo alle Stände ohne Ausnahme beherrſchte, ſo alle öffentliche Ordnung zerfreſſen hatte, wie im 14. und 15. Jahrhundert; unſere oft geſcholtene Mitwelt ſteht thurmhoch über der damaligen. Der Erzbiſchof von Köln ging ſelbſt mit üblem Beiſpiel voran. Freiſchöffe zu werden war für jeden, der Geld genug anwenden wollte, eine leichte Sache. Oft genug wurde das Recht zur feilen Waare, und da die Proceßkoſten an ſich ſehr hoch waren, floſſen auf rechtlichem und unrechtlichem Wege reiche Geldſtröme nach Weſtfalen.“ „Die Sprüche der Vemegerichte geſtatteten jedem Schnapphahn, ihr (der Städte) Hab und Gut anzugreifen.“

„Selbſt die ſo oft ausgeſprochene Anſicht, ſie (die Vehmgerichte) ſeien in furchtbaren Zeiten ein zwar furchtbares, aber heilſames Mittel gegen Gewaltthat geweſen, kann höchſtens in engſter Beſchränkung gelten. Gerade der Mächtige und Reiche fand ſtets Mittel und Wege, etwa gegen ihn ergangene Sprüche durch andere Freiſtühle vernichten zu laſſen, und was halfen alle Urtheile, wenn ſie nicht vollzogen wurden? Einzelne bekannte Fälle, wo wirklich Verzweifelte Hilfe ſuchten, führten zu keinem Ergebniß. Selbſt in ihrer Heimat trugen dieſe Gerichte nichts dazu bei, die troſtloſen

[1] „So Wächter 13 und faſt alle älteren und neueren Forſcher.“

Zuſtände zu beſſern; nie war es dort, wie im ganzen übrigen Deutſchland, mit der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ſchlechter beſtellt, als zur Blüthezeit der Veme. Sie bot im Gegentheil, wie die Urkunden zuverläſſig erweiſen, manchem Lump Gelegenheit, ehrliche Leute in Bedrängniß und Unkoſten zu ſtürzen. Sie klärte und beſſerte nicht das Recht, ſondern ſie vermehrte nur noch die herrſchende Verwirrung" (Einl. XX—XXII).

Dies und Aehnliches ſtellt der Verfaſſer als das „Ergebniß ſeiner Unterſuchung" hin. Freilich iſt dieſes Ergebniß das Gegentheil von dem, was Wächter und andere gefunden. Iſt es durch die beigebrachten Thatſachen entſprechend begründet? Wie es mit den „reichen Geldſtrömen" beſchaffen iſt, die durch die Vehmgerichte nach Weſtfalen floſſen, davon war ſchon oben die Rede. Auch der „Handel mit Freiſtühlen" öffnete die Schleuſen nicht. Die Urtheile ſelbſt thaten es nach Lindner ebenfalls nicht, da die Sprüche unwirkſam waren: „Was halfen alle Urtheile, wenn ſie nicht vollzogen wurden?" (S. XXII.) Woher alſo die Geldſtröme?

Und ſchlecht reimt ſich die „Ergebnißloſigkeit" der Vehmurtheile mit dem Schluſſe, zu dem der Verfaſſer ſich anderswo genöthigt ſieht: „Ihr (der Freigerichte) bündiges Verfahren, den Verurtheilten zu hängen, kam überall zum Vollzug. Verfiel doch ſelbſt Graf Dietrich von Stolberg-Wernigerode dem rächenden Strang, wenn auch die Schande dadurch gemildert wurde, daß er erſt von einem Knappen den Gnadenſtoß erhielt" (S. 458).

Als abſchließende Arbeit über die Vehme kann das vorliegende Werk alſo wohl nicht angeſehen werden.

J. Niemöller S. J.

The alleged antiquity of Anglicanism. By **Sydney F. Smith.** 112 p. 8°. London, Catholic Truth Society. Preis: *M.* 1.

Die hochkirchliche Partei hat ſich von jeher ihres proteſtantiſchen Urſprungs geſchämt und Anſpruch darauf gemacht, ein Zweig der katholiſchen Kirche zu ſein, in dem die urſprüngliche chriſtliche Lehre viel reiner erhalten ſei als in der römiſch-katholiſchen Kirche. Gegenüber dem Drängen der Nonconformiſten, welche Abſchaffung der Staatskirche und Einziehung des Kirchengutes verlangen, weil die Staatskirche als grundverſchieden von der katholiſchen Kirche des Mittelalters nur mit Unrecht und gegen die Abſicht der urſprünglichen Stifter das Kirchengut verwende, ſuchen nun alle Parteien in der Staatskirche den Nachweis des innigen Zuſammenhanges ihrer Lehre und ihrer Disciplin mit der des Mittelalters zu führen. Von den vielen Flugſchriften, welche auf Koſten der „Church Defence" gedruckt und überall in Umlauf geſetzt werden, hat die „Defence of the Church of England against Disestablishment" den größten Beifall gefunden. Verfaſſer iſt der als Rechtsgelehrter gefeierte Lord Selborne, ein Ritualiſt, der jedoch in dieſer Schrift ſich als eingefleiſchten Eraſtianer entpuppt.

Derſelbe ſagt S. 8: „Zu jeder Zeit wurden die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Kirche Englands bis zu einer gewiſſen Grenze praktiſch aufrecht erhalten gegen die Uebergriffe des römiſchen Hofes, ihre Rechte und ihre Organiſation als nationale Kirche durch das engliſche Geſetz geſchützt." Dem-

zufolge hat Heinrich nur die letzten Conſequenzen aus den im Mittelalter praktiſch befolgten Grundſätzen gezogen und das mit dem Königthum unzertrennlich verbundene Recht, Quelle der geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu ſein, zurückerobert. Dieſer Theorie zufolge ſind nicht die Könige Wilhelm II., Heinrich II. und Heinrich VIII. die Verfolger der Kirche, die Unterdrücker des Clerus, ſondern die Päpſte; der Clerus hat von jeher alle Einmiſchung ſeitens der römiſchen Kirche verabſcheut und immer bei der Krone Schutz geſucht. Lord Selborne ſucht ſeine Theorie geſchichtlich und juriſtiſch zu begründen, indem er einzelne Fälle anführt, in denen die Könige Appellationen nach Rom verhindert, Geſetze namhaft macht, welche die Beſetzung engliſcher Pfründen durch den Papſt, Annahme derſelben ſeitens engliſcher Unterthanen verbieten, ohne zu ſehen, daß er damit im Grunde nichts beweiſt. Er hätte, wie P. Smith richtig hervorhebt, zeigen müſſen, daß die engliſchen Könige vor Heinrich VIII. geiſtliche Gerichtsbarkeit beanſprucht, daß der engliſche Clerus die Suprematie des Königs anerkannt und gegen die Eingriffe des Papſtes in rein geiſtlichen Angelegenheiten proteſtirt hätte.

Lord Selborne ſollte als Rechtsgelehrter die einſchlägige Literatur kennen und ſich nicht in Widerſpruch ſetzen mit Bracton, De Legibus et consuetudinibus Angliae: Rolls Series VI p. 296. 250. An letzterer Stelle heißt es: „Schließlich müſſen wir betreffs der Jurisdiction bemerken: Wie der Papſt ordentliche Gerichtsbarkeit hat über jedermann in geiſtlichen Dingen, ſo hat der König ordentliche Gerichtsbarkeit in ſeinem Königreich in weltlichen Dingen.“ Wie der Papſt befehlen kann in der geiſtlichen Sphäre, ſo beſitzt der König Macht in zeitlichen Dingen. Nach Selborne ſollen Appellationen an den Papſt nicht geſtattet worden ſein, weil die Artikel von Clarendon beſtimmen, daß man in letzter Inſtanz an den König appelliren müſſe. Er mußte wiſſen, daß der hl. Thomas Becket dieſe Artikel verworfen, daß die größten Kirchenfürſten Englands, ein hl. Wilfrid, ein hl. Anſelm, ein hl. Thomas gerade an den Papſt appellirt, daß durch den Einfluß des Papſtes die Könige gezwungen wurden, ihren Anſprüchen zu entſagen. Nach Lord Selborne ſollte man meinen, die Könige Englands hätten infolge des großen Anſehens, das die Päpſte damals genoſſen, es nicht wagen dürfen, ihre Rechte geltend zu machen, ſie hätten, ſo oft ſie dem Papſte widerſtanden, die Behauptung ihrer geiſtlichen Gerichtsbarkeit bezweckt. Der Verfaſſer weiſt im einzelnen nach, wie fern den Königen ein ſolcher Gedanke gelegen, wie die meiſten Fälle, in welchen die weltliche Geſetzgebung die Rechte des Papſtes zu beſchränken ſuchte, für Fälle gemiſchter Natur angeſehen wurden, in denen weltliche und geiſtliche Angelegenheiten ſich berührten. So z. B. wurde unter Richard II. die Ernennung zu Pfründen durch den Papſt als Eingriff in die weltliche Gerichtsbarkeit bezeichnet und die geiſtliche Gerichtsbarkeit des Papſtes unbedingt zugegeben. Die Regierung maßte ſich von Zeit zu Zeit Rechte an in geiſtlichen Angelegenheiten, und würde ſicher ſchon frühe die Kirche zur Sklavin des Staates gemacht haben, wenn das katholiſche Volk ſeinen Vorkämpfern nicht treu zur Seite geſtanden hätte. Gerade die hll. Anſelm und Thomas fanden am Volke einen beſſeren Rückhalt als an den Bi-

ſchöſen, die in der Zeit der Gefahr feige zurückwichen. Die Biſchöfe zur Zeit Heinrichs VIII. hätten füglich den ſeligen John Fiſher mit denſelben Worten zur Nachgiebigkeit ermahnen können, die ihre Vorgänger dem hl. Anſelm gegenüber gebrauchten: „Herr und Vater, wir wiſſen, daß du ein frommer und heiliger Mann biſt und daß dein Wandel im Himmel iſt. Wir werden leider durch unſere Verwandten, welche wir unterſtützen, zurückgehalten, und durch weltliche Sorgen, die wir lieb haben. Wir können uns nicht zu deiner Höhe erſchwingen oder mit dir die Welt verachten" (Migne, Patrologia t. 159 p. 399). Nicht Ueberzeugung vom Rechte des Königs, nicht Mißtrauen und Haß gegen Rom, ſondern die Furcht vor der Gewaltthätigkeit Heinrichs beſtimmte den Clerus endlich, die Suprematie des Königs in geiſtlichen Dingen anzuerkennen. Gerade der Hauptbeweis, auf den man ſich geſteift hat, iſt hinfällig: denn nicht der Clerus in Convocation hat die Abſchaffung der Annaten verlangt, ſondern das Unterhaus oder einige vom König beſtochene Mitglieder des Unterhauſes, welche dieſen Antrag zuerſt einbrachten.

Wir können auf die Beweisführung des Verfaſſers und die bündige Widerlegung ſeines Gegners nicht weiter eingehen, die meiſtens recht ſchlagend iſt; wir wollen nur noch auf die Geſellſchaft aufmerkſam machen, welche die Drucklegung und Circulirung dieſer Streitſchrift beſorgt hat. Die Abſicht dieſer Geſellſchaft iſt in erſter Linie die Vertheidigung der katholiſchen Lehre gegen die zahlreichen Angriffe der Gegner durch Veröffentlichung von Flugblättern, in denen in gedrängter, populärer Sprache Beweiſe und Bibelſtellen zuſammengetragen werden; ferner wird die Herausgabe einzelner Bücher der Heiligen Schrift mit ſachgemäßen Erläuterungen in Angriff genommen, die als Broſchüren ausgegeben werden. Neben den Flugblättern gehen die Heftchen her, die ungemein billig ſind, 10—30 Pfennig. Sehr zahlreich ſind die Biographien — einzeln oder zuſammengebunden käuflich — katholiſcher Heiligen oder anderer großen Männer. Die Geſchichte der engliſchen Martyrer unter Heinrich und Eliſabeth von P. Morris, die Biographien der Jeſuiten Campian, Arrowſmith, der hll. Alphons Rodriguez, Johannes Berchmans, Peter Claver ſind muſtergiltig. Gleiches Lob kann den Erzählungen ertheilt werden. Cardinal Newman hat der Geſellſchaft erlaubt, ſeine Vorleſungen über die gegenwärtige Lage der Katholiken in England in neun Heftchen abzudrucken. Kein einziges Werk des großen Meiſters vereint in demſelben Maße die Klarheit der Beweisführung, die tief pſychologiſche Entwicklung, den feinen Humor, mit dem er ſeine Landsleute zeichnet. Wer dieſes Buch nicht geleſen, wird unmöglich den engliſchen Charakter mit allen ſeinen Vorzügen und Schwächen verſtehen können. Die Zeichnung des Proteſtantismus mit all ſeiner Voreingenommenheit gegen die katholiſche Lehre iſt ſo wahrheitsgetreu, daß eine Verbreitung dieſes Werkes auch in Deutſchland nur Segen ſtiften könnte. Die Lage der Katholiken Englands iſt viel ſchwieriger als in Deutſchland, die Secten ſind viel eifriger darauf bedacht, Proſelyten zu machen, als anderswo; auch die Staatskirche regt ſich und will Eroberungen machen und ihre Tractätchen verbreiten. Die Apathie gegen Bücher hat in allen Volksſchichten einem faſt fieberiſchen Verlangen, Belehrung und Unterhaltung in Büchern

zu ſuchen, Platz gemacht; und ſo kann man das gegenwärtige Unternehmen, wodurch den Katholiken und vielen Proteſtanten, welche die katholiſchen Broſchüren kaufen, gute Lectüre geboten wird, nur empfehlen.

A. Zimmermann S. J.

Joſeph Othmar Cardinal Rauſcher, Fürſterzbiſchof von Wien. Sein Leben und ſein Wirken. Von Dr. **Cöleſtin Wolfsgruber**, Benediktiner zu den Schotten in Wien. Mit dem Porträt Rauſchers und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. XXIII u. 622 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 10.

Die Aufgabe, welche ſich der hochw. P. Wolfsgruber geſtellt hat, war keine leichte. Im Leben des Cardinals Rauſcher ſpiegelt die ganze Kirchengeſchichte Oeſterreichs ſeit dem Jahre 1850 ſich ab; das Concordat iſt ſeine Schöpfung; die kirchlich-ſtaatlichen Kämpfe der letzten Jahrzehnte fanden ihn ſtets inmitten des Schlachtengetümmels; als der „geiſtige Primas" der öſterreichiſchen Kirche, als welchen der Verfaſſer mit Recht ihn bezeichnet (S. 290), hat er in mancher angſtvollen Stunde das entſcheidende Wort geſprochen, welches den Biſchöfen und den Millionen ihrer Getreuen zum Leitſtern diente. Und noch ſind keine fünfzehn Jahre vergangen, ſeit dieſes reiche Leben verſiegt iſt; ſoviele Ereigniſſe, die in dasſelbe ihre Schatten warfen, ſind bis jetzt noch ungeklärt; ſo viele Perſonen, die es einſt beeinflußt, leben heute noch und gebieten dem Geſchichtſchreiber rückſichtsvolle Zurückhaltung. Nichtsdeſtoweniger iſt es dem Lebensbeſchreiber Rauſchers gelungen, ein überaus anziehendes, farbenreiches Bild des großen Erzbiſchofs vor uns zu entrollen. Wir danken das zunächſt dem hingebungsvollen Fleiße, mit welchem er Rauſchers Aufzeichnungen, Briefe, biſchöfliche Erlaſſe, wiſſenſchaftliche Arbeiten, gedruckte wie ungedruckte, geſammelt und durchforſcht hat; unter anderem lagen ihm 84 Schreiben Rauſchers an Cardinal Schwarzenberg vor, welche ſich auf die Jahre 1832—1875 vertheilen. Dazu kamen die Mittheilungen derer, welche mit Rauſcher gelebt und gearbeitet hatten. Auch die Anordnung des Stoffes müſſen wir als eine ſehr glückliche bezeichnen. Derſelbe floß natürlich am reichſten für die 22 Jahre, während welcher Joſeph Othmar auf dem Wiener erzbiſchöflichen Stuhle geſeſſen. Unſer Verfaſſer theilt hier nach ſachlichen Geſichtspunkten, zeigt, was der Cardinal für das geſammte Kaiſerreich war, was für ſeine Kirchenprovinz, was für ſein Bisthum, dann was er nach außen gewirkt, für den Heiligen Stuhl, für die morgenländiſche Chriſtenheit u. ſ. w. So ſetzt ſich ruhig und anſchaulich das Geſammtbild ſeines Lebens, wie der Regenbogen aus ſeinen Farben, zuſammen.

Heben wir aus dieſem Leben noch einige Züge von beſonderem Reize hervor. Lieblich leuchtet das Walten der göttlichen Vorſehung in Rauſchers Jugendjahren. Ein gewiſſenloſer Lehrer hatte den armen Knaben in das Meer des Glaubenszweifels geſtoßen; aber ſchon ſtand ein Heiliger am Ufer, den rettenden Arm ihm zu reichen; Rauſcher legte bei P. Clemens Maria Hofbauer ſeine Lebensbeichte ab und durfte faſt zwei Jahre lang ihm zu Füßen

ſitzen in der Schule des gottinnigen Lebens (S. 4—24). Tief war die öſterreichiſche Kirche erniedrigt worden unter dem Sklavenjoche des joſephiniſchen Beamtenthums; im Concordate ſollte dieſes Joch zertrümmert werden, und der es zertrümmert, iſt Rauſcher, ein Sohn des beamten-gewaltigen Wien, Sprößling einer hohen Beamtenfamilie, ſelbſt auf die Beamtenlaufbahn geführt durch ſeine glänzenden Studien im Rechtsfach.

Der Cardinal von Wien wurde ſogar von treuen Kindern der Kirche, ja gerade im Namen dieſer kirchlichen Treue, mehr als einmal ſtrenge beurtheilt, um nicht zu ſagen verurtheilt. Wer ſeine Lebensgeſchichte durchblättert, wird wenigſtens eines zugeben müſſen: Rauſcher hat ſeinen Purpur geehrt durch den Glanz eines tadelloſen Wandels und echter prieſterlicher Frömmigkeit: täglich lieſt er die Schrift und betrachtet die göttlichen Wahrheiten; bei den geiſtlichen Uebungen ſeiner Prieſter ſpricht er Flammenworte apoſtoliſchen Seeleneifers; die ſpäte Nachtſtunde trifft ihn noch vor dem Sacramente knieend; die Gebete, welche er für ſeinen eigenen Gebrauch ſich verfaßt, athmen eine rührende Vertrautheit mit dem Weltheilande; die im Tode erſtarrende Hand hält noch die Feder, mit welcher er eine Abhandlung über die Seelen des Fegfeuers vollenden will.

„Lavora molto, lavora bene“ hatte einſt Pius IX. von dem Wiener Erzbiſchofe geſagt (S. 157). P. Wolfsgrubers Schrift bietet eine Fülle von Thatſachen, welche dieſes Urtheil bekräftigen. Wir erinnern nur an den Abſchluß und die Durchführung des Concordates (S. 99—177), an das Wiener Provinzialconcil (S. 292—300), an die Errichtung des Knabenſeminars (S. 309—310) und den Bau des Pilgerhauſes zu Jeruſalem (S. 470—474). Auch in die Verurtheilung Günthers, die Verkündung des Lehrſatzes von der Unbefleckten Empfängniß Mariens, die Ausrottung des Rongethums in Steyermark, in Hofbauers Seligſprechung, in die Gründung einer Anzahl von wiſſenſchaftlichen, wohlthätigen, gottesdienſtlichen Vereinen iſt Rauſchers Name verwoben. Auffallend lang iſt das Verzeichniß der männlichen und weiblichen Ordensgenoſſenſchaften, welche er, zum großen Theil mit ſeinen eigenen Mitteln, in ſeinen Kirchenſprengel eingeführt hat. Man zählte 331 Ordensſchweſtern, als er den Wiener Hirtenſtab ergriff; bei ſeinem Tode war ihre Zahl auf 1030 geſtiegen (S. 331—348).

Wohlthuende Lebensfriſche verleiht unſer Geſchichtſchreiber ſeinem Buche dadurch, daß er faſt auf jeder Seite desſelben den Cardinal ſelbſt zu Worte kommen läßt, jetzt in Predigten und oberhirtlichen Schreiben, dann wieder in vertrauten Freundesbriefen. Das Wort, ſo däucht uns, war Rauſchers beſondere Stärke; wir meinen das geſchriebene ſo gut wie das geſprochene Wort. Der Schöpfer hatte den Götterfunken der Dichtkunſt ihm in die Seele gelegt. Der zarte Jüngling ſchrieb ſeine Schauſpiele und ſang ſeine Lieder; der Biſchof fand in der Leſung des Sophokles ſeine Erholung (S. 5—11). Kein Wunder, daß ein dichteriſcher Hauch die Anſprachen und Hirtenbriefe unſeres Kirchenfürſten durchzieht. Seine Sprache iſt geradezu klaſſiſch. Mag der Flug der Gedanken zuweilen auf philoſophiſche Höhen ſich verlieren, die dem gemeinen Sterblichen unerreichbar ſind, ſo bleibt es immerhin wahr: der

Cardinal beſaß in reichem Maße die Gabe, zeitgemäß zu reden. Wie hätten auch einem ſo hellen Geiſtesauge die wahren Uebel der Zeit entgehen können? Die glänzenden Schlagworte alle, womit man „die gedankenloſe Menge gängelt“ (S. 424), legt er auf die Wage ſeines ruhig klaren Verſtandes und thut ihre ganze Hohlheit und Nichtigkeit dar. Wir zweifeln, ob der deutſche Sprachſchatz Ausdrücke beſitzt, mit welchen man ſchärfer, als es Rauſcher gethan, die Unehrlichkeit und Erbärmlichkeit unſeres landläufigen Liberalismus zu geißeln vermöchte. Und wie treffend hat er nicht die Pläne des Freimaurerthums und das widerchriſtliche Weſen der neuen Schulweisheit gezeichnet, wie kräftig Verwahrung eingelegt wider den Nationalitätenſchwindel, wie ſchneidig die „jammervolle Schläfrigkeit“ ſo vieler Gutgeſinnten verurtheilt! (S. 109. 354. 356. 541 u. ſ. w.) Was hier P. Wolfsgruber aus des Cardinals Vorträgen im Severinus-Verein, aus ſeinen Eingaben an Kaiſer und Miniſter und ſeinen Berichterſtattungen im Landtage und Reichsrathe uns mittheilt, das möchten wir jedem Seelſorger und Volksvertreter und Zeitungsredacteur zur Leſung und Beherzigung empfehlen; da mag er ſeine Begriffe ſchärfen, ſeine Rede mit Salz und Würze bereichern.

Der Verfaſſer führt uns den Cardinal auch als Staatsmann vor Augen. Rauſcher glaubte beim Centralismus das Heil des Kaiſerſtaates zu finden, und ſein Lebensbeſchreiber ſcheint auf die gleiche Seite ſich zu ſtellen. Mögen andere anders denken, den Lorbeerkranz begeiſterter Vaterlandsliebe wird kein Oeſterreicher vom Sarge Cardinal Rauſchers wegreißen können.

Rother Hut und Geheimrathswürde ſind gegen Schmerz und Schimpf kein Schild. Rauſcher mußte die Krone ſeiner Werke, das Concordat, unter dem Hammer der Freimaurerei zerſchellen ſehen. Unter ſeinen Augen ward von der berüchtigten Wiener Judenpreſſe alles Heilige in den Koth getreten. Wohl erhob er immer wieder ſeine Stimme und wies in erſchütternden Mahnrufen die Lenker des Staates auf den Abgrund hin, dem die gottloſe Ehe, die gottloſe Schule, das gottloſe Gemeindeweſen zutaumele. Aber der unſelige Herr von Beuſt und der Miniſter Karl von Stremayr hatten für ihn taube Ohren oder höchſtens — einen diplomatiſch frommen Handkuß. Mag der greiſe Streiter zuweilen müde geworden und vielleicht da und dort einen Schritt weiter zurückgewichen ſein, als ſeine kräftige Sprache es erwarten ließ — dieſes ſtetige Ringen mit den kirchenfeindlichen Mächten, dieſes gottergebene hoffnungsfreudige Dulden hat einen Reiz des Wehmüthigen an ſich, der Mitleid und Verehrung zugleich uns einflößen muß.

Kein Katholik kann das Leben des Cardinals Rauſcher leſen, ohne Gott zu danken, der in ſchlimmen Tagen der Kirche Oeſterreichs einen großen Hoheprieſter erweckt hat. Reicher Dank gebührt aber auch dem Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung; er hat eine Ehrenſchuld des katholiſchen Oeſterreich abgetragen, und hat dies gethan mit einer Wärme echt katholiſcher Geſinnung, und mit einem Schwung und einer Schönheit der Sprache, welche des erlauchten Cardinals von Wien vollkommen würdig ſind.

Otto Braunsberger S. J.

Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von L. v. Heemstede. 118 S. gr. 8°. Frankfurt a. M., Fössers Nachfolger, 1889. Preis in Prachteinband: *M.* 2.50.

Die dramatische Muse höheren Stils wird katholischerseits wenig oder kaum gepflegt, und das hat seinen guten Grund. An Aufführungen außerhalb der Dilettantenbühnen ist kaum zu denken; vor sog. Buchdramen herrscht eine ästhetisch berechtigte Abneigung. Betritt deshalb ein katholischer Dichter einmal wieder die Bretter — wenn auch vorderhand nur in Gedanken —, so muß ihn ein starker innerer Drang dazu treiben, und solcher Drang pflegt durchgehends auch mit wirklichem Talent gepaart zu sein. — L. v. Heemstede ist als Dichter des „Mathusala" bekannt genug, um der Kritik auf dramatischem Gebiete nicht als homo novus entgegenzutreten. Die Empfehlungen, welche das biblische Drama mit auf den Weg bekommen, sind sehr warme; die Erwartungen, welche infolge dessen der Dichter erregt hat, keine geringen. Wir haben schon deshalb seine neueste hierhin gehörige Dichtung mit großem Interesse gelesen und uns nicht gewundert, in so manchen Reden und Scenen etwas von wahrer Meisterschaft aufblitzen zu sehen, ja wir fühlen uns auch am Schluß dieses Stückes zu dem Geständniß gedrängt, hier redet ein von großen, wahren Ideen getragener Dichter, der die Sprache mit einer seltenen Kraft und Leichtigkeit seine Gedanken ausdrücken heißt, der dabei ein fleißiger, sorgfältiger Arbeiter ist, und der es deshalb verdient, daß sein Werk studirt und mehr als oberflächlich besprochen werde.

Arnold von Brescia mit seinen revolutionär-kirchenreformatorischen Plänen und Versuchen ist als historische Persönlichkeit hinreichend bekannt, wenigstens insoweit es diese literarische Besprechung eines erneuten dramatischen Versuches über sein Leben erheischt. Seine öffentliche Laufbahn umfaßt den Zeitraum von 1130—1155. Sie hat verschiedene Epochen. Der Dichter greift sie auf, wo Eugen III. 1145 im Begriffe steht, nach Rom zurückzukehren, führt sie in den fünf Akten durch bis zum Tode Arnolds und bringt somit einen Abschnitt von 10 Jahren zur Darstellung.

Der erste Act führt uns die römischen Gesandten vor, wie sie den flüchtigen Papst reumüthig anflehen, nach Rom zurückzukehren. Arnold ist ebenfalls erschienen, um Lösung der Excommunication und Buße zu erbitten, die ihm denn auch gütig gewährt werden. Kaum aber hat der Papst die Scene verlassen, als Arnold auch schon mit den ebenfalls zurückbleibenden römischen Gesandten unterhandelt und ihnen verspricht, nach dem Bußjahr sie zur Freiheit führen zu wollen. Sollte dieser allgemeine Vorsatz nicht ein allzu schwacher Haken sein, um diesen ersten Act mit dem nachfolgenden zu verankern? Zwischen dem Versprechen und der Ausführung liegt im günstigsten Falle ein Jahr Kirchenbuße; es kann inzwischen vieles anders werden; es übermittelt also der erste Act dem zweiten kein festumgrenztes drängendes Motiv oder Programm, mit anderen Worten — es ist kein rechter Knoten geschürzt oder auch nur angesponnen. Gälte es noch ein psychologisches Moment; hier etwa die Zuspitzung des ersten Actes auf die Frage: wird die Buße das Herz des

Verblendeten zur Einſicht, bringen oder wird er halsſtarrig bleiben, d. h. kurz: wie wird ſich der Charakter Arnolds entwickeln? Allein dieſe Frage wird nicht geſtellt, im Gegentheil, ſie wird durch den ganz fertigen Rebellenton ausgeſchloſſen, und das halten wir für eine Schwäche der Dichtung.

Der zweite Act führt uns nach Rom. Das Bußjahr iſt vollendet. Arnold predigt Aufruhr oder vielmehr hat ſchon vor Beginn des Actes Aufruhr gepredigt; das Volk bringt in den Palaſt des Papſtes und fordert Freiheit. Draußen vor den Fenſtern ſpricht Arnold zu der Menge — drinnen tritt der Papſt ans Fenſter und redet von dort ſeinerſeits zum Volk. Eine Entſcheidung zwiſchen draußen und drinnen wird nicht getroffen; nach einer feierlichen Rede Eugens, die ruhig angehört wird, fällt der Vorhang. Eine Spitze hat ſomit auch dieſer Act nicht; auch er vererbt ſeinem Nachfolger keine unvollendete Einzelthat, ſondern nur im allgemeinen das Thema: Arnold der Empörer und Ketzer. Im Charakter Arnolds iſt ebenſowenig eine Aenderung als in demjenigen Eugens eingetreten. Ein Anſchluß an eine Einzelhandlung des erſten Actes, d. h. der Cauſalnexus fehlt, die künſtleriſche Einheit der Handlung iſt nicht vorhanden, und das ſcheint uns dramatiſch doch nicht recht zuläſſig.

Im dritten Act herrſcht Papſt Hadrian. Der Dichter zeigt uns das Volk, des Herrſchaftsſpieles und — des Interdictes müde, wie es ſich nach dem Papſt und dem Frieden ſehnt. Arnold tritt zu einer ſolchen Gruppe Bürger, hält wieder einige ſeiner Brandreden und wird ſchließlich von einem Gerichtsdiener vor die Wahl geſtellt: Haft in Rom oder Verbannung. Der ſchwankende Volkshaufen macht einen Verſuch, ihn zu befreien, aber ſchließlich wählt Arnold die Verbannung und bittet den Diener, ihn ans Thor der Stadt zu bringen; er will zum Grafen Campagnatico. Hadrian zieht ein. Tedeum — Volksjubel. Könnte hier das Stück nicht abſchließen? Ja müßte es dies nicht ſogar, da von jetzt ab Arnold nur eine paſſive Rolle ſpielt? Aber ſehen wir davon ab; iſt ein ſolcher Ruhepunkt, wie es der unwiderſprochene, rückhaltloſe Sieg Hadrians iſt, nicht ein undramatiſcher Schluß für einen dritten Act eines fünfactigen Drama's? Was erwartet der Leſer oder Zuſchauer noch? Weiß er überhaupt ohne Theaterzettel, daß noch etwas kommen ſoll, und eventuell, was kommen müßte? Nein — und das ſcheint uns wiederum eine Schwäche des Planes.

Der vierte Act führt uns in's Lager Barbaroſſa's nach Sutri und läßt uns den Verhandlungen des deutſchen Königs mit dem Legaten des Papſtes anwohnen, in denen auch der Auslieferung Arnolds Erwähnung geſchieht. Leider bringt die Verweigerung des officium stratoris (Stegreif) einen plötzlichen Mißklang in die ſchöne Harmonie zwiſchen Imperium und Sacerdotium, der ſich indeſſen auflöſt durch das Erſcheinen des gefeſſelten Arnold, welcher auch Friedrich gegenüber ſeinen Trotz beibehält, ſo daß der Kaiſer entſcheidet, der Gerechtigkeit ſolle ihr Lauf gelaſſen werden; dem Papſt wolle er, der König, alles leiſten, was dem Anſehen der Krone nicht widerſpricht.

Der Ausgang des Laufes der Gerechtigkeit iſt der Inhalt des fünften Actes. Früh am Morgen, außerhalb der Stadt, ſoll der Mönch im Stillen hingerichtet werden. Der Sünder bleibt verſtockt bis zuletzt. Einige Bürger

kommen zufällig hinzu, zuletzt auch der Kaiſer — ebenſo zufällig. Es wird noch hin und her geredet, bis Arnold ſchließlich ſelbſt den Feuerbrand auf den Scheiterhaufen wirft, auf den er geſprungen iſt. Der Kaiſer mit dem Volk zieht ab zur Kaiſerkrönung in St. Peter. Offen geſtanden, dieſer ganze fünfte Act mit ſeinem Galgen und Scheiterhaufen, der nachtſchlafenden Morgenfrühe, dem Ungewiſſen und Heimlichen in der Urtheilsvollſtreckung, dem zufälligen Kommen und Gehen der Bürger und des Kaiſers, welch letzterer übrigens von einem über den Mönch ergangenen Urtheil nichts zu wiſſen ſcheint — dem bis zum letzten Athemzug in ſeinen Ideen ſo feſt und begeiſtert befangenen Arnold, daß es unentſchieden bleibt, ob er bloß Schwärmer oder Rebell iſt — kurz dieſer ganze fünfte Act ſcheint uns das Schwächſte am ganzen Stück und ein bedauerlicher Mißgriff des Dichters.

Ueberblicken wir nach dieſer kurzen Inhaltsangabe das Ganze, ſo ſehen wir, daß v. Heemſtede mehr eine Hiſtorie als ein ſtrenggeſchloſſenes Drama geſchrieben hat. Aber ſelbſt als Hiſtorie fehlt dem Stück der rechte Mittelpunkt; denn Arnold von Brescia iſt ein ſolcher nicht, da er nicht die Haupt- und auch nicht die treibende Perſon bildet. Wir intereſſiren uns — und das iſt die größte Schwäche des Stückes als Drama — für keine der Perſonen *nachhaltig*, wenn ſie auch in dem Augenblick, wo ſie vor uns ſtehen, unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, ja unſere Sympathie oder Antipathie herausfordern, was jedenfalls ein klares Zeugniß für das Können des Dichters ablegt. v. Heemſtede kennt ganz genau die geringe Anziehungskraft der jedesmaligen Haupthandlung, er ſucht deshalb in die Nebencharaktere individuellen Reiz zu legen, und es gelingt ihm dies auch regelmäßig dort zur höchſten Zufriedenheit, wo ſolche Individualiſirung durch einen kühnen Strich, ein komiſches Epigramm geſchehen kann, wo er uns *fertige* Perſonen ſchildert; weniger zufriedenſtellend iſt dieſe Charakteriſtik, wo der Charakter ſchwankt, und hier liegt der Mangel nicht in Stellung der Frage, die im Gegentheil, z. B. bei Cardinal Ottaviano, eine treffliche iſt, ſondern darin, daß ſpäter die Löſung der Frage nicht gegeben wird. Andere Male tauchen auch Motive auf, deren Grund wir nicht kennen, ſo die Hausherrſchaft der Frau Guido's und die Brautſchaft Nicolo's.

Der letzte Grund der *dramatiſchen* Schwäche des Stückes liegt unſerer Anſicht nach darin, daß der Dichter ſich zu ängſtlich an die Geſchichte angeſchloſſen hat. Drama und Geſchichte ſind zweierlei und von doppeltem Geſetz beherrſcht. Das Theater iſt nicht da, um den Gang der pragmatiſchen Geſchichte zu lehren, ſondern den Geiſt und die Seele derſelben in künſtleriſch einheitlich concipirter und ausgeführter Handlung vorzuſtellen. Der Dichter hat gewiß all die am Schluß aufgeführten Autoren mit Nutzen geleſen; aber beſſer wäre es geweſen, nach dem Studium eines einzigen, objectiv geſchichtlichen Werkes ſeine poetiſche Fabel gleich zu entwerfen, die ſich dann einzig und allein um den *Charakter* Arnolds hätte drehen müſſen, die uns alſo eine Handlung — ob in Rom, in Paris, in Baſel oder Sutri, kurz wo immer — vorgeführt, *in der ſich dieſer Charakter vor unſeren Augen entwickelt hätte*, die ganz auf dieſem Charakter geruht, deren

Mittelpunkt und ſtändiger Hauptträger dieſer Charakter geweſen wäre. Lieferte die Geſchichte keine ſolche That, ſo war es von allererſter künſtleriſcher Nothwendigkeit, ſie zu erfinden im Rahmen der moraliſchen Möglichkeit. Wie das Stück vorliegt, müſſen wir geſtehen: Arnold von Brescia iſt kein tragiſcher Charakter. Dazu muß ihn erſt die Kunſt eines Dichters machen. Ob das möglich iſt vom katholiſchen Standpunkt aus? Wir glauben wohl; nur muß dann das menſchliche Motiv der Eiferſucht auf Bernhard mehr hervortreten; wir müſſen Arnold zuerſt groß und gut — faſt wie Bernhard ſehen, dann ihn in einer einheitlichen Handlung immer tiefer ſinken und zuletzt, von der Eitelkeit und der Nutzloſigkeit ſeines Strebens — wenn auch nur in diaboliſchem Wuthgefühl — überzeugt, in ſich zuſammenbrechen erblicken. Wir müſſen Arnold geachtet haben, um ihn bemitleiden zu können. Hätte der Dichter etwa die letzten Tage des Bußjahres aufgegriffen, uns Arnold wirklich reumüthig vorgeführt voll beſten Willens; ihn dann durch irgend einen Schritt Bernhards und Eugens langſam vor unſeren Augen noch einmal die ganze Entwickelung zum Rebellen — aber unter ſtetem Kampf des beſſeren Theiles gegen die anſchwellende Bosheit — durchmachen laſſen, ihn danach zum kirchenpolitiſchen Demagogen gemacht, der ſich unter Zuhilfenahme des römiſchen Mobs gegen Papſt und Kaiſer auflehnt, in einer einheitlichen, raſch ſich drängenden Handlung, um am Schluß dieſer Handlung zu unterliegen, äußerlich und innerlich gebrochen, ſo würden wir eine ſolche freie Behandlung der Geſchichte dramatiſch richtiger finden als den engen Anſchluß v. Heemſtede's an die Chroniſten. Heemſtede wäre übrigens der Mann, den von uns ſkizzirten Plan herrlich auszuführen, das zeigt ſeine jetzige Arbeit hinreichend.

Aber lag dieſe Art der Behandlung in ſeinem Plane? War ſein Streben überhaupt auf ein eigentliches Drama gerichtet? — Wir thäten dem feinfühligen Dichter und Kritiker unrecht, wollten wir ihm dieſes zumuthen. Heemſtede kennt jedenfalls ſehr wohl die dramatiſchen Schwächen ſeines Stückes, und wenn er ſie trotzdem hat beſtehen laſſen, ſo folgt daraus, daß ihm ein anderes Ziel vorſchwebte, dem er als einem höhern Gute die techniſchen Forderungen opfern zu können glaubte. Er wollte in erſter Linie uns den wahren geſchichtlichen Charakter Arnolds nach ſeiner ganzen Erbärmlichkeit in ſtreng geſchichtlichen Bildern zeigen, die behufs größerer Wirkung dramatiſch eingekleidet ſein ſollten. Wie Arnold von der andern Seite ſich tendenziös hat zum Helden machen laſſen müſſen, ſo wollte Heemſtede ihm dramatiſch den Glorienſchein rauben, ihn auf offener Bühne ſeines Königsmantels der Freiheitsapoſtel und ſeines Heldenthums entkleiden, er wollte ihn uns ad oculos als einen demagogiſchen kleinlichen Krakehler vorführen, und dieſen Zweck hat der Dichter vollauf erreicht. Wer wollte läugnen, daß dieſer Zweck angeſichts der ewig fortwuchernden Geſchichtslüge ein anſtrebenswerther, ein ſehr berechtigter iſt? Ja wir gehen noch weiter und ſagen: Wenn auch dieſer Zweck in der von uns oben angegebenen Weiſe zugleich wirkſam und künſtleriſch zu erreichen war, ſo hätte es von der andern Seite doch vielleicht nicht an Stimmen gefehlt, die nach Geſchichtsfälſchung geſchrieen hätten. So unberechtigt dieſer

Vorwurf nun auch geweſen, er hätte doch dem Zwecke des Dichters ſchaden können, und ſo müſſen und wollen wir ihm zugeſtehen, daß er praktiſch das Sicherere gewählt hat.

Die Sprache des ganzen Stückes iſt eine ſehr ſchöne, volltönend und pathetiſch je nach Umſtänden.

Am beſten gelungen in der vorliegenden Faſſung ſcheinen uns die Volksſcenen und die halbkomiſch-ſatiriſchen Auftritte, z. B. die prächtige Römergeſandtſchaft vor Barbaroſſa. Dieſe kindiſche Prahlerei der Bürger und der gutmüthige Spott des Kaiſers ſind prachtvoll. Sehr gut iſt überhaupt dieſer ganze vierte Akt als ſelbſtändiges Stück. Die Charakteriſtik der einzelnen Perſonen iſt hier trefflich, vor allem Barbaroſſa ſelbſt, dann diejenige des Kanzlers Rainald von Daſſel. Zum Schluſſe geben wir als Probe der dramatiſchen Beredſamkeit v. Heemſtede's — der er leider bisweilen nur gar zu ſehr die Zügel ſchießen läßt — die letzte Rede Barbaroſſa's wieder. Die rebelliſchen Bürger haben, bevor ſie den König, der mit dem Papſt bereits alles abgemacht und vereinbart hat, nun auch ihrerſeits zur Kaiſerkrönung in Rom wollen einziehen laſſen, gewiſſe, ſagen wir ſtarke Forderungen an den Kaiſer geſtellt, alles hochpathetiſch-komiſch im Namen der ewigen Roma, als deren Vertreter ſich ja jeder römiſche Schuſterjunge fühlt. Sie ſchließen:

„... und meinen Rittern,
Die jubelnd euch vom Capitol begrüßen,
Zahlt ihr fünftauſend Pfund in Silber aus,
Mit feierlicher Urkund' dies beſtätigend
Und ſchwörend zur Beſeitigung aller Zweifel,
Daß ihr ...

Barbaroſſa.

Daß wir im höchſten Maß erſtaunt
Ob eurer Kühnheit ſind und eurer Thorheit,
Die ſich vermißt, mit alter Tugend Fetzen
Armſelige Schande zu bedecken. Geht,
Ihr eitlen Träumer von vergang'ner Größe!
Gedenket doch des Spruchs des alten Römers:
‚Aus dieſem Staate wich die Tugend längſt,
Auch er verfiel dem Wechſel aller Zeiten!'
Was fechtet ihr mit Worten? Sehet hier
(auf ſeine deutſche Umgebung weiſend)
Die tapf're Ritterſchaft, das tüchtige Volk!
Nicht nur die Herrſchaft fiel den Deutſchen zu,
Nein, auch die Tugend. Hier iſt Zucht und Treue,
Gehorſam, Muth und ſchlichte Pflichterfüllung;
Bei euch herrſcht Willkür, Stolz und Wankelmuth,
Und leeres Spiel mit Worten und mit Eiden.
Es mußten deutſche Fürſten euch regieren
Und deutſche Ritter für euch kämpfen, weil
Ihr rath- und kraftlos ſeid. ... Unſinnige Rede!
Ihr rieſet uns, damit von eurer Gnade
Wir Kron' und Bürgerrecht empfingen?! Ja!

Wir kommen, weil ihr riefst, doch wie ein Retter
Aus Schand und Noth, nicht wie ein Bittender.
Ihr fordert Schutz und Recht, — ihr sollt sie haben,
Doch nach Verdienst! Wir lassen uns nicht täuschen,
Wir schützen den Geringsten wie den Größten.
Ihr fordert die Bestätigung der Gesetze —
Wo sind Gesetze, die nicht wir gemacht?
Will jetzt das Volk dem Fürsten Regeln stellen?!
Ihr fordert Geld in eigennütz'ger Gier —
Nichtswürdige! Von Gesang'nen fordert man
Ein Lösegeld, doch königlichen Lohn
Erhält der Tapf're nur, nicht jener, der
Ertrotzen will, was nimmer ihm gebührt, —
Der hat sein Recht verwirkt! Ihr fordert Eide?!
Verblendete! vom König, dem allein
Der Eid geleistet wird! So wisset denn:
Sein Will' ist euch Gesetz, sein einfach Wort
Gilt mehr als euer Eid. Das sagt den Römern,
Ihr Herrn! Und sollten sie der Worte Sinn
Nicht fassen, nun so macht sie ihnen klar,
Eh' deutsche Fäuste sie mit Nachdruck euch
Auf euren Rücken schreiben."

Die Ausstattung des Buches ist eine schöne; der „Prachteinband" lag uns nicht vor. W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Domprobst Dr. Joseph Ernst,** der erste Regens des bischöflichen Seminars zu Eichstätt. Eine Lebensskizze, gezeichnet zur goldenen Jubelfeier genannten Seminars im Jahre 1888 von Dr. Fr. v. P. Morgott, Domkapitular und Lycealprofessor. Der Reinertrag ist für das bischöfliche Seminar bestimmt. 90 S. 8°. Eichstätt, Ph. Brönner (A. Hornik), 1888. Preis: 30 *Pf.*

2. **Das bischöfliche Seminar in Eichstätt.** Festschrift zum 50jährigen Jubiläum seines Bestehens. Von Joseph Hollweck, Assistent im bischöflichen Seminar. Der Reinertrag ist für das bischöfl. Seminar bestimmt. VII u. 135 S. 8°. Ebenda, 1888.

Am 14. October 1838 traten die ersten 20 Zöglinge in das Eichstätter Seminar ein, am 8. November begingen sie den ersten Festtag, den Bischof Reisach mit einem Pontificalamte und einer warmen Ansprache verherrlichte. In den 50 seither verflossenen Jahren gingen Hunderte von Priestern aus dieser Pflanzschule der Wissenschaft und Tugend hervor. Das Seminar ward zur Quelle des Heiles und Segens

für Tausende. Man hatte in der That Grund, das goldene Jubiläum im vergangenen Herbst zu feiern. Und Eichstätt hat es gefeiert in würdiger Weise. Diesem Anlaß verdanken die beiden angezeigten Schriften ihre Entstehung.

1. Es war nicht die Absicht des hochw. Verfassers, ein erschöpfendes Lebensbild zu zeichnen, sondern es glaubte derselbe sich nur im Stande, „eine matte Federzeichnung" zu liefern, deren Anblick genügen würde, in den ehemaligen Zöglingen und Freunden des am 21. Februar 1869 Verblichenen die Erinnerung an die lebensvolle Wirklichkeit wachzurufen. Dennoch aber bietet das Schriftchen des Erbauenden und Belehrenden genug, und man freut sich, einen Mann kennen zu lernen, dessen Namen nicht in die weite Oeffentlichkeit gedrungen ist, weil er mit P. Lacroix den Grundsatz gewählt hatte: „Wir wollen im Stillen wirken; es ist mehr Segen darauf; was wächst, macht kein Geräusch." Obwohl Dr. Ernst schon in frühester Jugend zum Priesterthum sich berufen fühlte, gelang es ihm erst im 17. Lebensjahre, seine Studienlaufbahn zu beginnen; aber mit einer Standhaftigkeit und Energie, die ein Zeichen seines göttlichen Berufes und besonderer Auserwählung war, arbeitete er sich empor, bis er im Jahre 1827 in Straubing das Gymnasium mit Glanz absolvirte. Sein neunjähriger Aufenthalt im Germanicum zu Rom war für ihn gleichsam die Probezeit für seine künftige Lebensstellung. Während nahezu 25 Jahren wirkte er auf das segensreichste als Seminarregens. All „sein Sinnen und Denken, sein Wachen und Sorgen, sein Beten und Arbeiten und Leiden gehörte dem Seminar". Darum vermied er auch schriftstellerische Thätigkeit wohl aus Furcht, seinen Zöglingen und Schülern auch nur einen Theil seiner Zeit und Kraft zu entziehen. „Seine Werke, einflußreicher als todte Schriften," sagt von ihm der Verfasser, „sind seine Schüler, die von seinem Geiste entzündet und von seinen Ideen befruchtet in der Seelsorge wirken oder auf der Lehrkanzel seine Traditionen fortpflanzen, aber auch als Schriftsteller auf allen Gebieten der Theologie, Philosophie und Geschichte in mannigfacher Weise sich bethätigen. Das Buch, in dem sein Geist lebt und spricht, ist das Seminar selbst, das er gegründet."

2. Die Festschrift ergänzt sich mit der vorigen gleichsam zu einem Bild. Wenn — wie es an einer Stelle in derselben heißt — die Geschichte eines Seminars die Geschichte der Diöcese in sich birgt, zu der es gehört, so darf die besprochene Schrift schon darum ein weitgehendes Interesse beanspruchen, um so mehr, als die Bildung des Eichstätter Seminars den Anstoß gab zur Bildung ähnlicher Seminare in Deutschland und Oesterreich. Die Bedeutung desselben reicht somit weit über Bayerns Grenzen hinaus, und alle diejenigen, welche sich für Deutschlands kirchliche Verhältnisse in diesem Jahrhundert interessiren und besonders jene, welche sich mit der Seminarfrage beschäftigen, werden die mit Sachkunde und Liebe geschriebene Broschüre mit Interesse und mit Nutzen lesen. Was bei einem Seminar in ascetischer, wissenschaftlicher, gesundheitlicher und finanzieller Beziehung in Frage kömmt, findet hier, soviel es in dem engen Rahmen geschehen kann, besonders in den vielfach angeführten Actenstücken Bischofs Karl August Graf v. Reisach seine principielle Erörterung und erfahrungsgemäße Beleuchtung. Am meisten gereicht es dem Seminar zum Ruhme, daß sich Professor Deutingers Wunsch, den derselbe nach einem Besuche daselbst im Jahre 1849 aussprach, gerade durch das von Eichstätt ausgegebene Beispiel vielfach schon erfüllt hat: „Wäre überall ein solches geistig blühendes Streben, wären überall solche Führer der jugendlichen Kräfte, so würden wir bald auch das geistige Angesicht der Erde sich erneuern und eine neue Stadt Gottes vom Himmel herabsteigen sehen, paratam sicut sponsam ornatam viro suo."

Zur Kunstgeschichte der Stadt Eichstätt. Vortrag gehalten auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Eichstätt am 25. September 1888 von Joseph Schlecht, Kaplan bei St. Walpurg, Secretär des historischen Vereins Eichstätt. 52 S. 8°. Eichstätt, Brönner, 1888. Preis: *M.* 1.

Wo immer man mit Ernst an der Hand der Denkmäler in die christliche Vorzeit sich vertieft, findet man reiches Leben, ernstes Streben und herrliche Erfolge. Der hier gedruckt vorliegende, ebenso fließende als inhaltsreiche Vortrag eröffnet einen lichten Blick in ein bis dahin kaum beachtetes Kunstgebiet, das seine freundlichen Blüten der freigebigen Hand der Eichstätter Bischöfe verdankt. Viel ist auch in dieser alten Bischofsstadt untergegangen bei den traurigen Verirrungen, welche Deutschland in Folge der Reformation und der Revolution so oft verwüstet haben. Der erhaltene Rest und die Erinnerung an das Verlorene genügen, ein anschauliches Bild der Kunstgeschichte der Stadt auszumalen. Mit Recht ist der Rahmen so weit gespannt, daß auch die nachgotischen Meisterwerke zur Geltung kommen. So dürfen wir dem Verfasser zu seiner Arbeit, deren Kürze Lob verdient, weil sie mit Umgehung des Minderwichtigen die Hauptsache erfolgreich schildert, zu seinem mustergiltigen und sehr lesenswerthen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst und Cultur Glück wünschen.

Des heiligen Petrus Aufenthalt, Episkopat und Tod zu Rom, das geschichtliche Fundament des Primates der Römischen Bischöfe. Eine historisch-apologetische Studie von Wilh. Esser, Dr. theol. et philos. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. V u. 172 S. 8°. Breslau, Görlich & Coch, 1889. Preis: *M.* 2.50.

Der hochw. Verfasser hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die wichtige Thatsache des römischen Aufenthaltes Petri einem größern Leserkreis vorzulegen. Die Gegner des Primates suchen mit Schriften und Schriftchen dieses unzweifelhaft gewisse Ereigniß derartig aus dem Bewußtsein des christlichen Volkes zu entfernen, daß es sehr angebracht war, in fließender Darstellung, welche oft bis zum rednerischen Schwung sich erhebt, diese Wahrheit dem großen Kreise der Gebildeten wieder vorzuführen. Es ist ja nicht jedem möglich, selbständige Quellenstudien zu machen; um so lieber wird ein solcher zu dieser Schrift greifen, welche ein anziehendes Gesammtbild des bisher zugänglichen Quellenmaterials bietet. Uebersichtlich wird die ganze Frage in zwei Haupttheile zerlegt: 1. Petrus war in Rom; 2. Petrus ist daselbst nach 25jährigem Episkopat gestorben. Im Interesse der Sache sei es gestattet, einige Ausstellungen geltend zu machen. Leute wie Mücke und Gavazzi verdienen wohl kaum Erwähnung, geschweige eine ausführliche Widerlegung. Das Verzeichniß der Protestanten, welche Petri Anwesenheit und Tod in Rom zugeben, ist etwas mager. Auf S. 81 durfte de Rossi nicht als unbedingter Vertheidiger der Linus-Inschrift aufgeführt werden, da er ja nachträglich seine Meinung geändert hat. S. 22 läßt es der Verfasser dahingestellt, ob der Clemensbrief im Jahr 65 oder 90 abgefaßt sei; das widerstreitet aber dem auf S. 19 Gesagten, daß nämlich Clemens diesen Brief als Papst geschrieben habe. Aus Eusebius II, 15 kann nicht bewiesen werden, daß Papias unter der Bezeichnung „Babylon" im ersten Petrusbriefe „Rom" verstanden habe. Das φασίν, worauf man sich stützt, geht nicht auf Papias und Clemens von Alexandrien, sondern ist nichts weiter als das lateinische dicunt, tradunt: man sagt. Wenige Zeilen vorher gebraucht Eusebius dasselbe Wort in derselben Bedeutung. Ein Zweifel darüber, ob der Kephas im Galaterbrief der Apostel Petrus sei, ist kaum

mehr möglich. Ob es gerechtfertigt ist, die bekannte Erzählung vom Raube der Apostelleiber durch die Orientalen als „unzweifelhaft historisch" zu betrachten (S. 84), scheint doch sehr fraglich. Die Inschrift des Papstes Damasus, auf welche man sich für diese Ansicht stützt, gibt einen sehr guten andern Sinn. Das Wort „defendere" in dieser Inschrift bedeutet nicht: „vertheidigen", sondern einfach: „sein nennen", was auch viel besser in den Zusammenhang paßt. In derselben Bedeutung findet sich defendere bei dem zeitgenössischen Optat von Mileve (de schism. II, 2), sowie später bei Victor von Vita (I, 13). Damasus drückt hier dichterisch den gleichen Gedanken aus, welchen vor ihm schon Tertullian (Scorp. 15) hervorgehoben hatte. Das Kapitel „Die Richtstätte St. Peters zu Rom" ist etwas zu kurz ausgefallen. Die Acten des hl. Scharbil können nicht ohne weiteres als vollgiltiger Beweis dienen.

Étude critique sur la composition de la Genèse, par P. Julian, Docteur en Théologie. IV et 254 p. kl. 8°. Paris, P. Lethielleux, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Arbeit will als Leitfaden in gedrängter Kürze über die so vielseitige Frage der Composition der Genesis orientiren. Zuerst wird an die kirchliche Lehre von der Authentie und Inspiration erinnert. Dann werden die Hauptargumente der Documenten-Hypothese auseinandergesetzt: Verschiedenheiten der Gottesnamen, des Stiles, der Auffassung, Wiederholungen, Widersprüche, Verwandtschaft der Fragmente unter sich. Endlich wird dargethan, wie sich diese Ansicht weder mit der kirchlichen Lehre von der Authentie, noch mit derjenigen von der Inspiration vertrage. Mit ersterer nicht, weil die mosaische Autorschaft des Pentateuch, wenn auch noch nicht definirt, doch zum Depositum fidei gehört, Moses aber weder der Autor der einzelnen angeblichen Documente, noch der schließliche Redacteur sein kann. Nicht mit letzterer, weil man weder eine vorhergehende Inspiration der einzelnen Urkunden, noch eine Inspiration des dieselben verarbeitenden Redacteurs annehmen kann. Schließlich wird nachgewiesen, wie mangelhaft alle Argumente der Gegner seien.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Auf's neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Achte und neunte Auflage. XV u. 620 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 4.50; geb. *M.* 5.50.

Seitdem wir die vierte Auflage der „Geschichtslügen" besprachen (Bd. XXIX. S. 343 f.), hat das Werk nicht bloß durch rasch sich folgende Auflagen stets weitere Verbreitung gefunden, sondern auch an innerer Vervollkommnung neuen Zuwachs erhalten. Die einzelnen Artikel bekunden überall die ergänzende und verbessernde Hand, die neueste Literatur in den behandelten Fragen ist gewissenhaft zu Rathe gezogen. Uebersetzungen ins Französische, Englische, Holländische, Polnische, Ungarische und neuestens ins Böhmische beweisen, wie allseitig die Brauchbarkeit eines solchen kurzen Nachschlagebuches anerkannt wird. Die Feinde werden nicht müde, alte, hundertmal widerlegte Lügen zu wiederholen, die Kirche, ihre Einrichtungen, ihre Lenker zu beschimpfen und zu verleumden, ja ihre rechtliche Existenz selbst anzugreifen. Da ist es nothwendig, daß den Katholiken in kurzer, knapper Form das Material geboten werde, jene Lügen zurückzuweisen, und daß sie selbst in ihren Ueberzeugungen befestigt werden. Einzelne Artikel sind bei den Neu-Auflagen hinzugekommen, wie die immer auftauchenden Angriffe es nöthig oder wünschenswerth machten. Auch die gegen uns

ſogar vom Miniſtertiſch ausgeſpielte belgiſche Arbeiterrevolution jüngſten Datums iſt nicht übergangen. — Man hört ja nicht ſelten den Einwand: wozu immer wieder antworten auf nichtsſagende Lügen, die längſt widerlegt ſind und ſehr häufig den Stempel gehäſſiger Erfindung klar an der Stirne tragen? Die Wahrheit wurde ſo oft und ſo laut geſagt, daß jeder, der hören will, ſie kennen muß. Ganz richtig. Soll und darf man aber ſchweigen, wenn die Lüge Tag um Tag ſich breit macht? Zuweilen drängt ſich faſt der Gedanke auf, wir hätten von katholiſcher Seite an Schweigen und Zuwarten uns zu viel gewöhnt. Wir bekennen uns zum Grundſatz: Die Wahrheit muß und wird doch ſiegen. Er bildet unſere Hoffnung. Mit Recht. Aber die Wahrheit ſoll ſiegen — das liegt in den Abſichten der Vorſehung — zunächſt dadurch, daß ihr Vertheidiger erſtehen in jenen, die ſie kennen und lieben. Ermüdet die Lüge nicht in ihren Schmähungen, ſo dürfen auch wir nicht ermüden im Zeugniß für die Wahrheit. — Wie wir vernehmen, iſt eine weitere Folge von Beſprechungen moderner Geſchichtslügen geplant. Wir können dazu den Verfaſſern nur von Herzen Glück und dem neuen Unternehmen dieſelben Erfolge wünſchen, wie ſie das vorliegende Werk ſo raſch errungen hat.

Elementa philosophiae theoreticae et practicae, auctore J. B. Jaccoud, S. Theol. Magistro, necnon et Philosophiae Professore. XXX et 520 p. 8°. Friburgi Helvetiorum, Typis consociationis Sancti Pauli (Imprimerie de l'Oeuvre de St. Paul), 1887.

Voll Verehrung für die chriſtliche Philoſophie, mit einer gründlichen Kenntniß des hl. Thomas ausgerüſtet, nüchtern in der Aufſtellung und Behandlung privater Anſichten, ſucht der hochw. Herr Verfaſſer unter Berückſichtigung des heutigen Standes der Naturwiſſenſchaften hauptſächlich die ſicheren und klaren Hauptſätze der Philoſophie zu erörtern, zu begründen und, wo nöthig, gegen jetzt landläufige wichtigere Angriffe zu vertheidigen. Er will den Schülern die wahren Grundſätze und eine ernſte Geiſtesrichtung für das Leben und für weitere Studien geben, und er unterzieht ſich dieſer Aufgabe in einem mäßigen Bande, der ſelbſtverſtändlich ſich auf das Weſentliche beſchränken muß. Der gut ausgewählte Stoff wird ſtets auf die höchſten Principien, namentlich auf die Zweckurſache zurückgeführt. Im Lichte dieſer Principien läßt er dann die Dinge klar, ſchlicht, einleuchtend und logiſch vor unſeren Augen ſich entwickeln. Die Entwickelung feſſelt die Aufmerkſamkeit um ſo leichter, als ſie nicht weniger im Bereich der Wirklichkeit als in dem der Abſtraction ſich vollzieht. Sie bringt unſeren Verſtand in Berührung mit den Dingen, die uns umgeben und angehen, nöthigt aber gleichzeitig zu klarem, logiſchem Denken und übt darin. Einzelne Sätze und Beweiſe dürften jedoch beanſtandet werden, z. B. daß die Hölle ewig ſein muß, weil die Verdammten nur Einen Act hätten (516). Die Mitwirkung Gottes ſoll eben deshalb unſere Freiheit nicht hindern und keine praedeterminans ſein, weil ſie ein ewiger einfacher Act iſt, dem nichts zukünftig, alles gegenwärtig iſt (323); allein nicht der Act Gottes in ſich, ſondern deſſen äußerer Einfluß auf das Handeln des Geſchöpfes kommt hier in Betracht. Die Behauptung, der Raum ſei eine Subſtanz (377), iſt höchſtens inſofern zuzugeben, als in ihr etwa der Aetherheorie Rechnung getragen wird; ſonſt iſt gegen die Beweisführung zu bemerken, daß der Raum, ſofern er ſich von den Körpern unterſcheidet, kein Subjectum quod motus localis, translationis lucis etc. iſt. Dieſe kleinen Unebenheiten dürfen uns jedoch nicht hindern, voll und ganz dem Wunſche Sr. biſchöflichen Gnaden des Mſgr. C. Mermillod uns anzuſchließen, das Werk möge in recht vielen katholiſchen Schulen Aufnahme und Verwendung finden.

Il Valore del Sillabo, studio teologico e storico del P. Carlo Giuseppe Rinaldi d. C. d. G. con appendice di documenti. XXIII et 300 p. kl. 8°. Roma, Amministrazione della Civiltà cattolica, 1889.

Der Verfaſſer bietet hier dem Publikum in erweiterter Form eine Arbeit, welche er in einer Reihe von Artikeln in der Civiltà cattolica 1887 veröffentlicht hat. Der Zweck iſt, den dogmatiſchen Charakter des Syllabus Pius' IX. vom Jahre 1864 nachzuweiſen. Der Ausdruck „Dogma" iſt natürlich im weitern Sinne, nicht im engern Sinne einer förmlichen Glaubenslehre bezüglich aller Theſen, zu nehmen. Im katholiſchen Deutſchland iſt der Streit über den dogmatiſchen Charakter des Syllabus wohl verſtummt, in Italien ſcheint das nicht ſo zu ſein. Doch derjenige würde irren, der vorliegender Schrift darum nur ein locales Intereſſe beilegen wollte. Ganz beſonders werthvoll ſind die geſchichtlichen Mittheilungen, welche im 6. und im 30. Kapitel innerhalb des theologiſchen Beweiſes und neben demſelben gemacht werden: ſie beleuchten nicht nur die Geſchichte des Syllabus, ſeine Vorbereitung, ſeine Abfaſſung und ſeine Aufnahme, ſondern ſie werfen auch Licht auf mehrere der päpſtlichen Actenſtücke, denen die Theſen des Syllabus entnommen ſind. Die authentiſchen Aufzeichnungen des nachmaligen Cardinal-Staatsſecretärs Jacobini, welcher damals als Secretär bei den meiſten Commiſſionsſitzungen in der erſten Periode der Vorarbeiten zum Syllabus thätig war, wurden dem Verfaſſer zur Verfügung geſtellt und gaben ihm das zuverläſſigſte Material für die geſchichtlichen Notizen. — Die Verurtheilung der Grundirrthümer unſerer Zeit war ſchon ſeit Anfang der fünfziger Jahre die Abſicht Pius' IX.; die Idee, dieſe Irrthümer in eine Sammlung zuſammenzuſtellen, ſcheint hauptſächlich vom jetzt regierenden Heiligen Vater ausgegangen zu ſein. Im Jahre 1862 war eine ſolche Zuſammenſtellung mit einem, jedem irrthümlichen Satze beigefügten Grade der Verwerfung nahezu fertig: als die ganze Sache auf eine noch nicht aufgeklärte Weiſe vor der Zeit in die Oeffentlichkeit drang und Pius IX. durch dieſe Wendung der Dinge beſtimmt wurde, eine ganz andere Art der Verurtheilung zu wählen, wie ſie jetzt in der Encyklika Quanta cura und dem beigefügten, an alle Biſchöfe des Erdkreiſes verſandten Syllabus vorliegt. — Manche Sagen und Vermuthungen über die Entſtehung des Syllabus werden in vorliegender Schrift auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Der Syllabus, ſo riefen ſeine Gegner vielfach, ſei ein Werk der Jeſuiten; jetzt ſtellt ſich heraus, daß bei den vorbereitenden Commiſſionen nur ein einziger Jeſuit war. Dann wurde der verſtorbene Cardinal Bilio als Verfaſſer des Syllabus genannt: die Wahrheit iſt, daß nach Aushebung der 80 Theſen aus den verſchiedenen Actenſtücken Pius' IX. Cardinal Bilio darauf aufmerkſam machte, es ſei angezeigt, bei den einzelnen Theſen auf die Actenſtücke zu verweiſen, welchen ſie entnommen ſind, und daß dieſe nur ergänzende Arbeit von der Commiſſion dann ihm ſelber überwieſen wurde. Hiermit haben wir nur ein paar Punkte angeführt; zur weitern Orientirung über die Geſchichte und Tragweite des Syllabus müſſen wir auf die Schrift ſelbſt verweiſen.

Leitſterne auf dem Lebenspfad. Zweitauſend Ausſprüche neuerer deutſcher Dichter für Geiſt und Herz. Mit vielen Originalbeiträgen lebender deutſcher Dichter. Geſammelt und herausgegeben von Heinrich Keiter. 582 S. kl. 8°. Münſter, Aſchendorff, 1889. Preis: *M.* 5.

In einer bis auf die vier minderwerthigen Vollbilder wahrhaft ſchönen und handlichen Ausſtattung bietet uns das vorliegende Buch eine großartige Menge von Kernſprüchen der Lebensweisheit, die das Wort zu bewahrheiten ſcheinen, wir ſeien

ein „Volk von Dichtern und Denkern". Es fehlt unſerer Literatur nicht an Gnomen-Anthologien, und ſo haben wir das Recht zu fragen, ob eine neue Sammlung durch ihren eigenartigen Charakter ihr Recht zum Daſein erweiſen könne. Das iſt denn bei der vorliegenden durchaus zu bejahen. Daß ſie erſtens durch ihren Reichthum die meiſten ihrer Vorgängerinnen übertrifft, und daß ſie mit feinem Tact und feinem Verſtändniß für den echten Geiſt der poetiſchen Gnome veranſtaltet iſt, ſind gewiß große Vorzüge. Im Gegenſatz zu faſt allen Sammlungen kann aber ferner die vorliegende auch der reifern Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden. Als beſondere Eigenthümlichkeiten der „Leitſterne" ſoll es endlich bezeichnet werden, daß ſie aus verſchiedenen Gründen nur Sentenzen in gebundener Rede bringen, ſowie daß ſie eine große Anzahl ungedruckter Beiträge hervorragender Dichter enthalten. Trotz der außerordentlichen Fülle des Stoffes iſt die Ueberſichtlichkeit ſtreng gewahrt. Die einzelnen Gnomen ſind inhaltlich unter Stichwörtern zuſammengeſtellt und dieſe Stichwörter alphabetiſch geordnet. Wo eine Abtheilung zu groß geworden wäre, wird ſie in Unterabtheilungen zerlegt, z. B. „Leiden, Verhalten im Leiden, Wirkung der Leiden". Außerdem ſorgt ein ſehr reichhaltiges alphabetiſches Regiſter dafür, daß man einen Ueberblick über die Stichwörter habe und ohne alle Mühe Gewünſchtes finde. Ein fleißig gearbeitetes Namensverzeichniß der mehr als zweihundert Autoren nebſt kurzen biographiſchen Angaben beſchließt das ſchöne Buch. Das „pſeud." bei Mereau Sophie iſt wohl nicht ganz zutreffend. P. Baumgartner iſt im Namensverzeichniß vergeſſen. Hat Gnome 705 nicht etwas pantheiſtiſchen Beigeſchmack? Einzelne Nummern ſind wohl mehr blendend als wahr, andere fordern geradezu den Widerſpruch heraus; allein es wäre ein Wunder, wenn es bei dieſer Anzahl von Sprüchen aus allerlei Geiſter-Haushalt anders wäre. Es iſt eher lobend hervorzuheben, daß Keiter ſich ſichtlich bemüht hat, auch die katholiſchen Dichter zu Wort kommen zu laſſen. Sein Buch zeigt, daß wir auch auf dieſem Felde eigentlich nicht zurückzuſtehen brauchen. So bilden denn dieſe „Leitſterne" ein herrliches Geſchenkbuch, das wir beſtens empfehlen.

Septillilium Beatae Dorotheae Montoviensis, auctore Joanne Marienwerder, nunc primum editum opera et studio Dris F. Hipler, rectoris seminarii Braunsbergensis. 258 p. 8°. Bruxellis, Polleun.

Die ſel. Dorothea ſtammte aus Montau bei Marienwerder in Preußen. Ihr Leben iſt von R. de Buck in den Acta SS. 30. October XIII. S. 472 ff. ſehr ausführlich behandelt worden. Am 2. Mai 1393 ließ ſie ſich als Wittwe in einer jetzt als Sakriſtei dienenden Zelle des Marienwerder Domes einmauern. Gott tröſtete ſie dort mit außerordentlichen Gnaden und Erleuchtungen, bis ſie am 25. Juni 1394 im 48. Jahre ihres Alters ſtarb. Der deutſche Orden betrieb ihren bis dahin noch nicht abgeſchloſſenen Heiligſprechungsproceß. Ihre Verehrung fand unter den Augen der geiſtlichen Oberen ſtatt und wurde ſeit ihrem Tode bis jetzt nie unterbrochen. Die Offenbarungen ſind von dem 1417 verſtorbenen Dombechant des erwähnten Domes aufgezeichnet worden; ihr erſterer, aus ſieben Abhandlungen beſtehender Theil in lateiniſcher, der zweite, welcher die Bekenntniſſe der Seligen enthält, in deutſcher Sprache. Der lateiniſche Text, wegen ſeiner ſieben Theile, deren jeder einen Gnadenerweis behandelt, Septillilium betitelt, iſt von Hipler ſchon in den Analecta Bollandiana, Bd. II—IV, herausgegeben worden; der deutſche in ſeiner Schrift: „Chriſtliche Lehre und Erziehung in Ermland und im Preußiſchen Ordensſtaat während des Mittelalters". Hier iſt alles zu einem Bande vereint. Die „Offenbarungen" ſind im ganzen und großen tief myſtiſch, voll wunderbarer Erkenntniß und Erklärung der Glaubenswahrheiten. Doch können einige Stellen wegen ihres Inhaltes, der nicht richtig iſt,

in der vorliegenden Form nicht vom Heiligen Geiste stammen. Die Form ist häufig dem Charakter, der Anschauungsweise und dem früheren Stande der Seligen angepaßt. Solche „Offenbarungen" sind nach Gottes Absicht eben nicht für die große Menge bestimmt, sondern an erster Stelle für die betreffende Person, welcher der Heilige Geist sich anzubequemen pflegt. Für die Geschichte der Mystik und deren Theologie sind sie von großem Werth. Hipler verdient darum vollen Dank, daß er sie hier zum ersten Male vollständig und treu herausgegeben hat.

Illustrirte Jugendbibliothek im Anschluß an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster, in zwei Bänden neu bearbeitet. Freiburg, Herder, 1888. Preis: geb. à *M.* 4.

I. Band: Naturgeschichte. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. B. Plüß, Lehrer an der Realschule in Basel. Mit 200 Holzschnitten. 1886. XI u. 376 S. 8°. — Naturlehre. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. Max Wildermann, Gymnasialoberlehrer. Mit 108 Abbildungen. 1888. 150 S. 8°.

II. Band: Erdkunde. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet. Mit 52 Abbildungen. 1888. 343 S. 8°. — Weltkunde. Illustrirte Ausgabe, für die reifere Jugend neu bearbeitet von A. Jakob, kgl. Realschulrector. 1886. 183 S. 8°.

Weltgeschichte im Anschlusse an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster. Illustrirte Ausgabe. Elfte, verbesserte Auflage. 200 S. 8°. Ebenda. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 1.25.

Was die „Naturgeschichte" angeht, so beziehen wir uns auf das bereits früher (Bd. XXXII. S. 115) Gesagte. Dieselbe mag als ein Muster gelten von populärer Darstellung der Naturgeschichte für die Jugend. Jedoch häufige Ausdrücke, die den Thieren Verstand und menschliches Denken und Fühlen zuzuschreiben scheinen, hätten wir besonders in einem Jugendbuche gerne vermieden gesehen. Indessen wird die Erklärung des Lehrers Mißverständnissen vorzubeugen wissen.

Denselben Zweck populärer Behandlung der Naturwissenschaften zum Gebrauch in den Schulen verfolgen auch und erreichen in vollem Maße die „Naturlehre", „Erdkunde" und „Weltkunde".

Die „Naturlehre" paßt sich dem Fassungsvermögen der Kinder in jeder Weise an.

Der „Erdkunde" sind von S. 264 bis 332 recht anziehend geschriebene „geographische Bilder" beigegeben. Es würde sich vielleicht empfehlen, dieselben zu vermehren und sie dem Text einzuverleiben. Wenigstens wäre es wünschenswerth, wenn im Text der „Erdkunde" an Ort und Stelle auf die „Bilder" verwiesen würde. Ein Irrthum ist es (S. 247), daß seit der Vertreibung der Jesuiten in Ecuador wenig geschehe für Volksbildung. Die spanischen Jesuiten wirken beständig dort. Die Schüler der früher dort thätigen deutschen Jesuiten sind jetzt vielfach als Professoren angestellt. Außerdem sorgt die Regierung durch Berufung tüchtiger Kräfte vom Ausland für gute Besetzung der Lehrstühle an der Hochschule von Quito.

Die „Weltkunde" zeichnet sich gleichfalls durch Klarheit, Uebersichtlichkeit, Anschaulichkeit und populäre Verständlichkeit aus.

Den besprochenen beiden Bänden reiht sich in würdiger Weise als drittes Bändchen die „Weltgeschichte" an. In markigen Zügen, fließender Sprache und lebendiger Schilderung werden hier die bedeutendsten Ereignisse der Profangeschichte meistens im

Lichte der Geſtalten großer Männer vorgeführt. Es iſt nicht die Abſicht des Verfaſſers, eine vollſtändige Weltgeſchichte oder auch erſchöpfende Charakterzeichnungen zu liefern, ſondern vielmehr die Bilder der großen Weltereigniſſe in Form von abgerundeten Leſeſtücken der Jugend einzuprägen. Das Buch eignet ſich trefflich dazu, Intereſſe für Geſchichte und für das Wohl und Wehe der ganzen Menſchheit, ſowie das Verlangen nach menſchenwürdigen Thaten in jugendlichen Herzen zu erwecken.

Tim, der Negerknabe. Schauſpiel in drei Aufzügen. Von A. de Waal, Rector am deutſchen Campo Santo zu Rom. VIII u. 39 S. kl. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: 80 *Pf.*

Auf dieſe geſchickte Bühnenbearbeitung eines ſehr „actuellen" Stoffes machen wir alle Intereſſenten auf das eindringlichſte aufmerkſam. Die Zahl der Perſonen iſt eine beſchränkte, die dramaturgiſchen Schwierigkeiten ſind keine allzu großen, der Erfolg dagegen ſcheint ein ziemlich ſicherer. Religiöſer Ernſt wie Humor, Tragik wie Komik kommen gleichmäßig zu ihrem Rechte und der „Afrikaverein deutſcher Katholiken" hoffentlich zu recht begeiſterten Mitgliedern und reichen Almoſen. Gegenſtand des Stückes iſt die Gründung der Miſſion in Pugu durch die deutſche Benediktinergenoſſenſchaft. Bruder Simpler, der alte Küraſſier von Sedan, iſt nicht die mindeſt intereſſante Perſon. Drei unſerer beſten geiſtlichen Tondichter, M. Haller, J. Mitterer und Fr. Schmidt, haben in dankenswertheſter Weiſe jeder ein Lied beigeſteuert.

Kurze Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts. Von Dr. L. Kellner, Geh. Regierungs- und Schulrath. Neunte Auflage. XII u. 298 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Ein ſchönes, inhaltreiches Buch. Hängt doch die Heranbildung des jungen Geſchlechts auf das engſte zuſammen mit allen Verhältniſſen der Völker, ihren Erlebniſſen, Anſchauungen, Wünſchen und Beſtrebungen. „Was die Weltgeſchichte mit ihren Kämpfen und Siegen laut und oft ſtürmiſch wirkt, das thun Erziehung und Unterricht zumeiſt ſtill, weniger bemerkbar und nach innen wirkend." (Einl. S. 1.) Wenn das innere Leben einer Zeit ſonſt auch unbekannt wäre, aus dem, was in den Schulen gelehrt und gelernt wird, würde ſich dafür ein giltiger Schluß ergeben. So ſpiegeln ſich in den Unterrichtsbildern, die unſer Werk aus allen Jahrhunderten bis auf die Gegenwart vorführt, vielfach zugleich die Hauptzüge der ſonſtigen Geſchichte. Iſt das Buch auch zunächſt als Hilfsmittel für den Unterricht und zur Vorbereitung auf die Staatsprüfung für die Lehramtscandidaten geſchrieben, ſo bietet es doch allen Belehrung und Anregung, die an der Unterrichtsſache irgend welchen Antheil nehmen. Denn es bringt nicht trockene Namenregiſter (ein ſolches würde am Schluſſe ſogar für ein gelegentliches Nachſchlagen manchem recht erwünſcht ſein) oder Zahlgerippe, ſondern ſchildert in feſſelnder Charakteriſtik das Eigenthümliche im Leben und Wirken der auf dem betreffenden Gebiete hervorragendſten Führer. Vorzugsweiſe iſt der Elementarunterricht ins Auge gefaßt, doch findet nebenbei auch die höhere Schule Berückſichtigung. Aus der Leſung des Ganzen gewinnt man die verſtärkte Ueberzeugung, welch unberechenbaren Nutzen oder Schaden eine Schule anrichten wird und muß, je nachdem in ihr die Grundſätze des Glaubens oder des Unglaubens herrſchen. Das andauernde Ringen der katholiſchen Volksvertreter, um die Rechte der Kirche auf Unterricht und Erziehung zurückzugewinnen, iſt nicht nur gerechtfertigt, ſondern geradezu nothwendig, und alle Eltern haben die Pflicht, ſie darin kräftig zu unterſtützen. — Möge das treffliche Buch des verdienſtreichen Altmeiſters der Pädagogik eine immer weitere Verbreitung finden.

Digitized by Google

Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Von Dr. M. Bach. Dritter Band. Vierte, größtentheils umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage, von A. Jülkenbeck. 362 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.50.

Ueber die Natur und den Werth des Bach'schen Sammelwerkes wurde bereits früher (Bd. IX. S. 474 ff.) das Nöthige gesagt. Die andauernde Nachfrage nach dem ebenso unterhaltenden als belehrenden Buch ist schon die beste Empfehlung desselben. Wenn wir hier darauf zurückkommen, geschieht es bloß, um zu bemerken, daß eine berufene Kraft, der katholische Pfarrer bei der Marinestation der Nordsee, Adolf Jülkenbeck, sich der Mühe unterzogen hat, den Inhalt dieses dritten Bandes für die vierte Auflage so durchzusehen und zu ändern, daß er wieder auf der Höhe der augenblicklichen Forschung steht. Aus den allgemeinen interessanten Abhandlungen dieses Bandes heben wir besonders hervor: Das Aquarium — Die Schlange — Die Fische — Der Thee — Der Tabak, und als vorzüglich lesenswerth: Der Unglaube in der Naturwissenschaft.

Inventio Sanctae Crucis, actorum Cyriaci pars I. latine et graece, Ymnus antiquus de sancta cruce, Testimonia inventae sanctae crucis. Conlegit et digessit Alfred Holder. XII et 56 p. 8°. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri, MDCCCLXXXIX.

Die umfangreichsten Arbeiten und Quellenschriften über das heilige Kreuz sind bekanntlich von dem berühmten deutschen Jesuitenpater Gretser († 1625) veröffentlicht worden. Sie füllen zwei große Folianten (cfr. Gretserus Opera. Ratisbonae 1734—1741. Tom. I—II). Aus Gretser ist auch hier der griechische Text dem Schriftchen beigefügt. Der recht interessante lateinische Text, über dessen historische Glaubwürdigkeit übrigens die Bollandisten (Tom. Mail I. pag. 362) zu vergleichen sind, ist dem Codex Parisiensis 2769 in genauer Abschrift entnommen und stammt, wie der Herausgeber bemerkt, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Mit diesem Codex sind noch vier andere aus den folgenden Jahrhunderten, der von St. Gallen, von Wolfenbüttel, von Karlsruhe und von Leyden, verglichen worden. Unter den Zeugnissen von der Kreuzerfindung sind die Worte des hl. Cyrill von Jerusalem besonders interessant. Dieser schreibt nämlich am 7. Mai 351 an den Kaiser Constantius: „Ἐπὶ μὲν γὰρ τοῦ θεοφιλεστάτου καὶ τῆς μακαρίας μνήμης Κωνσταντίνου τοῦ σοῦ πατρὸς τὸ σωτήριον τοῦ σταυροῦ ξύλον ἐν Ἱεροσολύμοις ηὕρηται.“ — Die Ausgabe des Textes und das Verzeichniß der verschiedenen Varianten ist von so anerkennenswerther Genauigkeit, daß die Arbeit in dieser Beziehung kaum zu übertreffen sein dürfte.

Himmelsleiter. Betrachtungsbuch für das christliche Volk, von F. Beetz. XV u. 463 S. 16° mit 54 großen und vielen kleinen Bildern. Regensburg, Pustet, 1889. Preis: *M.* 1.60; geb. *M.* 2.10.

Der Verfasser will die frommen, zur Ausstattung großer liturgischer Bücher angefertigten Bilder des seligen Professors Klein und des Bruders Max Schmalzl C. SS. R. den Laien zugänglich machen. Zu diesem Zweck hat er diese Bilder auf das Format eines Betrachtungsbuches verkleinern lassen und sie mit Erwägungen und Gebeten begleitet. Jede der achtunddreißig Betrachtungen schließt sich enge an je eine Darstellung der bekannten Pustet'schen Biblia pauperum an, indem deren Hauptdarstellungen, Vorbilder und Prophetensprüche, erklärt werden. Die hier versuchte neue

Methode, altbewährte Bilder, welche das ganze Mittelalter hindurch beim Volksunterricht verwendet worden sind, als Kern leicht faßlicher Betrachtungen zu verwerthen, ist überaus praktisch und auch mit Glück durchgeführt. Das Buch wird allen, welche lernen wollen, zu betrachten, selbst jenen, die es schon können, große Dienste leisten und sie in den Geist der Heiligen Schrift mit Nutzen einführen.

Das Buch der Psalmen in neuer und treuer Uebersetzung nach der Vulgata, mit fortwährender Berücksichtigung des Urtextes. Von J. Langer, Pfarrer. Dritte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VIII u. 521 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 5.

Die zweite Auflage ist in diesen Blättern Bd. XXXIII. S. 411. 412 besprochen. Die neue Auflage hat an Umfang bedeutend zugenommen, 521 S. gegen 280 früher. Das kommt hauptsächlich davon her, daß jetzt auch der lateinische Psalmentext der deutschen Uebersetzung gegenüberstehend abgedruckt ist. Auch sind die Anmerkungen vermehrt. Die Bemerkungen, die wir früher machten, sind meistens berücksichtigt worden. Nur in Ps. 18, 14 figuriren immer noch die fremden Sünden, „die mich dir entfremden". Aber schon Lucas Brugensis bemerkt, daß das ab alienis omnino ad personas referendum videtur, und so habe es schon der lateinische Uebersetzer verstanden, da ja folge: si mei non fuerint dominati. Und das paßt auch vortrefflich in den Zusammenhang. Der Psalmist bittet, von den Quellen und Veranlassungen zur Sünde bewahrt zu werden. Diese liegen aber im Menschen selbst und können auch durch äußere Anfeindung und Bedrückung hervorgerufen werden. Daher erklärt Menochius gut: a pravis et perversis hominibus. Man vergleiche Ps. 124, 3: quia non relinquet Dominus virgam peccatorum super sortem iustorum, ut non extendant iusti ad iniquitatem manus suas; da sieht man die Berechtigung der Bitte: ab alienis parce servo tuo, und die Begründung: si mei non fuerint dominati, tunc immaculatus ero!

I. **Erzählungen** von Adolf Kolping. Dritter Band. Vierte Auflage. 522 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 3.

II. **Handwerker-Talisman** von Jos. Auffenberg. Mit einem Vorwort von S. Schäffer, Generalpräses. Zweite Auflage. (3.—7. Tausend.) 138 S. 12°. Ebenda, 1889. Preis: 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

III. **Kurzgefaßte Instruction** über die Rechte und Pflichten der Mitglieder eines katholischen Gesellenvereines. Zusammengestellt vom Verfasser der „Präsesschule", P. Franz Edmund Krönes. 22 S. kl. 8°. Ebenda, 1889. Preis: 10 *Pf.*

IV. **Materialien-Sammlung** zur Belehrung und Unterweisung in katholischen Gesellen- und Arbeitervereinen, umfassend familiäre Ansprachen, Gelegenheitsreden, Festgedichte und populäre Vorträge gemeinnützigen Inhalts. Unter Mitwirkung mehrerer Vereinspräsides herausgegeben von Frz. Edmund Krönes. 174 S. 8°. Ebenda, 1889. Preis: *M.* 2.

Nach diesen vier Werken und den in denselben des weiteren angezeigten Schriften derselben Richtung scheint der Ferd. Schöningh'sche Verlag in Paderborn und Münster der officielle Verlag der Gesellenvereinsliteratur zu sein, wozu wir ihm im Interesse der guten Sache herzlich gratuliren.

Nr. I bildet den dritten der vier Bände umfassenden Sammlung Adolf Kolpingscher Erzählungen. Er umfaßt nur eine Geschichte, „Peter, der Schmied", die dazu noch zu den schwächsten Kolpings gehört; der Hauptwerth dieses Bandes liegt in den ganz herrlichen Abendunterhaltungen des Vaters Johannes und den so herzlichen als anziehenden Bildern aus Rom. Kolping ist nun einmal wie Alban Stolz ganz eigenartig in seinem Stil und seiner Darstellung, voll edler Popularität und warmblütiger, milder und echt priesterlicher Beredsamkeit. Der ganze Kolping zeigt sich unserer Ansicht nach vortrefflich in den Abendunterhaltungen über die christliche Ehe. Das Buch sollte reichste Verbreitung nicht bloß in Arbeiter-, sondern auch in Bauern- und Bürgerkreisen finden.

Nr. II bedarf kaum noch unserer Empfehlung nach den ebenso warmen als wahren Worten, die ihm ein so competenter Richter wie Generalpräses S. Schäffer auf den Weg gegeben hat. Wenn wir an dem Büchlein, dessen Titel wohl richtig hieße: „Religiös-geschäftliche Universaldibliothek des Handwerkers", etwas auszusetzen hätten, so wäre es seine Kürze. Das alles ist so aphoristisch, sprichwörtlich kurz und bündig, daß nur zu befürchten steht, man lese darüber hinweg. Ueber den Reichthum des Inhalts ist kurz zu sagen, daß nichts fehlt, was einen Handwerker als solchen interessiren kann. Ein Beispiel der Darstellung, welches die Kürze mit dem nöthigen Nachdruck meisterhaft vereinigt: „Wechsel. Ueber Wechsel will ich nur folgendes sagen: 1) Auf Wechsel laß dich gar nicht ein, lieber Handwerker. 2) Auf Wechsel mußt du dich nicht einlassen. 3) Laß dich nicht auf Wechsel ein! Damit ist alles und genug gesagt." Das Büchlein ist ganz vortrefflich. Man sieht's jeder Zeile an, der Verfasser ist ein alter Praktikus.

Nr. III ist ein erschöpfender Katechismus über Aufnahme, Pflichten und Rechte der Mitglieder des Gesellenvereines, ebenso klar wie kurz gefaßt. Probeexemplare des schon in Tausenden von Abdrücken verbreiteten Heftchens versendet die Verlagshandlung portofrei.

Nr. IV endlich wendet sich direct an die Präsides und Leiter der Gesellenvereine, denen der Verfasser, selbst Diöcesanpräses der Olmützer Erzdiöcese, Stoffe für religiöse wie gesellschaftliche Ansprachen an die Hand geben möchte. Er beklagt sich freilich in der Vorrede über den Mangel an Betheiligung aus den Kreisen seiner Confratres heraus; indes ist schon diese erste Lieferung so reichhaltig und tüchtig im einzelnen, daß sie den Betheiligten bei Wahl und Vordereitung ihrer Vorträge von größtem Nutzen sein wird. Das Buch enthält 19 fertige Ansprachen, 21 Festgedichte und poetische Vorträge und 20 Dispositionen zu Vorträgen religiösen, socialen, geschichtlichen und geschäftlichen Inhalts in Bezug auf das Handwerk mit reichster Skizzirung des Stoffes. So willkommen auch die beiden ersten Abtheilungen dem Lokalpräses sein werden, am liebsten wird er doch zu dieser dritten Gruppe greifen, die ihm Anregung und Hilfe zu eigenen sehr praktischen, oft neuen und abwechslungsreichen Vorträgen an die Hand gibt. Einzelne Austriacismen hätten leicht verbessert werden können.

Miscellen.

Brehms „Thierleben“. Das so benannte Werk ist in letzter Zeit in öffentlichen Blättern wiederholt zur Sprache gekommen. Sein Verfasser ruht schon seit mehreren Jahren unter der Erde, und wir beabsichtigen keineswegs, ihn in dieser Ruhe zu stören. Das „Thierleben“ aber fährt auch seither noch fort, unter wissenschaftlichem Deckmantel Propaganda zu machen für Sittenlosigkeit und Unglauben. So bekannt dies auch ist, so halten wir es doch nicht für überflüssig, unsere Leser wieder einmal nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen. Geben wir die charakteristischen Züge des Werkes kurz an.

Es ist die ausgesprochene Tendenz des Brehm'schen Thierlebens, den Unterschied zwischen Mensch und Thier gänzlich zu verwischen. Die „Einleitung zum Leben der Gesammtheit“ (große Ausg. I. Bd.) bringt dies ebenso klar als unumwunden zum Ausdrucke. Dem Leibe wie dem Geiste nach ist der Mensch nichts mehr als ein höher entwickeltes Thier. Als „Säugethier erster Ordnung“ hat er vor seinen niederen Brüdern nur den einen Vorzug, daß er durch Abstammung alles Thierische ererbt hat; in diesem Sinne versteht Brehm Scheitlins Worte: „Alles Thier ist im Menschen.“ Nach Brehm hat das Thier Verstand wie der Mensch, freien Willen wie der Mensch, eine geistige Seele wie der Mensch. Was folgt daraus? Daß der Mensch auch sittlich nicht höher steht als das Thier; einen wesentlichen Unterschied zwischen Thiermoral und Menschenmoral kann es nicht geben.

Wer diese Folgerung nicht theoretisch zöge, dem würde sie doch durch die Art und Weise, wie Brehm das Thierleben schildert, praktisch klar genug werden. Der grobsinnliche Geschlechtstrieb und seine Aeußerungen werden mit dem schönen Namen der „Liebe“ beehrt. Die Allmacht dieser „Liebe“ ist es, welche die ganze Thierwelt beherrscht. Um ihre Anziehungskraft zu schildern, wird keine Gelegenheit versäumt; nur ästhetische, nicht sittliche Grenzen sind bei der Schilderung beobachtet. Auf die im rosigen Lichte daliegende Thierlandschaft der freien Liebe — und in diese Landschaft gehört nach Brehm eben auch der Mensch — werfen keine Schranken eines sechsten Gebotes ihre düsteren Schatten. Wozu auch diese Schranken? Ist der Mensch nur ein höheres Thier, so braucht er, um gut zu handeln, nur den Gesetzen seiner Triebe zu gehorchen, die er von seinen thierischen Vorfahren ererbt hat; wer seine Freiheit hierin beschränkt, handelt unnatürlich.

Brehm hat übrigens dafür gesorgt, daß die Schranken, welche die Gebote Gottes der menschlichen Willkür setzen, nicht nur als unwissenschaftlich und überflüssig, sondern auch als verächtlich und gehässig erscheinen. Die „Wortgläubigen“, das „Pfaffenthum“, die „allerheiligste Kirche“ und ihre Diener werden, so oft sich nur die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen läßt, mit spöttischen Bemerkungen bedacht. Mit stolzer Verachtung blickt Herr Brehm herab auf „die Teleologen oder Zweckmäßigkeitslehrer, richtiger Zweckmäßigkeitsschwärmer“, die im Dienste der „mittelalterlichen Theologie“ stehen.

„Auf alle Lobhudeleien der Zweckmäßigkeit haben wir ‚Materialisten' nur die eine Antwort: Wäre das Geschaffene nicht zweckmäßig eingerichtet, so würde es nicht vorhanden, weil, wenn wirklich geschaffen, längst zu Grunde gegangen, durch Besseres verdrängt worden sein" (1. Bd. S. 20). Daraus schließt er siegesbewußt, daß wir zur Erklärung der Zweckmäßigkeit keinen Gott brauchen. Nur der Thor spricht in seinem Herzen: „Es gibt keinen Gott." Dieser Thorheit hat sich auch der Materialist Brehm schuldig gemacht, indem er meint, das Zweckmäßige in der Natur einfach dadurch erklären zu können, daß es schon längst zu Grunde gegangen sein würde, wenn es nicht zweckmäßig gewesen wäre. — Aber woher entstanden denn die zweckmäßigen Formen? sie mußten doch erst da sein, bevor sie sich erhalten konnten? Der Brehm'sche Beweis für die Unhaltbarkeit der „Zweckmäßigkeitsschwärmerei" hat gerade soviel Logik wie folgender: Wenn diese Uhr nicht zweckmäßig construirt wäre, so würde sie schon längst stillgestanden sein; also brauchen wir nicht anzunehmen, daß ein Uhrmacher sie zweckmäßig construirt habe.

Auf Rechnung dieser materialistischen Verblendung wollen wir es setzen, daß das Brehm'sche Genie kein höheres Ziel zu verherrlichen wußte, als die Vermenschlichung des Thieres und dadurch die Verthierung des Menschen. Nur hätte er nicht wähnen sollen, daß es auch für andere kein höheres Ziel gebe als das seine. In diesem Wahne hat er mit Frechheit und Frivolität seinen Spott über Glauben und Religion ausgegossen und die religiösen Ueberzeugungen seiner Mitmenschen zu erschüttern oder doch wenigstens zu verletzen gesucht. Den vollgiltigen Beweis dafür enthält die folgende Stelle aus dem ersten Bande (Einleitung S. 3). Der „Lehrsatz der neueren Forscher, daß der Mensch nichts anderes sei als ein hochentwickelter Affe oder ein durch Entwicklung aus einem affenähnlichen Zustande hervorgegangenes Wesen", ist „vernünftiger und menschenwürdiger als jenes kindische Festhalten an veralteten und vollkommen hinfällig gewordenen Sagen ungebildeter Völker, an welche sich Unwissenheit und Aberglauben anklammern, weil sie hohle morgenländische Eitelkeit als etwas Göttliches ansehen". Frech ist diese Aeußerung schon deshalb, weil sie als einen Lehrsatz der wissenschaftlichen Forscher auszugeben wagt, was nur ein Lehrsatz materialistischer Schwätzer ist[1]. Frech ist sie ferner deshalb, weil sie den Bericht der Hl. Schrift über die Erschaffung des Menschen als „veraltete, vollkommen hinfällig gewordene Sage ungebildeter Völker" zu bezeichnen sich erkühnt; die bibelgläubigen Protestanten werden sich gegen eine solche Verunglimpfung ebenso entschieden verwahren wie wir Katholiken. Noch frecher und für jedes christliche Herz wahrhaft empörend ist es, daß ein Brehm es

[1] Selbst Schaaffhausen muß gestehen, daß die Anthropologie die Lücke zwischen Mensch und Thier noch nicht habe ausfüllen können. Vgl. „Correspondenzblatt der deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte". XIX. Jahrg. Nr. 9 (Sept. 1888), S. 75.

Digitized by Google

gewagt hat, den Glauben an die Gottheit Jesu Christi mit seinem Spotte zu begeifern. Wer anders als unser göttlicher Erlöser kann gemeint sein mit der „hohlen morgenländischen Eitelkeit", welche als „etwas Göttliches" angesehen wird, welche für „Unwissenheit und Aberglaube" der Grund ist, an jenen „veralteten Sagen" festzuhalten? Sollen wir es uns ruhig bieten lassen, daß man unter dem Deckmantel solcher Phrasen das Heiligste in den Koth zieht? Im gläubigen Mittelalter wäre ein Mensch, der so etwas zu schreiben gewagt hätte, im glimpflichsten Falle an den Schandpfahl gestellt worden, und sein Werk mit ihm; — und heute?

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil über Brehms „Thierleben" kurz zusammen:

1. Brehms „Thierleben" ist ein gefährliches Product der materialistischen Literatur, das unter wissenschaftlichem Deckmantel Propaganda macht für Sittenlosigkeit und Unglauben. Es ist um so gefährlicher, da es in einschmeichelndem, galantem Stile einer Salonlectüre sein Gift beibringt.

2. Am gefährlichsten ist es für die Jugend, für die empfängliche, reizbare Jugend. Ihre Sittenreinheit wird gefährdet, indem das Feuer der Begierlichkeit durch die Schilderung der thierischen „Liebe" sich entzündet; ihr Glaube wird erschüttert durch den Spott über die Religion; beides wirkt zusammen zum Streben nach thierischer Freiheit.

„Chinesische Päpste". Unter dieser Spitzmarke bringt das „Berl. Tageblatt" Nr. 113 zweites Blatt einen Bericht über den Vortrag, welchen im Orientalischen Seminar ein Dr. E. Pander, ein deutscher Professor an der Universität Peking, über „Cultus und Hierarchie der Lamas" hielt. Wir heben aus diesem Bericht nur folgendes hervor: „Der lamaische Ritus hat viel Aehnlichkeit mit dem römisch-katholischen. Während des Gottesdienstes sitzt der lebende Buddha vor dem Altar, hält in der Hand eine Glocke und dirigirt das Ritual. Der Kirchengesang hat einen melancholischen Klang; Weihrauchbecken werden geschwungen; von Geräthen kommt dabei eine Muscheltrompete, ein Weihwasserbecken mit Pfauenwedeln und ein Manda genanntes kleines Instrument in Gebrauch. . . . Bei den Andachtsübungen lesen sie alle zusammen in murmelndem Tone aus den Büchern, jeder aus einem besondern Bande. Zwischen ihren Reihen gehen Aufseher, welche die etwa in Schlaf fallenden Priester mit Peitschen schlagen. Wenn sich der Fall zweimal wiederholt, so dürfen sie den Uebelthäter sogar todtschlagen, was aber gewöhnlich seine Amtsgenossen verhindern. Aeußert man, daß bei solchem Zusammenlesen der Sinn der Worte verloren gehe, so wenden die Lamas dagegen ein, das Begriffsvermögen der Götter sei anders construirt, als das der Menschen. Die Priester beten nach dem Rosenkranz, bedienen sich aber auch der Gebetmühle. Es ist dies ein cylinderförmiges Geräth, welches durch Umdrehung mit Gebeten beschriebene Papierstücke herausfallen läßt, die dann den gesprochenen Gebeten gleich gelten."

Ob es denn wohl in der Absicht des Reiches liegt, das neue Institut des „Orientalischen Seminars" für solche Parallelen zu benutzen, die einestheils

sehr tactlos, andererseits sehr grundlos sind? Hat Herr Dr. E. Pander einen „römisch-katholischen Gottesdienst“ schon gesehen?

Die Geschichtskenntnisse des Herrn Professor Beyschlag erscheinen in einem ganz eigenthümlichen Lichte, wirft man auch nur einen oberflächlichen Blick in seine neuesten Elaborate. Dieselben beziehen sich auf den Windthorstschen Schulantrag. Bei diesem Anlasse ließ der Führer des Evangelischen Bundes es sich nicht nehmen, in eigener Person in die Schranken zu treten. Das besonders in Berlin vielgelesene „Deutsche Wochenblatt“, welches Herr Beyschlag nicht zum ersten Male mit seiner Huld beehrt, kündigte denn auch das Ereigniß mit pomphaften Lettern auf dem Umschlage des neunten Heftes an, derart, daß die übrigen Aufsätze dieser Nummer vollständig in den Hintergrund traten. Gleichzeitig veröffentlichte Herr Beyschlag einen kürzern Aufsatz über denselben Gegenstand in den von ihm selbst herausgegebenen „Deutsch-evangelischen Blättern“ (Heft 3). Willibald Beyschlag, Professor der praktischen Theologie an der Universität Halle, wie das „Deutsche Wochenblatt“ ihn mit vollem Titel dem Publikum vorführt, ist unseren Lesern kein Fremdling mehr. Sein Poltern gegen Kirche und Papst, gegen Vaticanismus und Jesuitismus, gegen das Paritätsprincip und die „verderblichen Zugeständnisse des Staates“ (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXII, S. 581 ff.) haben allgemach so sehr den Reiz der Neuheit verloren, daß wir hier ganz davon absehen können. Beachtenswerth jedoch ist ein höchst auffälliger Mangel an Vorsicht, so daß thatsächlich wissenschaftliche Blößen bedenklichster Art nicht vermieden werden.

An erster Stelle sei hier die Behauptung über das Entstehen der Volksschule genannt, welche sich mit den gesichertsten, sowie allen Gebildeten bekannten Resultaten der geschichtlichen Forschung in directen Widerspruch setzt. Die ganze geschichtliche Literatur über die Schulverhältnisse des Mittelalters scheint für Herrn Dr. Beyschlag schlechthin nicht zu existiren. Sonst wäre es unmöglich, daß er die haarsträubende Behauptung aufstellte, die Volksschule sei ein Erzeugniß der Reformation! In der „Deutschen Wochenschrift“ schreibt er wörtlich: „Unsere Volksschule ist ein Kind der Reformation, auch die katholische.“ Und: „Die Volksschule, dieser großartige christliche Gedanke, den die katholische Kirche niemals ernstlich gedacht, sondern ins Leben zu führen dem Protestantismus überlassen hat, ist wesentlich des Staates Werk. Sie ist hervorgegangen aus dem Pflichtbewußtsein des Staates, jedermann in seinem Bereiche eine allgemein-menschliche Bildung und Erziehung zu geben, wie er sie andererseits auch von jedermann fordern muß.“ In den „Deutsch-evangelischen Blättern“ aber führt er aus der „Germania“ den Satz an: „Der preußische Staat war durch diesen Antrag vor die Entscheidung gestellt, ob er ein christlicher Staat ist, der anerkennt, daß Christus die Kirche zur Pflege des religiösen Factors im Volksleben gestiftet hat, oder ob er nach Art der heidnischen Völker, die auch das ganze religiöse Leben im Staate absorbirt sahen, wesentliche Theile der religiösen Aufgabe der Kirche entziehen und dem Staate zueignen will.“ Und dann erwiedert er: „Als ob die Christlichkeit des Staates darin bestünde, die Kirche da ernten zu lassen, wo sie

nicht gesät hat; denn wenn die Volksschule ‚ein wesentlicher Theil der religiösen Aufgabe der Kirche' ist, warum hat die römische Kirche die Volksschule nicht gestiftet, sondern ihre Stiftung dem protestantischen Staate überlassen?" Man kann demnach nicht daran zweifeln, die Schulverhältnisse des Mittelalters sind dem Herrn Professor böhmische Dörfer. Und doch hätte jedes Compendium der Geschichte des Unterrichts ihm die nöthige Belehrung verschaffen können. Da er dieselbe verabsäumt hat, ist er in völliger Unkenntniß über die zahlreichen Kloster-, Pfarr- und Stadtschulen, die sich besonders zu Ende des Mittelalters, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, eines großen Aufschwunges zu erfreuen hatten. Er weiß nicht, daß um diese Zeit z. B. die Stadt Breslau neben ihren sieben Pfarren auch sieben zu denselben gehörende Schulen besaß, die, obwohl kein preußischer Schulzwang bestand, sehr zahlreich besucht waren. Es ist ihm unbekannt, daß z. B. am Niederrhein auch verhältnißmäßig kleine Orte, wie Straelen, Nieukerk, Aldekerk, Wachtendonk, ihre eigene Schule besaßen, während größere Orte, wie Xanten, Calcar, Geldern, deren mehrere aufzuweisen hatten. Aber auch das ganze Mittelalter hindurch, von Karls des Großen Zeiten an, war bereits die Volksschule in der Entwicklung begriffen. Nettesheim, eine anerkannte Autorität auf dem in Rede stehenden Gebiete, möge Herrn Beyschlag darüber belehren: „Wenn wir jetzt zu den eigentlichen Volksschulen übergehen, so erinnern wir an das oben angeführte Capitulare Karls des Großen vom Jahre 802, an die Beschlüsse der Concilien zu Mainz (813), Rom (826) und Nantes (895), sowie an die Verordnungen der Bischöfe von Orleans (797) und Tours (858), um den Nachweis zu liefern, daß bereits im achten und neunten Jahrhundert Staat und Kirche es sich zur Aufgabe gestellt haben, bei den einzelnen Pfarrkirchen Lehranstalten für die unteren Volksklassen ins Leben zu rufen. Es erhebt sich zunächst die wichtige Frage: Sind diese Anordnungen wirklich und allgemein zur Durchführung gelangt? Bei Beantwortung derselben kommt die bekannte Thatsache in Betracht, daß das Volksschulwesen in Deutschland nur sehr langsame Fortschritte machte im Vergleiche zu Italien und Frankreich, wie dieses bei den vorausgehenden politisch wie social weit vorgeschrittenen Bildungsverhältnissen dieser Länder leicht erklärlich ist" u. s. w. (Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern S. 57.) Diese paar Sätze mögen hier genügen. Wir empfehlen übrigens das ganze Buch Nettesheims dem Herrn Professor zum Studium, wenigstens für den Fall, daß er in dieser Frage wieder einmal mitzureden gewillt ist. Und ist ihm daran gelegen, insbesondere die Thätigkeit der Kirche für das Gedeihen der Volksschule im einzelnen kennen zu lernen, so braucht er bloß Hartzheims Concilia Germaniae zur Hand zu nehmen. Sollte es ihm aber zu derartigen Studien an Muße oder Neigung fehlen, was bei der aufregenden und aufreibenden Thätigkeit, welcher er als Führer des Evangelischen Bundes sich unterzieht, nicht gerade zu verwundern wäre, so möge er wenigstens ein Document, das sich bei Seibertz, Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte (Bd. 2, S. 404), findet, mit Bedacht lesen. Dasselbe gewährt einen Einblick in die concreten Verhältnisse einer Volksschule des Mittelalters. Es sei jedoch

bemerkt, daß der Schulzwang nur als Ausnahme zu betrachten ist, wie derselbe denn auch seine besondere Motivirung erhält. Aber die kirchliche „Localschulinspection", um modern zu reden, erwuchs, wie ersichtlich, naturgemäß aus den Verhältnissen selbst. Das Document ist eine Verordnung für die Pfarrei Bigge, Kreis Brilon, welche vom Erzbischof Engelbert II. von Köln 1270 bestätigt wurde. Sie enthält folgende Bestimmungen betreffs des Küsters und Schulmeisters: „Dabei soll er (der Küster) gleichermaßen verbunden sein und bleiben, wenn es der Pastor nicht anders verordnen wird, die Kirchspielsjugend im Schreiben und Lesen des Sommers morgens von 7, des Winters von 8—10 Uhr, nachmittags des Sommers von 1—3 oder 4, des Winters bis 3 Uhr in eigener Person stets dergestalt zu unterrichten, daß darüber keine Klagen entstehen. Widrigenfalls, wenn er, mehrmaliger Erinnerungen ungeachtet, unverbesserlich bleiben würde, soll er seines Amtes entsetzt, vom Pastor ein anderer angestellt, und diesem sofort von des Küsters Renten nach Gutdünken des Pastors einiges ausgefondert werden, auf daß der angehende Schulmeister in etwas davon mitzugenießen habe. Dabei sollen dann die Kirchspielseingesessenen bei Strafe von 12 Mark verbunden sein, die Kinder zur Schule zu schicken, damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidenthum dadurch gänzlich ausgelöscht werde. Zuwiderhandelnde sollen nebst vorgesetzter Strafe von jedem ihrer zurückgehaltenen Kinder jährlich 18 Schillinge (welcher Schullohn stets von jedem Kinde dem Schulmeister kraft dieses beigelegt wird) unnachläßlich entrichten und beibringen, es wäre denn, daß die Kinder wegen Krankheit oder Unvermögenheit ihres Alters bei dem zeitigen Pastor, der darüber fleißige Aufsicht zu führen und aus den Taufbüchern die erforderlichen Nachrichten zu gewähren hiermit für schuldig erkannt wird, durch der Eltern Angaben entschuldigt befunden würden. Auch soll der jedesmalige Schulmeister monatlich dem Pastor schriftlichen Bericht darüber vorlegen, wie die Schüler sich in christlichen Sitten, im Schreiben und Lesen verhalten und von Tag zu Tag in der Gottesfurcht zunehmen, damit beizeiten das Böse vermieden und das Gute ferner gefördert werde." (Vgl. Kehreins Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 7. Aufl. S. 102.)

Hätte Herr Professor Beyschlag nur wenigstens seinen Luther etwas fleißiger gelesen, er hätte gewiß nicht die Volksschule zu einem Kinde der Reformation gemacht. Nun aber muß er es sich gefallen lassen, von Luther selbst abgeführt zu werden. Luther redet nämlich wiederholt von der großen Ausbreitung der Volksschulbildung im Mittelalter. Zwei Stellen mögen hier folgen. „Wo der Schulmeister Gottfürchtig ist, und die Knaben Gottes Wort und rechten Glauben lehret verstehen, singen und üben, und zu Christlicher Zucht hält, da sind die Schulen (wie droben gesagt) eitel junge, ewige Concilia, die wohl mehr Nutz schaffen, weder viel andere grosse Concilia. Darum haben die vorigen Keiser, Könige und Fürsten recht wohl gethan, daß sie mit solchem Fleis, so viel Schulen, hoch und klein, Klöster und Stifft gebauet haben, daß sie der Kirchen, haben reichen und grossen Vorrath von Personen wollen schaffen, aber durch die Nachkommen schändlich zum Mißbrauch verkehret sind. Also sollen jetzt Fürsten und Herrn auch thun, der Klöster Güter

zur Schulen wenden, und viel Personen stifften zum Studio; Werdens unser Nachkommen misbrauchen, so haben wir zu unser Zeit das unser gethan. Summa, die Schulen mus das näheſt seyn bey der Kirchen" (Dr. Martini Lutheri Deutsche Schriften, Altenburger Ausgabe, Bd. 7, S. 296). „Er (der Teusel) hat sast weißlich gethan zu der Zeit, da die Christen ihre Kinder Christlich auffzogen und lehren lieſſen, Es wolte ihm der junge Hauffe so gar entlauffen, und in seinem Reiche ein unleidliches auffrichten, da fuhr er zu, und breitet seine Netze aus, richtet solche Klöster, Schulen und Stände an, daß es nicht müglich war, daß ihm ein Knabe hätte sollen entlauffen, ohne sonderliche Gottes Wunder" (a. a. O. Bd. 2, S. 805). Daß es nach Luther der Teusel war, welcher besonders in den ihm so verhaßten Klosterschulen das Regiment führte, ist eben nur ein Beweis, daß die Stelle echt „Lutherisch" ist.

Zweite Blöße, die das geschichtliche Wissen des Herrn Professor Beyschlag aufweist: Den bekannten Stifter des Redemptoristenordens, den hl. Alphons Maria von Liguori (geb. 1696, gest. 1787, selig gesprochen 1816, heilig gesprochen 1839) macht Herr Beyschlag zu einem Mitgliede des Jesuitenordens, indem er ihn mit dem im vorigen Jahre heilig gesprochenen Alphons Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu, zu verwechseln scheint. Das mag unglaublich klingen, ist aber wahr. Der Herr Professor schreibt in dem genannten Artikel des „Deutschen Wochenblattes": „Mit nichten kann er (der Staat) die Bestimmung der (religiösen) Lehrmittel und des Unterrichtsstoffes den kirchlichen Oberen überlassen. Oder wie, wenn in dieselben etwa auch die Moraldoctrinen des unlängst heilig gesprochenen Jesuiten Alphons von Liguori Aufnahme fänden?" O armer Herr Beyschlag! Eine solche Blamage! Ja, das ist bitter. Und daß das Unglück ihn gerade hier ereilen mußte, gerade hier bei der Jesuitenmoral, gegen die zu schimpfen und zu zetern doch sonst eitel Lust und Freude ist! Gerade hier muß es nun ans Licht kommen, nicht nur daß das Leben des berühmten Ordensstifters im Wissen des Herrn Professors nur durch eine große Lücke vertreten ist, sondern auch, daß dieser keines der Moralwerke des hl. Alphons von Liguori, in denen die bösen „Moraldoctrinen" enthalten sein sollen, auch nur oberflächlich kennt. Schon der Titel hätte ihn ja sonst wenigstens darüber belehren müssen, daß der hl. Alphons von Liguori nicht dem Jesuitenorden angehörte, und schon so wäre die mißliche Verwechslung unmöglich gewesen. Also die Schriften des hl. Alphons kennt er nicht, aber er schimpft über sie. Wahrlich: Blasphemant, quod ignorant.

Von einem unbegrenzten Vertrauen in das Wissen des Herrn Professors wird natürlich nun auch in den Kreisen seiner eigenen „Bundes"-Genossen wohl kaum mehr die Rede sein können. Jedenfalls wird er sich nicht wundern dürfen, wenn bei gewissen Lieblingspunkten seiner „Bundes"-Reden die besonneneren seiner Zuhörer warnend den Finger erheben, um ihn zu mahnen: Vorsicht, Vorsicht! Gedenke des Jesuiten Alphons von Liguori!

Streiflichter auf öſterreichiſche Schulzuſtände.

„Die katholiſche Schule hat ganz Oeſterreich verdummt. Der Schulmeiſter von Sadowa, der preußiſche Schulmeiſter hat bei Königgrätz uns beſiegt!“ Mit dieſem Schlagworte ſuchte man in Oeſterreich nach dem Unglücksjahre 1866 der confeſſionsloſen Schule eine Gaſſe zu brechen, als ob es die confeſſionsloſe Schule geweſen, welche Preußen zum Siege verholfen!

Die öſterreichiſchen Biſchöfe ſprachen damals in einer Adreſſe an den Kaiſer die Befürchtung aus, es möchte nicht ſo faſt auf die Feinde des Vaterlandes abgeſehen ſein, als auf die Grundſätze der Religion und Sittlichkeit. „Die Schule“, ſagten ſie, „ſoll zur Propaganda des Unglaubens umgeſtaltet werden; das iſt die Hauptſache.“ [1] Doch dieſe Worte wurden von den Feinden der Kirche als grundloſe Beſchuldigungen und ſinnloſe Anklagen ausgerufen; ſie verhallten im Getöſe des Concordatsſturmes. Während heute Rußland, Belgien, Preußen, Bayern, Württemberg, auch Ungarn confeſſionelle Schulen beſitzen, herrſcht im übrigen Oeſterreich die confeſſionsloſe Schule. Während in Preußen 113 confeſſionelle Lehrerbildungsanſtalten beſtehen — 75 rein proteſtantiſche und 38 rein katholiſche —, findet man in Oeſterreich nur eine einzige ausſchließlich katholiſche. Schon im Jahre 1880 waren in den zehn Bezirken Wiens 61 jüdiſche Volksſchullehrer endgiltig angeſtellt. Mehr als zwanzig Jahre ſind nun ſeit dem Einzuge der confeſſionsloſen Schule über Oeſterreich hingezogen, und es iſt an der Zeit, zu fragen: Haben die Biſchöfe des Jahres 1867 Geſpenſter geſehen, oder nicht? Zur Beantwortung dieſer Frage leiſtet vortreffliche Dienſte die jüngſt erſchienene Schrift eines Mannes, der um das chriſtliche Vereinsweſen und die Hebung der geſellſchaftlichen Uebelſtände zu Wien ſich hohe Verdienſte erworben hat. Wir

[1] Cöl. Wolfsgruber, Joſeph Othmar Cardinal Rauſcher. Freiburg i. Br., Herder, 1888. S. 230.

meinen das anspruchslose und doch so reichhaltige Büchlein von Franz Stauracz: „Der Schlachtengewinner Dittes und sein Generalstab“ [1]. Stauracz zwingt die liberalen Lehrer dazu, daß sie selbst ihm Gewährsmänner sind. Aus ihren Büchern, Reden, Zeitschriften gibt er Hunderte von Proben des Geistes, welcher einen beträchtlichen Theil der liberalen Lehrerschaft Oesterreichs beherrscht. Das Mosaikbild ist so farbenreich und überraschend, daß es sich der Mühe lohnt, dasselbe unseren Lesern wenigstens mit einigen Zügen und im verkleinerten Maßstabe wiederzugeben. Die Seitenzahl werden wir den Belegstellen in Parenthese beifügen.

Die Geschichte der confessionslosen Volksschule Oesterreichs nimmt ihren Ausgang von der Lehrerbildungsanstalt, welche im Jahre 1868 der liberale Gemeinderath von Wien errichtete. Es war die erste Trutzburg wider die Kirche. Drei Stadtväter zogen in die weite Welt, der Burg einen Ritter zu finden. Er fand sich in — Gotha. Dr. Friedrich Dittes, von den Gothaern ohne viele Schmerzen abgelassen, ergriff das Scepter des Wiener Pädagogiums. Schon in Gotha setzte er eigenmächtig in seinen Anstellungsvertrag die Worte: „Nie darf der Fuß eines Geistlichen die Anstalt betreten“; ein Telegramm aus Wien zwang ihn, sie wieder zu streichen (39—40). Die Religion wollte Dittes durch den Lehrer vorgetragen wissen; solange aber „die Religion unter priesterlicher Dictatur steht“, sollte — so meinte er — in der Schule gar kein Raum sein für Religionsunterricht. Daß ein solcher trotzdem am Pädagogium ertheilt wurde, war also nicht sein Verdienst. Was übrigens dieser Lehrerbildner unter Religion sich vorstellt, zeigt das „Religionshandbuch“, für dessen Zustandekommen er schwärmt; es wäre eine Sammlung von Sprüchen, in welcher neben Stellen der Heiligen Schrift auch Worte des Confucius und Sätze des Korans sich finden (46—47). In seiner „Schule der Pädagogik“ [2] kommt Dittes auch auf die „Phantasiegebilde“ zu sprechen; er rechnet darunter neben den Grillen und Luftschlössern, den Vorstellungen von der Zukunft, den Idealen, den Schöpfungen der Kunst, sofern sie

[1] Wien 1889. Druck und Verlag der Buchdruckerei „Austria“ (Drescher & Co.). Von den Stellen, welche Stauracz anführt, haben wir eine Anzahl mit den Urschriften verglichen und sie, eine einzige ausgenommen, im wesentlichen als richtig befunden. Es sind diejenigen, für welche wir unter dem Texte die Quellen genau angeben. Für die übrigen ist Stauracz unser Gewährsmann.

[2] Schule der Pädagogik. Gesammtausgabe der Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Wien 1880. S. 135.

nicht reine Nachahmungen der Natur sind, „die Welt der Sagen und Märchen mit ihren Riesen, Zwergen, Feen, Elfen, Kobolden, Hexen, Gespenstern und Teufeln, überhaupt alle Formen des Wahnsinns und des Glaubens, also auch alle religiösen Vorstellungen". „Weder kann die sittliche Güte eines Menschen", so belehrt er uns in einem andern Buche, „Verdienst sein, noch die sittliche Schlechtigkeit eines Menschen Schuld; beide sind vielmehr ein Schicksal" (41). Im „Grundriß der Erziehungslehre" [1] bekennt er: „Welches die letzte Bestimmung des Menschen sein möge, wissen wir nicht, ist auch für die Pädagogik nicht maßgebend" (65). Kein Wunder, daß nach Dittes zwischen rationeller Pädagogik und confessioneller Theologie unausgleichliche Differenzen bestehen. „Man muß dies offen aussprechen; denn es ist ein thörichtes Unterfangen oder ein Zeichen geistiger und sittlicher Schlaffheit, unvereinbare Gegensätze ausgleichen zu wollen" (45).

Gewöhnliche Menschenkinder meinen wohl, Staat und Kirche sollten Hand in Hand diese böse Welt durchwandern. Doch der Gelehrte aus Gotha weiß das besser; er hetzt förmlich den Lehrer wider den Pfarrer, indem er ihm predigt: „Wie die kirchlichen und pädagogischen Verhältnisse im großen und ganzen liegen, kann ein bekenntnißtreuer und eifriger ‚Seelsorger' mit einem pädagogisch gebildeten und gewissenhaften Lehrer nicht zusammenarbeiten, ohne daß sie einander gegenseitig direct oder indirect befehden." [2] Er selbst, versicherte Dittes am 28. April 1874 im Abgeordnetenhause, „wollte lieber zum Teufel gehen, als mit einem Mönch im Himmel zusammenwohnen" (65—66).

Indes wie alle Helden, so hat auch Herr Dittes seine Achillesferse. Fachmänner wollten in seinem Wissen mehr als eine Lücke entdeckt haben. Von einem akademischen Lehrer der Philosophie mußte er z. B. den Vorwurf hinnehmen, er schreibe zwar ein „Lehrbuch der Psychologie" und ergehe sich gegen Kants transcendentale Freiheit, habe aber dabei „von der Bedeutung des Wortes ‚transcendental' und gar von ‚transcendentaler Freiheit' auch nicht eine blasse Ahnung" (34).

So konnte denn auch das Pädagogium im 13. Jahre seines Bestandes nur 79 Schüler aufweisen, und die Zöglinge einer Anstalt, welcher Wien jährlich 20 000 Gulden opferte, zeigten sich bei den Prüfungen nicht besser

[1] Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Friedrich Dittes, Schulrath und Seminardirector in Gotha. Leipzig 1868. S. 193.

[2] Schule der Pädagogik, S. 448—449.

unterrichtet als andere. Einer der drei Gemeinderäthe, welche das nordische Licht an das Ufer der Donau gebracht, ein Protestant und Liberaler, schrieb schließlich wider seinen eigenen Clienten und dessen Anstalt ein Buch, welches man ein Sündenregister für die glaubenslose Erziehungskunst nennen könnte. Gegen Dittes wird hier der Vorwurf erhoben der Unverträglichkeit, des Wortbruches, der Geheimnißkrämerei, des Ehrgeizes, der Eifersucht, der Nachlässigkeit im Amte, der Parteilichkeit und der Lächerlichkeit. Das Gutachten, welches die Aufsichtsbehörde des Pädagogiums über dessen Leiter abgab, gipfelte in dem Satze: die Anstalt habe erst dann einen Aufschwung zu erwarten, wenn Dittes sie verlassen habe (80—81).

So gedieh denn im Jahre 1881 das Trauerspiel zu seinem Schlußacte: nicht von der bösen „schwarzen Rotte", von seinen eigenen Gesinnungsgenossen, von denen, welche ihn einst angebetet, ward Dittes in einen unfreiwilligen Ruhestand gebettet.

Das ist also der schneidige Vorkämpfer der confessionslosen Schule, ihr berufenster Vertreter, ihr ehrwürdiger Nestor; das ist Dittes, der die Oesterreicher lehren sollte, Schlachten zu gewinnen! Und nun zum Generalstabe des Feldherrn. Als Vorstand der niederösterreichischen Landes-Lehrerbildungsanstalt zu Wiener-Neustadt ward auf den Antrag des Professors Dr. Sueß im Jahre 1873 Dr. Emmanuel Hannak ernannt; einige Zeit nach des Dittes Entfernung wurde ihm die Leitung des Wiener Pädagogiums übertragen. Hannak spricht in seinem Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen[1] von Abraham, dem sagenhaften Stammvater der Hebräer, und bezeichnet den Heiland als den „göttlich verehrten Stifter"[2] des Christenthums, ohne seiner Gottheit Zeugniß zu geben und seiner Auferstehung zu gedenken. Ueber Portugal schreibt Hannak: „Eine Zeit vorübergehenden Glanzes erlebte es unter Joseph I., als der aufgeklärte Minister Marquis von Pombal den Staat unbeschränkt lenkte." Er legte bei dem großen Erdbeben zu Lissabon eine Probe seiner Thatkraft ab, förderte Ackerbau, Industrie, Heer- und Seewesen.

[1] Stauracz verweist für seine Angabe auf die 5. Auflage (1878); es ist wohl das Lehrbuch für die mittleren Klassen gemeint; nach Stauracz ist später einiges abgeändert worden, aber noch genug Anstößiges geblieben.

[2] In der zweiten, „verbesserten und verkürzten" Auflage von Hannaks „Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die oberen Klassen der Mittelschulen" (Wien 1883) fanden wir diese zwei Ausdrücke nicht. S. 279 wird hier die Erscheinung des Kreuzes, welche dem Kaiser Constantin zu Theil geworden, als die „Legende vom Kreuze" bezeichnet.

„Große Sorgfalt verwendete er auf die Bildung des Volkes, das hauptsächlich in der Landessprache unterrichtet wurde. Dagegen trat er dem Einflusse der Geistlichkeit entgegen, hob die Frauenklöster auf" und entfernte die Jesuiten aus dem Lande. „Aber sein rücksichtsloses Vorgehen erregte ihm viele Feinde." [1] Die Stelle findet sich auch wörtlich in Hannaks Geschichts-Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, welches vom hohen Ministerium gutgeheißen ist. Nur war hier Hannak artig genug, von der Aufhebung der Frauenklöster zu schweigen [2]. Bezeichnend sind übrigens auch Hannaks Begriffsbestimmungen von Religion und Aberglauben. „Religion", schreibt er in seiner Flugschrift gegen den Liechtenstein'schen Schulantrag, „ist ein Glaube, der sich mit dem Göttlichen, Ueberirdischen, dem Menschen und am allermeisten der Jugend Unfaßbaren beschäftigt." „Wendet man das Uebersinnliche, also die Religion, auf das Natürliche an, so entsteht der Aberglaube, der unsäglichen Schaden anrichtet" [3] (84—103).

Dittes und Hannak stehen leider in Oesterreich durchaus nicht allein. Zu ihren Geistesverwandten gehört u. a. Schulrath Dr. G. A. Lindner, Prüfungscommissär für Lehramtscandidaten. Dieser zählt in seiner „Allgemeinen Erziehungslehre für Lehrerbildungsanstalten" (4. Aufl., 1882) sieben Haupteigenschaften auf, welche der Erziehung zukommen müssen; Religiosität ist unter denselben nicht genannt. Dagegen führt Herr Lindner als dritte Haupteigenschaft die Culturgemäßheit an; er rechnet zur Cultur auch die Religion und erklärt dann sein Schlagwort von der „culturgemäßen" Erziehung dahin, daß dieselbe 1. volksthümlich sein müsse, 2. zeitgemäß; 3. „sie muß des Zöglings religiöse Anschauungen und Gefühle auf jenen Standpunkt erheben, auf welchem der vorgeschrittene und aufgeklärte Theil der Nation steht" [4]. In einer spätern Auflage seines Lehrbuches [5] hielt es der österreichische Schulrath für angezeigt, seinen Empfehlungsbrief für die „Aufklärung" unter die Bank zu schieben; die mittelalterlichen „Ketzer-

[1] Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die mittleren Klassen der Mittelschulen. Vierte, verbesserte und gekürzte Auflage. Wien 1879. S. 79—80.

[2] Dieselbe fehlt wenigstens in den zwei Auflagen, die wir einsahen, der dritten und der vierten. Wien 1888 und 1885. S. 78.

[3] Tagesfragen (Neue Wiener Flugschriften, 2. Heft). Der Antrag Liechtenstein. Wien 1888. S. 9.

[4] Allgemeine Erziehungslehre. Lehrtext zum Gebrauche an den Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen. Wien 1877. S. 76—88.

[5] Vierte, durchgesehene Auflage. Wien 1882. S. 98—99.

gerichte" müſſen hier ihre Wirkung thun. „Die Begründung der neuen, allgemeinen Nationalſchule" feiert Lindner in ſeiner pädagogiſchen Encyklopädie als „die große Geiſtesthat unſeres Jahrhunderts". Was wir unter dieſer Neuſchule zu verſtehen haben, zeigen deutlich genug die Aufklärungen, welche das Buch uns über „Oeſterreichs Schulweſen" bietet. Die neue öſterreichiſche Volksſchulgeſetzgebung, heißt es hier, werde an Freiſinnigkeit, Gründlichkeit und innerer Abgeſchloſſenheit dermalen vielleicht nur noch von der — neueſten franzöſiſchen übertroffen. Gebrochen wurde „die eiſerne Feſſel des Concordates". „Dieſe Emancipation der Schule von der Kirche" iſt „ein Act von großer weltgeſchichtlicher Bedeutung" [1]. Von der menſchlichen Freiheit gibt Lindner in ſeinem Lehrbuche der Pſychologie eine Darſtellung, welche den Gedanken nahe legt: Der Menſch kann nicht frei wählen; zu jedem ſeiner Entſchlüſſe iſt er innerlich genöthigt [2]. Stauracz theilt uns mit, dies Lehrbuch ſei an öſterreichiſchen Gymnaſien im Gebrauche! (103—109.)

Auch jene zwei Uebungsſchullehrer des Wiener Pädagogiums dürfen wir nicht vergeſſen, welche ſich dazu herbeiließen, für Schule und Familie die confeſſionsloſe Zeitſchrift „Schule und Haus" herauszugeben. Das Miniſterium ſah ſich vor kurzem genöthigt, die Jahrgänge 1887 und 1888 ſofort aus den Schülerbibliotheken entfernen zu laſſen und jede fernere Empfehlung des Blattes zu unterſagen (204).

In dieſen Kreis gehört ferner der berüchtigte Brehm mit ſeinem genugſam bekannten „Thierleben" [3]. Hat ja Miniſter Karl von Stremayr geſtattet, das Buch auf öffentliche Koſten für Lehrerbildungsanſtalten zu beſchaffen, und mehrere Landesſchulräthe haben noch mehr gethan, der von

[1] Encyklopädiſches Handbuch der Erziehungskunde. Wien und Leipzig 1884. S. II. 588.

[2] Lehrbuch der empiriſchen Pſychologie als inductiver Wiſſenſchaft. Für den Gebrauch an höheren Lehranſtalten und zum Selbſtunterrichte. 3. Aufl. Wien 1872. S. 208—211; 9. Aufl. Wien 1888. S. 224—226.

[3] Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Große Ausgabe. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Abth. 1. Bd. Leipzig 1876. S. 20. 131—132. 528. 546. Eine der Stellen möge hier folgen. S. 131—132 ſchreibt Brehm: „Die Anſichten über Heiligkeit ſind ſehr verſchieden. Unter uns gebildeten Europäern gilt unter Umſtänden ein feiſter Mönch, welcher ſein Leben lang nicht das geringſte Nützliche gethan hat, als großer Heiliger; unter den Mohammedanern wird mit ungleich mehr Recht ein Geiſteskranker oder Blödſinniger für heilig erklärt; unter den Indern gelangt der Affe zu demſelben Anſehen, wie bei uns der Mönch, und zwar vielleicht aus denſelben Gründen, weil er ebenſo wenig wie jener der Menſchheit irgend welchen Nutzen bringt." Vgl. übrigens die Miscelle im vorigen Hefte (S. 490) dieſer Zeitſchrift und Bd. XXII. S. 342.

Kärnthen sogar als „ausgezeichnet" ein Werk verherrlicht, dessen darwinistische Aufstellungen mit Spötteleien über „christliche Pfaffen", „feiste Mönche", „fromme oder dumme" Augen des Schafes, „Heiligenknochen" gewürzt sind (120—124).

Was ist von Lehrern zu erwarten, die zu den Füßen solcher Meister saßen?

Eine Antwort auf diese Frage geben uns zunächst die Lehrertage. Einige höchst ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, sind die eigentlichen Macher dieser Versammlungen eine Handvoll Leute, oft aus Wien, vielfach Juden oder auch Protestanten. Sie veranstalten die Zusammenkunft, sie halten die Reden, sie zeichnen die Beschlüsse vor. Die übrigen Hunderte horchen und nicken und klatschen und sagen schließlich zu allem Ja und Amen, wenn auch wohl nicht immer aus voller Ueberzeugung. Der Erfolg des Schauspieles ist, daß die Lehrer in ihrer vornehmen Geringschätzung der christlichen Geheimnisse und ihrer Bitterkeit wider Kirche und Priesterschaft sich neu bestärken und verhärten.

Schon auf dem ersten österreichischen Lehrertage im Jahre 1867 donnerte ein Lehrer in die Welt hinaus: der confessionelle Religionsunterricht „demoralisire die Jugend, führe zu Heuchelei und Lüge". Ein Wiener Oberlehrer zählte die Pflichten auf, welche die Lehrer im Kampfe gegen die „Krebsschäden" der Schule zu erfüllen hätten; an erster Stelle nannte er das Streben, „dem Volke einen richtigen Begriff von der Zeit beizubringen; es müsse lernen, daß die Werktage höhere Tage seien als die Sonntage" (141—142). Im Jahre 1872 ward auf der fünften allgemeinen österreichischen Lehrerversammlung zu Wien ein Beschluß gefaßt, welcher besagte: der confessionelle Religionsunterricht stütze sich auf Dogmen, deren Inhalt häufig mit den Naturwissenschaften sowohl als auch mit den praktischen Folgen des alltäglichen Lebens im grellsten Widerspruche stehe (147). Die Kinder, verlangte ein Lehrer aus Wien auf dem achten allgemeinen österreichischen Lehrertage zu Reichenberg im Jahre 1882, sollten „Darwin, Häckel, Vogt u. s. w. mehr als dem Namen nach kennen" (154). Die Krone aller Lehrertage bildet jedoch die Grazer Versammlung vom 18.—20. Juli des verflossenen Jahres. Sie war von etwa 500 Lehrern besucht. „Umbraust vom Jubel der Lehrerschaft", wie der „Oesterreichische Schulbote" schreibt, sprach da der große Dittes von „hartnäckigen Kampfhähnen", wie es Bischof Rudigier von Linz gewesen, bekannte seine Religion mit den Worten: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion", verglich die Gegner der confessionslosen Schule

mit „Grobschmieden", „Gauklern und Taschendieben", „ganz hartgesottenen, kaltherzigen Schacherern", „kalten Fratzen", und begehrte „vollständige Trennung von Schule und Kirche" (171—176).

Die Lehrerversammlungen sind der Wiederhall der Lehrerzeitschriften. Wir sprechen natürlich nicht von den vortrefflichen Wiener „Christlich-pädagogischen Blättern" und mehreren anderen Blättern, welche im gleichen Sinne höchst verdienstvoll wirken. Ihr Wort wird nur zu oft übertönt von ganz anderen Stimmen. „Die Furcht vor ewiger Verdammniß und die Hoffnung auf ewige Glückseligkeit", schreibt der österreichische Schulbote im Jahre 1878, können fortan nicht mehr den Hebel einer gesunden Sittenlehre bilden, soll der Mensch vorwärts schreiten. „Unser Volk bedarf einer kräftigern, geistigen Nahrung, und diese will ihm der Materialismus bieten.... Bei allen hochcultivirten Völkern manifestirt sich ihre Mündigkeit im Abstreifen religiöser Satzungen, d. i. im Unglauben." [1] Ein andermal lesen wir in dem Blatte, es sei ein „bequemer, aber demoralisirender Glaube", daß man „der Strafe, welche Unwissenheit, Nachlässigkeit und Uebelthat naturgemäß mit sich bringen, durch Reue, Buße oder Gebet entgehen könne.... Der Glaube an übernatürliche Hilfe schwächt Verstand und Willen in ihrem Widerstande gegen physische und moralische Uebel.... Der Materialismus ist die Mutter der reinen Menschenliebe; ... er entkleidet die Moralität des theologischen und metaphysischen Flitters und stellt dieselbe in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft wieder her" [2] (209—211). Die „Zeitschrift des oberösterreichischen Lehrervereins" drückt im Jahre 1876 das Ziel der confessionslosen Neuschule mit den Worten aus: „Unsere Schule wirbt aus Christen Menschen" (195). Wer die confessionslose Neuschule bekämpft, gehört nach der niederösterreichischen Schulzeitung vom 20. Februar 1889 zu den „Bildungsfeinden", die ihre „unsauberen Endziele", ihren „niederträchtigen Zweck" mit „niederträchtigen Mitteln" verfolgen; das artige Blatt spricht weiter von „christlich-pädagogischen Schmutzfinken" und clerikaler „Schweineliteratur" (III—IV). Die Palme gebührt aber

---

[1] Der österreichische Schulbote. Zeitschrift für die Interessen des österreichischen Schulwesens. 28. Jahrg. Wien 1878. S. 259.

[2] Schulbote. 31. Jahrg. Wien 1881. S. 55—56. Die Stellen finden sich in einem Auszuge, den das Blatt aus einem populären Vortrage eines Londoner Professors bringt. Es schickt demselben die empfehlende Bemerkung voraus, der Leser werde sich da „ein eigenes Urtheil über die Nützlichkeit dieser populären Vorträge, einer neuen Art des Volksunterrichtes, bilden können".

den „Freien pädagogiſchen Blättern", welche unter allen Schulzeitungen am geleſenſten ſein ſollen; ihr Leiter iſt ein Proteſtant und eingewanderter Preuße, Freund und Verehrer des unſterblichen Dittes. Dies Blatt erzählt uns von „heulenden Bonzen", „von Tollwuth befallenen Pfaffen", „ſchwarzen Dorfgrößen". Aber „der Sonnenaufgang läßt mit Kutten ſich nicht verhängen" [1]. „Die Ultramontanen würden uns alle miteinander auf dem Scheiterhaufen verbrennen, wenn ſie uns hätten." [2] Schon in den erſten Zeiten der Kirche waren „in Rom Chriſten befliſſen, Haß und Verachtung zu predigen gegen ihre heidniſchen Mitbürger"; deren Tempel wurden geſchändet, ihr Glaube verhöhnt. Die Herrſchaft der Kirche im Mittelalter bedeutete einen bedauerlichen Rückſchritt in der Entwicklung der Menſchheit [3]. „Gar manchmal", beſtätigt ein Berichterſtatter aus Warnsdorf, „mögen die Kinder, von Weihrauchduft umnebelt, dümmer aus der Kirche herauskommen, als ſie hineingingen. Das Letztere will aber die herrſchſüchtige Curie." [4]

Dagegen „übt der Freimaurer", wie die „Niederöſterreichiſche Schulzeitung" verſichert, „im Verborgenen aus Gottesfurcht (Religion) Werke der Barmherzigkeit" [5] (193—207).

Die Herren haben, ſoviel an ihnen lag, Gott vom Throne geſtoßen. Maßloſe Selbſtſucht iſt der Götze, dem ſie ihren Weihrauch ſtreuen; ſie grinſt wie eine häßliche Fratze aus dieſen Lehrerzeitungen heraus; ihr ſchriller Ton klingt durch all das Geklapper von Schlagworten und Redensarten hindurch, von welchem ihre Verſammlungen wiederhallen. „Kein Stand", erklärte auf dem achten Lehrertage ein Lehrer, „hat ſo großen Werth, eine ſolche Aufgabe, wie der Lehrerſtand. Die ganze Menſchheit liegt in unſeren Händen." „Auf dem Sockel ſeiner erhabenen Stellung", beſtätigte im ſelben Jahre Schulrath Lindner, ſteht der Lehrer vor dem Kinde „in nahezu übermenſchlicher Größe" (106). Darum verlangte auch im laufenden Jahre in der „Niederöſterreichiſchen Schulzeitung" ein Lehrer für den Lehrerſtand claſſiſche Studien, Bildung nach Art der Gymnaſien (225). Der Mann war allzu beſcheiden; hatte ja doch ſchon ſieben Jahre

---

[1] Kraftſpruch eines Lehrers in den „Freien pädagogiſchen Blättern, herausgegeben von Chriſtian Jeſſen". 22. Jahrg. Wien 1888. S. 117.

[2] Freie pädagogiſche Blätter. 16. Jahrg. Wien 1882. S. 482.

[3] Ebenda. 15. Jahrg. Wien 1881. S. 326.

[4] Ebenda. 14. Jahrg. Wien 1880. S. 509.

[5] Niederöſterreichiſche Schulzeitung. Organ des niederöſterreichiſchen Landes-Lehrervereins. 1. Jahrg. Wien 1888. S. 646.

früher ein Wiener Amtsgenoſſe auf dem Lehrertage ſich dahin geäußert: „daß die Fachbildung des Lehrers an den Univerſitäten geſchehen" ſolle; es ſolle „eine pädagogiſche Facultät gegründet" und die theologiſche Facultät „in Privatſeminare verlegt werden" (154).

„Wer ſich durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Beſtrafung leiten läßt, iſt geradezu unmoraliſch." So äußerte ſich im gleichen Jahre auf einer Plenarverſammlung des pädagogiſchen Vereines zu Wien einer der Redner [1]. Doch das iſt wohl nur ein frommes Sprüchlein zum Auswendiglernen für Kinder. Was die Lehrer angeht, ſo bildet das Begehren nach Gehaltsaufbeſſerung in den Lehrerzeitungen ein Lied, das immer wiederkehrt (224). Natürlich, „wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen". Altmeiſter Dittes hat ja, als er Vorſteher des Wiener Pädagogiums mit 3600 Gulden Gehalt und freier Wohnung war, vom Gemeinderathe für 40 Stunden Methodik 800 Gulden Jahresgehalt verlangt, alſo die Kleinigkeit von 20 Gulden für eine Stunde! Der Katechet erhält von der Wiener Gemeinde für eine Stunde an einer Bürgerſchule 70 Kreuzer.

Mit wem iſt wohl überhaupt ſolch ein fortgeſchrittener Lehrer zufrieden? „Noch immer", beſchwerte ſich Dittes ſchon im Jahre 1870, „ſind alle Beamten vom Miniſter an Schleppträger des Pfaffenthums" (143—144). Ueber die neuen weltlichen Schulaufſeher wird in der „Neuſchule" und in den „Freien pädagogiſchen Blättern" über „bureaukratiſche Bevormundung" in der „Volksſchule" geklagt. Die „Provinzial-Schulblätter" verfolgen neben anderen Zwecken auch dieſen, die Schule von den Feſſeln des „Schulbureaukratismus" zu befreien (241—242).

Nicht einmal mit ſich ſelbſt ſind ſie zufrieden. „Streberthum, Wohldienerei, Heuchelei", ſchreibt die „Neuſchule" [2], ſeien in die Lehrervereine eingezogen. Die Verſammlungen, ſo berichten im Jahre 1888 die „Freien pädagogiſchen Blätter", werden „nicht ſelten zu kleinlichen ſchulmeiſterlichen Parteiumtrieben oder gar zu perſönlichem Krakehl benützt" (221). Schon ſechs Jahre früher hatte ein Wiener Lehrer in der Verſammlung eines Lehrervereins den Vorwurf erhoben: „Statt Eintracht und wechſelſeitiger Achtung herrſcht vielfach Zwietracht; Conflicte und Competenzüberſchreitungen ſind nichts Außergewöhnliches." Noch trauriger klingt das Geſtändniß, welches im Jahre 1885 im „Niederöſterreichiſchen Schulboten" abgelegt wurde:

[1] Freie pädagogiſche Blätter. 16. Jahrg. S. 378.

[2] Oeſterreichs Neuſchule. Zeitſchrift für den heimiſchen Lehrerſtand. 2. Jahrg. Wien 1882. S. 166.

„Zu viele unter uns gibt es, welche ihrer Selbstsucht und Eitelkeit nicht das geringste Zugeständniß abzuringen vermögen, gilt es, der Gesammtheit einen Dienst zu erweisen. . . . Friede und Eintracht scheinen sich von unserm Stande völlig abgewendet zu haben . . . nnd in der Lehrerschaft gibt sich eine Zerfahrenheit und Zerrissenheit kund, wie sie ehedem niemals zu beobachten war" (221).

Ist der Lehrer mit dem Christenthum zerfallen, so wird er auch am Glauben seiner Schüler rütteln, ob er nun selbst sogen. „Religionsunterricht" ertheilt, oder ob neben ihm ein Katechet als Fachlehrer für Religion wirkt. Wohl schleudert man den Gegnern der confessionslosen Schule so gerne in Landtagen und Streitschriften die entrüstete Frage ins Antlitz: ob denn Rechnen und Sprachlehre katholisch seien oder protestantisch. Aber hinter dem Vorhang der pädagogischen Bühne weiß Meister Dittes seinen Jüngern klügere Räthe zu ertheilen. „Es ist ein Irrthum," schreibt er in der „Schule der Pädagogik", „wenn man dem Lehrer durch Entziehung des Religionsunterrichtes auch den Einfluß auf das religiöse Leben der Kinder abschneiden zu können meint." „Wie der Geistliche im Religionsunterrichte seine Weltansicht nicht unterdrücken kann, so vermag auch der Lehrer, wenn er ein offener Charakter ist, im sprachlichen, historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Unterricht seinen religiösen Standpunkt nicht zu verläugnen." „Es sind ihm die Anknüpfungs- und Erläuterungsmittel für den Religionsunterricht in viel reichlicherem Maße gegeben, als dem Geistlichen" (45—46).

Arme Kinder! Man hat aus ihrem Gesammtunterrichte den christlichen Geist gerissen, der ehedem das ganze Schulleben verklärte. Was ward ihnen zum Ersatze geboten? In Ausführung des confessionslosen Schulgesetzes wurden für Niederösterreich aus der Fibel und dem zweiten Sprach- und Lesebuch die Aufsätze „Jesus Christus" und „Petrus und Paulus" gestrichen, und das Stück „Ueber das Menschengeschlecht" an ihre Stelle gesetzt. Auch das dem Psalmenbuche Davids entlehnte „Lob Gottes aus der Natur" fand keine Gnade; ein „Gruß an die Sonne" trat an seine Stelle. Nicht besser erging es der „Fußwaschung"; sie ward durch die „Achtung für das Alter" ersetzt.

Ehedem führten die Lehrer ihre Kinder zur Kirche; nun treffen wir einen Lehrer, der in einem Jahre fünf Schillerfeiern veranstaltet (225). Im Jahre 1882 berichteten die Wiener „Christlich-pädagogischen Blätter": seit zwölf Jahren veranstalte die „Glocke" alljährlich an Schillers Geburtstag in 50 Volks- und Mittelschulen Schulfeierlichkeiten, bei denen

an je ein Schulkind Schillers ſämmtliche Werke in der Cotta'ſchen Ausgabe nebſt einem Dukaten verſchenkt würden. Ein hoffnungsreiches Bild für beſorgte Eltern: Schulknaben und Schulmädchen, welche die „Räuber" ſtudiren! Als dagegen in einer Wiener Schule Crucifixe ſollten angebracht werden, entgegnete ein Oberlehrer dem Katecheten: er ſehe nicht ein, was dieſes Bild in der Schule ſolle; es könnten ja auch die Juden mit ihrem Moſes und die Proteſtanten mit Luther kommen. Der Oberlehrer, bemerkt Stauracz, ertheilt in der erſten und zweiten Klaſſe Religionsunterricht (156). Nicht einmal der harmloſe Chriſtbaum iſt vor dieſen Jugendbildnern ſicher. Im Jahre 1881 erließ in Oberöſterreich ein Lehrer eine Einladung nicht zum „Chriſtbaumfeſt", ſondern zum „Tannenbaumfeſt" (212). Wie dieſes Feſt begangen wurde, läßt eine andere Feier vermuthen. In einer Stadt Böhmens hielt die deutſche Volksſchule Chriſtfeſt. Im ganzen Feſtraume war kein Kreuz, kein Heiligenbild, kurz kein chriſtliches Zeichen zu ſehen. Man vernahm kein Gebet, kein Weihnachtslied. Im Verlaufe der Feier kommandirte der Oberlehrer: „Habt Acht, Knaben, jetzt kommt die Kneipe." Es wurden Tiſche mit Trinkgeſchirr gebracht. Die Knaben, als Bauern verkleidet, nahmen die Sitze ein, griffen zu ihren Gläſern, und nachdem der älteſte unter ihnen ſie aufgefordert hatte: „Alſo jetzt muß ein jeder von euch einen luſtigen Schwank erzählen", gaben die Knaben unter Lärm und Gepolter eingelernte Schwänke zum Beſten. Das Naivſte an dieſer Tannenbaum-Kneiperei iſt, daß man zu derſelben auch die Geiſtlichkeit einlud (212). Wie die Feſte, ſo dienen auch die Ferien dem aufgeklärten Lehrer zur Verbreitung ſeiner kirchenfeindlichen Weisheit. Auf dem Lande, ſo meldete mit Behagen im Jahre 1888 ein Blatt dieſer Richtung, trifft man an manchen Orten eine liberale Zeitung. Frägt man: „Wer hat das Blatt empfohlen?" ſo heißt es: „Ein Lehrer aus Wien, der hier im Sommer mit ſeiner Familie wohnt" (158, Anm.).

Oeſterreichs alte Schule war mit Geldmitteln ſtiefmütterlich ausgeſtattet und ward von den Geiſtlichen unentgeltlich beaufſichtigt. Für die neue Schule hat man Millionen aus der Taſche der Steuerzahler gezogen, um Lehrerbildungsanſtalten zu gründen, Lehrerverſammlungen zu bewirthen, fachmänniſche Berühmtheiten zu berufen, weitläufige Schulhäuſer „abſeits der Kirche" zu bauen. Und die Erfolge? Schon im Jahre 1878 wurden im Wiener Gemeinderath Stimmen laut: die Schule koſte jetzt dreimal ſo viel als zuvor, und doch entſpreche ſie ihrer Aufgabe nicht. „Nicht ein einziger der Redner", berichtete die liberale „Neue

freie Preſſe“ am 30. März jenes Jahres, „ſtellte das wirkliche Vorhandenſein von Uebelſtänden in Abrede, ja einzelne derſelben zählten eine ganz anſehnliche Reihe ſehr bemerkenswerther Mängel auf, und der Hauptgegner der ſogen. Schulpartei, Dr. Kopp, erklärte ganz offen, er wiſſe noch eine ganze Menge viel größerer und wichtigerer Gebrechen, als die aufgezählten.“ Das Blatt fügt in ſeinem eigenen Namen bei, die Volksſchule ſei in der That einer Unterſuchung dringend bedürftig, und der amtliche Bericht des Wiener Bürgermeiſters ſtellte die Thatſache feſt, daß die Klagen ſich mehrten „einerſeits über Ueberlaſtung der Kinder, anderſeits über deren dennoch nicht ausreichendes Elementarwiſſen“ (216 bis 218). „Vertuſchen“, ſchrieb das „Neue Wiener Frembenblatt“, „hilft nicht, ſondern ſchabet nur, und darum ſei es offen ausgeſprochen, daß die Volksſchulen der Commune Wien entſchieden zurückgegangen ſind. Die Mittelſchulen ſprechen ein vernichtendes Urtheil über die wahrhaft horrende Orthographie; von der Satz- und Sprachlehre haben die Beſten nur die allerſchwächſten Begriffe, am allerärgſten iſt es mit dem Rechnen“ (215, Anm.).

Hoch über der Rechenkunſt ſtehen Zucht und Sitte; ſie ſollen die köſtlichſte Blume ſein, welche dem Boden der Schule entſproßt. Aber welch ſonderbare Blütenleſe bieten nicht z. B. die kirchenfeindlichen „Freien pädagogiſchen Blätter“ in Nr. 33 ihres Jahrgangs 1886 aus der Schulſtube! Wir werden mit verſchiedenen Schulknaben bekannt gemacht, von denen der eine, elf Jahre alt, gegen den Lehrer die Zunge herausſtreckt, der andere, ein dreizehnjähriger Burſche, gegen ihn das Meſſer zückt. Ein dritter droht, den Lehrer einſperren zu laſſen; ein vierter brüllt ihm entgegen: „Sö, i hau ihna 's Buch am Schädel“, und ein fünfter ſtößt den Lehrer, der ihn aus der Bank holen will, ſo heftig auf die Bruſt, daß dieſer einen Schritt zurücktaumelt. „Dieſe Thatſachen“, ſo ſchließt der Bericht, „lieferte Wien, und ſie ſind noch harmlos gegenüber den Fällen vollſtändiger Verkommenheit und Laſterhaftigkeit“ (228). Die gewiß nicht kirchlich gehaltene „Bürgerſchule“ bringt am 1. December 1887 an erſter Stelle eine Abhandlung über „Befehl und Gehorſam“, in welcher Einer im Namen Vieler ſchreibt: Man habe berathen, „welche Maßregeln die Schule ergreifen ſoll, um der erſchreckend zunehmenden Verrohung und Entſittlichung der Jugend vorzubeugen. Wir müſſen geſtehen,“ ſo fährt er fort, „daß das Reſultat dieſer Berathung ein höchſt klägliches, für die moderne Schule ein niederſchmetterndes genannt werden muß.“ Es iſt „uns allen klar, daß die moderne Schule nicht im Stande iſt, ihrer

erziehlichen Aufgabe gerecht zu werden“ [1] (230). Bedürfen diese Sätze noch einer Erläuterung und Bestätigung, so liegt dieselbe in dem Antrage, welcher im Jahre 1888 im Wiener Gemeinderath gestellt worden ist: „Der Gemeinderath der Stadt Wien möge, um die überhandnehmende Verrohung und Verwilderung der schulpflichtigen Jugend hintanzuhalten, sich mit der Frage der Errichtung von Besserungsanstalten befassen und bald möglichst eine solche ins Leben rufen“ [2] (227).

Das sind Bilder aus der confessionslosen Schule in Oesterreich. Wir wissen wohl, noch gibt es zahlreiche österreichische Lehrer, welche besser sind, als ihr System. Sie haben nicht vergessen, was ihnen die christliche Mutter gelehrt; selbst inmitten schlechter Lehren und böser Beispiele sind sie unversehrt geblieben, wie die Jünglinge im Feuerofen. Den Lehrern von Galizien, Dalmatien, Krain, Bukowina wird sogar nachgerühmt, daß sie in ihrer Gesammtheit auf dem Felsenboden christlicher Gesinnung stehen. Ueberhaupt hat in den letzten Jahren inmitten der Lehrer ein Zug zum Besseren sich kundgegeben. Andere arbeiten wenigstens der Kirche nicht entgegen. Aber dabei bleibt bestehen, daß Oesterreich ein Heer von Lehrern ernährt, wie wir sie eben gezeichnet: Bannerträger des Unglaubens, Sturmböcke des Freimaurerthums in seinem Kampfe wider die Kirche. Tausende und aber Tausende christlicher Kinder sitzen ihnen zu Füßen. Können christliche Eltern ruhig schlafen, solange sie ihre Kinder in den Händen solcher Lehrer wissen?

Zweimal standen die Türkenheere vor den Mauern Wiens. Das Kreuz auf dem Stephansthurme erzitterte. Bereits schien es, der Halbmond sollte auf den Zinnen der Kaiserburg triumphiren. Christliche Tapferkeit hat das eine wie das andere Mal das Erbe Rudolfs von Habsburg gerettet. Schlimmer als äußere Feinde sind die inneren. Gehetzt und geleitet von der Freimaurerei, sucht in unseren Tagen ein ansehnlicher Theil der österreichischen Lehrerschaft vom Herzen des Kaiserstaates aus das Gift des Unglaubens in die Adern des Volkes zu treiben. Gelingt ihm sein Werk, so stürzt mit dem Altar auch der Thron, ähnlich wie vor 100 Jahren in Frankreich. Möchte endlich Oesterreich sich aufraffen! Möchten, wie in den Tagen Starhembergs und Sobieski's, christlicher Glaubensmuth und

---

[1] Die Bürgerschule. Eine pädagogisch-didaktische Zeitschrift. Organ des Vereines „Bürgerschule“ in Wien. 12. Jahrg. Wien 1887. S. 361.

[2] So berichtet die Niederösterreichische Schulzeitung a. a. O. S. 290.

opferfreudige Kaiſertreue ſich verbinden, um im Kampfe gegen den innern Feind des Chriſtenthums Thron und Altar vor dem Untergange zu bewahren! Das Signal zu dieſem Kampfe iſt gegeben, und die Begeiſterung, mit welcher in dieſen Tagen die glorreiche Katholikenverſammlung zu Wien die Erkämpfung der confeſſionellen Schule aufgriff, wird ſich über ganz Oeſterreich ausbreiten und die Sache des Glaubens zum Siege führen.

L. v. Hammerſtein S. J.

Die Aſtronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Schluß.)

6. Schließen wir uns nun in Gedanken einem nicht periodiſchen, alſo in paraboliſcher oder hyperboliſcher Bahn dahineilenden Meteorſtrome oder Kometen als Begleiter an, ſo werden wir hinausgeführt in die uns unermeßlich ſcheinenden Räume der Fixſternwelt bis in die unergründeten Tiefen der Milchſtraße, die aber alleſammt doch nur einen Sternhaufen umſchließen, welcher mit dem in der Andromeda vielleicht keinen Vergleich aushält.

Um die auf dieſem ausgedehnten Felde geleiſteten Arbeiten überſehen zu können, theilen wir dieſelben ſofort in zwei Hälften, die mathematiſche und die phyſikaliſche, oder mit anderen Worten, in die Unterſuchung der Lage und Bewegung der Sterne, und diejenige ihrer Helligkeit und Lichtbrechung.

Die Ortsbeſtimmung der Fixſterne, entweder durch Karten oder durch Verzeichniſſe, bildet wohl die Hauptarbeit der größeren Sternwarten, in Anbetracht ſowohl der großen Anzahl der Beobachtungen und der außerordentlichen Sorgfalt, welche die Beſtimmung der Zeit und der Inſtrumentalfehler erfordert, als auch der grundlegenden Wichtigkeit dieſer Meſſungen für alle theoretiſchen Unterſuchungen in der Mechanik des Himmels. Von neueren Sternkarten ſind zu erwähnen: der Atlas von Heis für die nördlichen und Goulds Argentiniſche Uranometrie für die ſüdlichen mit freiem Auge ſichtbaren Sterne, die Fortſetzung von Argelanders Durchmuſterung des nördlichen Himmels bis zum ſüdlichen Wendekreis für alle in kleinen Fernrohren ſichtbaren Sterne bis zur zehnten

Größe, dann für die kleinſten Sterne die Karten von Peters im Hamilton College für die Gegend des Nordpols, von denen ſchon 20 zur Vertheilung gelangt ſind, und die Fortſetzung der Karten von Chacornac durch die Gebrüder Henry in Paris für die Gegend der Ekliptik.

Während jedoch dieſe mit großen Druckkoſten verbundenen Karten mehr ein Hilfsmittel ſind für das Auge zur Erkenntniß neu auftauchender Erſcheinungen am Himmelsgewölbe, liegt der grundlegende, mathematiſche Werth dieſer Ortsbeſtimmungen in den Verzeichniſſen mit Angabe der ſogen. Coordinaten von Rectaſcenſion und Declination. An Einheitlichkeit des Planes ſtehen obenan die vor 20 Jahren begonnenen Zonenbeobachtungen der Aſtronomiſchen Geſellſchaft, unter Mitwirkung der Sternwarten in Albany, Berlin, Bonn, den beiden Cambridge, Chriſtiania, Dorpat, Gotha-Helſingfors, Karlsruhe, Kaſan, Leiden, Leipzig, Lund, Madiſon und Straßburg, welche je eine Zone von 5 oder 10 Grad Breite am Himmel für alle Sterne bis zur neunten Größe übernommen haben und die ſchon begonnenen Veröffentlichungen in einigen Jahren vollenden werden. Außer dieſen gemeinſchaftlichen Arbeiten ſind noch als hauptſächlichſte zu nennen: die in Paris unternommene Reviſion des Lalande-Katalogs von 35000 Sternen, Goulds ſüdliche Cordova-Zonen von nahezu 80000 Sternen, der Armagh-Katalog von 3000 Sternen, der von Glasgow mit 6415 und endlich der vom Cap der guten Hoffnung mit 4810 Sternen, im ganzen über eine halbe Million genau beſtimmter Lichtpunkte am Firmamente.

Als erſte Frucht dieſer Rieſenarbeit erwähnen wir die Studien über den Bau unſeres Fixſternhimmels durch Aichungen oder Sternzählungen, zuerſt unternommen von Herſchel, dann fortgeſetzt von Littrow, freilich in einer unbrauchbaren Form und wenig genau und deshalb wiederholt von Pierce, dann weitergeführt und wiederholt angeregt von Holden, ebenſo von Eppſtein in Frankfurt, endlich in großartigſtem Maßſtabe durchgeführt von Seeliger in München. Die nahezu 458000 Sterne zählende Bonner Durchmuſterung wurde von ihm in 8 Klaſſen abgetheilt (von denen die erſte alle mit freiem Auge ſichtbaren Sterne umfaßt, und jede folgende um eine halbe Helligkeitsgröße ſchwächer wird) und dann für jede dieſer Größenklaſſen auf Feldern von 5 Grad Höhe und 40 Zeitminuten Breite abgezählt. Dieſe mühſamen Zählungen gewinnen aber erſt dadurch Intereſſe, daß die Felder parallel der Milchſtraße geordnet wurden in Zonen von je 20 Grad Breite, ſo daß die erſte Zone den galaktiſchen Pol (= 12 St. 49 M. + 27° 30′) umſchließt und die

fünfte die Milchſtraße ſelbſt, als Äquator der ſo geordneten Himmelskugel. Das Ergebniß dieſer Unterſuchungen war, daß die Sterne aller Größenklaſſen zur Bildung der Milchſtraße beitragen, und zwar die dem freien Auge ſichtbaren am wenigſten, die kleinſten der Durchmuſterung hingegen am meiſten, indem gerade dieſe letzteren ſich gegen die Milchſtraße hin ſchneller anhäufen als die helleren Sterne. Es ſcheinen alſo die einzelnen Größenklaſſen nicht ihre eigenen Gruppirungen am Himmel zu bilden, ſondern ſämmtlich zur Herſtellung eines einzig abgeplatteten Sternhaufens innerhalb der Milchſtraße beizutragen.

Als weitere und nicht weniger werthvolle Frucht der Ortsbeſtimmungen ergeben ſich unſere Kenntniſſe über Fixſternbewegungen, deren wir drei Arten zu unterſcheiden haben: die parallaktiſchen Bewegungen, gleichſam den Widerſchein unſerer Erdbahn, die perſpectiviſchen Bewegungen oder den Widerſchein der Sonnenbahn, endlich die wirklichen oder Eigenbewegungen. Die parallaktiſche Verſchiebung der Fixſterne untereinander infolge unſeres jährlichen Umlaufs um die Sonne iſt nur für die allernächſten derſelben wahrnehmbar und auch für dieſe nur in den feinſten Inſtrumenten. Die gegenwärtig auf dieſem Felde thätigen Aſtronomen Brünnow und Ball, Gill und Elkin, Struve und Backlund, Hall, Gylden, Lamp und Pritchard haben in den letzten 15 Jahren die Zahl der bekannten Sternparallaxen mehr als verdoppelt. Daß dieſelbe immerhin noch ſo klein iſt, rührt vielleicht nicht ſo ſehr von dem Mangel naher Sterne her, als von dem Mangel einer Richtſchnur in der Auswahl der zu meſſenden Sterne, indem nach Ball weder die Helligkeit des Sternes noch ſeine ſtarke Eigenbewegung einen Schluß auf ſeine größere Nähe rechtfertigen.

Von einer andern ſcheinbaren Bewegung der Fixſterne, die ebenfalls nichts anderes iſt als das Spiegelbild unſerer Erdbahn, aber allen Sternen, ſeien ſie nahe oder fern, gemeinſchaftlich, infolge der Abirrung des Lichtes, ſei nur kurz erwähnt, daß Nyrén ihre ſogenannte Conſtante neu beſtimmt hat und innerhalb der Zehntel-Bogenſekunden mit den früher in Pulkowa an demſelben Inſtrumente erhaltenen Werthen übereinſtimmend findet.

Eine Schwierigkeit ſteht noch unſerer Erkenntniß der perſpectiviſchen Verſchiebung der Sterne, infolge der Eigenbewegung der Sonne, im Wege. Wie ſchon Lambert im Jahre 1761 bemerkt hat, ſehen wir in der Bewegung der Sterne nur die Reſultante ihrer perſpectiviſchen und wirklichen Bewegungen, ohne die Componenten voneinander trennen zu können.

Nur wenn die Anzahl der beobachteten Verſchiebungen ſehr groß iſt, kann man annehmen, daß die wirklichen ſich nach allen Richtungen gleichmäßig vertheilen, das Vorherrſchen einer Richtung alſo eine Folge der Perſpective ſei. Iſt nun auch anerkanntermaßen das vorhandene Material immer noch zu ſpärlich zu einer genauen Beſtimmung dieſer Perſpective, ſo beſitzen wir doch andererſeits den Vortheil zweier ganz unabhängiger Methoden, die der ſeitlichen Verſchiebungen der Sterne auf der ſcheinbaren Himmelskugel, direct zu beobachten mit dem Auge, und die radiale Verſchiebung längs der Geſichtslinie, indirect zu beobachten in der Verſchiebung der Spectrallinien. Der Fortſchritt der letzten Jahre liegt in der theoretiſchen Ausbildung der zweiten Methode durch Homan und einer vorläufigen Beſtimmung der Richtung und Schnelligkeit der Sonnenbewegung, ganz in Uebereinſtimmung mit Argelanders Reſultat nach der erſten Methode. Dadurch werden die Grenzen ſowohl für den Aper, d. h. den Ort im Sternbilde des Herkules, auf welchen unſere Sonne mit dem ganzen Planetenſyſtem hinſteuert, wie auch für die Geſchwindigkeit, zwiſchen 20 und 50 Kilometer in der Sekunde, ſo weit ſie auch noch ſind, doch innerhalb dieſer Unbeſtimmtheit zuverläſſig.

Die wirkliche oder Eigenbewegung der Sterne iſt theils geradlinig für einzelne Sterne, theils krummlinig für Doppelſterne, beide mit den oben erwähnten zwei Componenten der ſeitlichen und radialen Verſchiebung.

Die geradlinigen ſeitlichen Verſchiebungen ſind zuerſt von Halley im Jahre 1718 aus der Vergleichung neuerer Sternverzeichniſſe mit dem des Ptolemäus erkannt worden. Unter den mehr als tauſend Sternen mit Eigenbewegung, die man gegenwärtig kennt, haben einen beſondern Anſpruch auf Genauigkeit die 460 Bradley'ſchen Sterne, deren Lagen von Stone nach Auwers' Syſtem neu berechnet und mit dem Greenwicher Verzeichniſſe von 1860 verglichen wurden.

Iſt außer der Eigenbewegung eines Sternes noch ſeine Entfernung bekannt, ſo läßt ſich der Maßſtab der letztern auch an die erſtere anlegen. Unter den ſo gemeſſenen Eigenbewegungen liegen die acht ſchnellſten zwiſchen den Grenzen von 5—14 geographiſchen Meilen in der Sekunde, mit Ausnahme eines Sternes, der alle anderen bekannten überholt, mit einer Schnelligkeit von 46 Meilen, und deshalb von Newcomb der „Ausreißer" genannt wird.

Einen beſondern Reiz auf den forſchenden Geiſt des Sternkundigen üben die Töchter des Atlas, von denen Ovid ſagt:

Quae septem dici, sex tamen esse solent.

das warnende Geſtirn des Seefahrers oder die Gluckhenne des Landmannes. Unter den 571 von Wolf verzeichneten Sternen der Plejaden ſind es 53, die zuerſt von Beſſel im Jahre 1840 ihrer Lage nach genau beſtimmt und in unſeren Tagen von Elkin und Pritchard neu gemeſſen wurden, mit dem Ergebniſſe, daß unter dieſen Sternen vier Gruppen mit gleichförmiger Eigenbewegung, vier Sterne mit unabhängiger Eigenbewegung und ſechs Sterne ohne Eigenbewegung ſind. Die vier Gruppen ſcheinen alſo einen phyſiſchen Zuſammenhang zu bilden, während die letzterwähnten ſechs Sterne nur optiſch auf das Sternbild projicirt ſind.

Ein vielverſprechender, aber vielleicht noch nicht zeitiger Verſuch, in die zerſtreuten Eigenbewegungen der Sterne Syſtem zu bringen durch Annahme einer Rotation der Milchſtraße in ihrer eigenen Ebene, ward von Bolte und Ranken angeſtellt und verdient fortgeſetzte Aufmerkſamkeit.

Die Meſſung der radialen Verſchiebungen der Sterne oder Eigenbewegungen in der Geſichtslinie wurde zuerſt von Doppler (1842) als möglich ausgeſprochen, dann von Mach (1860) neu angeregt und von P. Secchi wirklich verſucht, aber erſt von Huggins im Jahre 1868 mit einigem Erfolg ausgeführt. Wie nämlich der Ton einer Dampfpfeife bei ſchneller Annäherung gegen uns ſteigt und bei ſchneller Entfernung fällt, alſo die Schallwelle im erſten Falle ſich verkürzt, im zweiten verlängert, ſo mußte es offenbar auch mit den Lichtwellen im Spectrum eines Sternes ſein, der auf uns zukommt oder ſich von uns entfernt. So einfach und ausgebildet indeſſen dieſe Theorie auch iſt, ſo ſchwierig und weit zurück iſt noch die Beobachtung. Erſt im Jahre 1876 gelang die Feuerprobe dieſer Methode an den beiden Sonnenrändern, die ſich nach bekanntem Geſetze in entgegengeſetzter Richtung bewegen, und kürzlich auch an der Bahn des Sirius, die aus den ſeitlichen Verſchiebungen dieſes Sternes berechnet war und im Jahre 1876 eine Entfernung des Sternes um 5 geographiſchen Meilen in der Sekunde ergab, im Jahre 1881 hingegen einen Stillſtand und im Jahre 1884 wieder eine Annäherung um 5 Meilen in der Sekunde. Erſt nachdem die unruhig hin und her ſchwirrenden Spectrallinien dieſe feine Probe beſtanden hatten, konnte man Vertrauen in die Beobachtung ſetzen. In Greenwich ſind ſeit 15 Jahren etwa 50 der hellſten Sterne ſo gemeſſen worden; allein der Beobachter Maunder geſteht, daß weder ſeine Inſtrumente noch die Atmoſphäre von England derartigen Beobachtungen gewachſen ſeien, indeſſen Huggins, Vogel und Seabroke ſich dieſer Arbeit unverdroſſen hingeben.

Alle dieſe geradlinigen, ſowohl ſeitlichen wie radialen, Eigenbewegungen erſcheinen uns aber, wie ſchon oben erwähnt, gemiſcht mit der perſpectiviſchen und können erſt nach Anſammlung eines größern Beobachtungsmaterials von dieſer bloß ſcheinbaren nach einer gewiſſen Himmelsrichtung hintreibenden Componente befreit werden. Nicht ſo verhält es ſich mit der krummlinigen Bewegung zweier oder mehrerer Sterne um ihren gemeinſchaftlichen Schwerpunkt. Die Verſchiebung unſeres Beobachtungsortes im Himmelsraume kann wohl die Lage einer elliptiſchen Doppelſternbahn ändern, nicht aber ihre Geſtalt. Bekannt ſind die Altväter dieſes anregenden Zweiges der Sternkunde, Herſchel und die beiden Struve, und zahlreich die Schüler, die Schritt für Schritt das Daſein unſerer telluriſchen Schwerkraft bis an die äußerſten Grenzen der Fixſternwelt verfolgten, Doberk und Gledhill in England, Flammarion in Frankreich, der polniſche Baron Dembowski in Italien, Schiaparelli in Mailand, Engelmann in Dresden, Perrotie in Nizza. Das Harvard College lieferte 350 Doppelſterne, die Sydney-Sternwarte 1100, Burnham, damals in Chicago, über 1000 neue. Als Berechner der Bahnen thaten ſich außer den erwähnten Beobachtern hervor Peters, Gore, Powell, Celoria und andere.

Die Anzahl gut beſtimmter Doppelſternbahnen ſteigt indeſſen noch kaum über 80, da es zur Sicherſtellung der Bahnelemente nahezu eines ganzen Umlaufes bedarf, und die kürzeſte bis jetzt bekannte Umlaufszeit, beim Doppelſterne δ im Kleinen Pferd, immer noch 10—12 Jahre beträgt, alſo einem Jupitersjahre gleichkommt.

Einen Fortſchritt in der Theorie der Doppelſternbahnen verdanken wir Villarceau und Birkenmajer, welche den Einfluß der Lichtabirrung auf die elliptiſche Bahn mit in Rechnung brachten, eine Verbeſſerung, auf die übrigens ſchon von J. Herſchel, Savary und Houzeau war aufmerkſam gemacht worden.

Bilden die bis jetzt betrachteten Ortsbeſtimmungen und Bewegungserſcheinungen, als der mathematiſche und grundlegende Theil unſerer Fixſternkunde, die Hauptarbeit der Sternwarten, ſo finden wir doch auch auf phyſikaliſchem Gebiete einen Fortſchritt zu verzeichnen, wenngleich beſchränkt auf die Eigenſchaften des Lichtes. Außer dem Photometer und dem Spectroſkop kennt man noch kein Inſtrument, das uns phyſikaliſche Eigenſchaften, wie Wärme, Schall, Elektricität oder Magnetismus, aus der Fixſternwelt vermittelte.

Den Grundſtein zur Stellarphotometrie hat, wie in ſo vielen anderen Zweigen der Sternkunde, Herſchel gelegt. Argelander in Bonn,

Seidel in München, Zöllner in Leipzig, Heis in Münster und andere haben dieselbe ausgebildet, und heute sind es die Namen Schönfeld, Gould, Pickering, Pritchard, Wolff, mit welchen der Fortschritt der Sternlichtmessung unzertrennlich verbunden ist. Dieser Fortschritt tritt uns entgegen in den Größenschätzungen der Bonner Durchmusterung und den Cordova-Zonen, über eine halbe Million an Zahl und sämmtlich nach dem Augenmaß angestellt, und weiter in den drei neuen Verzeichnissen von Cambridge, Oxford und Bonn von 4260, bezw. 2786 und 972 Sternen, sämmtlich gemessen mit Photometern.

Der Unterschied in den Lichtschätzungen der Sterne mit und ohne photometrische Hilfsmittel besteht hauptsächlich darin, daß im ersten Falle bloß die Gleichheit zweier Sterne mit dem Auge geschätzt, hingegen der Unterschied durch Drehung eines Prismas oder Verschiebung eines Glaskeils gemessen wird, während im zweiten Falle Gleichheit und Unterschied vom Auge geschätzt werden nach einer willkürlich angenommenen Lichtstufe, deren Beständigkeit aber durch Vergleichung mit früheren Schätzungen geprüft wird. Das bloße Augenmaß bietet manche Vortheile vor künstlichen Hilfsmitteln: zunächst, daß es alle Sterngruppen am Himmel miteinander vergleichen läßt, während das Photometer sämmtliche Messungen auf denselben Stern bezieht, sei es ein künstlicher, wie die Petroleumlampe beim Zöllner'schen Photometer, oder ein natürlicher, wie der Polarstern bei denen von Pickering und Pritchard; ferner den Vortheil, daß das Licht nicht durch eine Reihe absorbirender Medien in das Auge gelangt, wie bei den Photometern, und endlich den, daß das Auge die Größen selbst schätzt, während die photometrischen Lichtmengen durch Rechnung in Größenklassen umzusetzen sind. Dagegen hat das Photometer, wenn einmal seine sogenannten Constanten bestimmt sind, den unläugbaren Vortheil, daß es die Lichtmengen frei von dem physiologischen Verhalten des Beobachters durch bloß mechanische Handhabung kennen lehrt.

Wir erwähnen diese Vor- und Nachtheile ausführlicher, weil die Frage gerade jetzt unter den Astronomen eine brennende ist und die Besprechung der drei obenerwähnten Sterngrößenverzeichnisse sich um dieselben dreht. Man hat hervorgehoben, daß die Cambridger Lichtschätzungen um eine halbe „Größe" unter den Oxfordern bleiben, dagegen die Wolff'schen um eine ganze „Größe" überragen können, Abweichungen, welche denen bei Anwendung des Augenmaßes wenigstens gleichkommen. Die Entscheidung der Frage, ob die einfachere schon dem Ptolemäus (138 n. Chr.) bekannte Stufenschätzung nach Größenklassen, oder die optisch-mechanische

Methode das Feld behaupten ſoll, wird davon abhängen, ob es gelingen wird, die conſtanten Inſtrumentalfehler zu beſtimmen und durch deren Ausſcheidung die Genauigkeit zu erhöhen.

Beſondere Sorgfalt hat man bei allen Helligkeitsmeſſungen auf die atmoſphäriſche Lichtauslöſchung gelegt, die vom Zenith gegen den Horizont nach einem von Laplace gegebenen Geſetze zunimmt, in Zahlenwerthen aber für jedes Klima beſonders zu beſtimmen iſt. So hat Pritchard gefunden, daß die Sterne bei 30 Grad Höhe in Kairo um eine Fünftelgröße heller ſind als in Oxford.

Um den Schwankungen der Helligkeitsſkala oder Größenſtufe, die nicht nur zwiſchen verſchiedenen Verzeichniſſen obwalten, ſondern auch zwiſchen verſchiedenen Helligkeiten in demſelben Verzeichniſſe, wie in der Durchmuſterung, wo die Stufen ſich für ſchwächere Sterne vergrößern, einigermaßen zu ſteuern, hat ſich ein Ausſchuß von Sachkundigen unter dem Vorſitze Pickerings gebildet zur Herſtellung eines Verzeichniſſes von Normalſternen von der nullten bis zur ſechzehnten Größe, die ſich in ſämmtlichen Zonen rings um das Himmelsgewölbe vertheilen ſollen.

Einer ähnlichen Schwankung der Größenangaben in den verſchiedenen nautiſchen Jahrbüchern begegnete Pickering durch Veröffentlichung einer Liſte dieſer Sterne, mit dem Mittelwerthe der bis jetzt vorhandenen Lichtmeſſungen, die bereits von der franzöſiſchen, ſpaniſchen und amerikaniſchen Marine angenommen wurde.

Mit der Helligkeitsſchätzung der Sterne hielt die Farbenſchätzung nicht gleichen Schritt. Während ſchon zu Ptolemäus' Zeiten, und wahrſcheinlich noch früher, die Sterne in ſechs Größenklaſſen getheilt wurden wie heute, mit den zwei Unterabſtufungen μείζων und ἐλάσσων, haben wir heute noch keine Farbenſkala in Zahlenwerthen, ſondern nur Umſchreibungen, ſowohl der Farbentöne als ihrer Intenſität, die gelegentlich in die Verzeichniſſe der Doppel- und veränderlichen Sterne aufgenommen wurden.

Die erſten ausſchließlichen Verzeichniſſe farbiger Sterne ſcheinen von Franks in England veröffentlicht zu ſein, eines von 3890 Sternen und ein zweites von 758, alle mit freiem Auge ſichtbaren Sterne bis über den ſüdlichen Wendekreis hinaus umfaſſend. Nur für rothe Sterne, welche ihrer wahrſcheinlichen größern Abkühlung wegen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, hatte man beſondere Verzeichniſſe von Schjellerup, Birmingham und Chambers. Das letztere gründet ſich auf zehnjährige (1870—1881) Beobachtungen mit einem vierzölligen und ſechs-

zölligen Refractor und enthält nur ſolche Sterne, welche eine entſchiedene Färbung zeigen und heller als neunter Größe ſind. Chambers hebt mit Recht hervor, daß die Farbenſchätzungen in manchen Büchern übertrieben ſind und daß kaum ein Dutzend Sterne am ganzen Himmelszelte die Benennungen „karminfarbig“ oder „rubinroth“ verdienen [1].

Wir erwähnen noch zwei Merkwürdigkeiten dieſer rothen Himmelslichter: erſtlich ihre Anhäufung in der Gegend um das Sternbild des Schwanes, die deshalb von Chambers die „rothe Himmelsgegend“ genannt wird, und dann die noch unerklärte Thatſache, daß viele der veränderlichen Sterne eine röthliche Färbung zeigen.

Mit dem regen Eifer in den Helligkeitsſchätzungen und dem Vergleichen verſchiedener Verzeichniſſe mußte naturgemäß die Entdeckung veränderlicher Sterne Hand in Hand gehen. Die Zahl derſelben iſt in den letzten 15 Jahren von 143 auf 160 geſtiegen, und namentlich die der merkwürdigen Algol- oder Finſternißſterne von ſechs auf neun. Die beiden neuen Sterne im Schwan und im Andromeda-Nebel ſind wohl noch in aller Erinnerung, der erſtere vom November 1876, der von der neunten bis zur zweiten Größe ſtieg und dann langſam auf ſeine frühere Helligkeit zurückfiel, und der letztere vom Herbſte 1885, der kaum mit freiem Auge ſichtbar wurde, dann aber für jedes Fernrohr verſchwand. Auffallend war das Spectrum dieſes Sternes, das trotz ſeiner Lichtſchwäche und trotz des hellen Hintergrundes des Andromeda-Nebels als continuirlich erkannt wurde und ſich dadurch von dem anderer neu aufleuchtender Sterne unterſchied. In dem Nebel ſelbſt wurden keine Veränderungen ähnlich denen des Sternes wahrgenommen, ſo daß Beweiſe eines phyſiſchen Zuſammenhanges beider nicht vorliegen. Um ſo freier war das Feld für Aufſtellung von Muthmaßungen über die möglichen Urſachen einer ſo plötzlichen Weltkataſtrophe. Wir erwähnen nur die Vermuthung von Monck in Irland, der Stern beſitze eine ſtarke Eigenbewegung und habe ſich in ſeinem Laufe, einem Meteor vergleichbar, durch Reibung in dem Nebel entzündet, und die andere von Seeliger in München, die beſſer mit der

[1] Dieſer Vorwurf trifft beſonders Admiral Smyth, von dem Klein ſagt, er ſei „gedankenlos genug“ geweſen, bei Sternen von der 12. und 13. Größe noch Farbenbezeichnungen zu geben, während doch jedermann zugebe, „daß ein rother Stern 13. Größe ein Unding“ ſei. Siehe Klein, Fortſchritte der Aſtronomie. Nr. 13, 1887, S. 115. Dieſer Mangel an kritiſchem Urtheil paßt allerdings ſchlecht zu dem Spotte, welchen der Admiral über phantaſiereiche Himmelsbeſchreibungen ſüdländiſcher Aſtronomen früherer Zeiten in ſeinem Cycle ausgießt.

Thatſache ſtimmt, der ſogen. Nebel ſei eigentlich ein Sternhaufe, und der plötzliche Brand ſei durch den Zuſammenſtoß zweier Sterne des Nebels verurſacht worden. Gehörte der neue Stern wirklich, und nicht bloß perſpectiviſch, dem Nebel der Andromeda an, ſo kam ſein plötzlich auflodernes Licht nicht nur aus Raumtiefen, gegen welche ſelbſt unſere Milchſtraße in einen Nebelfleck verſchwindet, ſondern durchlief auch bis zu uns einen Zeitraum von Tauſenden, ja nach Herſchel von Millionen von Jahren, ſo daß uns in jenen Tagen das nach Raum und Zeit unermeßlich ferngerückte Schauſpiel eines Weltbrandes vor die Augen trat.

Nur vier Monate nach dieſem neuen Sterne wurde von Gore in Irland der orangenfarbige ſogen. neue Stern im Orion entdeckt, der ſich aber bald als ein alter, d. h. früher überſehener Stern auswies, ſowohl durch ſeinen regelmäßig wiederkehrenden Lichtwechſel, als auch durch die dunkeln Banden ſeines Spectrums, welche ſeinen Zuſtand als weit fortgeſchritten und ſtark abgekühlt bezeichnen, ähnlich dem des rothen Sternes im Kopfe des Orion.

Sehr erwünſcht war den Beobachtern veränderlicher Sterne die Veröffentlichung der einſchlägigen Herſchel'ſchen Aufzeichnungen aus den Jahren 1795—1798 durch Pickering, und das Erſcheinen eines neuen Verzeichniſſes der veränderlichen Sterne von Chandler. Dieſes Verzeichniß enthält außer 160 periodiſch veränderlichen 12 zweifelhafte, 14 unregelmäßige, 12 neue und 27 unbeſtimmte, und zeichnet ſich aus ſowohl durch ſtrenge Ausſcheidung aller ſogen. Pſeudovariabeln, als auch durch eine geiſtreiche Art der Numerirung, welche durch keine ſpäteren Einſchiebungen mehr geſtört werden kann[1].

Doch die aſtrophyſikaliſchen Arbeiten der letzten Jahre blieben nicht bei dieſen Helligkeitsſchätzungen — gleichſam an der Oberfläche der Lichterſcheinungen — ſtehen, ſondern drangen ein in die Beſtandtheile des Sternenlichtes. Auf der von P. Secchi, d'Arreſt und Huggins eröffneten Bahn der *ſpectralanalytiſchen* Sternkunde wurde emſig weitergeſchritten in Potsdam, Cambridge, Greenwich, O-Gyalla, Wien, Lund, Meudon und an anderen Orten.

Die Eintheilung der Sterne von P. Secchi in vier Hauptarten, gegründet auf die äußeren Merkmale der Spectra, wurde von Vogel auf drei zurückgeführt, welche mehr die Entwicklungsphaſe der Sterne aus-

[1] Die Nummer jedes Sternes beſteht in ſeiner Rectaſcenſion für 1890, ausgedrückt in Zeitſekunden.

prägen ſollen. Danach gehören zur erſten Abtheilung im allgemeinen die bläulichen Sterne mit ſehr hoher Temperatur, zur zweiten die gelben in einem gewiſſen Gleichgewichte angelangten, und zur dritten die röthlichen und mehr abgekühlten Sterne. P. Secchi's dritter und vierter Typus ſind alſo hier im dritten mit zwei Unterabtheilungen vereinigt.

In Cambridge (Maſſ.) werden die Spectra aller mit freiem Auge ſichtbaren Sterne verzeichnet, ebenſo in Potsdam vom Pole bis zum Aequator, in O-Gyalla vom Aequator hinunter bis faſt zum Wendekreiſe. Dunér hat ſich 352 Polſterne vom dritten Typus ausgewählt, und Espin analyſirt die rothen Sterne bis zur neunten Größe. Die Auswahl dieſer mehr abgekühlten Sterne war eine vielverſprechende, weil die meiſten veränderlichen zu dieſer Klaſſe gehören. Konnte nun auch Dunér eine Veränderung der Spectra nicht ſelbſt wahrnehmen, ſo ſcheinen doch viele derſelben auf einen Uebergangszuſtand von einem Typus zum andern hinzudeuten. Ob der regelmäßige Helligkeitswechſel der veränderlichen Sterne auch von einem Farbenwechſel im Spectrum begleitet ſei, war ſeit Jahren eine vielbeſtrittene Frage, die jetzt von Gothard wenigſtens in Bezug auf einen Stern bejaht wird. Sollte wirklich, wie Gothard meint, der Stern β in der Leier einem regelmäßig wiederkehrenden Wechſel in der hellen Linie D_3 unterliegen, ſo würde derſelbe, auch abgeſehen von der meiſterhaften Abhandlung Argelanders über ſeinen Lichtwechſel, zu einem der geſchichtlich merkwürdigſten Sterne am Firmamente. Um die Bedeutung einer ſolchen Entdeckung in noch helleres Licht zu ſtellen, mag daran erinnert werden, daß langjährige Beobachtungen des Sternes Algol in Greenwich und Cambridge (Maſſ.) keine Spur von Spectralveränderung gezeigt haben und eben dadurch die Annahme beſtärken, daß der kurze Lichtwechſel dieſes Sternes nichts anderes ſei als eine Verfinſterung durch einen dunklen Trabanten.

Mehr jedoch als dieſe wiſſenſchaftliche, nur wenigen Fachleuten beſchiedene Beobachtungsweiſe der Sternſpectra wird uns eine leichtere anſprechen, die jedem zugänglich iſt und ihm Bewunderung einflößt über das Farbenſpiel, das der Schöpfer über das Himmelszelt ausgegoſſen hat. In dem Funkeln der Sterne, verurſacht durch die ſtrahlenbrechende Kraft und wellenförmige Bewegung der Luft, tritt uns freilich nicht das ganze Spectrum mit ſeinen hellen und dunkeln Banden entgegen, aber doch ein Theil um den andern, durch den zauberhaften Wechſel von Purpurroth zum Smaragdgrün.

Genauere Beobachtungen dieſer Lichterſcheinung wurden von Dufour

und Montigny angestellt. Sie theilten die Sterne, der Einfachheit halber, in nur zwei Gruppen: die weißblauen vom Typus des Sirius und die rothgelben vom Typus unserer Sonne, und gelangten — der erstere mit freiem Auge, der letztere mit Hilfe eines Scintillometers — zu folgenden Ergebnissen: Rothe Sterne funkeln weniger als weiße; die Stärke des Funkelns ist proportional der Dicke der Luftschicht, welche das Licht zu durchlaufen hat, und der Strahlenbrechung in dieser Höhe, ausgenommen ganz nahe am Horizont; Erdmagnetismus und Nordlichter begünstigen das Funkeln, besonders aber der Wassergehalt der Luft, sei es in Form von Dünsten oder von Regen oder Schnee. So unvollkommen auch Montigny's erstes Verzeichniß des Funkelns der Hauptsterne am nördlichen Himmel noch ist, so zeigt es doch, wie allseitig heute gearbeitet wird an dem allmählichen Aufbau einer Fixsternkunde.

Mit der Lage und Bewegung der Sterne, ihrer Helligkeit und Farbenmischung sind wohl die hauptsächlichsten Kenntnisse der Astronomie abgeschlossen. Jedoch ihre kühnsten Hoffnungen reichen noch weiter. Sind aber nicht der Sternkunde dort die Grenzen gesetzt, wo man keine Sterne mehr sieht? Der große Herschel mag die Antwort geben, indem er sein Teleskop durch die zerklüfteten Theile unseres Sternengewölbes, beispielsweise durch die sternleeren Gegenden im Scorpion und Schlangenträger, hinausrichtet auf ferne „Welten-Inseln", die gleich der unsrigen im Meere des unermeßlichen Raumes umhertreiben. Es sind dies die unauflöslichen Nebelflecke, deren der genannte Astronom mehrere Tausende verzeichnete, während man vor ihm kaum hundert kannte. Die Anzahl ist allmählich vergrößert worden, in unseren Tagen besonders durch Stephan, Vogel, Swift, Holden, Dreyer, so daß deren gegen 7000, wenigstens der Lage nach, bekannt sind. Die jüngste dieser Entdeckungen hat wohl mehr Aufsehen erregt als alle früheren, weil sie die Ueberlegenheit der photographischen Platte bewies. Es ist dies der große spiralförmige Nebel im Siebengestirn, der nach der Vermuthung von Weiß nicht nur den Stern Maia, sondern das ganze Sternbild nordwestlich vom hellsten Sterne Alkyone wie mit einem Schleier umhüllt. Aus diesem früher nie erkannten hellen Hintergrunde dieses Sternbildes erklärt sich dann auch eine Beobachtung Schmidts in Athen aus dem Jahre 1863, nach welcher der kleine Planet Hygiea während seines scheinbaren Durchganges durch die Plejaden gerade beim Sterne Elektra um eine volle Helligkeitsgröße blasser wurde.

Unsere Kenntniß über die Beschaffenheit dieser wunderlichen Gebilde beschränkt sich immer noch wie vor Jahrzehnten auf eine Eintheilung nach

ihrer äußeren Erſcheinung in unregelmäßige, regelmäßige und Doppelnebel, mit einer Unterabtheilung der regelmäßigen in ſcheiben-, ring- und ſpiralförmige; dann auf eine Eintheilung nach ihrem Spectrum in Gasmaſſen und Sternhaufen; endlich auf gegründete Vermuthung über Veränderungen in Lage und Helligkeit. Seit dem beinahe verſchwundenen Nebel im Stier, der von Hind im Jahre 1852 entdeckt wurde und jetzt nur noch in den größten Fernrohren ſichtbar iſt, waren in jüngſter Zeit beſonders der Orion- und der Omega-Nebel der Gegenſtand eingehender Unterſuchungen. Aus dem Vergleiche eigener Beobachtungen zu Waſhington mit Beſchreibungen und Zeichnungen von J. Herſchel, Lamont, Laſſel u. a. glaubte Holden, gegenwärtig Director der Lick-Sternwarte, ſchließen zu dürfen, daß im Orion-Nebel ſeit 1748 keine Veränderungen der Geſtalt, wohl aber der Helligkeit an verſchiedenen Stellen ſtattgefunden haben, im Omega-Nebel hingegen eine wirkliche Verſchiebung gegen eine kleine Sterngruppe. Gegen die letztere Anſicht hat man freilich hervorgehoben, daß eine innerhalb menſchlicher Geſchlechter wahrnehmbare Ortsveränderung in einem ſo fernen Weltgebilde nicht den winzigen Bewegungen von Planeten oder Sonnen vergleichbar wäre, ſondern geradezu einer unter unſeren Augen vor ſich gehenden Zerklüftung unſerer eigenen Milchſtraße.

Weiter hinauszugehen in dieſes Meer von Welteninſeln, um ihre innere Beſchaffenheit, ihre Achſendrehung und Eigenbewegung, ihre Entfernung und Gruppirung, ihren Zuſammenhang und Schwerpunkt, mit einem Worte: um den Bau des Weltalls, zu betrachten, dürfen wir um ſo weniger wagen, als wir nicht einmal den Bau unſeres eigenen kleinen Sternhaufens kennen.

So wäre denn unſere Weltreiſe durch die Gebiete nicht des Wiſſenswerthen, die unermeßlich ſind, ſondern des wenigen in den letzten Jahrzehnten mit einiger Sicherheit Erkannten abgeſchloſſen. Nur wenige Gegenſtände, welche gegenwärtig mit großen Erwartungen erfüllen, haben wir dabei übergangen, weil ſie nicht ſo ſehr der Vergangenheit angehören, als vielmehr der Aſtronomie der nächſten Jahrzehnte.

J. G. Hagen S. J.

Papſt und Kirchenſtaat.

(Schluß.)

Nach dem bisher Geſagten erſcheint es natürlich, daß der katholiſche Erdkreis, Biſchöfe, Prieſter und Laien, fort und fort ihre Stimme erhoben haben für die weltliche Herrſchaft des Papſtes.

Wer die Kundgebungen, welche ſeit den fünfziger Jahren bis jetzt in dieſer Richtung erfolgt ſind, ſammeln wollte, würde ohne Uebertreibung Bände mit ihnen anfüllen [1].

Wir müſſen uns darauf beſchränken, nur auf die bedeutenderen Verwahrungen aus der letzten Zeit hinzuweiſen.

Da iſt zunächſt die Erklärung der preußiſchen Biſchöfe vom 28. Auguſt 1888, und vom gleichen Tage jene der ſchweizeriſchen Oberhirten: „. . . Die Biſchöfe der Schweiz . . . erkennen, wie wichtig es iſt für das Oberhaupt der Kirche . . . geſchützt zu ſein und zu ſcheinen gegen jede Beſchränkung und in nichts von irgend einer weltlichen Macht abhängig zu ſein. . . .“ Zwei Monate ſpäter erhoben die belgiſchen Biſchöfe und in ſehr energiſcher Weiſe die holländiſchen Katholiken ihre Stimme (21. und 29. October). Raſch folgten mit ihren Erklärungen die ſpaniſchen, engliſchen, ſchottiſchen, holländiſchen und öſterreichiſchen Oberhirten. In kurzer, klarer Sprache proteſtirten die verſammelten bayeriſchen Biſchöfe: „. . . Es iſt uns, Heiliger Vater, ein Herzensbedürfniß, einſtimmig zu bekennen und zu geloben, . . . daß wir, im Verein mit Deiner Heiligkeit, die Rechte, die Freiheit, den weltlichen Beſitz des Apoſtoliſchen Stuhles zurückverlangen“ (November 1888). Hirten und Heerden in Amerika und Aſien, Afrika und Auſtralien ſchloſſen ſich den europäiſchen Katholiken an, ſo daß innerhalb weniger Monate der katholiſche Erdkreis ſich vereint ſah in der einen Forderung: Freiheit für unſer Oberhaupt, d. h. Wiederherſtellung ſeines weltlichen Beſitzes!

Was in all' dieſen Proteſten, hinter welchen Hunderte von Millionen ſtehen, geſagt wird, iſt für einen Katholiken ſo einfach, ſo klar, daß gerade hierin der Erklärungsgrund liegt für die Spontaneität und Allgemeinheit der Kundgebungen. Sehr treffend drückte dies ſchon im Jahre 1860 der Patriarch von Venedig in ſeinem Hirtenbrief aus: „Diejenigen,

[1] Wir verweiſen auf das ſechsbändige Werk: La sovranità temporale dei Rom. Pontefici propugnata dal suffragio dell' orbe cattolico. Roma 1861.

welche ſagen, daß der Papſt mehr gehört werde, wenn er ausſchließlich den himmliſchen Dingen obliegt, ſind entweder argliſtige Politiker, welche unter frommen Worten die Härte der Beraubung verbergen wollen, oder ſchwachſinnige Katholiken, welchen es an Fähigkeit gebricht, zu begreifen, daß in den Angelegenheiten dieſes Lebens das Geiſtliche und das Weltliche wie Leib und Seele miteinander verbunden ſind."

Eingehender, als die Erklärungen der Biſchöfe und Laien, müſſen wir die Kundgebungen der Päpſte ſelbſt berückſichtigen. Die Stimme des Statthalters Chriſti, welcher in dieſer wie in allen anderen Fragen das entſcheidende Wort zu ſprechen hat, muß gehört werden. Für uns Katholiken iſt ſie maßgebend; bei den anderen wird ſie immer, trotz alles Widerſtrebens, ſich Beachtung erzwingen.

Das ganze Pontificat Pius' IX. iſt angefüllt mit Verwahrungen gegen den Raub am Kirchenſtaat: „... Ganz beſonders müſſen Wir jene warnen und tadeln, welche Beifall ſpenden dem Beſchluſſe, durch welchen der römiſche Biſchof der Ehre und Würde ſeiner weltlichen Herrſchaft beraubt wird. ... Die Pflicht Unſeres Amtes fordert, daß Wir durch Wahrung der weltlichen Herrſchaft des Apoſtoliſchen Stuhles die Rechte und Beſitzungen der heiligen römiſchen Kirche und die Freiheit dieſes Heiligen Stuhles, welche mit der Freiheit und dem Heile der ganzen Kirche verbunden iſt, vertheidigen. ... Entweder wiſſen es jene Leute nicht, oder geben vor, es nicht zu wiſſen, daß ... der römiſche Papſt den Kirchenſtaat deshalb beſitzt, damit er zur Regierung der Kirche und zur Bewahrung ihrer Einheit jene Freiheit beſitze, welche zur Verwaltung des höchſten apoſtoliſchen Amtes erforderlich iſt."[1] „Offen erklären Wir, die weltliche Herrſchaft ſei dieſem Heiligen Stuhle nothwendig, damit er zum Beſten der Religion ſeine heilige Gewalt ohne irgend ein Hinderniß ausüben könne."[2] „Leicht iſt es einzuſehen, daß die weltliche Herrſchaft der römiſchen Kirche, obwohl ihrer Natur nach etwas Zeitliches, doch einen geiſtlichen Charakter annimmt durch ihre heilige Beſtimmung und durch das enge Band, welches ſie mit den höchſten Intereſſen des Chriſtenthums verbindet."[3] „Deutlich tritt hervor, wohin jene Menſchen hauptſächlich

---

[1] Allocution „Quibus quantisque" vom 20. April 1849; faſt die gleichen Worte in der Allocution „Si semper antea" vom 20. Mai 1850.

[2] Rundſchreiben „Qui nuper" vom 18. Juni 1859; vgl. dazu Allocution „Ad gravissimum" vom 20. Juni 1859, Allocution „Maximo animi nostri dolore" vom 26. Sept. 1859, Rundſchreiben „Nullis certe verbis" vom 19. Januar 1860.

[3] Apoſtoliſches Schreiben „Cum catholica ecclesia" vom 26. März 1860.

abzielen, welche in verwerflichem und gottesräuberiſchem Beginnen die weltliche Herrſchaft des römiſchen Papſtes an ſich zu reißen und zu zerſtören wünſchen. Sie erwarten nämlich, nach Unterdrückung und Beſeitigung der weltlichen Gewalt und Majeſtät des Papſtes die katholiſche Kirche um ſo leichter bekämpfen zu können." [1] „Wir erinnerten Uns mit dem hl. Ambroſius [2], daß Naboth, ein heiliger Mann und Beſitzer eines Weinberges, vom Könige angeſprochen, daß er den Weinberg abtreten möchte ... zur Antwort gab: Es ſei ferne, daß ich die Erbſchaft meiner Väter weggebe [3]. Noch weit weniger halten Wir es für erlaubt, eine ſo alte und heilige Erbſchaft, nämlich die weltliche Herrſchaft dieſes Heiligen Stuhles ... wegzugeben. ... Naboth vertheidigte ſeinen Weinberg mit dem eigenen Blute. ... Sollten Wir nicht die Freiheit des heiligen Apoſtoliſchen Stuhles, welche ſo eng mit der Freiheit und dem Heile der ganzen Kirche verbunden iſt, zu retten ſuchen? Wie zweckdienlich und nothwendig dieſe weltliche Herrſchaft ſei, um dem oberſten Haupt der Kirche die freie und ſichere Ausübung jener geiſtlichen Herrſchaft zu ſichern, welche ihm von Gott über die ganze Chriſtenheit gegeben worden, das beweiſen, wenn auch andere Gründe fehlen ſollten, mehr als zur Genüge die gegenwärtigen Vorfälle." [4]

Und wie Pius, ſo ſpricht Leo. Gleich in der erſten Allocution nach ſeiner Erhebung zur päpſtlichen Würde beklagt er die Lage des Apoſtoliſchen Stuhles, „welcher, der weltlichen Herrſchaft gewaltthätig beraubt, nicht in völlig freiem und ungehindertem Beſitz ſeiner Macht ſich befindet" [5]. „Dieſe Rückgabe (des Kirchenſtaates) zu fordern, ehrwürdige Brüder, werden Wir nicht angetrieben durch Herrſchſucht oder Ehrgeiz, ſondern durch Unſer Amt ſelbſt. ... Auch veranlaßt Uns dazu nicht bloß der Umſtand, daß zur freien Ausübung Unſerer geiſtlichen Gewalt dieſer weltliche Beſitz nothwendig iſt, ſondern auch die offenkundige Thatſache, daß es ſich beim Kampfe um die zeitliche Herrſchaft des Apoſtoliſchen Stuhles zugleich um das Heil und Glück der menſchlichen Geſell-

[1] Allocution „Omnibus notum" vom 13. Juli 1860; die gleichen Worte wiederholt in dem Apoſtol. Schreiben „Intimo moerore conflictmur" vom 10. Sept. 1860, und in der Allocution „Novos et ante hunc diem" vom 28. Sept. 1860.

[2] De Basil. trad. n. 17.

[3] 3 Kön. 21, 7.

[4] Rundſchreiben „Respicientes" vom 1. Nov. 1870; die Worte ſind genommen aus der Excommunicationsbulle „Quum memoranda" Pius' VII. gegen Napoleon I. vom 10. Juni 1809.

[5] Allocution „Ubi primum" vom 28. März 1878.

ſchaft handelt.“ [1] „Dieſe weltliche Herrſchaft des Papſtes hat etwas ihr Eigenthümliches, was ſie mit keiner andern Regierung theilt, nämlich, daß ſie Schutz und Sicherheit bietet für die Freiheit des Apoſtoliſchen Stuhles bei Ausübung ſeines erhabenen Amtes. Jeder weiß, daß die Päpſte mit dem Verluſt ihrer weltlichen Herrſchaft auch an der Freiheit Einbuße erlitten.“ [2] „Es wäre Wahnſinn, zu behaupten, daß die römiſchen Päpſte ihre Zuſtimmung dazu geben würden, mit ihrer weltlichen Souveränität auch dasjenige zu opfern, was ihnen das Theuerſte und Koſtbarſte iſt: die perſönliche Freiheit in der Regierung der Kirche.“ [3] „Wenn Wir Uns weigern, einer fremden Macht Uns zu unterwerfen; wenn Wir beharrlich auf Unſerem Rechte beſtehen, ſo geſchieht dies hauptſächlich, um mit voller und geſicherter Freiheit für das Wohl der Menſchen thätig ſein zu können.“ [4]

Wir haben alſo hier aus dem Munde der Päpſte die bündige Erklärung, daß ein inniger Zuſammenhang beſteht zwiſchen dem Beſitz ihrer weltlichen Herrſchaft und der Bethätigung ihrer päpſtlichen Freiheit. Dieſe Erklärung wurde abgegeben zu wiederholten Malen und in feierlichſter Form. Daß es die Päpſte ſelbſt ſind, welche ſo ſprechen, ſchwächt die Kraft ihrer Worte in keiner Weiſe. Auch abgeſehen von der Stellung, welche der Papſt uns Katholiken gegenüber als Haupt der Kirche einnimmt, muß jeder Vernünftige geſtehen, daß gerade in dieſer Frage ſein Wort das meiſte Gewicht hat. Denn was für die päpſtliche Freiheit nützlich oder nöthig iſt, muß doch derjenige am beſten wiſſen, welchem der Beſitz dieſer Freiheit zukommt.

Wenn man dieſes Selbſtzeugniß zurückzuführen ſucht auf Herrſchergelüſte oder dergleichen, ſo ſind ſolche Verdächtigungen leere Redensarten, aller und jeder Grundlage gänzlich bar.

Man mag auf gegneriſcher Seite immerhin ſprechen von Herrſchergelüſten der Päpſte auf *geiſtlichem* Gebiet. Wer das Papſtthum als

---

[1] Rundſchreiben „Inscrutabili“ vom 21. April 1878; vgl. italieniſches Schreiben „Da grave sventura“ an Cardinal Nina vom 27. Aug. 1878; Apoſtol. Schreiben „Militans Jesu Christi ecclesia“ vom 12. März 1881; Allocution „Convocare ad nos maturavimus“ vom 4. Aug. 1881.

[2] Allocution „Post excitatos“ vom 24. März 1884.

[3] Italieniſches Schreiben „Quantunque“ an den Cardinal Rampolla vom 15. Juni 1887.

[4] Aus der Anrede an die deutſchen Pilger vom 27. Februar 1888. Im ganzen hat Leo XIII. ſich 59mal öffentlich für die weltliche Herrſchaft des Papſtes ausgeſprochen. Dieſe Ausſprüche ſind geſammelt in der Schrift „Leone XIII. e il Potere temporale dei Papi. Roma 1888. Tipografia Vaticana“.

göttliche Veranſtaltung nicht verſteht, findet eben für deſſen ungeheuern geiſtlichen Einfluß und für das Beſtreben, dieſen Einfluß unausgeſetzt zu erhöhen, keine andere Triebfeder als menſchliche Herrſchſucht. Aber den Kampf für die Bewahrung ſeiner weltlichen Macht, für die Erhaltung des kleinen Kirchenſtaates, dem Ehrgeiz zuzuſchreiben, iſt eine ſo thörichte Beſchuldigung, daß nur blinde Leidenſchaftlichkeit ſie erheben kann. Schon früher haben wir betont, hätten die Päpſte irdiſcher Herrſchſucht nachgegeben, die wenigen Quadratmeilen des Kirchenſtaates hätten ſich zum Weltreich ausgewachſen. An Gelegenheit und Mitteln, dies zu erreichen, fehlte es nicht.

Die päpſtlichen Kundgebungen fanden wir ferner in vollem Einklang mit dem Urtheil akatholiſcher Staatsmänner und Politiker. Und dieſe Uebereinſtimmung zweier, in ihren Anſchauungen doch ſo getrennter Beurtheiler, wie Papſt und proteſtantiſcher Staatsmann es ſind, bildet einen ſchlagenden Beweis für die innere Wahrheit der Behauptung: ohne weltlichen Beſitz hat der Papſt nicht die ihm gebührende Freiheit.

Was ſoll man dann aber von den erſten 6—7 Jahrhunderten der Kirche ſagen, was von den zwei Jahrzehnten, welche ſeit dem letzten Umſturz der weltlichen Herrſchaft verfloſſen ſind? Damals wie heute beſtand doch auch die katholiſche Kirche, damals wie heute wurde ſie vom Papſte geleitet, und dennoch, damals wie heute hatte der Papſt keinen weltlichen Beſitz.

Das iſt richtig; aber hieraus ergibt ſich mit Sicherheit nur die eine Folgerung: Alſo iſt für das Beſtehen der Kirche der weltliche Beſitz ihres Hauptes nicht unumgänglich nothwendig. Keineswegs aber kann man daraus ſchließen: Alſo iſt dieſer weltliche Beſitz auch nicht nothwendig für die ungehinderte Bethätigung der vollen Freiheit des Papſtes. Im Gegentheil. Selbſt die oberflächliche Betrachtung jener Zeitabſchnitte, während welcher der Papſt keinen Kirchenſtaat beſaß, lehrt aufs deutlichſte die Nothwendigkeit dieſes Beſitzes für die volle Freiheit des Papſtes.

In der erſten Zeit von Petrus bis Sylveſter († 335) lag der Druck der Verfolgung auf Papſt und Kirche; von gebührender Freiheit für beide konnte keine Rede ſein. Nur der mächtigen Hand Gottes iſt es zuzuſchreiben, daß die Kirche dieſe Stürme überdauerte. Auf die Zeit der gewaltſamen Unterdrückung folgte als zweite Periode der Beginn des freien Lebens der Kirche von Sylveſter bis Stephan II. († 757). Die Kirche war in gewiſſem Sinne frei und wurde es von Geſchlecht zu

Geſchlecht immer mehr. Aber ihr Haupt war noch kein weltlicher Souverän, und weil er es nicht war, iſt auch dieſer Abſchnitt der Kirchengeſchichte angefüllt mit Gewaltthätigkeiten der griechiſch-römiſchen Kaiſer gegen die Perſon des Papſtes. Doch wir ſehen, wie ſchon damals mit dem allmählichen Emporkeimen des weltlichen Beſitzes auch die Freiheit der Päpſte an Umfang und Stärke gewinnt. Erſt in der dritten Periode von Stephan II. bis auf unſere Tage erlangten die Päpſte, wie den Vollbeſitz ihrer zeitlichen Herrſchaft, ſo auch die Vollkraft ihrer päpſtlichen Freiheit. Einmal in dieſer langen Zeit von 1000 Jahren wurde der Kirchenſtaat der Kirche entriſſen: und der Papſt war ein Gefangener des korſiſchen Kaiſers. Wir haben denſelben Raub ſich wiederholen ſehen: und auch Pius und Leo wurden Gefangene des ſardiſchen Königs.

Man laſſe ſich doch nicht täuſchen durch den häufig vorgebrachten ſchalen Trugſchluß: Der Papſt in den Katakomben ſo gut wie der Papſt auf dem weltlichen Fürſtenthron ſind gleichmäßig im Beſitz der vollen Freiheit; denn Gott iſt es ja, welcher mit der päpſtlichen Würde auch die dazu gehörige Freiheit verleiht. Alſo kann der Beſitz oder Verluſt des Kirchenſtaates an dieſer Freiheit nichts ändern.

Allerdings, beiden wohnt gleichmäßig das Recht inne auf die mit der Papſtwürde nach göttlicher Anordnung verbundene Freiheit. Und an dem Beſitz dieſes Rechtes wird durch den Beſitz oder Verluſt des Territoriums nichts geändert. Hier aber handelt es ſich um die ungehinderte Ausübung des Rechtes, und für dieſe behaupten wir die Nothwendigkeit des Kirchenſtaates.

Wahrheit bringt Klarheit. Das gilt, wie überall, ſo auch hier, und in unſerer unklaren Zeit mit ihren verworrenen Ideen iſt das rückhaltloſe Ausſprechen der Wahrheit eine Pflicht.

Wer die päpſtliche Freiheit als nothwendig anerkennt, der kann ſich der Folgerung nicht entziehen: Alſo muß der Träger dieſer Freiheit territoriale Selbſtändigkeit beſitzen. Zu dieſer Erkenntniß bedarf es, wie wir geſehen haben, nicht des katholiſchen Glaubens: Proteſtanten und Freidenker ſprechen dasſelbe aus. Dennoch wollen wir uns zum Schluſſe voll und ganz auf den katholiſchen Standpunkt ſtellen, und ſehen, was von ihm aus über die Nothwendigkeit des Kirchenſtaates zu ſagen iſt. Das Recht, dieſen Standpunkt einzunehmen, wird uns wohl niemand abſprechen.

Ein Katholik darf nicht daran zweifeln, oder es beſtreiten, daß unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen

der Beſitz des Kirchenſtaates nothwendig iſt, damit der Papſt in völliger Freiheit ſeines Amtes walten könne.

Am 18. Juni 1859, als in der päpſtlichen Romagna die erſten Revolutionsverſuche gemacht wurden, erließ Pius IX. „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und die anderen Oberhirten, welche in Gemeinſchaft ſtehen mit dem Apoſtoliſchen Stuhl", die Encyklika „Qui nuper". In derſelben heißt es: „Offen erklären Wir, die weltliche Herrſchaft ſei dieſem Heiligen Stuhle nothwendig, damit er zum Beſten der Religion ſeine heilige Gewalt ohne irgend ein Hinderniß ausüben könne." Dieſe feierlichen Worte des oberſten Lehrers fanden ihren Wiederhall in den Stimmen der Biſchöfe. Alle Einzelhirten belehrten ihre Heerden über dieſen Ausſpruch des Papſtes. Da erfolgte am 19. Januar 1860 in einer neuen Encyklika „Nullis certe verbis" die Beſtätigung dieſer Auffaſſung des Epiſkopats über jene päpſtlichen Worte: „Deshalb, ehrwürdige Brüder, die ihr berufen ſeid, an Unſerer Hirtenſorge theilzunehmen, die ihr mit ſolcher Glaubenskraft, mit ſolcher Standhaftigkeit und Energie euch erhoben habt zur Vertheidigung der Religion, der Kirche und dieſes Apoſtoliſchen Stuhles, fahret fort, mit noch größerer Hingabe, mit noch größerem Eifer dieſe Sache zu verfechten, und ermuntert die Gläubigen ... täglich mehr und mehr, damit ſie, unter eurer Leitung, niemals nachlaſſen, alle ihre Anſtrengungen, all ihren Eifer, alle ihre Bemühungen aufzuwenden zur Vertheidigung der Kirche, dieſes Heiligen Stuhles und ſeiner weltlichen Herrſchaft."

Doch die Angriffe der Revolution nahmen ihren Fortgang. Und Pius IX., wie einſt Pius VII., ſah ſich genöthigt zur Vertheidigung ſeiner weltlichen Herrſchaft, „welche Gott dem Stuhle des hl. Petrus verliehen hat zum Schutze der Freiheit des apoſtoliſchen Amtes, und welche zur freien Ausübung ſeiner geiſtlichen Gewalt ſo überaus nothwendig iſt"[1], zum apoſtoliſchen Richtſchwert zu greifen, um die Verletzer des Kirchenſtaates von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen: „Denn dahin iſt es gekommen, daß Wir, in die Fußſtapfen Unſerer erlauchten Vorfahren tretend, jene höchſte Gewalt anwenden müſſen, welche Uns von Gott verliehen iſt, zum Löſen oder zum Binden, auf daß die Anwendung wohlverdienter Strenge gegen die Schuldigen den übrigen zum heilſamen Beiſpiel diene."[2]

---

[1] Apoſtol. Schreiben „Cum catholica ecclesia" vom 26. März 1860.
[2] A. a. O.

Das Jahr 1862 brachte die Heiligſprechung der japaneſiſchen Martyrer. 265 Biſchöfe aus allen Theilen der Erde hatten ſich um das Oberhaupt der Kirche verſammelt. Die Zeiten waren ſchwer. Noch immer ſtand mit gewaffneter Hand die gekrönte Revolution vor den Thoren der ewigen Stadt.

Am 9. Juni hielt der Papſt ein Conſiſtorium und verlas vor den Biſchöfen die Allocution „Maxima quidem“, in welcher die Stelle vorkommt: „Wir erwähnen hier die wunderbare Uebereinſtimmung, mit welcher ihr und alle anderen Biſchöfe des ganzen katholiſchen Erdkreiſes in Briefen an Uns und Sendſchreiben an die Gläubigen ... ohne Unterlaß ... gelehrt habt, daß die weltliche Herrſchaft des Heiligen Stuhles, durch beſondern Rathſchluß der göttlichen Vorſehung dem römiſchen Papſte verliehen, nothwendig ſei, damit der römiſche Biſchof ... ſeine oberſte Gewalt und Macht, die Heerde Chriſti zu lenken und zu leiten, mit vollſter Freiheit ausüben und Fürſorge treffen könne für das größere Wohl, das Heil und die Bedürfniſſe der Kirche und der Gläubigen.“

Als der Papſt ſeine Allocution beendet hatte, trat der Cardinalbiſchof Marius Mattei an die Stufen des päpſtlichen Thrones und gab im Namen der ihn umgebenden 265 Biſchöfe folgende Antwort auf die Anſprache des Oberhauptes der Kirche: „Seit jenem hochheiligen Pfingſtfeſte, an welchem die Apoſtel Jeſu Chriſti, mit Petrus, dem Haupte der Kirche, im Gebete vereinigt, den Heiligen Geiſt empfingen, haben niemals, wie wir glauben, an eben demſelben Tage ſo viele ihrer Nachfolger den betenden Nachfolger des Petrus umſtanden, ihn lehren gehört und in der Regierung unterſtützt. ... Auch uns iſt nichts heiliger ... als einſtimmig zu erklären ... mit welcher Bereitwilligkeit wir dem anhangen, was Du als anderer Petrus lehrſt, oder von dem Du mit ſolcher Beſtimmtheit willſt, daß es feſtgehalten werde. ... Wir ſehen in der weltlichen Herrſchaft des Heiligen Stuhles etwas Nothwendiges, und ſtehen nicht an, zu erklären, daß bei der gegenwärtigen Lage der menſchlichen Dinge dieſe weltliche Herrſchaft für die gedeihliche und freie Leitung der Kirche und der Seelen durchaus erfordert ſei. ... Doch kaum noch geziemt es uns, über dieſen wichtigen Gegenſtand zu ſprechen, da wir über denſelben Dich ſo oft nicht ſo faſt reden, als vielmehr lehren gehört haben.“ Kaum war dieſe hochfeierliche Kundgebung bekannt geworden, als alle übrigen, nicht anweſenden Biſchöfe ihre Zuſtimmung

erklärten, und der Papſt hinwiederum beſtätigte dieſe Worte des geſammten Epiſkopats, indem er in ſeiner Erwiederung ſie bezeichnet „als hervorragendes Zeugniß für das Band der Liebe, wodurch die Hirten der katholiſchen Kirche nicht nur unter ſich, ſondern auch mit dieſem Lehrſtuhl der Wahrheit aufs innigſte verbunden ſind“ [1].

Endlich gehört hierher der Ausſpruch des jetzt regierenden Papſtes, Leo XIII., „daß dieſer weltliche Beſitz zur freien Ausübung der geiſtlichen Gewalt nothwendig ſei“ [2].

Alſo die ganze lehrende Kirche, Papſt und Biſchöfe, verkünden feierlich: Unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden iſt die weltliche Herrſchaft des Apoſtoliſchen Stuhles für die freie Leitung der Kirche nothwendig. Daran zu zweifeln, nämlich daß Papſt und Biſchöfe dies verkündet haben, iſt unmöglich.

Als oberſter Hirt und Lehrer wendet ſich der Papſt an die ganze Kirche. Die Biſchöfe des Erdkreiſes nehmen das Wort des lehrenden Papſtes auf und vermitteln es den Gläubigen; und wiederum als oberſter Hirte und Lehrer heißt der Papſt gut, was die Biſchöfe gethan haben. Alſo, ſchließen wir mit Recht, enthält dieſer Ausſpruch von der Nothwendigkeit des weltlichen Beſitzes unfehlbare Wahrheit; alſo iſt es jedem Katholiken verwehrt, dieſe Nothwendigkeit zu bezweifeln oder zu beſtreiten.

Dem einen oder andern unſerer Leſer mag vielleicht auf den erſten Blick dieſer Schluß befremdlich erſcheinen. Der Ausſpruch über die Nothwendigkeit weltlichen Beſitzes ſoll unfehlbare Wahrheit enthalten? Gehört denn dieſe Nothwendigkeit zum Schatz der geoffenbarten Wahrheit, und will man etwa die Aeußerungen des Papſtes und der Biſchöfe hierüber zum Dogma, zum eigentlichen Glaubensſatz erheben? Keines von beiden. Aber dennoch bleibt, was wir ſagten, beſtehen.

Der Kirche Chriſti iſt durch ihren göttlichen Stifter die Unfehlbarkeit, die Irrthumsloſigkeit verheißen worden bei allen Entſcheidungen, welche die durch Schrift oder Tradition von Gott geoffenbarte Wahrheit zum Gegenſtand haben. Zu dieſer in Schrift oder Tradition enthaltenen Offenbarungswahrheit gehört, wir wiederholen es, der Ausſpruch von der Nothwendigkeit weltlichen Beſitzes nicht; und inſofern nur eine Offenbarungswahrheit eigentlicher Glaubensſatz, Dogma werden kann, bildet

[1] Collectio Lacensis VI, 880—890.

[2] Encyklika „Inscrutabili“ vom 21. April 1878.

eine Entſcheidung über dieſe Nothwendigkeit niemals einen dogmatiſchen Lehrſatz [1].

Allein damit die Kirche im Stande ſei, unfehlbar ſicher über die eigentlichen Glaubenswahrheiten zu entſcheiden, muß ſie offenbar mit gleicher Irrthumsloſigkeit ihr Urtheil abgeben können über alles, was zu dieſen Glaubenswahrheiten in innerer, nothwendiger Beziehung ſteht. In einer ſolchen Beziehung zu eigentlichen Glaubenswahrheiten ſteht aber der weltliche Beſitz der Päpſte. Denn es iſt Glaubenswahrheit, daß der Kirche, daß dem Papſte vollkommene Freiheit gebührt in der Leitung der ihm anvertrauten Heerde. In ihrer Bethätigung iſt aber dieſe Freiheit abhängig von äußeren Verhältniſſen, iſt angewieſen auf den Gebrauch äußerer Mittel, und dieſe Mittel ſtehen ſomit in innerer, naturnothwendiger Beziehung zur Freiheit ſelbſt. Alſo kann auch die Kirche mit unfehlbarer Sicherheit jene Mittel bezeichnen, welche, je nach den Zeitverhältniſſen, für die Ausübung ihrer gottgewollten Freiheit ſei es nützlich, ſei es nothwendig ſind. Für unſere Zeit hat ſie nun den weltlichen Beſitz als ein nothwendiges Mittel zur Wahrung der ihr gebührenden Freiheit erklärt, und der katholiſche Erdkreis verehrt in dieſem Ausſpruch untrügliche Wahrheit.

Aus den Worten des lehrenden Papſtes und der Biſchöfe geht ferner hervor, daß dieſe Nothwendigkeit des weltlichen Beſitzes keine abſolute, ſondern eine relative iſt. Relativ, weil ſie ausgeſprochen wurde für die gegenwärtigen traurigen Zeitverhältniſſe; relativ, weil ſie ausgeſprochen wurde für die Bethätigung der vollen, durch nichts gehinderten Freiheit des Papſtes. Und eben deshalb kann dieſer weltliche Beſitz der Kirche fehlen, wie er ja mehrere Jahrhunderte hindurch ihr gefehlt hat. Denn nur jenes wird nie und nimmer der Kirche fehlen, was zu ihrem Beſtande unumgänglich nothwendig iſt. Wohl aber kann Gott aus höchſt weiſen Abſichten zulaſſen, daß durch die Bosheit der Menſchen vieles ſeiner Kirche genommen und geraubt wird, was zu ihrem Gedeihen und zu ihrer Wirkſamkeit höchſt nützlich, ja ſelbſt relativ nothwendig wäre.

---

[1] Eine unverantwortliche Unwahrheit verbreitet über dieſen Punkt die jüdiſche „Neue Freie Preſſe“. In ihrer Nummer vom 22. December 1888 ſchreibt ſie, Leo XIII. habe als Biſchof von Perugia in einem Hirtenbrief vom 12. Februar 1860 „die Frage der weltlichen Herrſchaft geradezu zu einer Glaubensfrage geſtempelt“. Das gerade Gegentheil iſt die Wahrheit. Der damalige Cardinal-Biſchof ſagt in dem erwähnten Hirtenbrief: „E falso che alcun cattolico tenga per dogma il dominio temporale del Papa: e ci è voluta l'ignoranza o la malizia dei nemici della Chiesa per asserirlo.“

Wir wiſſen nicht, welche Wege Gott der Herr ſeine Kirche in nächſter Zukunft führen wird. Eines zwar ſteht feſt, durch das Wort Chriſti verbürgt: „Ich werde bei euch ſein bis zum Ende der Tage“ und: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen“. Aber Chriſtus war auch bei der Kirche der Katakomben, bei der Kirche der Martyrer; die Pforten der Hölle vermochten auch nichts gegen die Kirche zur Zeit der blutigen Verfolgung, der gewaltthätigen Unterdrückung. Daß Aehnliches ſich wiederholt, iſt alſo trotz des göttlichen Schutzes nicht ausgeſchloſſen, und in der glorreichen und ſiegreichen Geſchichte unſerer Kirche iſt ein Papſt als Gefangener, ein Papſt als Flüchtling, ein Papſt als Martyrer wahrlich nichts Neues. Aber darum handelt es ſich hier nicht. Nicht was Gott in ſeinen unerforſchlichen Plänen zu thun beabſichtigt, iſt die Frage, ſondern was wir angeſichts der Zeitlage zu thun haben. Und die Antwort iſt leicht. Wir Katholiken müſſen den weltlichen Beſitz des Heiligen Stuhles zurückfordern, laut, dringend, ohne Unterlaß, ohne Ermüdung. Wie innig er mit den wichtigſten Rechten des Papſtthums zuſammenhängt, mit ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit, haben wir geſehen. Seine Zerſtörung iſt und bleibt ein Angriff auf die göttliche Aufgabe des Papſtes, die Kirche Chriſti ungehindert zu leiten. Der Kampf für den irdiſchen Beſitz der Päpſte iſt ſomit ſchließlich und endlich ein Kampf für die Freiheit unſerer Kirche.

Dieſe Rückſicht iſt es, welche wir vor allem im Auge behalten müſſen, und dieſe eminent bedeutungsvolle Erwägung rechtfertigt unſere ausführliche Behandlung.

Es iſt ein glückliches Zuſammentreffen, daß wir dieſe Worte ſchreiben können in dem Augenblick, wo Tauſende und Tauſende Katholiken in öffentlichen Verſammlungen einmüthig dieſelbe Sprache führen. Portugal, Spanien und Oeſterreich, das alte, katholiſche Oeſterreich, haben der Welt das Schauſpiel gegeben lebendigen Glaubens und friſcher Thatkraft. Vom fernen Strande des Atlantiſchen Oceans bis tief in das Herz Europa's hinein erſcholl der Ruf nach Rückgabe des Geraubten, nach Wiederherſtellung des weltlichen Beſitzes der Kirche. Ausführlich haben die Tagesblätter berichtet über die für jedes katholiſche Herz ſo erhebenden Vorgänge zu Oporto, Madrid und Wien.

Auf dem Katholikentage zu Madrid ſchloß Sanchez de Caſtro unter brauſendem Beifallsſturm ſeine Rede mit folgenden Sätzen: „Die Beſitzergreifung Roms iſt ein Raub, der nicht einmal durch die ſofortige

Herausgabe geſühnt werden kann. Die römiſche Frage lebt und wird leben, ſolange Rom beſteht; und in immer ſtärkerem Maße wird ſie die Aufmerkſamkeit der katholiſchen Welt auf ſich lenken. Nichts ſchwächt ſie ab, weder jetzt noch ſpäter. Wir haben Throne fallen geſehen und weltliche Dynaſtien ſtürzen, und jeder von uns ſieht, wie ſich die gegenwärtige Generation verändert und im ewigen Wechſel der Vergeſſenheit anheimfällt; die römiſche Frage aber iſt die Frage der Fragen, welche nie veraltet. Und der gefangene Prieſter iſt es, nach dem ſich ſtets die Augen aller richten. Der ganze chriſtliche Erdkreis fühlt ſich beraubt; denn in die römiſche Frage iſt eingeſchloſſen der Friede und die Freiheit der Gewiſſen und die Schätze der himmliſchen Hoffnungen. . . . Und hierfür ſollen denn auch die Katholikencongreſſe ihre mächtige Stimme erheben und ſollen über den ganzen Erdball die Idee von der unumgänglichen Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes tragen. Denn die gegenwärtige Lage des Heiligen Vaters iſt die des Vergewaltigten — sed nil violentum durabit. So werden denn auch die jetzigen Machthaber von Italien eine Enttäuſchung erleben, denn Rom iſt zu groß für die Hauptſtadt eines Königreiches. *Rom iſt die Hauptſtadt der Welt und der geheiligte Beſitz des chriſtlichen Erdkreiſes.* Die Unzahl ſeiner Kirchen und religiöſen Monumente, ſeine Säulen und Obelisken, ſeine unvergleichlichen Muſeen und Bibliotheken, alle Schätze der Kunſt, welche Rom in ſich birgt, verkünden laut die Souveränität der Pontifices. *Rom gehört uns*, es gehört den Katholiken der ganzen Welt, welche durch ihre Anſtrengungen, durch ihre Pilgerfahrten, mit ihren Inſtituten, mit ihren Spenden und Gaben jene Herrlichkeiten haben ſchaffen helfen unter der Leitung der Heiligen Väter."

In Wien gab der Vorſitzende der Verſammlung, Graf Blome, in ſeiner meiſterhaften Eröffnungsrede den gleichen Geſinnungen kräftigen Ausdruck: „Chriſti Reich auf Erden iſt eine vollkommene Geſellſchaft, ein organiſch gegliedertes Ganze, deſſen einzelne Theile am Wohl und Wehe, an Freud und Leid der Geſammtheit *nothwendig* participiren. Findet alſo eine Schmälerung der Rechte des oberſten Organes ſtatt, dann ſind auch alle übrigen Organe in ihren Rechten verkürzt. Wird das Haupt der Kirche in ſeiner Unabhängigkeit und Souveränität verletzt, dann iſt unſer aller Gewiſſensfreiheit bedroht; uns alle, die Katholiken des geſammten Erdenrundes, trifft jeder Eingriff in das Centrum der Kirche. Wir haben daher ein Intereſſe, und nicht nur ein Intereſſe, ſondern wir haben die Selbſterhaltungspflicht, wir haben das Recht, die Prärogative

des Heiligen Stuhles und die Freiheit der Kirche, ſoviel an uns liegt, zu vertheidigen."

Auf ſeine Aufforderung hin ſandten dann die vereinigten Katholiken der Monarchie nachſtehendes Begrüßungstelegramm an den Papſt-König in Rom: „Die Katholiken erneuern alle Proteſte früherer Katholikenverſammlungen Oeſterreichs gegen die Verletzung der unveräußerlichen Rechte der Kirche, gegen die Beeinträchtigung der Freiheit ihres oberſten Hirten, ſowie gegen die Entziehung der ihm zur Ausübung ſeines heiligen Amtes nothwendigen territorialen Unterlage. Mit der Verſicherung unverbrüchlichen Feſthaltens an ihrem Glauben und treueſter Anhänglichkeit an Chriſti Stellvertreter auf Erden fordern ſie die zur Ausübung des oberſten Lehr- und Hirtenamtes unerläßliche volle Souveränität des Papſtes in jener Ausdehnung und mit jenen Garantien, welche nur der Papſt ſelbſt zu beſtimmen hat, und erheben feierlich ihre Stimme gegen jede von welcher Seite immer ausgehende Abmachung über die Stellung des Heiligen Stuhles, welche ohne deſſen Zuſtimmung getroffen werden ſollte."

Wie wir ſchon früher hervorhoben, auch das *menſchliche Recht* iſt durch den Raub des Kirchenſtaates tief und ſchwer verletzt worden. Den älteſten und legitimſten Fürſtenthron Europa's hat man umgeſtürzt. Auch dieſe Seite der Frage verdient die höchſte Beachtung. Die einzig daſtehende geſchichtliche Entſtehung des Kirchenſtaates, fleckenlos in ſeinem Urſprung und rein von jeder Ungerechtigkeit, jeder Gewaltthat, verlangt indeſſen eine eigene Darſtellung.

Einſt trug Gott dem Propheten Iſaias auf, eindringlich dem Volke ſeine Frevel vorzuhalten: „Rufe, laſſe nicht ab, wie eine Poſaune erhebe deine Stimme" (Iſ. 58, 1).

Wenden wir auf uns dieſe Mahnung an. Rufe, laſſe nicht ab, katholiſches Volk! Was du forderſt, iſt ein Recht, heilig nach göttlichen und menſchlichen Grundſätzen. Rufe, laſſe nicht ab, katholiſches Volk; wende dich an die Gewaltigen dieſer Erde. Sie müſſen, ſie werden dich hören. Nicht im Aufruhr und in der Empörung rede zu deinen Fürſten; dieſe Sprache kennt der Katholik nicht. Aber ſprich zu ihnen in feierlichem Ernſt, in ehrfurchtsvoller Entſchiedenheit. Wie eine Poſaune erhebe deine Stimme, katholiſches Volk; der Macht dieſer Stimme werden die Hinderniſſe weichen. Dein Wort, *einmüthig* geſprochen, iſt ein gewaltiges Wort; deine Stimme iſt eine Weltmacht. Es iſt das Drängen von 220 Millionen Menſchen; vor dem Dröhnen dieſer Stimme wird verſtummen der Lärm untergeordneter politiſcher Tagesfragen.

„Rufe, lasse nicht ab, wie eine Posaune erhebe deine Stimme . . . und es werden auferbaut werden in dir die Trümmer der Vorzeit; Grundfesten für Geschlecht und Geschlecht wirst du legen, und genannt wirst du werden . . . Wegebahner zum Frieden" (Is. 58, 1. 12).

Paul von Hoensbroech S. J.

Beiträge zur Beleuchtung Nippold'scher Geschichtschreibung.

Keiner der neueren protestantischen Schriftsteller hat sich soviel mit der Geschichte des Katholicismus beschäftigt, als der Jenaer Professor Nippold, und die protestantische Kritik erschöpft sich im Lobe seiner Leistungen. Um nur ein Urtheil aus vielen anzuführen, heißt es z. B. im Theologischen Jahresbericht III. S. 223: „Auf Nippolds Geschichte des Katholicismus seit 1814, in neuer Auflage ein neues Werk, kann die protestantische Theologie und die evangelische Kirche stolz sein, wie demüthigend und beunruhigend auch der Anblick des sieghaft aufstrebenden Papstthums auf den protestantischen Leser wirken mag. Vor allem aber haben die letzten zehn Jahre geschichtlich und literarisch eine so große Fülle von berücksichtigenswerthen inneren und äußeren Offenbarungen des päpstlichen Princips gebracht, daß ein Geschichtsforscher wie Nippold, der seine Augen überall hat und auch die entlegenste Erscheinung mit sicherem Griff in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen versteht, den Stoff unter den Händen wachsen fühlt und sich veranlaßt sieht, seine Darstellung nicht nur zu erweitern, sondern auch neu zu gestalten. Jeder, der die frühere Auflage auch nur in Händen gehabt hat, wird zugestehen müssen, daß das vorliegende Werk ihr nur so weit ähnlich ist, wie der gereifte Mann noch mit seiner Knabenzeit zusammenhängt. . . Mit besonderer Ausgiebigkeit sind die kirchlichen Zustände Frankreichs und der Schweiz behandelt, vornehmlich aber die Missionsgebiete der papistischen Propaganda in Nordeuropa und Amerika. Wir verweisen da vornehmlich auf die Abschnitte über England mit seinem Puseyismus und Hochkirchenthum, mit seinen Conversionen und ritualistischen Neigungen."

Ein Kenner katholischer Zustände, der auch nur flüchtig das Werk Nippolds gelesen, wird die Ueberschwänglichkeit dieser Lobsprüche nicht

begreifen können und die Erklärung hierfür in dem protestantischen Vorurtheil des Recensenten und in dessen Unwissenheit finden. Mag immerhin Nippolds Geschichte des Katholicismus nur deswegen gelesen und bewundert werden, weil sie voll gehässiger Ausfälle gegen alles Katholische, und weil der Verfasser ein Fanatiker und Parteimann ist, so bleibt es doch die Aufgabe der Katholiken, die Angaben und Beschuldigungen Nippolds zu prüfen und seine zahlreichen Irrthümer und Entstellungen der Wahrheit aufzudecken.

Wir beschränken uns gegenwärtig auf die Prüfung einiger Angaben, welche sich in den wenigen Paragraphen 26, 27, 28 finden und die Geschichte des Katholicismus in Großbritannien betreffen (S. 323—384). Die Leser werden dabei meist sich selbst ein Urtheil bilden können über die Kenntnisse und den Scharfsinn Nippolds und seines Recensenten. Schon die Titel der einzelnen Paragraphen sind instructiv: § 26. Die sogenannte Katholiken-Emancipation in Großbritannien. § 27. Die englischen Romfahrten und ihre Folgen für die englische Kirche. § 28. Die neue päpstliche Hierarchie in England und Schottland und die Früchte des Papalsystems in Irland. — Man erwartet im ersten Paragraphen eine gedrängte Darstellung der verschiedenen Versuche der englischen Minister und Parlamente, den Katholiken Emancipation zu gewähren; der Ursachen, welche diese so nothwendige Maßregel so lange verzögerten; der näheren Umstände, welche den Katholiken Dankbarkeit für die endlich und widerwillig gewährte Religionsfreiheit unmöglich machten. Das paßte indessen nicht in den Plan Nippolds, welcher die Emancipation der Katholiken als einen außerordentlichen Gnadenact darstellen, und Papst Pius IX. und die Katholiken Großbritanniens als die undankbarsten Menschen moralisch an den Pranger stellen will. „Pius IX. wußte, was er that, als er zum Danke für die Emancipation eine päpstliche Hierarchie neben der nationalen oktroyirte." Dieser Satz hätte nur Sinn, wenn die Katholiken sich ausdrücklich verpflichtet hätten, nichts zu thun oder zuzulassen, was der Staatskirche irgendwie mißfallen könnte, wenn die Emancipationsacte an diese Bedingung geknüpft worden wäre. Das war nicht der Fall, da die Katholiken ja nicht der Staatskirche ihre religiöse Freiheit verdankten, sondern der liberalen Partei, welche das Toryministerium Wellington-Peel zum Nachgeben zwang. Der Staatsminister Peel war thöricht genug, mit der Emancipationsacte ein Gesetz zu verbinden, welches den Pächtern, deren jährliche Einkünfte sich auf 40 Schillinge beliefen, das Stimmrecht entzog und gerade die Klasse, welche O'Connel,

den irischen Befreier und den Haupturheber der Emancipation, in das Parlament gewählt hatte, bestrafte. Mit Recht machte damals das liberale Parlamentsmitglied Brougham geltend: „ein ungeheurer Preis sei für einen großen Vortheil gezahlt worden".

Die Katholiken hatten sonach keinen Grund, der englischen Staatskirche oder den englischen Tories dankbar zu sein, um so weniger, als die Tories und die Staatsgeistlichkeit fortfuhren, die Katholiken zu bedrücken und von allen Aemtern und Würden auszuschließen. Die Katholiken erhielten keine Staatszuschüsse für ihre höheren Schulen, ihr Clerus bezog keinen Gehalt von der Regierung; der Zehnte, die anderen an den Clerus zu zahlenden Abgaben wurden nicht gleichmäßig vertheilt, sondern fielen den Staatsgeistlichen zu: die Katholiken sahen sich demnach genöthigt, ihren eigenen Clerus und den der Staatskirche zu unterhalten. Diese Last wurde jedoch viel mehr in Irland, wo die Katholiken die überwiegende Majorität bildeten, gefühlt, als in England.

Im Jahre 1850, kurz nach dem Uebertritt so vieler anglicanischer Geistlichen und Laien, konnte wohl eine Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England gefährlich erscheinen; damals konnte man die protestantischen Fanatiker mit Furcht erfüllen: seitdem ist es jedem klar und einleuchtend, daß die Aufrichtung einer katholischen Hierarchie eine rein innere Angelegenheit der Kirche war, wodurch Ordnung und Regel der katholischen Kirche bezweckt wurde. Es steht fest, daß schon Gregor XVI. sich mit dem Gedanken der Errichtung einer Hierarchie getragen und seinen Plan dem englischen Botschafter unterbreitet hat, daß dieser den Entwurf unbeachtet ließ und deshalb keinen Einspruch dagegen erhob. Um der Staatskirche keinen Anstoß zu geben, bestimmte man nur solche Städte als Bischofssitze, in denen kein Staatsbischof residirte. Der berüchtigte „Durham"-Brief von Lord Russel, den Rippold nicht kennt oder nicht verstanden hat, gibt klar zu verstehen, daß man nicht so sehr die Katholiken, als die katholisirenden Protestanten, die Tractarianer, angreifen wollte. Er sagt unter anderm: Seine Beunruhigung komme seinem Unwillen nicht gleich; er fühle, England sei stark genug, jeden äußern Feind zurückzuweisen; aber eine Gefahr beunruhige ihn mehr als irgend eine Aggression eines auswärtigen Souveräns; Cleriker der eigenen Kirche, welche die 39 Artikel unterschrieben und ausdrücklich die kirchliche Suprematie der Königin anerkannt hätten, seien am eifrigsten darauf bedacht, ihre Heerden an den Rand des Abgrunds zu führen.

Frank, Bright, Spencer Walpole, Corry, Mc. Carthy, alle stimmen darin überein, daß die Einsetzung der katholischen Hierarchie „ein politisch unbedeutendes Ereigniß gewesen, das durch die Erregung, welche es verursachte, weit wichtigere Angelegenheiten in den Hintergrund gerückt, die Massen aufgeregt und die Verständigen mit Scham und Unwillen erfüllt habe" (Bright, History of England, IV, 211—212). Rippold sieht darin eine unerträgliche Anmaßung.

Von einer pragmatischen Darstellung, von Chronologie findet sich kaum eine Spur; auf den sieben Seiten des Paragraphen 26 erfahren wir alles Mögliche von der Verfolgung der Katholiken unter Elisabeth bis hinab auf das vaticanische Concil. Daher rühren denn auch die vielen Wiederholungen, das Zusammenwerfen von Thatsachen, die weit auseinander liegen, die vielen sinnlosen Phrasen, die jeder Erklärung spotten. Hier ein Beispiel.

„Die seitherige Geschichte Irlands mag wohl als das lehrreichste Kapitel über die Segnungen des infallibeln Vaticanismus für Glauben und Sitten, für die häusliche wie für die nationale Wohlfahrt bezeichnet werden. Und die fast ununterbrochene Kette von offenen Mordthaten und geheimen Verschwörungen, durch welche jeder Act der Milde und der Toleranz von englischer Seite beantwortet wurde, stellt zugleich der Nachwirkung der britischen Romfahrten auf die folgende Generation ein eigenthümliches Prognostikon." Wenn wir der Rede dunklen Sinn nicht genügend aufhellen können, so ist das nicht unsere Schuld. Der Verfasser scheint das vaticanische Concil und die englischen Convertiten für die politischen Agitationen und die agrarischen Verbrechen Irlands verantwortlich zu machen und anzudeuten, der Papst habe durch seine Emissäre das Volk gegen die Regierung aufgewiegelt, und die englischen Convertiten hätten der Agitation in jeder Weise Vorschub geleistet. Im Lichte der Gegenwart erscheint diese Behauptung etwas komisch.

Der Leser, welcher die bei englischen Protestanten herkömmliche Ansicht über die Stellung Roms und des englischen, ja des irländischen Clerus bis hinab auf das letzte Jahrzehnt kennen lernen will, findet vollen Aufschluß in den Artikeln in Blackwoods Magazine (1888), einer ultraprotestantischen Zeitschrift. Der Verfasser macht dort geltend, wie man in Rom Pression auf die Bischöfe und den Clerus geübt, wie die Cardinäle Cullen und Mc. Cabe immer zu Gunsten der Regierung und der Landlords aufgetreten seien, wie erst durch die beiden Erzbischöfe Walsh und Croke die nationale Partei in den bischöflichen Berathungen maß-

gebenden Einfluß erlangt habe. Wenn man auch nicht allen Angaben des Verfassers Glauben zu schenken braucht, so folgt doch so viel, daß die nationale Bewegung nicht von dem Clerus ausgegangen. Im Lichte der Gegenwart, angesichts der Thatsache, daß die meisten englischen Katholiken die heftigsten Gegner von Home Rule und Unabhängigkeit der Iren sind, den englischen Katholiken die Unruhen in Irland zuzuschreiben, zeigt entweder Unwissenheit oder Bosheit. In Deutschland pflegt man wohl Römling und Reichsfeind als identische Begriffe zu betrachten, nicht so in England. Die englischen Katholiken sind Tories, die irländischen sind Nationalisten. Jeder Act der Milde und Toleranz wurde nach Nippold durch eine fast ununterbrochene Kette von Mordthaten und geheimen Verschwörungen beantwortet. Barry O'Brien in seinem Werke „Fünfzig Jahre von Zugeständnissen an Irland", die Reden der großen Führer der Liberalen, Gladstone, Morley, Harcourt, die Urtheile von Geschichtsforschern, wie Lecky, Spencer Walpole, Godkin (alle sind Protestanten), zeigen, daß das Wort Milde schlecht gewählt ist. Die Schwäche und der Eigensinn der conservativen Regierung, welche fast nie die Initiative ergriff, sondern sich immer drängen ließ und die irische Nation durch ihre Schwäche dazu anleitete, das ihr abzutrotzen, was sie gutwillig nie gewähren wollte, trägt die Schuld, daß Irland nie zur Ruhe kam. Die Darstellung Nippolds würde nur gewinnen, wenn derselbe die classischen Schriftsteller Englands mehr zu Rathe zöge.

Herrn Nippold ist „die ganze neuere Geschichte Englands voll der Versuche zur Abschaffung der drückenden Gesetze", und er meint, infolge der Halsstarrigkeit der Päpste sei den Katholiken religiöse Duldung verweigert worden. Jeder Kenner der englischen Geschichte weiß, daß diese Versuche entweder nicht ernst gemeint, oder daß die leitenden Staatsmänner den fanatischen Parlamenten gegenüber außer Stand waren, ihre Zusagen zu erfüllen. Nicht bloß die schwachen Stuarts machten den Katholiken gegenüber Zusagen von Duldung und brachen dann ihr Wort, wenn sie Widerstand beim Volke fanden; auch Cromwell und Wilhelm III. wurden Verfolger der Katholiken, je nachdem es ihnen Vortheil brachte. Der Eid, welchen die Stuarts von den Katholiken forderten, kam einer Läugnung der geistlichen Suprematie des Papstes und einer Verdammung der kirchlichen Lehre und Praxis gleich. Die Katholiken sollten nämlich die Lehre, der Papst könne die Unterthanen eines excommunicirten Fürsten vom Gehorsam entbinden, für häretisch und gottlos erklären. Die Pönalgesetze blieben demnach in Kraft, nicht durch die Schuld der Päpste, sondern infolge des Absolutismus der Stuarts.

Gehen wir zu § 27 über, ſo finden wir dieſelbe Unklarheit und Verworrenheit. Nippold will, um zu erklären, „wie es zumal unter den oberen Zehntauſend förmlich zur Mode wurde, dem Papſte den Fuß zu küſſen", neben den ſpecifiſch kirchlichen Motiven auch eine Reihe von allgemeineren, theils vorbereitenden, theils unterſtützenden Factoren in Betracht ziehen, verwirrt aber nur ſich und den Leſer. Hätte Nippold, gleich allen neueren Geſchichtſchreibern des Tractarianismus, Newmans Apologia zu Grunde gelegt und die Hauptſtellen dieſes Werkes kurz erläutert, ſtatt ganz Ungehöriges hereinzuziehen, ſo hätte er ſich ſicher weit weniger Blößen gegeben. Von einer Würdigung der leitenden Charaktere, einem Verſtändniß ihrer Eigenthümlichkeit kann bei Nippold nicht die Rede ſein.

Nippold ſcheint das Urtheil des amerikaniſchen Biographen Puſey's zu acceptiren, Puſey ſei der größte Theologe geweſen, den die engliſche Kirche jemals gehabt. Denn er fügt bei: „Gewiß iſt es für die Bedeutung eines engliſchen Theologen in hohem Grade bezeichnend, wenn er weder Erzbiſchof noch Biſchof, ja nicht einmal Dechant, ſondern nur einfacher Profeſſor geweſen iſt und gleichwohl die ganze Entwicklung ſeiner Kirche in neue Bahnen gelenkt hat." Thatſache iſt, daß Puſey wohl einen Wuſt von Gelehrſamkeit beſaß, daß er aber unfähig war, aus den gegebenen Prämiſſen einen Schluß zu ziehen. Schon der Umſtand, daß ſeit Newmans Uebertritt zum Katholicismus kein einziger hochbegabter Mann ſich den Tractarianern angeſchloſſen, daß dieſelben unfähig waren, den immer mehr um ſich greifenden Unglauben zu verhindern, beweiſt hinlänglich, wie gering das theologiſche Anſehen Puſey's war (vgl. Hatch in Ward, Reign of Queen Victoria, I, 229). Puſey war, wie alle zugeben, kein Denker, ſondern eine praktiſch angelegte Natur. Er verdankt ſeinen Ruhm der Freundſchaft Newmans und der Voreingenommenheit ſeiner perſönlichen Freunde, welche über den manchen guten Eigenſchaften, die er beſaß, ſeine Schwächen überſahen.

Newman findet natürlich keine Gnade in den Augen Nippolds, weil er Katholik geworden und Katholik geblieben iſt. Denſelben einfachhin als einen Unfreien, einen Heuchler, als einen unwiſſenden Menſchen zu bezeichnen, das will ſelbſt Nippold nicht verantworten. Es wäre jedoch eine zu ſtarke Zumuthung an die Unparteilichkeit des proteſtantiſchen Profeſſors, das Urtheil, das ganz England über den Cardinal gefällt, zu acceptiren, ihn als Ideal der tiefſten Frömmigkeit und Lauterkeit zu feiern: deswegen wird noch einmal der amerikaniſche Biograph Puſey's ins Feld

geführt, der Newman „eine ganz unbegreifliche persönliche Anziehungskraft zuschreibt, ihn aber zugleich als einen Mann von großem Autoritätsbedürfniß bezeichnet". Nippold bekräftigt den Ausspruch des amerikanischen Kritikers mit den Worten: „In der That hat Newmans Theologie etwas von dem genus varium et mutabile semper, das Virgil den Frauen beilegt." Eine weniger zutreffende Bemerkung war kaum möglich. Hätte Nippold die Werke Newmans oder auch nur seine Apologia gelesen, wäre er nur irgendwie bekannt mit der einschlägigen Literatur, den Briefen von James Hugh Rose, den Klagen Palmers ꝛc., dann müßte er, daß diese Freunde schon frühe die Befürchtung hegten, die bereits anfangs von Newman ausgesprochenen Grundsätze möchten zum Katholicismus führen, und Newman habe, ohne es zu wissen, der katholischen Kirche schon damals nahe gestanden, als er sie so eifrig bekämpfte. Nur allmählich konnte sich Newman von den Vorurtheilen gegen die katholische Lehre losmachen und sich von einer Religionsgemeinschaft trennen, für die er so viel gethan.

Hören wir über diesen Gegenstand Hutton (Essays on some of the modern Guides of English Thought, London 1888, p. 68). „In der That, die ganze Lebensgeschichte Newmans zeigt, wie absurd die Ansicht ist, welche auch von fähigen Männern getheilt worden ist, sein Leben sei ein beständiger Kampf gegen den Skepticismus gewesen. Niemand kann seine lange Reihe von Predigten, seine merkwürdige, obgleich kürzere Series von Gedichten lesen, noch viel weniger sie noch einmal lesen im Lichte seiner späteren, katholischen Schriften Anglican Difficulties, Apologia, Grammar of Assent, ohne zu der festen Ueberzeugung zu kommen, daß der Katholicismus mit seiner Denkungsart verwachsen", oder wie Hutton auch sagt: „so tief als seine Gedanken, daß der Hochkirchler in ihm so tief als sein Temperament und der Christ so tief als sein Charakter sei. Die katholische Tendenz wurde schon frühe von seinen Freunden entdeckt. Der evangelischen Richtung hat Newman nicht angehört, wenn man von einigen Jugendeindrücken absieht." Mozley (Reminiscenses of Oriel College), Pattison (Memoirs) bestätigen das Urtheil Huttons, „der Katholik habe von Anfang in Newman gesteckt".

Nippold legt bisweilen Achtung und Ehrfurcht einem Manne wie Cardinal Newman gegenüber an den Tag; um so sonderbarer sind dann Auslassungen wie die folgende: „Seine rabulistische Tendenz (es ist vom 90. Tractat die Rede) lag nur zu deutlich zu Tage. Newman hat nicht sowohl untersucht, was die 39 Artikel wirklich lehren wollten, als vielmehr den Versuch gemacht, wie sie sich drehen und deuteln ließen, um die von

deren Verfaſſern verworfenen Lehren mit ihrem Wortlaut in Einklang zu bringen. Es war eine echt jeſuitiſche reservatio mentalis, vermöge welcher das junge Geſchlecht die Verpflichtung auf das engliſche Bekenntnis umzudeuten gewöhnt wurde." Ein Brief Newmans an die Times vom 24. Januar 1863 erledigt die letztere Anklage: „Ich weiſe direct die Anklage zurück, daß ich im 90. Tractate oder anderswo das Recht beanſprucht hätte, die 39 Artikel in einem nicht entſprechenden (non natural) Sinne zu unterſchreiben. Ich behauptete, ſie müßten unterſchrieben und erklärt werden nach ihrem literalen und grammatikaliſchen Sinne; zur ſelben Zeit behauptete ich, ſie ſeien ſo abgefaßt, daß nach dem grammatikaliſchen Sinne Männer, welche in ihren Anſichten über die katholiſche Lehre weit auseinander gingen, dieſe Artikel unterzeichnen könnten." Die Zweideutigkeit und Dunkelheit vieler Stellen der ſymboliſchen Bücher, ja zahlreiche Widerſprüche wird auch Nippold nicht wegläugnen können. Daß die anglikaniſche Kirche ein Zwitterweſen iſt zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, daß die von Newman befolgte Erklärungsmethode ſich bei älteren anglicaniſchen Theologen und Biſchöfen findet, hätte kurz angedeutet werden ſollen; ebenſo, wie Newman, der jede Poſition der engliſchen Kirche bis zum äußerſten vertheidigen will, ſelbſt in den 39 Artikeln die altkatholiſche Lehre findet. Hatch (S. 367) ſagt von der Erklärungsweiſe Newmans: „Vielleicht mit bewußter Ironie werden auf die Erklärung der 39 Artikel die damals üblichen Methoden der Schrifterklärung angewandt." Dieſe Erklärung iſt, wenn man ſtatt „bewußt" „unbewußt" ſubſtituirt, nicht ganz unwahrſcheinlich.

Dem verdienſtvollen Dr. Ward wirft Nippold „weitgehende Keckheit" vor. Dr. Ward iſt der Verfaſſer des berühmten Buches Ideal of a Christian Church; er wurde ſpäter langjähriger Redacteur der Dublin Review. Obgleich ihm einige Anſichten Newmans mißfielen und er dieſelben ſcharf bekämpfte, bewahrte er ſein Lebenlang die größte Hochachtung für ſeinen alten Führer. Die Verdienſte Wards um die Philoſophie ſind in England allgemein anerkannt. Stuart Mill und Herbert Spencer betrachteten ihn als einen ebenbürtigen Gegner. Auch ſeine theologiſchen Schriften (für eine derſelben findet Herr Nippold keinen paſſendern Ausdruck als „mit echt jeſuitiſcher Rabuliſtik geſchrieben") ſind ſehr geſchätzt. Der Proceß gegen Ward und ſeine Degradation, die Nippold zu billigen ſcheint, waren ungerechte Maßregeln. Hätte Ward an ein höheres Gericht appellirt, ſo würde der Urtheilsſpruch, dem zufolge er ſeine akademiſchen Rechte verlor, wahrſcheinlich caſſirt worden ſein.

Die Unbescholtenheit, Gelehrsamkeit, tiefe Frömmigkeit, welche Oakeley kennzeichnen, können das strenge Urtheil Nippolds über ihn nicht mildern. „Er stellte die Geduld seiner bisherigen Kirchengenossen so lange auf die Probe, bis endlich der Proceß auch gegen ihn erhoben werden mußte." Das war jedenfalls nicht die Ansicht seiner Zeitgenossen, wie Nippold aus den Aufsätzen Gladstone's und den Essays von Oxenham entnehmen konnte. Besonders Gladstone findet kaum Ausdrücke genug zum Lobe Oakeley's. Als Pfarrer von St. Margaret zählte er unter seinen Zuhörern auch Gladstone und viele andere hochbegabte Anglicaner und Nonconformisten, die durch seine gedankenvollen Predigten, durch die Würde des Gottesdienstes und die Musik angezogen wurden. Oakeley, der feingebildete Mann, blieb zeitlebens auf einer der ärmsten Pfarreien Londons und zog es vor, unter armen Katholiken zu wirken, statt in hohen Kreisen zu glänzen.

Aus der Biographie William Fabers von Bowden hat Nippold nichts anderes herausgelesen als: „Wer nach einer Ueberfülle der gehässigsten Schmähausdrücke verlangt über alles, was mit der Reformation und dem Protestantismus zusammenhängt, kann kaum eine bessere Bezugsquelle finden. Sogar die Heroen der englischen Literatur, ein Milton, Shelley, Byron werden von Faber in dem verächtlichsten Tone behandelt. Sein ebenbürtiger Genosse in dieser Berserkerwuth ist sein Busenfreund W. A. Hutchinson, der sogar die Lorettofabel in einer eigenen Schrift als Geschichte darzustellen gewagt hat. Daß darin ein Mann von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung wie Dean Stanley gleich einem unwissenden Schulknaben behandelt wird, kann bei einem so correct päpstlichen ‚Historiker' kaum noch verwundern."

Faber und Hutchinson zählten bekanntlich zu den mildesten und liebenswürdigsten Charakteren, die jede persönliche Verunglimpfung ihres Gegners, jedes harte und lieblose Urtheil über Todte grundsätzlich verabscheuten. Wenn sie den Arianer Milton, den Atheisten Shelley, den Cyniker Byron nicht bewunderten, so war das ganz natürlich. Der katholische Theologe hat kein so dehnbares Gewissen, wie manche protestantische Professoren, welche alles gutheißen, was gegen die katholische Religion gerichtet ist. Stanley, der bekannte Dechant von Westminster, mit seinen verschwommenen Ideen, seiner Hinneigung zur breiten Kirche, dem jedes Dogma zuwider ist, der alle Lehrverschiedenheiten, welche sich bei den englischen Secten finden, als gleichgiltige Dinge betrachtet, ist wohl in den Augen Nippolds ein großer Gelehrter, nicht in den Augen Fabers und Hutchinsons. Sie

ſtehen nicht allein in ihrem Urtheile, wie Nippold aus Oxenhams Essays erſehen kann.

Auf derſelben Seite lieſt man dann: „Erſichtlich hat der ‚damalige Führer des religiöſen Geiſtes in England' in den mehr als 4½ Jahren, die von der Unterdrückung der Tracts for the times bis zu ſeinem Uebertritte verliefen, den letzten Schritt nicht nur immer noch vermeiden zu können gehofft, ſondern ſpeciell deshalb zu vermeiden geſucht, weil er ſeine ganze Kirche mit nach Rom herüberzuführen gedachte." Wo Herr Nippold dieſe Angabe gefunden hat, wiſſen wir nicht. Sie ſteht in directem Widerſpruche mit der Apologia und Newmans zurückgezogenem Leben in Littleworth. Wenn Newman ſeine Kirche herüberzuführen gedachte, dann hat er höchſt unklug gehandelt; dann mußte er in der Marienkirche zu Oxford bleiben und fortfahren, die beſten Talente an ſich zu ziehen. Iſt es möglich, daß Newman, wie Nippold ſelbſt anführt, in der engliſchen Kirche mehr verehrt und geliebt werde, als in der römiſchen, wenn er jene Abſicht gehabt? Das ganze England ſieht in dem Cardinal das Ideal eines reinen, ſelbſtloſen, gottgeweihten Mannes, eines Charakters, in dem kein Falſch iſt. Seit der Veröffentlichung der Apologia wagen es nur wenige, den perſönlichen Charakter Newmans anzugreifen, wie Max Müller und der Earl von Malmesbury. Gladſtone, Shairp, Pattiſon, Hutton, Burgon, alle ſtimmen im Lobe Newmans überein. Plumpton in ſeiner Biographie des anglicaniſchen Biſchofes Ken glaubt ſeinen Helden nicht beſſer ehren zu können als durch eine Vergleichung mit Newman. Citate wären hier ganz unnütz: alle Parteien ſind ſtolz auf Cardinal Newman.

Auch über die literariſchen Leiſtungen des Cardinals urtheilen die proteſtantiſchen Engländer ganz anders als der Jenaer Profeſſor, dem Newmans „Geſchichte der Entwicklung der chriſtlichen Lehre" als ein Bruchſtück erſcheint. Hören wir Hutton: „Der ungeheure Werth dieſes Buches beſteht darin, daß es uns in den Stand ſetzt, die Anſprüche der verſchiedenen Confeſſionen auf Uebereinſtimmung mit der urſprünglichen Kirche zu prüfen" (S. 89). Huttons Urtheil über andere Werke, z. B. „Die Stellung der katholiſchen Kirche in England", iſt nicht minder günſtig. Die Apologia endlich iſt ein wahrhaft epochemachendes Werk, dem Newman, der kurz vorher nichts weniger als populär war, die hohe Achtung verdankt, in der er bei allen ſteht. Gerade die Apologia erlaubte dem Publikum, einen Blick zu thun in das Leben einer großen Seele, in das Herz eines Mannes, der mit ganzer Seele an ſeinen Freunden hing, dem das Leben und die Verhältniſſe in Oxford ſo theuer waren, der ſich aber,

um dem Rufe Gottes zu folgen, von allem losriß, um Katholik zu werden. Mit Bezug hierauf sagt Hutton (S. 97): „Die warme Anhänglichkeit (tenderness) seines Herzens ist so einzig wie seine Loslösung von allen irdischen Interessen." Wie verschieden davon ist die Behauptung Nippolds: „Alle Achtung vor Newmans Gelehrsamkeit und — denn auch das wollen wir auf Gladstone's Zeugniß hin annehmen — vor seiner subjectiven Ehrlichkeit.... Objectiv aber war darum doch schwerlich eine größere Unehrlichkeit denkbar, als die des 90. Tractates". Ehrlichkeit ist etwas Subjectives, man kann deshalb nicht von einer objectiven Unehrlichkeit sprechen. Wie Newman zu der Ueberzeugung gelangen konnte, der Anglicanismus sei nicht Protestantismus, sondern die ursprüngliche christliche Lehre, hätte Nippold sich selber und seinen Lesern klar machen sollen, dann wäre es ihm leicht gewesen, den Gedankengang der Tractarianer zu verstehen. Wenn man Nippolds Darstellung sorgfältig prüft, drängt sich die Ueberzeugung auf, daß er, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend Bücher zu Rathe zieht, welche vor dem Erscheinen der Apologia veröffentlicht worden sind. Der Profanhistoriker Spencer Walpole (IV, 426), Mozley (Reminiscenses), Perry (Church History III, 238) schenken Cardinal Newmans Darlegung der Gründe, die ihn zum Eintritte in die katholische Kirche veranlaßten, vollen Glauben. Dagegen spricht derselbe Perry (S. 226) „von einer extremen Uebertreibung Dr. Arnolds, die zeige, in welchem Grade die Leidenschaften erregt werden können durch einen kräftigen Versuch, längst verworfene Lehren zu erneuern". Damit erledigt sich Nippolds Behauptung: „Was man Newman mit Recht vorwerfen kann, ist, daß er so lange mit seinem Uebertritte gezögert". Schmähschriften wie Thomas Arnolds Artikel in der Edinburgh Review sind seine Quellen.

Ueber Cardinal Newmans Verhältniß zu Pius IX. und zum Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit finden sich so viele irrige Ansichten, daß wir einen Brief des Cardinals an den Guardian (September 1872) hier wiedergeben: „Herr Caper behauptet, ich hätte die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit mein ganzes Leben lang als unvereinbar mit historischen Thatsachen gehalten und trotz meiner gegentheiligen Ueberzeugung infolge des vaticanischen Concils mich gezwungen, etwas zu thun, was ich nie für möglich gehalten, als ich Katholik wurde; ich hätte nämlich infolge unverständlicher Sophismen mir eingebildet, das zu glauben, was ich in der That trotz allem nicht glaubte und nicht glauben könnte. Dieser Denkproceß und das Resultat hiervon habe mich sehr geschmerzt. Statt vieler anderen Stellen gebe ich einen Passus aus meinen ‚Reden über Er-

ziehung an den Univerſitäten' (Dublin 1852), der jedoch in der verkürzten ſpätern Ausgabe ausgelaſſen wurde. ‚Tief fühle ich, immer werde ich es bekennen — denn zum Beweiſe hierfür kann ich mich auf die zahlreichen Zeugniſſe der Geſchichte berufen —, daß in Fragen über Recht und Unrecht nichts in der Welt wahrhaft ſtark, entſcheidend und wirkſam iſt, mit Ausnahme der Stimme deſſen, dem die Schlüſſel des Reiches Gottes und die Oberaufſicht der Heerde Chriſti übertragen ſind. Dieſe Stimme iſt auch heute wie früher eine wahre Autorität, unfehlbar in der Lehre, glücklich im Befehlen, weiſe in der Leitung in ihrer eigenen Sphäre. . . .' Es iſt richtig, ich war tief, obgleich nicht perſönlich betroffen durch die Thatſache und die Umſtände der Infallibilitätserklärung, und ich ſchrieb damals einen ganz confidentiellen Brief, der verſtohlenerweiſe entwendet und veröffentlicht wurde. Die Gefühle des Erſtaunens und des Kummers, denen ich in dieſem Briefe Ausdruck gab, haben nichts zu thun mit dem Hochdrucke auf das eigene Gewiſſen, um ſich zum Bekenntniſſe eines Glaubens, den man nicht hat, zu zwingen." Der Leſer kann demnach über die Richtigkeit folgender Sätze bei Nippold entſcheiden: „In der That hat auch Newman aus ſeiner Oppoſition gegen das Infallibilitätsdogma kein Hehl gemacht." „Für den Convertiten wäre ja eine ſolche rückhaltloſe Oppoſition wie die der geborenen Katholiken ein Desaveu ſeines ganzen frühern Lebens geweſen." Ebendaſelbſt heißt es: „Mit Döllinger gemeinſam wurde ihm die Tendenz der ‚Germaniſirung' der Kirche vorgeworfen. . . . Döllingers Glaubensſtärke hat ihm dann freilich gefehlt." Wenn Herr Nippold hiermit ſagen will, der engliſche Gelehrte habe je Döllinger nahe geſtanden, an Abfall von Rom gedacht, oder mit den Altkatholiken ſympathiſirt, ſo ſetzt er ſich in directen Widerſpruch mit einem Briefe Newmans vom Jahre 1874, der an den Herausgeber der Liverpool Daily Post gerichtet iſt: „Die Behauptung, ich ſei jemals nahe daran geweſen, mich mit Döllinger und ſeiner Partei zu vereinigen, und daß nur die ernſtlichen Zureden mehrerer katholiſchen Biſchöfe mich von dieſem Schritte abgehalten, iſt von Anfang bis zu Ende grundfalſch und lächerlich. Es iſt ein Verbrechen ſeitens eines Schriftſtellers, Behauptungen aufzuſtellen, welche einem andern in den Augen ſeiner Brüder ſchaden können, ohne auch den geringſten Beweis dafür zu haben." Aus Pattiſons Memoirs erhellt, wie ſehr Newman dem deutſchen Geiſte fremd war; Bekanntſchaft mit deutſcher Literatur würde, ſo meint Pattiſon, Newman in das Lager der deutſchen Kritiker geführt haben, während er jetzt der Vorkämpfer des Autoritätsglaubens ſei.

Nur noch eine Stelle über den Cardinal, für den Nippold ein ganz auffallendes Mitgefühl an den Tag legt. „Es gibt kaum etwas Wehmüthigeres, als die Lectüre seiner Selbstbiographie.... Wie rührend die wiederholte Klage über die glücklichen Jahre von 1833—1841!... Es ist eben das Verhängniß zahlreicher Convertiten, daß sie vor der Oeffentlichkeit ihre Abschwörung nicht gut zurücknehmen können, ohne sich selbst zu prostituiren. Gerade in Newmans Fall tritt dies besonders deutlich zu Tage. Hat er doch sogar die eine Zeitlang aufrecht erhaltene Weigerung, sich durch den Friedenspapst Leo XIII. den Cardinalstitel anhängen und sich dadurch als umgekauft darstellen zu lassen, aufgeben müssen". Wie wenig Herr Nippold der Dolmetsch für die Gesinnung des Cardinals ist, mögen folgende Sätze Newmans zeigen. „Um deshalb die Protestanten vollkommen zufriedenzustellen, sofern ich es vermag, so bekenne ich hier mit einer Zustimmung, die vom Herzen kommt und absolut innerlich (nicht bloß äußerlich) ist, daß der Protestantismus die möglichst traurige Religion ist, daß der Gedanke an den anglicanischen Gottesdienst mich schaudern, und der Gedanke an die 39 Artikel mich zittern macht. Ich sollte zur englischen Kirche zurückkehren? Nein, das Netz ist zerrissen, und wir sind frei. Ich wäre ein vollständiger Narr in meinem Greisenalter, wenn ich das Land, das von Milch und Honig fließt, verließe, um in die Stadt der Verwirrung, in das Haus der Sklaverei zurückzukehren" (Oldcastle, Cardinal Newman, p. 36—37). Nippold würde uns zu Dank verpflichtet haben, wenn er die Stelle angegeben, wo Newman sich geweigert, den Cardinalstitel anzunehmen. Die Weigerung würde jedenfalls nicht mehr beweisen, als z. B. die eines andern großen Gelehrten der jüngsten Vergangenheit, des Jesuiten Franzelin, der in seiner Demuth seine einfache Stellung als Professor dem Cardinalshute vorzog, aber dem Befehle des Papstes gehorsamte. Glücklicherweise sind wir bei Cardinal Newman nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen; denn in der Rede vom 10. Mai 1879 (Tablet p. 626) sagt Newman: „Vor allem muß ich sprechen von dem Erstaunen und der tiefen Dankbarkeit, die mich erfüllt infolge der Herablassung und Liebe des Heiligen Vaters für mich, daß er mich für eine so hohe Ehre auserlesen." In der Antwort auf den Glückwunsch der englischen Katholiken sagt er: „Die meisten Menschen, wenn sie etwas Gutes thun, sterben, ohne davon zu wissen; ich nenne es sonderbar, daß ich ein Alter, welches das gewöhnliche Lebensalter übersteigt, erreichen soll, als ob ich in dieser großen Stadt, wo ich persönlich beinahe unbekannt bin, so gütige Freunde finden sollte, welche mich als ihren geistigen Wohlthäter betrachten."

Ueber die Folgen von Newmans Uebertritt erfahren wir nichts Beſtimmtes. „Je deutlicher die ‚romaniſirenden' Tendenzen der Puſeyiten zu Tage traten," ſo heißt es bei Nippold, „deſto mehr regte ſich auch im Gegenſatze zu ihnen die ‚germaniſirende' Richtung." Dieſe ſoll dann eine Kräftigung der breitkirchlichen Richtung zur Folge gehabt, aber auch eine heftige Polemik ſeitens der Anglokatholiken hervorgerufen haben, „welche von der deutſchen Reformation, der deutſchen Wiſſenſchaft und dem, was ſie deutſchen Unglauben nannten, nichts wiſſen wollten". Nippold ſieht nicht, daß er ſich widerſpricht, wenn er zugibt, daß Puſey und die Puſeyiten den Unglauben nicht zurückdrängen und von Oxford fernhalten könnten. Der Gorham-Proceß, welcher ſo viele hochgeſtellte Geiſtliche der Staatskirche berührt, wird ganz flüchtig behandelt. Nach Nippold „hat Gorham im Grunde nur die magiſche Auffaſſung der Taufe als identiſch mit der Bekehrung bekämpft". Was die magiſche Auffaſſung ſei, das zu errathen wird den Leſern überlaſſen, die noch weiter belehrt werden, die Tractarianer hätten ſehr übel daran gethan, „keine andere Auffaſſung in der Kirche dulden zu wollen, als ihre eigene". Gorham läugnete bekanntlich, daß den Kindern in der Taufe unfehlbar die heiligmachende Gnade eingegoſſen werde, und behauptete, dieſelbe werde nur bedingungsweiſe und vor der Taufe durch die Gnadenwahl Gottes verliehen. Dadurch verſtieß er zwar gegen keinen der 39 Artikel, wohl aber gegen die in der Staatskirche gebräuchliche Taufformel, derzufolge das Kind durch die Taufe wiedergeboren wird. Gorham wurde von dem niedern Gerichtshofe verurtheilt, appellirte aber an den Staatsrath, der nebſt den Erzbiſchöfen von Canterbury und York und dem Biſchofe von London ſechs Laien zu Richtern beſtellte. „Keiner der beiden Erzbiſchöfe war", wie Perry (Church History III, 276) berichtet, „theologiſch gebildet, weder die Erzbiſchöfe noch der Biſchof zählten zu den kirchlich Geſinnten; die weltlichen Richter dagegen flößten noch viel weniger Vertrauen ein, weil die antikirchlichen Geſinnungen einiger derſelben bekannt waren." Die Freiſprechung Gorhams durch dieſelben erregte daher einen Sturm des öffentlichen Unwillens und bewog viele Tractarianer, welche bisher der Kirche treu geblieben, Katholiken zu werden (1849—1850). Eine Kirche, welche ſich zur Dienerin des Staates erniedrigte, Laien als Richter in Glaubensſachen gelten und ſich alle Unbilden gefallen ließ, ſchien Männern wie den Gebrüdern Wilberforce, Allies, Manning, Maskel, Hope Scott den Namen Kirche nicht mehr zu verdienen.

Die Opfer, welche dieſe Männer brachten, werden von Nippold nicht erwähnt, ebenſo wenig ihre Talente und ihre Gelehrſamkeit. Sie erhalten

den Titel dii minorum gentium, bei denen sich in den Biographien fast nur die Familienbeziehungen verwerthen lassen. Nur zu Gunsten Mannings, der Gebrüder Wilberforce und Palmers wird eine Ausnahme gemacht; denn sie werden Führer genannt. „Vergleicht man", heißt es weiter, „die literarischen Producte der neuen und der Newman'schen Conversionsströmung, so zeigt sich unläugbar ein bedeutender Abstand. Statt der ernsten Gewissenskämpfe der frühern Zeit finden wir jetzt rhetorisches Pathos, statt der altkirchlichen Ideale steigende Werthlegung auf die äußere Weltmacht der Kirche." Rippold redet hier wieder über Dinge, die er nicht versteht; er vergißt, daß die Schriften Newmans und in vielen Fällen der persönliche Verkehr mit Newman nächst der Gnade Gottes eine Haupturſache der neuen Conversionsströmung war. Die neuen Convertiten hatten nicht mehr nöthig, den langen und beschwerlichen Weg durch das Urchristenthum zur katholischen Kirche zurückzulegen, wie Newman. Ihr Weg war kürzer, weil Newmans Erfahrungen ihnen zu gute kamen.

Wahrhaft unwürdig ist ein weiterer Vorwurf, den Rippold gegen die Convertiten vom Jahre 1850 erhebt: „Grobe Materialisirung der religiösen Begriffe mischt sich mit einem noch gröblicheren Streberthum. . . . Jene älteren Vorläufer brachten Opfer für ihre Ueberzeugung. Die jüngere Generation folgte der begünstigten Mode." Wenn, wie es beinahe scheint, Rippold ohne Verunglimpfung anderer nicht leben kann, so spare er sie wenigstens für Pamphlete auf; eine Kirchengeschichte ist jedenfalls der ungeeignetste Ort dafür. Der einzige Manning bekleidet eine höhere Stelle, ist Cardinal und Erzbischof von Westminster; alle anderen haben durch ihre Conversion keinen zeitlichen Vortheil erlangt. Selbst Manning verdankt nicht seiner hohen Würde das Ansehen, das er in England genießt, sondern seinen hohen Geistesgaben und seiner Uneigennützigkeit, und ganz besonders seiner Liebe für die Armen und Unterdrückten. Wie weit richtiger urtheilt der Laie Spencer Walpole (History of England IV, 476): „Einzelne Engländer haben große Bereitwilligkeit gezeigt, ihre Pfründen und ihre einflußreichen Stellungen aufzugeben und die Brode und Fische in der englischen Kirche mit der frugalen Kost, welche die römische Kirche gewähren konnte, zu vertauschen. So ernst und aufrichtig die Tractarianer auch waren, so zeigten sie in ihrer Gesammtheit doch nur geringe Bereitwilligkeit, vom Lande Gosen aufzubrechen und in der Wüste zu campiren."

Cardinal Manning ist ganz vorzüglich die Zielscheibe der Angriffe Rippolds. „Nachdem er . . . die englische Kirche innerlich zu revolutioniren gesucht, hat er doch mit der offenen Conversion noch bis 1851 gewartet."

Das Motiv hierfür iſt — Feigheit. Manning ging nach Rom, wurde Doctor Romanus und Affiliirter der Jeſuiten, natürlich aus Ehrgeiz, um Erzbiſchof zu werden, „denn er hat ſchon Cardinal Wiſeman während der letzten Lebensjahre beinahe in den Hintergrund gedrängt". Solche Auslaſſungen paſſen für die Kränzchen ſkandalſüchtiger alter Weiber, ſollten aber ein Buch, das der Wiſſenſchaft dienen will, nicht verunzieren.

Um die Realität bekümmert ſich Nippold ſehr wenig. Mit abſoluter Willkür, allen Thatſachen zum Trotz wird der Cardinal als Ruheſtörer und öffentlicher Angreifer der Staatskirche gekennzeichnet. Manning darf keine eigenen Ueberzeugungen haben, darf die Eigenſchaften der katholiſchen Kirche nicht hervorheben. Nein, das iſt ein ſchreiendes Unrecht. Er verdankt ſeine Erfolge nicht ſeinem apoſtoliſchen Eifer, ſondern Aeußerlichkeiten. „Die Etikette des Salons", ſagt Nippold, „hat dem römiſchen Sendling in der That das beſte Operationsfeld für ſeine fortgeſetzten Eroberungsverſuche in der vornehmen Geſellſchaft geboten. Die Höflichkeit des vornehmen Engländers hat ihm den Weg für ſeine weiteren Pläne Schritt für Schritt geebnet. Heute findet ſich kaum noch ein Aufruf zu irgend einem philanthropiſchen Werke, der nicht von dem Stellvertreter des Papſtes in England mitunterzeichnet wäre." Die zahlreichen Predigten in faſt allen Städten Englands, die Vorträge, in denen der Cardinal Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken empfiehlt, alle die Bemühungen, das Loos der Armen zu verbeſſern, laſſen wahrhaft wenig Zeit für die Etikette des Salons. Setzte nicht das ganze engliſche Volk, Proteſtanten ſowohl als Katholiken, das größte Vertrauen auf den Cardinal, dann würde er nicht mit ſolchem Beifalle überall empfangen. Das Volk findet ſeine wahren Freunde und Wohlthäter bald heraus; nicht die Höflichkeit der Engländer, ſondern ſeine unermüdete Opferthätigkeit hat Manning ſo viele Freunde gewonnen. Perry, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, bemerkt folgendes: „Der gelehrte, talentvolle und geliebte Theologe (Erzdiakon Wilberforce) trat zur römiſchen Kirche über. Sein Verwandter, ein anderer talentvoller und berühmter Erzdiakon (Manning), der gewaltigſte Prediger jener Tage, war ihm vorangegangen. In dieſen Männern, die mit den höchſten Eigenſchaften des Clerikers ausgeſtattet waren, erlitt die Kirche einen größern Verluſt, als durch die akademiſche Auswanderung frühern Datums" (III, 291). Noch ehrenvoller iſt das Zeugniß des Biſchofes von Salisbury, der an Hope Scott ſchrieb: „Wenige Prüfungen habe ich ſo ſehr gefühlt als die Trennung von zwei ſolchen Freunden, von denen ich ſo viel gelernt, die ich ſo ſehr geliebt habe und noch liebe, wie

Sie und Manning." Man braucht also fürwahr die Triumphe des Cardinals Manning nicht seinen feinen Manieren oder Einschmeichelungskünsten zuzuschreiben.

Objectivität und Unparteilichkeit, Eigenschaften, die der Verfasser so zuversichtlich beansprucht, hätten es wohl räthlich erscheinen lassen, die literarischen Leistungen der Convertiten vor und nach ihrer Conversion kurz zu besprechen. Die Aeußerung Gladstone's hätte citirt werden sollen. Derselbe sagt: „Eine unvergleichliche Schaar von Rekruten, hauptsächlich Cleriker, aber nicht ohne ein bedeutendes Laienelement, bestehend aus Männern, welche infolge ihrer Talente, ihrer Kenntnisse, ihrer Stellung und ihres Charakters competent waren, ein Urtheil zu fällen, traten in den Jahren 1840—1850 zur Kirche Roms über" (The Evangelical Movement, p. 228—229). Wo Nippold die Convertiten herabsetzen, ihre Leistungen discreditiren kann, ist er immer bereit. Der Leser würde wohl, wiederholen wir, eine kurze Angabe der literarischen Werke dieser Männer und eine Charakterisirung derselben der eingehenden Erörterung ihrer Controversschriften vorgezogen haben. Eine Classificirung derselben und ihrer Leistungen wäre gleichfalls angezeigt gewesen. Manche literarisch bedeutende Persönlichkeiten sind übergangen, so die Historiker Stevenson, Bridgett, Lilly, Knox, Estcourt, der Philosoph Harper, der Archäolog Le Page Renouf, wieder andere, wie Allies, Faber, Maskell, nicht gehörig gewürdigt.

Mit der Veröffentlichung der Apologia, seit dem Erscheinen von Pusey's Eirenicon soll die Zahl der Convertiten abgenommen haben, sollen namentlich wenige hochbegabte Männer übergetreten sein. Der erste Theil der Behauptung wird durch die Zahl der Convertiten widerlegt; der zweite Theil ist soweit richtig, als die Zahl der Gelehrten unter den hochkirchlichen Clerikern nicht so groß ist, wie zur Zeit des Tractarianismus. Das Studium der Theologie, besonders der Dogmatik und Kirchengeschichte, wird fast ganz vernachlässigt; darum treten nicht so viele Cleriker über.

Die denkwürdige Erklärung: „Solange wir Katholiken in England so schwach sind, vertritt die Kirche von England unsere Stelle", wird fälschlich Cardinal Newman zugeschrieben. Der Ausdruck, dessen sich Newman bedient hat, war „breakwater" (Wellenbrecher, Hafendamm). Ob der Cardinal noch heutzutage der Staatskirche, welche Christusläugner, Deisten und Atheisten hätschelt, diesen Ehrentitel beilegen würde, bleibt dahingestellt.

Nach Nippolds Darſtellung wäre man geneigt, anzunehmen, der Uebertritt zur katholiſchen Kirche öffne den Zugang zu Reichthum und Ehre, der Clerus könne über große Summen verfügen. Das Januarheft der Quarterly Review (1888) kann ihn eines Beſſern belehren. Was daſelbſt über die Schulden geſagt wird, welche auf katholiſchen Kirchen laſten, iſt zum großen Theile richtig. Die engliſchen Katholiken, die Ariſtokratie abgerechnet, gehören meiſt der ärmern Klaſſe an; der Mittelſtand iſt nur ſchwach vertreten. Die Erhaltung von Schulen und Kirchen verſchlingt oft mehr als die Einnahmen, da es keine dotirten Pfarreien gibt, mit Ausnahme der wenigen, welche hohen Adeligen angehören. Ohne die Geldſummen, welche der Kirche durch die Convertiten zufloſſen, wäre es, wie auch Mozley (Reminiscences) bemerkt, unmöglich geweſen, für die ſeit 1848 aus Irland einwandernde Bevölkerung Sorge zu tragen.

Des Verfaſſers Spott über Katholiken, weil ſie mit großer Ruhmredigkeit die Converſionen unter dem Adel ausposaunten, iſt übel angebracht. Die Prieſter, welche mit ſolcher Opferwilligkeit für die arme katholiſche Bevölkerung arbeiten, zeigen doch klar, daß die Seele des Armen ſo koſtbar in ihren Augen iſt, wie die des Reichen. In den „Convertitenbildern" und ähnlichen Schriften werden die Reichen häufiger erwähnt als die Armen, weil ſich mehr Facta über ihre Converſionen finden. Die Prieſter ſuchen vielfach die Uebertritte geheim zu halten, um den Eltern und Verwandten der Convertiten Verlegenheiten zu erſparen. Denn es iſt etwas ganz anderes, wenn nur der enge Familienkreis um die Converſion weiß, etwas ganz anderes, wenn dieſelbe in die Oeffentlichkeit bringt. Die Liſte, welche die Whitehall Review im Jahre 1879 brachte, rührte bekanntlich nicht von einem Katholiken her. Sich des Einfluſſes rühmen, welchen die katholiſche Kirche unter dem hohen Adel genießt, iſt übrigens doch viel unſchuldiger, als mit Nippold die Converſionen „auf das Aufkommen einer der bekannten ‚noblen Paſſionen'" zurückzuführen und die mehr hervorragenden Mitglieder des Adels, wie Denbigh, Bute, Ripon, zu verunglimpfen.

Wir haben uns ſo lange bei § 27 aufgehalten, daß wir nur noch wenige Bemerkungen über § 28 hinzufügen können. Bei der Unart des Verfaſſers, wiederholt von einem Gegenſtand zum andern überzuſpringen, iſt es erklärlich, daß die Ereigniſſe, welche in dieſem Abſchnitt beſprochen werden ſollen, ſchon vorher geſchildert worden ſind, ohne daß er es für nöthig erachtete, auf die frühere Darſtellung zu verweiſen. Nippold mag für ein ſolches Verfahren wohl ſeine Gründe haben. Wenn er ſich nicht

beständig wiederholt und mit den neuen Verunglimpfungen auch wieder die alten vorgebracht hätte, so würde sein Buch nicht so dickleibig geworden sein. In diesem Abschnitte hat Nippold sich selbst übertroffen. Wir geben eine Blumenlese mit Randglossen.

„Die Romkirche Englands zählt jetzt mit Stolz ihre Kräfte. Die von ihr abhängigen Volksschichten sind bereits so gut wie hermetisch von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen. [Die armen katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen!] Sie haben ihre eigenen Historiker in Cobbett [Protestant], Lingard [auch von Protestanten hochgeschätzt, Lehrbuch an der Universität Oxford u. s. f.], Mc. Carthy [weder aus seiner Geschichte noch aus seinen Novellen könnte man erfahren, daß er Katholik ist], ihre eigenen Romane, ihre eigenen Gedichtsammlungen (?) und Dichter, ihre eigenen Tagesblätter [nicht ein einziges] und Zeitschriften [die nur mit Mühe bestehen], ihre eigenen Tractatengesellschaften [erst lange nach 1883]." „Seit 1874 ist außerdem eine eigene ‚freie' Universität in Kensington errichtet. [Bestand nur ein paar Jahre, nie blühend.] Die Lehrer ihrerseits werden ebenfalls in Separatseminarien gebildet [einem einzigen]. Jedes Jahr erstehen neue Dome [?!] und Kathedralen [!]." „Die aus Deutschland verwiesenen Jesuiten hatten zwischen einer Reihe gleichzeitig angebotener Asyle und Vermächtnisse die Wahl. [Den Jesuiten unbekannt.] An papalen Zeitschriften und Zeitungen aller Art fehlt es auch in Schottland ebenso wenig wie an höheren und niederen Schulen [Schottland hat keine einzige irgendwie bedeutende katholische Zeitschrift]. Meisterhaft hat auch die britische Centrumspartei es verstanden, sich zum Zünglein der Wage zu machen und Whigs und Tories sich in dem Kaufpreis ihrer Stimmen überbieten zu lassen [Risum teneatis amici!]. Welches Zukunftsbild von der Gestaltung des britischen Reiches in den Köpfen der ‚loyalen katholischen Unterthanen' [soll wohl heißen radikalen Partei] steckt, hat Mc. Carthy's Geschichte Englands deutlich genug gemacht. Es bedurfte dazu kaum mehr der Dynamitpropaganda von O'Sullivan Rosse [soll heißen O'Donovan Rossa; seit vielen Jahren in Amerika]. Der irische Clerus ist freilich noch ungebildeter wie in den anderen von der Curie beherrschten Ländern, dafür aber doppelt mit dem Volke verwachsen. Die Frauen grüßen durch Niederknieen. [Nie gesehenes Schauspiel!] Es war, als wenn der irische Clerus es sich speciell hätte angelegen sein lassen, die düsteren Prophezeiungen der Gegner des von der Billigkeit geforderten, aber die bisherige Rechtsgrundlage [! Unrecht kann nie eine wahre Rechtsgrundlage sein] des Staates umstürzenden Gesetzes zu bewahrheiten. [Tadel trifft

nicht den Unterdrückten, der ſich Recht zu verſchaffen ſucht, ſondern den Unterdrücker.] Die neue Forderung, welche obenan von den römiſchen Prieſtern erhoben wurde, war die Aufhebung des Zehnten an die engliſche [doch wohl iriſche] Kirche. [Katholiken konnten doch verlangen, daß ſie den Gegnern ihres Glaubens keinen Zehnten zu entrichten hätten.] 1838 gab das Oberhaus ebenſo nach wie in der Emancipationsfrage. [So geſtellt jedenfalls unrichtig, denn die Großgrundbeſitzer hatten den Zehnten minus 25 Procent an den Staatsclerus zu entrichten. Sie ſchlugen den Zehnten zum Pachtzins.] Die berühmte Mathew'ſche Mäßigkeitsbewegung ſeit 1840 [lange vorher] iſt in jeder Weiſe von England aus unterſtützt worden. — Aber kaum war ſie ins Leben getreten [?!], ſo lenkte O'Connells Repeal, die Forderung der vollſtändigen Trennung Irlands von England, die Aufmerkſamkeit von ihr ab. [Unglaublich. Gavan Duffy gibt eine ganz andere Urſache des Einreißens der Trunkſucht: die Noth und das Elend der Jahre 1846—1847, die Vertreibung der Pächter von ihren Pachtgütern.] Die Entſtaatlichung der bisherigen iriſchen Staatskirche, die Begründung der Landliga und die geſetzliche Herabminderung der Pachtzinſe, der ſogen. Kilmainhamer Vertrag mit dem gefänglich eingezogenen Parnell und die grauenhafte Ermordung des Vicekönigs [Spencer war bekanntlich Vicekönig] Cavendiſh und des Staatsſecretärs [ſoll heißen Unterſtaatsſecretärs] Burke ſtehen in engſtem Correlatverhältniß [sic] zu einander.

Es wäre kaum möglich, mehr disparate Ereigniſſe zuſammenzuwerfen, als hier geſchehen. Man ſollte meinen, die iriſche Staatskirche ſei das einigende Band geweſen, hätte die Vermittlerin zwiſchen hoch und niedrig geſpielt, durch Einziehung eines Theils ihres Vermögens ſeien alle revolutionären Elemente entfeſſelt worden. Der Sachverhalt iſt viel einfacher. Die ſchlechten Jahre, die ungünſtige Witterung, amerikaniſche und andere auswärtige Concurrenz drückten ſchwer auf Pächter und Viehmäſter. Weil die Marktpreiſe von Getreide und Vieh bedeutend ſanken, waren ſie außer Stande, den hohen Pachtzins zu bezahlen. Da die Großgrundbeſitzer billige Bedingungen zu gewähren ſich weigerten, begann man zu agitiren und das eigene Intereſſe durch Errichtung einer Landliga zu wahren und durch die iriſchen Mitglieder im Parlament eine neue Landbill zu fordern. Die Bill erwies ſich als ungenügend, weil das Oberhaus einige der wichtigſten Beſtimmungen derſelben geändert hatte, und weil die Großgrundbeſitzer die Durchführung der Bill in jeder Weiſe zu verhindern ſuchten. Die Unruhen ſtehen in keinem Zuſammenhang mit der

katholischen Religion oder dem Papalsystem; nur Nippold macht die Kirche für die gegenwärtigen Schwierigkeiten verantwortlich.

Der Leser darf nicht etwa glauben, wir hätten auch nur den größeren Theil der groben Schnitzer, Entstellungen und Albernheiten angeführt, welche sich in den angezogenen Abschnitten finden. Das wäre unmöglich, denn Nippold ist ein so tollkühner Reiter, so gewöhnt an Seitensprünge, daß ein gewöhnlicher Sterblicher nicht gleichen Schritt mit ihm halten kann. Objectivität der Darstellung, Bewältigung des Stoffes, richtige Gruppirung darf man von einem Manne, der, wie Nippold, sich von der fixen Idee beherrschen läßt, daß alles Uebel vom Papstthum komme, daß alle Vertheidiger des Papstthums Werkzeuge Satans seien, nicht erwarten. Nippold, der Männer wie die Cardinäle Newman und Manning in einer Weise anzuschwärzen sucht, für die ein parlamentarischer Ausdruck fehlt, hat wahrlich keinen Grund, sich über Janssen und andere katholische Schriftsteller zu beklagen, welche in ganz objectiver Weise die Selbstzeugnisse der Reformatoren anführen. Wir können den Ingrimm von Nippold und Genossen wohl begreifen, insbesondere ihren Aerger darüber, daß die Führer der katholischen Bewegung sich nicht ähnliche Blößen geben wie die Reformatoren des 16. und die protestantischen Stimmführer des 19. Jahrhunderts; wir wundern uns sogar nicht, wenn sie in ihrer Bedrängniß den Grundsatz, den sie fälschlich den Jesuiten zuschreiben: „Der Zweck heiligt die Mittel", selber in Anwendung bringen, indem sie, in der Hoffnung, den Protestantismus zu fördern, die Katholiken mit Unbilden überhäufen; aber rechtfertigen läßt sich ein solches Verfahren nicht. Es ist die Pflicht des Historikers, die reine, lautere Wahrheit zu sagen, Fehler nicht zu beschönigen und an Freund und Feind denselben Maßstab anzulegen. Diesen Grundsatz hat Nippold offenbar nicht befolgt, denn er hat verschiedenes Maß und Gewicht für seine Freunde und für seine Feinde. Alle ernsten Schriftsteller halten es für nöthig, die Gründe pro et contra gegeneinander abzuwägen; Nippold ist hierüber erhaben, er verhehlt seinen Parteistandpunkt fast nie. Der wissenschaftliche Werth von Nippolds Geschichte des Katholicismus ist gleich Null. Für den Parteigänger, welcher sich in seinem Hasse gegen die Katholiken bestärken will, ist das Werk eine reiche Fundgrube. Freilich wer dasselbe genießen will, muß Logik und den gesunden Menschenverstand verbannen und seinen Fanatismus zur Glühhitze bringen. Katholiken, die solche Bedürfnisse nicht haben, können das Werk ungelesen lassen, ohne etwas dabei zu verlieren; denn im ganzen Werke finden sich

neben vieler Spreu nur wenige geſunde Körnchen, und dieſe ſind anderswoher entlehnt.

Mancher Leſer fragt vielleicht, ob dieſer Tadel denn auch diejenigen Partien treffe, welche die deutſche Geſchichte behandeln. Auch hier iſt Nippold einfach Plagiator, und faſt alle ſeine Weisheit kommt von Friedrich. Eine Anzahl grober Schmähungen fügt er natürlich aus Eigenem bei. In welcher Weiſe auch der holländiſche Rationaliſt Rauwenhoff ihm gute Dienſte geleiſtet, darüber legt er ſelber bei deſſen jüngſt erfolgtem Ableben das folgende Geſtändniß ab: „Zahlreiche Paragraphen meines Handbuches ſind in fortlaufendem Zwiegeſpräche mit dieſem Werke (Geschiedenis van het Protestantisme) geſchrieben" (Prot. Kirchenzeitung 1889, Nr. 7).

Daß übrigens Nippold bei den Quellenangaben im Anhange ſeinen Leſern vielfach Sand in die Augen ſtreut, aus anderen Büchern oder Literaturberichten abſchreibt und das Urtheil der Berichterſtatter als ſein eigenes gibt, ließe ſich leicht nachweiſen. Solch ein Verfahren iſt ebenſo wenig zu rechtfertigen, wie die einſeitige, ja faſt ausſchließliche Benützung von Parteiſchriften und das völlige Ignoriren der Berichtigungen und Widerlegungen.

Nippolds Buch iſt keine Geſchichte, ſondern ein Roman; aber nicht etwa ein packender Roman mit ſcharfgezeichneten feſten Charakteren, lebensvollen, wenn auch einſeitigen Schilderungen von Sitten und Zuſtänden, mit geſchickter Gruppirung der Thatſachen, wie z. B. die Geſchichte Englands vom Falle Wolſey's bis zur Invaſion der Armada von Froude: nein, die Partien des Buches hängen loſe zuſammen, ſtehen unvermittelt da; der rothe Faden, der die Darſtellung durchzieht, iſt der Haß gegen Rom und alle „Römlinge" und die warme Begeiſterung für die Altkatholiken. Wenn Nippold ſeine verworrene Erzählung nicht durch beſtändige Ausfälle gegen die Ultramontanen und allerlei Skandalgeſchichten würzte, deren ſich ſelbſt die meiſten Romanſchriftſteller ſchämen dürften, dann würde ſein Buch wohl ungeleſen bleiben.

A. Zimmermann S. J.

Zwei neue erzählende Gedichte.

II.

„Jörg von Falkenſtein.“ [1]

Inhaltlich bedeutend höher — künſtleriſch um vieles tiefer —, als „Unter'm Krummſtab“ der münſter'ſchen Dichterin, ſteht der „Jörg von Falkenſtein“ des trieriſchen Sängers, während ſich beide darin berühren, daß ſie eine Epiſode aus der Biſchofsgeſchichte ihrer Heimat zum Gegenſtand und ein Culturbild ihrer Zeit zum Zweck haben. Laven, der Neuling, bisher ohne jeden poetiſchen Namen, iſt mit dieſer Arbeit gleich in die erſten Reihen unſerer epiſchen Dichter getreten, da er es verſtanden, ſich ein pſychologiſches Problem vom höchſten Intereſſe zu ſtellen und dadurch eine Originalität und Tragweite zu erzielen, welche dem trotz aller Feinheit der Ausführung doch nur das alte Lied der Liebe behandelnden Gedicht der Münſteranerin in dieſem Maße abgeht. Leider aber hat ſich H. Laven nicht die Zeit gelaſſen, den ſchönen Stoff auch allſeitig kunſtgerecht durchzuführen, und zwingt dadurch die Kritik zu mehr als einer, das innerſte Weſen ſeiner Dichtung bemängelnden Ausſtellung. Als ein Neuling wird er ſich jedoch die Ausſtellungen um ſo lieber gefallen laſſen, als dieſe von einer Seite kommen, wo man von der wirklich ſeltenen Begabung des Dichters vollauf überzeugt iſt.

I. Schon die Einleitung, der Rahmen der Geſchichte, ſcheint uns nicht beſonders kunſtgerecht.

Aus dem wilden Lärm des Tages, aus der Menſchen Zank und Toben,
Da es ſchwül mir ward ums Herz — ſucht' ich mich heraus zu retten;
Dachte meiner alten Muhme. . . Einſam wohnte ſie im Walde. — — —
Stille ſaß ich in dem Lehnſtuhl. Doch die Muhme, freundlich lächelnd,
Stellte vor mich eine Urne (ſeltſam Schnitzwerk auf dem Deckel):
„Schau' hinein durch dieſe Gläſer, und es wird dich hoch ergötzen,
Was du ſehen wirſt.“

Und nun ſieht der Dichter die Gegend ſeiner „Handlung“, ja er ſieht dieſe „Handlung“ ſich ſelbſt in der Urne abſpielen. Er hört aber auch

Eine Stimme aus der Höhe rufen: Dreizehnhundertſiebzig.

Nach der Beſchreibung des Ortes ſieht er, wie

Naht ſich aus des Waldes Gründen jetzt ein Jüngling. Ha! es ſchien mir,
Als ob aus dem tiefſten Herzen Flammenſtröme mir entwallten,
Und um ihn mit lichter Lohe zauberhafte Kreiſe zögen.

[1] Jörg von Falkenſtein. Ein hiſtoriſches Gedicht von Hermann Laven. 290 S. 8°. Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: geb. *M.* 5.

Wie im klaren See der Mond ſich ſpiegelt, alſo ſtand ſein Leben
Jetzt in meines Herzens Spiegel. Wie in einem offnen Buche
Las ich ſeiner Seele Weben, ſchien mir ſelbſt ganz hingeſchwunden.
Schreite muthig zu dem Ziele, theurer Jörg von Falkenſtein!
Dorten ragt ja ſchon das Thürmchen, deſſen ſilberhelle Glocke
Oftmals dich im Kreis der Brüder grüßen wird mit Himmelsklängen.

Damit endigt die Ankündigung des Stoffes. Das iſt nicht ſehr bezeichnend und erſchöpfend, nicht einmal ſehr zum Weiterleſen anreizend. Zu viel ankündigen, wie A. Jüngſt das that, iſt nicht rathſam; zu wenig iſt aber ebenſo ſchlimm oder noch ſchlimmer. Doch das hier nur nebenbei; wir möchten an dieſer Stelle nur zu bedenken geben, ob es erſtens ſehr poetiſch und epiſch iſt, den Dichter in jene Guckkaſtenſtellung („Urne" iſt wohl ein ſchlecht bezeichnendes Wort für das Möbel, das der Dichter von der Muhme erhält) zu bringen und während des Gedichtes darin zu erhalten, und zweitens, ob nicht durch dieſes Auskunftsmittel eine unliebſame Verquickung des Epiſch-Objectiven mit dem Lyriſch-Subjectiven, eine proſaiſche Störung der dichteriſchen Illuſion herbeigeführt wird, wie ſich eine ſolche ſchon in den letzten der angeführten Verſe bemerklich macht, wie ſie außerdem im Verlauf des Gedichtes an einer Stelle in faſt komiſch wirkender Weiſe hervortritt:

Vor ihm [dem Ritter], tiefgebeugten Rückens, ſteht ein Vallendarer Bürger,
Peter Marzellin geheißen (wie er ſonſt ſich ſchrieb, nicht ſah ich's
In der Urne meiner Muhme),

und wie ſich dieſelbe auch ſonſt noch wiederholt bemerkbar macht.

Sehr poetiſch und natürlich dagegen iſt die Einführung des Dichters unter der Geſtalt eines aus der Welt Zank und Toben ſich Flüchtenden, zu der alten Muhme in den Wald Eilenden, unter welcher Muhme wir wohl die Geſchichte zu verſtehen haben. Aber wie nahe lag es, den Zank der Menſchen u. ſ. w. dahin zu präciſiren, daß der Leſer gleich von Anfang an die poetiſche Frage wenigſtens herausgeahnt hätte, auf welche das Gedicht durch ſeinen Blick in das Buch der Geſchichte die Antwort geben ſoll? Die Betonung der Schwierigkeiten, die ſich jedem Denkenden bei der heutigen Welt- und Kirchenlage aufdrängen, hätte ſofort aus dem Gedicht die eigenſte Sache eines jeden Leſers gemacht und ſo den actuellen Werth von vornherein nicht bloß angezeigt, ſondern auch durch ſeine beſtimmte Klarheit noch erhöht. Statt der „Urne" würde dann jedenfalls ein Buch beſſere Dienſte geleiſtet haben:

(. . . Dies, und was ich las in ſtaub'gen Lederbänden und in alten
Halberloſchnen Pergamenten, will zum Liede ſich geſtalten . . .)

wenn nicht eine charakteriſtiſch gehaltene Erzählung der Muhme etwa noch vorzuziehen geweſen. Aber die „Urne" mit den Guckgläſern — nein! Doch nun vom Rahmen zum Bild, dem Inhalt des Gedichtes ſelbſt.

II. Mallendar. Der aus dem Walde hervorgetretene Jüngling kniet am Bergrande im Licht der aufgehenden Morgenſonne nieder und ſendet nach einem letzten Abſchiedswort an das väterliche Schloß einen kurzen Willkommgruß an das Kloſter Niederwerth im Rheine, in das er jetzt einzutreten im

Begriffe ſteht. Eben will er ſich erheben und zu dem Fährmann wenden, der ihn überſetzen ſoll, als aus dem Walde ſein Vetter, Junker Johann von Saarwerde, daher ſprengt. Man hat auf der Burg ſchon ſeit geſtern Morgen Jörgs Flucht bemerkt, dem Vater indes nichts darüber zu ſagen gewagt. Als aber nun gegen Abend auch dieſer die Abweſenheit des Sohnes wahrgenommen, hat er ſofort Boten nach allen Richtungen ausgeſchickt, den Flüchtling einzuholen. Johann, der eine Ahnung der Wahrheit hatte, ſchlug gleich den Weg nach dem Werth ein, und ſo ſteht er nun vor Jörg mit der Bitte, dieſer möge umkehren und die Kloſtergedanken fahren laſſen. Deſſen weigert ſich Jörg natürlich; aber ehe er ſich deſſen verſehen, fühlt er ſich von einer Art Laſſo gefeſſelt. Nun hört aber auch bei ihm der Spaß auf; ein Ruck, die Bande reißen; mit geballter Fauſt ſchlägt er gegen den Kopf des Roſſes, daß Thier und Mann niedertaumeln, während er gemüthlich an den Rhein geht, ſich ſchürzt und zum Werth hinüberſchwimmt.

Doch der Vetter ... hob erſt langſam Arm und Beine,
Prüfend, ob noch alles ganz ſei. Als er glücklich es befunden,
Sucht' ſein Roß er aufzurichten, ſchwankte ja das Thier wie trunken,
Mußte ſorgſam an des Rheines grünem Strand dasſelbe führen;
Strich ſich durch das Haar und ſeufzte: „Gott, wie ſchade um den Recken!
War das ein gewaltig Schlagen! Würde der ein Ritter, wahrlich!
Keiner würde ihn beſtehen. Schade, ewig ſchade! Möchte
Wiſſen, was als Kloſterbruder ihm ſolch eine Stärke frommt!"

Dieſer Eintritt in die Handlung iſt ja ganz gut, recht greifbar und packend und ſchließlich voll geſunden Humors. Nur eine große Schwäche hat dieſe Nummer: jene poetiſch gehobenere Stelle, wo der Dichter aus dem Versmaß und in den Reim verfällt. Jörg erklärt, warum er nicht zurück will:

„Hab' zwei Jahre drauf geharret,
Bis er freundlich mich entlaß.
Doch wer ſein Talent verſcharret,
Findet wahrlich ſchlechten Saß[1].
Muß nicht der Adler ſtetig ſteigen,
So hoch, daß er dem Blick entſchwand?
Herrſcht nicht der Löwe, weiten Reichen
Ein König, in der Wüſte Sand?
Wohnt ſeit der Schöpfung grauen Tagen
Der Walfiſch nicht in ſalz'ger Flut,
Der Salamander in der Glut
Des Feuers, wie die Alten ſagen?
So gab der Herr in ſeiner Güte
Jedwedem Wicht ſein Element,

[1] Dieſes „Saß" in der Bedeutung Stuhl- oder Gerichtsſaß dürfte wohl etwas kühn ſein, da der ſpecifiſche Sinn nicht in Saß, ſondern in Stuhl liegt. Es hieße wohl beſſer auch: „Daß er ... mich entlaſſ'", denn Jörg iſt ja nicht entlaſſen worden. Dies nur nebenbei. Ein Näheres über die Form im allgemeinen weiter unten.

Daß es dies lobe, dieſes hüte,
Das iſt der Schöpfung Teſtament.
Gott hat auch jeder Menſchenſeele
Beſtimmten Zieles Luſt geſchenkt,
Daß ſie vor andern dieſes wähle,
In dieſes Zieles Glanz verſenkt."

„Laß die Grillen! ſchau das Leben,
Wie es dir entgegenlächelt;
Will, vom Blumenduft umfächelt,
Hoch zu Ehren dich erheben."

„Mich verlangt nach andern Blüten,
Andre Ehren will ich hüten" u. ſ. w.

Uns ſcheint, daß dieſes Zwiegeſpräch unangenehm von dem ſonſt ſo natürlichen Ton abweicht; daß vor allem ſtatt dieſer allgemeinen Betrachtung über Beruf und Kloſter eine individuelle Begründung ſeines Berufes von Seiten Jörgs erwartet wurde, um ſo mehr, als dies zu Gunſten des beſſern Verſtändniſſes und zur richtigen Beleuchtung des Nachfolgenden unbedingt nöthig war. — Warum Jörg jetzt noch hinüberſchwimmt?

III. Niederwerther Kloſter. Jörg ſteigt ans Ufer der Kloſterinſel, als gerade Bruder Joſeph die Morgenglocke zieht. Vor ihm kniet der junge Recke und bittet:

„Theurer Vater! ſeht, ich komme mit der ganz inſtänd'gen Bitte,
Daß Ihr mir als letztem Bruder Aufnahm' ſchenken wollt im Kloſter.
Gott, dem Herrn, will ich mich weihen. Lehrt mich heilig ſein, wie Ihr ſeid!"

Bruder Joſeph aber ſchüttelt ernſthaft Haupt und Bart, ſpricht alſo:
„Erſtens kniet man nicht vor mir; vor dem Herren Prior nur,
Wenn man ſeine Sünden beichtet, oder ſonſt zur Pönitenz kniet.
Darum, junger Freund, ſteh auf! Was das Heiligſein dann angeht,
So hab' ich noch nie vernommen, daß allhier wir ſolche (?) bergen —
Zwar vielleicht iſt's einer heimlich — aber werden ſollen wir es
Alle; daß auch du es, Trauter, werden willſt, iſt löblich. Warte
Du hier auf den Herren Prior!" — Sprach's und ging, den Gaſt zu melden.

So gelungen auch dieſe Rede des Bruder Joſeph iſt, ſo iſt doch der ganze Stoff zu arm für eine Nummer, und der Dichter hat ſich gezwungen geſehen, zwei Seiten mit allerlei Betrachtungen über die Glocken ꝛc. zu füllen, was gleich beim Beginn eines Gedichtes bedenklich ſcheint. Auch ſollte doch der Leſer erwarten, der triefende Schwimmer müſſe einiges Aufſehen im Kloſter erregen. Hat ſich der Dichter wohl lebhaft in die Sache hineingedacht?

IV. Falkenſtein 1. Dieſe Romanze führt uns auf den Falkenſtein. Droben herrſcht Gewitterſchwüle.

... Flüſternd wagten kaum die Knechte
Durch die weite Burg zu huſchen. Selbſt der kleine Küchenjunge
Traute ſich nicht laut zu reden.

Freilich; denn der alte Falkenſteiner verſteht keinen Spaß.

War nicht ſein geſtrenger Bruder Kuno Kurfürſt in dem alten
Heil'gen Trier an der Moſel; fern her vom Weſtfalenlande
Bis zur Wetterau, zum Maingau, ja bis tief hinein nach Schwaben
Hoch geehrt und ſehr gefürchtet; muthig trutzend Papſt (?) und Kaiſer?
War nicht Philipp ſelbſt der größte aller Herren in den reichen
Landen zwiſchen Rhein und Maine? Alle zitterten vor ſeiner
Stärke! Hatte er doch kürzlich noch die Iſenburger Herren
In der Feldſchlacht überwunden und um Frieden bitten ſeh'n.
Und nun ſollte dieſer Bube, dieſer Jörg, es wagen dürfen,
Seinem Wort ſich nicht zu fügen! — Dröhnend ſchlug die Fauſt den Tiſch.

Vor dem alten Ritter ſteht Johann, der Vetter, und muß alles genau berichten,

Selbſt wie mit gewicht'gem Fauſtſchlag Jörg das Roß mit ſeinem Reiter
An dem Rheine niederſchlug.

Da zuckt denn doch ein flüchtiges Lächeln über Philipps Eiſenmiene; aber nur kurz, dann bricht er in die Drohung aus:

„Brennen ſoll das Neſt! Ich hol' ihn! Rothe Flammen ſollen leuchten,
Wenn er ſich vor mir im Staube windet, um Verzeihung flehend."

V. Rheinarm. Erzählt uns einen mißglückten Verſuch Philipps, das Kloſter zu überfallen. Durch die Wachſamkeit und Klugheit eines Fiſchers entdeckt, von den treuen Niederwerther Umwohnern des Kloſters zurückgeſchlagen, muß der Ritter mit einem Verluſt von ſieben Knechten abziehen.

VI. Falkenſtein 2. Eine Geſandtſchaft Niederwerther Bauern, an ihrer Spitze der junge Schöffe Georg Klöckner, zieht mit den ſieben erbeuteten Roſſen zum Falkenſtein, um Frieden mit dem Ritter zu ſchließen. Zuerſt will Philipp aufbegehren, dann aber beruhigt er ſich und erklärt, er werde demnächſt wieder einen Zug gegen das Kloſter unternehmen, diesmal ſollten die Bauern ſich nicht mehr einmiſchen. Das ſagen dieſe um ſo lieber zu, als auch der Prior ſie davon entbunden hat, da er ſich an Philipps Bruder, den Kurfürſten von Trier, um Schutz gewendet. Das iſt freilich eine unangenehme Nachricht für den Falkenſteiner; dann muß er doppelt eilen, um den Streich geführt zu haben, ehe die Hilfe kommt. Der junge Schöffe gefällt dem alten Haudegen, der in dem Scharmützel ſeinen Muth und in der Rede ſeine Klugheit kennen gelernt hat, und ihn gerne als Führer ſeiner reiſigen Knechte anwerben möchte. Georg meint, er wolle das doch erſt mit dem Herrn Jakobus, dem klugen Pfarrer, bereden, und ſo endet die gefährliche Geſandtſchaft zu allgemeiner Zufriedenheit mit einem Freundſchaftstrunk.

VII. Niederwerther Spitze. Abend. An der Spitze der Niederwerther Kloſterinſel zwiſchen zwei altersgrauen Weiden ſitzen der Prior und Jörg, der Novize. Es iſt eine geiſtliche Unterredung über das Kloſterleben und das Leben überhaupt, welche uns dieſer herrliche Geſang nun bietet, und es thut ſeinem Werthe wahrlich keinen Eintrag, daß er größtentheils nur eine freie Bearbeitung von Stellen des Myſtikers Heinrich Seuſe bietet.

„Glaube mir, mein lieber Bruder, Täuſchung iſt, was immer locket
Uns auf dieſer falſchen Erde. Eines nur iſt wahr, das Ew'ge.
Sieh! wie herrlich blau die Berge an dem Laacher See erglänzen,
Eingeſäumt mit goldnem Lichtſtrahl! Dort, ſo ſcheint es uns zu rufen,
Iſt ein andres ſchönes Eden. Und doch — wenn der ſchnelle Falke,
Der hoch über uns vorüber zieht nach ſeinem fernen Horſte,
Uns den ſtarken Fittig liehe, wenn wir auf des Sturmes Schwingen
Zu den blauen Bergen zögen, — ach, ſie würden nicht mehr ſchimmern;
Kalte, todte Felſenklippen wüeden uns entgegenſtarren:
Und nicht ſchöner und nicht grüner ſind die Bäume dort, als hier....
Ach! ein Thor iſt, der hienieden Glück ſich zu erkämpfen meinet.
Was von ferne ihm geſchimmert als der Herzenswünſche Frieden,
Zeigt ſich ihm, wenn er's genoſſen, als ein eitel Kindeeſpielzeug."

Aber Jörg meint:

„Ich bin zu Euch gekommen,
Weil mir dort mein Glück zu blühen ſchien in heil'gem Tugendſtreben.
Soll auch das für Trug ich halten und für lange Lebenstäuſchung?" ...

Drauf der Prior:

„Haſt, mein Sohn, in unſrem Bunde du nur ſelbſtiges Genügen,
Sei es auch im Dienſte Gottes, finden wollen — freilich täuſchen
Würdeſt du dich ſchwer und bitter. Nicht das Schweigen, nicht Pfalliren,
Auch nicht rauhe ſchlechte Kleider, nächtlich Wachen und Kaſteien,
Hebt dich auf zu jenen Höhen, wo in laut'rer Sonnenklarheit
Gottes Licht das Herz durchleuchtet, und mit wandelloſem Segen
Es in ſeiner Liebe feſtigt.... Alles jenes Außenwirken
Iſt nur Stab in deinen Händen, der dich ſchützen ſoll vor Irrgang,
Der dich ſtützen ſoll beim Straucheln, aber gehen mußt du ſelber."

„Aber was muß der Glückſuchende denn thun?" Das ſetzt nun der Prior auseinander, indem er vor dem „Selbſtgenügen" warnt. „Willſt du um die Minne werben, Mußt im Herzen du erſterben, Du dir ſelbſt und dir die Erde!" Jörg fragt weiter:

„Iſt es ſündhaft, weiſer Vater, daß ich mich ſo ſelig fühle
In des Kloſters heil'gen Räumen, in der Zelle klein und ſchmucklos? ..."

„Nein, mein Sohn, nicht Täuſchung iſt es.... Aber wiſſe, junger Bruder,
Blüten ſind noch keine Früchte! Blüten welken und vergehen.
Für die echte Gottesminne iſt dein jetzig frohes Fühlen
Knoſpe nur, zart und vergänglich freundlich Schimmern, nicht das Weſen."

„Ach, mein Vater! wo denn finden mag ich dieſer echten Minne
Ewig unergründlich Weſen?"

„Menſchenherz, du biſt ein Abgrund,
Brückenlos und unergründlich! Weit auf klaffen hier die Ufer.
Nähme ich auch alle Lüfte, alle Schätze dieſer Erde,
Schleuderte ſie in den Abgeund, immer eines zu dem andern,
Nimmer würde ſeinen Boden ich auch nur bedecken können.

Nähm' ich aller Quellen Rieſeln, aller Stürme jauchzend Schwingen,
Aller Blumen lichte Farben, auch des Meeres brauſend Wogen,
Nähm' ich Sonne, Mond und Sterne, in den Abgrund ſie zu ſtürzen, —
Weit noch auseinander klaffen würden immer ſeine Ufer.
Eins nur iſt, das unſres Herzens öde Leere ganz kann füllen:
Gott mit ſeiner ew'gen Liebe. — Iſt zuerſt dir todt die Erde,
Biſt alsdann du dir geſtorben, dann wird Gott in dir geboren,
Durch des heil'gen Geiſtes Zeugen wirſt du Chriſti Bild und Bruder.
Chriſtus! Jeſus! Ach, mein Trauter! ſagt dir nicht dein eignes Herz,
Wo du wahre Minne findeſt, Gottesminne ohne Wandel? . . ."

Und nun lehrt der Prior, wie der Minneſuchende zu Jeſus am Kreuze gehen ſoll:

„Fleh' ihn an um Kreuz und Leiden! Wirſt der Leiden du gewerthet,
Dreimal glücklich biſt du, Trauter! Jener Liebe wirſt du mächtig
Dann, die deines Herzens Abgrund ausfüllt mit dem Kreuz des Herrn. . . ."

Da klingt die Abendglocke. Beide erheben ſich und gehen zum Kloſter zurück,

Rauh und ärmlich zwar gekleidet, aber in der rauhen Kutte
Glüh'n zwei Herzen: heil'gen Feuers, Sehnſucht voll in Gottes Minne!

Brauchen wir wohl ausdrücklich zu ſagen, daß wir es in dieſem Geſang mit einer an Webers „Dreizehnlinden" ſehr nahe hinanreichenden Leiſtung zu thun haben, die eine Zierde unſerer neueſten Literatur bildet?

VIII. Iſenburg. Der von Philipp beſiegte Iſenburger erhält von einem Vallendarer Bürger Kunde, daß der Falkenſteiner demnächſt das Niederwerth überfallen werde. Wenn ſich die Knechte Iſenburgs unbemerkt in des Bürgers Weinhaus ſchleichen, können ſie von dort aus dem Falkenſteiner den Rückzug abſchneiden und ihn ſelbſt vielleicht gefangen nehmen. Der Iſenburger geht nach einer Rückſprache mit ſeiner Gattin gern auf dieſen Plan ein, ſchickt aber an ſeiner Statt als Anführer der Knechte einen Dienſtmann, Hans von Höhr.

IX. Wüſterhof. Georg Klöckner wird vom Pfarrer Jakobus zu einem alten kranken Mann mitgenommen, der ſeine Lebensgeſchichte, ein rechtes Soldatenleben aus den Zeiten der Welfen und Ghibellinen in Italien, erzählt. Ein prachtvolles, leider nicht genug in die eigentliche Fabel eingewobenes Zeitgemälde!

X. Rheinufer. Das Gehörte hat Klöckner ſeltſamerweiſe beſtimmt, trotz allem und allem auch das Kriegshandwerk zu ergreifen. Auf dem Heimweg ſtoßen die beiden nun auf Philipp, der mit ſeinen Knechten eben zum Kloſter überſetzen will. Pfarrer Jakobus ermahnt den Gottesräuber, abzulaſſen; doch dieſer will nichts hören, nimmt einen Sprung zum Kahn und nimmt ihn zu kurz, ſo daß er im Fallen ſich die Zunge abbeißt, mit der er eben noch geflucht hat. Man bringt den Schwerverwundeten in das Haus des Pfarrers. Der Kriegszug hat damit natürlich ein Ende.

XI. Grauer Stein. Inzwiſchen liegen die Iſenburger mit Hans von Höhr in dem Weinhaus verborgen und warten auf den Falkenſteiner. Schon wird ihnen die Zeit etwas lang, als eine kleine Flottille Kölner Kauffahrteiſchiffe daherkommt, ſchlecht bewaffnet und bemannt im Vertrauen auf die Sicherheit, welche Kurfürſt Kuno auf dem Rheine hergeſtellt. Doch Hans von Höhr meint, eine kleine Schiffsräuberei ſei zur Kurzweil recht wie gemacht. Und richtig, ſie überfallen die Schiffe, merken aber nicht, wie einer der Inſaſſen ſich rettet und in Vallendar Alarm ſchlägt. Georg Klöckner ſtellt ſich raſch an die Spitze der Falkenſteiner Knechte und eilt den Ueberfallenen zu Hilfe. Es entwickelt ſich ein Kampf, und eben hat Hans von Höhr dem kriegeriſchen Georg eine gefährliche Wunde beigebracht und holt zum zweiten Schlage aus — da ſprengen Reiter heran, und man erkennt die Stimme des Kurfürſten Kuno, der gekommen, das Kloſter gegen ſeinen Bruder zu vertheidigen. Raſch werden die Räuber gefangen — dem Anführer Hans ſpaltet der Kurfürſt den Kopf — und nun geht's zum Pfarrer Jakobus und zum kranken Bruder Philipp, nachdem vorher noch raſch im

XII. Vallendarer Burghof Gericht über die Iſenburger Knechte und den Verräther Marzellin gehalten worden.

XIII. Pfarrhaus. Wiederſehen der beiden Brüder. Kuno kommt von Köln, wo man ihn nach Erzbiſchof Engelberts Tode zum Nachfolger erwählt, wie er ſchon Engelberts Coadjutor war; allein die Laſt dünkte ihm zu ſchwer, und ſo bewog er das Kapitel, ſeinen Verwandten, den zwar etwas jungen, aber ſonſt tüchtigen Friedrich von Saarwerde zu wählen, obgleich der Kaiſer lieber ſeinen Vetter Johann auf dem Kurſtuhl ſähe. Während ſo der Biſchof dem Pfarrer und ſeinem Bruder die kirchenpolitiſche Lage auseinanderſetzt, tritt der Prior und ſpäter Jörg ein, die nach dem Unglück Philipps von der Vermittlung Kuno's endlich die Einwilligung des Vaters zum Eintritt ins Kloſter für Jörg erhoffen. Kuno hat gleich ſeinen Plan. Er wird dereinſt auch alt ſein, und dann möchte er einen tüchtigen Coadjutor und Nachfolger haben, um in Ruhe ſein Nunc dimittis ſingen zu können. Dazu dünkt ihm Jörg der rechte Mann.

„Nicht drum table ich, daß einſam das Gebet er pflegt, das Studium,
Bis des Lebens Stunde ruft. Hab' ich's ſelbſt doch oft bereut,
Daß die Jugendzeit zu Mainz ich zum Lernen wenig nützte.
Liebte ich doch mehr die Waffen. Ja! noch heute blitzt das Schwert mir
Beſſer in der Hand, als traun in dem hohen Dom zu Trier
Der gewundne Biſchofsſtab; wenn auch ſonſt mich mein Gewiſſen
Nicht mit ſchwerem Tadel drückt."

Ueber dieſe Ausſicht iſt Philipp entzückt, Jörg dagegen ſträubt ſich.

„Hoher Ohm!" ſo ſprach er bebend, „nicht nach hohen Ehrenſtellen,
Nicht nach machtumſtrahlter Würde ſtehet meines Herzens Sehnen.
Nimmer will ich Biſchof ſein; noch am wenigſten ein ſolcher,
Dem, wie Euch, das Schwert das Liebſte. In der Kloſterzelle innig
Mich in Minne Gott zu weihen . . ., iſt's, was ich erharre."

Doch der Prior weiſt den Novizen zurecht:

„Nehme, Lieber, willig,
Dankbar frohen Muths die Gabe, ſo dir heute Gott verlieh. . . .
Hat dich Gott dazu berufen, einſt den Biſchofsſtab zu führen,
Wirſt du nicht entrinnen wollen; denn du horchſt auf ſeine Stimme.
Hoffend auch ſchau' ich nach oben, daß er nie dich ungerufen
Treten ſieht zum heil'gen Sitze. Was das Schwert angeht, ſag ſelbſt,
Wer ſoll, wenn nicht unſer Kurfürſt, Recht und Unrecht kraftvoll ſcheiden?
Thut's vielleicht der ferne Kaiſer?"

Das gefällt dem Biſchof:

„So war's Recht, Herr Prior! ſtutzet mir den lieben Trotzkopf gründlich!
Schau, wie er beſchämt ſchon ſchweigt. Nun! ſo ſetzt euch jetzt zum Trunke!"

XIV. Wandhof. Geheimes Gericht über Iſenburg wegen des Ueberfalls. Statt des Ritters erſcheint vor der Vehme ſeine vermummte Gattin und vertheidigt den Gemahl ſo gut, daß ſie und er frei ausgehen. Erinnert etwas ſtark an Käthchen von Heilbronn und hat mit der Geſchichte nichts zu thun.

XV. Koblenz. Im Schloß zu Koblenz hält Kuno Hoflager und großes Feſt mit ſeinen Rittern und Treuen. Auch der Prior und Jörg ſind geladen. Es geht hoch und heiter zu; Jörg macht zu allem ein trauriges, gar finſteres Geſicht. Er bittet den Prior, mit ihm zum Kloſter zurückzukehren. Der Prior ſchaut dem Jüngling in die Seele:

„Nicht allein die Sehnſucht iſt es nach den ſtillen Kloſterzellen,
Die der Augen hellen Blick heut dir trübt in finſtrer Glut, —
Nein, noch andre Bilder weben in dem nachterfüllten Herzen,
Wollen höhnend hin ſich ſetzen auf den Stuhl der Phariſäer. . . ."

Und nun entwickelt ſich zwiſchen Prior und Novizen wieder eines jener Geſpräche, die den hohen Werth den Gedichtes ausmachen.

„Würdet Ihr, als Chriſti Biſchof, ſolche eitle Feſte feiern?"

fragt Jörg. Darauf antwortet nun der Prior, daß das Feſt erſtens an ſich nichts Sündhaftes ſei, daß der Biſchof als Fürſt eine gewiſſe Pflicht dazu habe, und daß es geſellſchaftlich-politiſchen Vortheil bringe, Frieden und Einheit kräftige ꝛc., ſich alſo wohl zieme und chriſtlich berechtigt ſei.

„Aber," ſo grollt Jörg weiter,

„immer muß ich denken an das Handeln der Apoſtel;
Wie ſie arm und ohne jeden Glanz des Herren Reich umzäunten. . . .
Wie nun mag es Gott gefallen, wie der Kirche Heil erwachſen,
Wie nur ihre (?) Seele retten, wenn der Biſchof, mehr ein Fürſt
Als der Kirche armer Hirt, ſo von jenem Vorbild weichet?"

„Recht, mein Sohn! Du legſt den Finger in die tiefe, ſchwere Wunde,
Dran die Chriſtenheit erkrankt iſt. Ja, noch weiter, als du ſagteſt,
Als du jetzt es nur auch ahneſt — — ſchlägt dein engbegrenzter Tadel."

Ja, meint der Prior, es iſt ein Unglück für die Kirche, — aber dürfen wir den Einzelnen darum tadeln? ... Er, der Prior, muß z. B. Kuno loben,

„Weil ſo herrlich, als ihm möglich, er im Glanz der Würde wirkt,
Und ſo mitbaut für den ew'gen (?) Kreis, in dem ſein Leben webt,
An der beſſern Zukunft Tempel; wenn auch gleich der Tage Wirrſal
Ihn verhindert, ganz zu gleichen den erſtrebten hehren Bildern.
Aber wann einſt ausgeheilt, was als trauriges Vermächtniß
Uns die frühere Zeit vererbte — ob nicht ſchlimm're Tage grauen —
Das weiß niemand als der Ewige. Sollen darum wir verzagen?
Nein! ... Mitten in die Zeit geſtellt und umtobt vom Streit der Welt,
Reihe in dem Kampf der Zeiten Gottes Kriegern dich zur Seiten. ...
Auf des Lebens rauhen Wegen eil' dem Höchſten ſtets entgegen,
Betend, daß der Herr der Gnade ſelbſt dich leite ſeine Pfade."

Endlich kehren die beiden heim. „Doch als ſie ans Land geſtiegen, ſank ein Schleier vor die Urne, die geliehen mir die Muhme; nichts mehr ſah ich als den mächt'gen Nebel vor den Augen flimmern" u. ſ. w.

Machen auch wir auf unſerem kritiſchen Gange hier einen kurzen Halt. Die ſubjective Stauung des epiſchen Fluſſes wurde oben bereits gerügt. Auch ſei hier nur im Vorbeigehen geſagt, daß wir auf den letzten Einwurf Jörgs eine etwas prägnantere Antwort von ſeiten des Priors erwartet hätten, als einen Hinweis auf die allgemeine Gebrechlichkeit der menſchlichen Werkzeuge, daß z. B. das Gute mehr vom Mißbrauch wäre geſchieden und eine Erklärung beigebracht worden, wie eigentlich jener fragliche Zuſtand, die Verquickung des Geiſtlichen und Weltlichen, in die Kirche gekommen und inwieweit die Sachlage zu bedauern war. Wie die Erwiederung jetzt liegt, hat ſie faſt ebenſo wohl Anwendung auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes an ſich, als auf den Mißbrauch, daß Päpſte und Biſchöfe mehr Krieger und Haudegen als Hirten der Seele waren. Dieſer Vagheit der Erklärung des Uebels entſpricht denn auch das Allgemeine der Mahnung an Jörg, während doch gerade hier wieder der Hauptgedanke des Gedichtes um ein bedeutendes hätte gefördert werden können. Das bringt uns auf die Hauptſache: den Gang und die Entwicklung der Fabel ſelbſt, ſoweit wir dieſelben jetzt kennen.

Wir ſtehen beim Schluß dieſes Geſanges auf S. 113, d. h. gerade in der Hälfte des Gedichtes. Wo iſt der Knoten — die Theſe — die Verwicklung — dasjenige, um deſſen Entwicklung es zu thun iſt? Daß Jörg die Hauptperſon iſt, geht wohl aus dem Titel hervor, aber unter welchem Geſichtspunkt iſt Jörg die Hauptperſon? Bei unſerer Analyſe haben wir Sorge getragen, dieſen Geſichtspunkt deutlich zu bezeichnen, aber wie viele Leſer werden ihn ſelbſt jetzt herausgefunden haben? Von den 15 Geſängen haben mehrere mit Jörg gar nichts oder doch nur ſehr entfernt etwas zu thun. Einzelne Perſonen, die ſich ſehr in den Vordergrund ſtellen, treten ſpäter gar nicht mehr auf. Lange Zeit meint der Leſer, es handle ſich bloß um die Frage: Wird Philipp ſeinen Sohn zur Rückkehr zwingen oder nicht? Und was das Schlimmſte iſt, gerade bei dieſer Frage tritt Jörg in die zweite und dritte Reihe des Intereſſes. Die ganze Epiſode Iſenburg, von dem alten Wüſten-

hofer ganz abgeſehen, hat doch mit dem eigentlichen Gedicht nichts zu thun. Das iſt aber ſehr mißlich, wenn zu Anfang eines Kunſtwerkes, ehe die eigentliche Frage noch geſtellt iſt, ſolche Digreſſionen ſich häufen, da ſie nothwendig das Intereſſe verwirren und ſchwächen. Aber iſt überhaupt dieſe große Lebensfrage des Gedichtes bis jetzt klar geſtellt? Nein. Sie iſt wohl angedeutet, aber nicht ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß der Leſer ſie nun ſelbſt aus den Thatſachen überall heraushört, daß er fühlt, wie ſich das bunte Vielerlei zur Einheit geſtaltet. Welches alſo iſt die Frage?

Die Läuterung Jörgs von der weltunerfahrenen, etwas ſtolzen Unſchuld zur erfahrenen demüthigen Selbſtkenntniß und wahren Gottesliebe. Wie es aus dem Folgenden noch klarer hervorgeht, ſoll Jörg, in ſeiner Art ein Seitenſtück zum Parcival, von dumpheit — durch zwîvel — zur saelde gelangen. Was wir bis jetzt ſahen, bildet den Abſchnitt dumpheit, die reine Unerfahrenheit und das ideale Streben nach abſoluter Vollkommenheit für ſich und andere. Dreimal im Verlauf der bisherigen Geſänge ſchlägt der Dichter dieſes Motiv ziemlich deutlich, aber doch leider nur wie zufällig an. Man glaubt, es ſei eben bloß Nebenſache, da es doch die Hauptſache bildet. Der Hauptfehler liegt unſerer Meinung nach darin, daß wir den Charakter Jörgs nicht von früh auf kennen. Der Dichter hätte Sorge tragen müſſen, die Aufmerkſamkeit des Leſers mit aller Energie auf den etwas idealiſtiſch angelegten ſchwärmeriſchen Charakter des Kloſtercandidaten hinzulenken; er hätte uns zeigen müſſen, wie Jörg inmitten ſeiner kriegeriſchen Familie, und trotzdem er der ältere Sohn war, zum Kloſterberuf kam. Er hätte uns etwa die Kämpfe mit dem Vater vorführen können, wo ſich denn gleich die Sache dramatiſch zugeſpitzt und beſonders pſychologiſch entwickelt hätte. Vielleicht auch wäre die erſte Unterredung zwiſchen dem Prior und dem um *Aufnahme* bittenden Jörg ein Mittel geweſen, dieſe pſychologiſche Seite zur Anſchauung zu bringen. Aber wie immer es geſchehen mochte, geſchehen *mußte* es. Wir verſtehen wohl die Abſicht des Dichters bei der jetzigen Anordnung. Er wollte uns ein *Zeitbild* geben. Allein ſo ſehr wir dieſe Abſicht lobend anerkennen, müſſen wir die Art, wie er ſie zu erreichen ſtrebt, als unkünſtleriſch verwerfen. Im Gedicht muß alles — Epiſoden ausgenommen — ſtreng auf die Hauptfrage Bezug haben; hier alſo in pſychologiſcher, innerer, nicht bloß äußerer, thatſächlicher Beziehung zu der Hauptfrage, der Charakterentwicklung Jörgs, ſtehen. Einmal hat der Dichter ſeine Abſicht wirklich in dieſer künſtleriſchen Art erreicht, beim Hofgelage in Koblenz. Hier iſt das Zeitbild der Hintergrund, auf dem uns die Perſönlichkeit des Helden entgegentritt, ohne welches wir den Blick in ſein Inneres nicht thun würden.

Aber, ſo wird der Dichter uns erwiedern, die äußere Handlung Philipps gegen das Kloſter und alles, was ſie begleitet, ſoll nur zu der Begegnung mit dem Kurfürſten und dann zu dem Compromiß zwiſchen Vater und Sohn führen, daß erſterer die Erlaubniß zum Eintritt in den Orden unter der Bedingung gibt, Jörg ſolle ſpäter der Nachfolger Kuno's werden. Abgeſehen davon, daß dieſe Abſicht nur vom hundertſten Leſer bei vielem Nachdenken entdeckt und ſo die höhere Einheit hergeſtellt wird, bleiben unſere obigen Bedenken um

ſo mehr beſtehen, als in der Art, wie der Dichter die Sache erzählt, ſelbſt jenes Compromiß nicht als das erſcheint, was es wirklich iſt, — der Knoten der äußeren Handlung. Dieſe Nachfolgerſchaft iſt nur im Plan für eine ferne Zukunft, nicht eine brennende Frage der Gegenwart, wie ſie doch der Knoten eines Kunſtwerkes, das actuelles Intereſſe erregen ſoll, nothwendig enthalten muß. Schon gleich in dem nächſten Geſang, jenem Hofgelage, wird auf die Nachfolgerſchaft direct nicht mehr Bezug genommen; Jörg ärgert ſich bloß über die Handlungsweiſe des Oheims, und auch der Prior ſpricht nur ſehr allgemein, kaum aber von der Lage, in welche Jörg ſelbſt durch die Nachfolgerſchaft in Bezug auf all' die beklagten Punkte gerathen wird — kurz, der Leſer erhält den Eindruck, daß es mit jener Nachfolgerſchaft noch gute Wege hat. Daß der Zukunftsplan nothwendig war für das Gedicht, läugnen wir nicht, im Gegentheil; wir behaupten nur, er müßte eher, ſchärfer und dringender vorgebracht werden. Bedurfte es etwa jener zufälligen Begegnung der Brüder zu dieſem Plan? Warum nicht ex visceribus rei z. B. in den Kampf um den Beruf zwiſchen Vater und Sohn den Kurfürſten als Helfer hineinziehen, dann den Compromiß ſchließen und Jörg ſich vielleicht nach nutzloſem Widerſtand in denſelben anſcheinend ergeben, aber kurz danach fliehen laſſen, um in einem entlegenen Kloſter Unterkunft zu finden? Zuerſt verlieren die Verwandten ſeine Spur — inzwiſchen ſehen wir Jörg als Novizen und erfahren, wie ihm ein Ideal ums andere, ſelbſt in Bezug auf das Kloſterleben, ſchwindet — wie er aber zudem in ſtändiger Furcht vor Entdeckung lebt. Dieſe geſchieht jedoch trotzdem, etwa dadurch, daß Jörg in Begleitung eines Ordensbruders eine Reiſe macht, auf der er mit Kuno zuſammentrifft oder ſonſtwie, vielleicht gar, was vorzuziehen, auf directen Befehl des Obern, der Kuno kennt und Jörg für würdig hält, den Biſchofsſtuhl einzunehmen. Jörg käme dann ſofort in einen Conflict mit dem Gehorſam und ſeiner eigenen Weltanſchauung. Nun aber will der Kurfürſt Vorſorge treffen und ſchickt darum gleich den mitraſtliehenden Neffen nach Avignon u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe wäre nirgends eine Lücke in der Handlung, dieſe drängte immer weiter und böte zudem, was das Wichtigſte, in ihren einzelnen Hauptpunkten Gelegenheit, den Charakter Jörgs nach allen Seiten zu beleuchten, ja die Handlung ruhte auf dieſem Charakter. Der Dichter ſelbſt wird uns geſtehen, daß auf dieſe Weiſe ſeine innerſten Gedanken viel klarer und einheitlicher zur Anſchauung kämen; wie wir andererſeits durchaus dafür halten, daß Laven der Mann iſt, den von uns ſkizzirten Plan meiſterhaft auszuführen, wozu ja überdies theilweiſe das gegenwärtig ſchon vorliegende Material könnte verwerthet werden. Ob's aber zu einer ſolchen Umarbeitung kommt? Im Intereſſe des herrlichen Grundgedankens könnten wir dies nur auf das ſehnlichſte wünſchen. Jetzt iſt die Anlage unſeres Erachtens verfehlt. Doch nun zum zweiten Theil, dem zwivel.

XVI. Rhone. Auf der Straße nach Avignon begegnen wir einem Reiſezug: es iſt Jörg, der alte Rath Linz, Georg Klöckner und einige Reiſige, eine Geſandtſchaft Kuno's an den Papſt. Eben macht der alte Rath den jungen Mönch darauf aufmerkſam, daß er am päpſtlichen Hofe manches ſehen

werde, was ihn nicht erbauen dürfte. Jörg jammert wieder nach dem Kloſter. Linz erwiedert ihm, das ſei alles wohl und gut,

„Doch des edlen Oheims Wunſch iſt, Ihr wißt es wohl, ein anderer,
Als daß Ihr im Ordensſtande Eures Lebens Thun beſchließet.
Nein, in unſren ſchweren Tagen braucht die Chriſtenheit zum Handeln,
Braucht die Kirche ſtarke Seelen, wie die Eure, die da machtvoll
In das wirre Weltgetriebe ſchaltend, ſchlichtend, ordnend wirken.
Nun, ſo ſiegt zuerſt im eignen Kampfe mit dem Zug des Herzens....“

Bald geſellt ſich am letzten Ruheplatz eine andere Reiſegeſellſchaft zu den Deutſchen, die hl. Katharina von Siena mit ihrer Begleitung, die ebenfalls nach Avignon will. Die Heilige prophezeit im Verlauf dem jungen Mönch:

„Schwere Kämpfe warten deiner. In der Bruſt trägſt du, ihn hegend,
Einen ſchlimmen Feind, der ſiegreich über dich wird triumphiren.
Aber nach der Tage Umlauf ſchaue ich dich neubegnadet,
Neu umkleidet mit des Heilands Liebe, weinend, betend, büßend.“

XVII. Avignon. Gregor XI. empfängt zuerſt die Deutſchen in einer Audienz. Gregor hat von Kuno ein Schreiben erhalten mit der Bitte, ihm ſeinen Neffen Jörg als Nachfolger zu geben. Dieſes Geſuch ſoll Rath Linz des weitern erklären. Jörg vertheidigt ſich auch gegen den Papſt wegen ſeines Verlangens, im Kloſter bleiben zu dürfen. Das gefällt dem Statthalter Chriſti, und er gewinnt dadurch Jörg noch lieber; ſolche Männer heiſcht eben die Zeit. Zwar will er den Mönch nicht zwingen, aber rathen muß er ihm, mit Samuel zu ſagen: Herr, hier bin ich! Jörg ſoll ſich im Gebet noch einige Tage mit Gott berathen, dann will der Papſt ihn wieder rufen laſſen. Nach den Deutſchen betritt den Audienzſaal die Heilige von Siena, um nun ihrerſeits dem Papſt die Himmelsbotſchaft ans Herz zu legen. Wir müſſen es uns verſagen, des näheren auf dieſe herrliche Scene einzugehen, die trotz allem wieder manche Wunde der damaligen Cleriſei bloßlegt. Jörg und Linz haben den Verhandlungen beigewohnt, und der junge Mönch ſagt zum Schluß:

„Wär' ich endlich wieder
Auf dem Niederwerth bei Vallar; hier erſtickt mir Herz und Seele!“

Der Rath mahnt ihn, der Rede der Heiligen auf dem Wege zu gedenken, und tröſtet ihn, er werde

Aus der Fülle fremder Dinge (ſich) das Rechte, das Geſunde
Klugen Sinns heraus ſchon raſſen.

„Nie im Leben!“ antwortet Jörg bitter.

XVIII. In der Herberge. Die Entſcheidung naht. Ein letztes Mal tritt Rath Linz vor Jörg und mahnt ihn zum Rechten. Sollte Jörg, den alles zum Bisthum ruft und drängt, dennoch bei ſeiner Weigerung beharren, ſo hat Linz den Auftrag, von Gregor ſtatt Jörgs den zweiten Sohn Philipps als Nachfolger zu erbitten, und Gregor wird dieſe Bitte erfüllen. Was dann

geſchehen wird, weiß Jörg ebenſo wohl wie er, Linz, der ſofort die Rathskette ablegen und ſich von den Geſchäften zurückziehen würde. Jörg aber würde alles Elend zu verantworten haben, das dann über die trieriſche Kirche käme. — Jörg ſeufzt:

„Ja, wenn heute wie vor Zeiten noch der Kirche Hirten glichen
Den Apoſteln und den großen Männern jener erſten Liebe:
Aber nun! Hab' ich doch ſelbſt jetzt geſchaut das tiefe Elend;
Wie des Papſtes beſter Wille, wenn ſelbſt Heil'ge ihn zu ſtählen
Kommen, — dennoch ſchwach bleibt in des Hofes ird'ſchem Treiben!" —

Aber Gott hat doch zu deutlich gerufen — wenn es wirklich Gottes Wille wäre, daß er die Mitra trüge? ... So wogt der Kampf hin und her, als ein alter Grieche ſich heranſchleicht und, „Wahres mit Falſchem miſchend", den Zorn Jörgs gegen den Papſt und die vermeintliche Verweltlichung alles Chriſtenthums ſchürt. Als der Grieche gegangen, taucht freilich die Mahnung der Heiligen in der Seele wieder auf, allein Jörg erklärt ſie auf ſeine Weiſe:

„Jener inn're Feind, was war es anders, als die Sucht nach Ehren,
Das Verlangen nach der Macht? Sollte dieſer triumphiren? Nein!"

Vor des Aermſten Geiſt erſtehen Bilder jener weltentfremdeten Wüſte der heiligen Einſiedler — wer dort dem Herrn in Frieden diente!

XIX. Dſchebel Mokattam. Aegypten. Wüſte der Thebais.

... Zwei Geſtalten knieten — rauhe Kleider, Mattenflechtwerk —
Um den Leib mit einem Stricke rings gebunden — lange Haare,
Lange Bärte, nackte Arme, nackte Füße — welch ein Anblick!
Welch ein Singen! ... Schön war's nicht, ich würde lügen. ...

Nach dem Pſalmengeſang erheben ſie ſich — ein Greis und der bereits gealterte Jörg! Der Greis bittet den Genoſſen, ihn anzuhören, er fühle ſein Ende nahen und müſſe ihm die Irrung ſeines Lebens bekennen. In kräftigen Zügen wird nun erzählt, wie der jetzige Einſiedler, früherer Franziskanermönch, ebenfalls an ſeinem Glauben, d. h. an der Kirche, irre geworden, als der Papſt den Michael von Ceſena als Ketzer verdammte; wie er ſich dann auf die Seite Ludwigs des Bayern geſchlagen und ſelbſt ſpäter, als die übrigen Rebellen ſeines Ordens ſich mit dem Heiligen Stuhle ausſöhnten, in ſündigem Stolze für den einen Gerechten gehalten und ſich grollend in die Wüſte zurückgezogen habe. Erſt in der letzten Nacht habe ihm eine Erſcheinung des hl. Franziskus die Augen über ſeinen langen Irrthum geöffnet. Zu ſpät habe er jetzt erkannt, wie „leer und taub ſein ganzes Leben, weil der Kern gefehlt, die Liebe"! Der Mönch ſtirbt; an Jörg aber geht auch dieſe Gnadenmahnung nutzlos vorüber. Sein Fall iſt ja ein ganz anderer!

XX. Madi al Sachaz. Nach dem Tode des Gefährten iſt Jörg doppelt einſam, und immer tiefer frißt der ſtolze Groll ſich in ſeine Seele. Da hat er Gelegenheit, eines Tages einem ſiebenzigjährigen vornehmen Muſelmann, Ben Muſa, das Leben zu retten, der zu dem Jüngling, den er als

einen Unglücklichen ſofort erkennt, eine große Liebe faßt und ihn bittet, mit ihm auf ſein Schloß zu kommen. Der Mann iſt ein Ideal arabiſcher Bildung, religiös ſehr aufgeklärt; „Kreuz und Halbmond ſind nur Zeichen, die den Weiſen weiſen und den Thoren blendend feſſeln". Jörg ſoll Chriſt bleiben, wenn er es wünſcht; er ſoll wieder zur Wüſte gehen, wenn er es verlangt; nur ſoll er einmal auf das Schloß kommen und ſich das Leben anſehen. Anfangs weiſt Jörg das Anſinnen erſchrocken ab, auf das freundliche Zureden des edlen Greiſes gibt er ſchließlich nach und begleitet denſelben.

XXI. Koſſeir 1. XXII. Koſſeir 2. In dieſen beiden äußerſt gelungenen Geſängen wird uns nun das Leben Jörgs in Koſſeir, dem Prunkpalaſt des Arabers, geſchildert. Ben Muſa weiht den Franken nach und nach in ſein umfaſſendes Wiſſen ein, beſonders in die Aſtronomie und die Heilkunde; mit der Zeit nimmt Jörg aber auch immer mehr arabiſche Sitte und Weltanſchauung an, nennt ſich Almanſor, trägt reiche Kleidung und iſt auf dem beſten Wege, das zu werden, was der Araber wünſcht: der Gemahl der einzigen Tochter Ben Muſa's. Da wird dieſe von der Peſt ergriffen und ſtirbt, worauf der greiſe Vater ſich ſelbſt das Leben nimmt, Jörg aber als Erben ſeines großen Beſitzthums einſetzt. Inzwiſchen iſt Georg Klöckner auf ſeiner Kundſchaft nach dem verſchollenen Jörg auch nach Koſſeir gekommen, die Landsleute erkennen ſich und beſchließen, gemeinſam nach Europa zurückzukehren.

XXIII. Granada. Als arabiſcher Arzt und deſſen Sklave ziehen alſo Jörg und Georg nach Granada, jenem letzten Reiche, das der Mauren Kraft noch hielt gegen Spaniens kühne Ritter.

> Selten nur vermochten beide unbeachtet ſich zu ſprechen,
> Und auch dann war Jörg verſchloſſen, wußte er ja ſelber nicht,
> Was es mit ihm werden ſollte. . . . Ohne Groll und ohne Liebe
> Sah er um ſich in das Leben.

Bald hatte Almanſor-Jörg Gelegenheit, den Maurenfürſten vom Tode zu erretten. Sein Ruf und ſein Anſehen wuchs dadurch ſo ſehr, daß, als kurz nachher der ſpaniſche König Don Juan in eine gefährliche Krankheit fiel, Abgeſandte desſelben nach Granada kamen, um den berühmten Arzt nach Toledo zu holen. Anfangs weigert ſich Jörg, dann aber kommt es ſeltſam über ihn; er gibt Georg den Auftrag, das Beſte zu packen und ſich reiſefertig zu machen; ſie werden, einmal in Chriſtenland, nicht mehr zurückkehren. Auf der Reiſe gewinnt Jörg das Vertrauen Criſtobals, des Führers der ſpaniſchen Geſandtſchaft, und eröffnet ſich ihm; er erzählt ihm die Irrungen ſeines Lebens. Seltſam, aller Groll war geſchwunden. Es

> Hob ſich nimmer jener bittre Grimm, der vormals ihn erfaßte,
> Wenn er dieſer Dinge dachte; ja, vor ſeines eignen Urtheils
> Blick ſah ſtaunend er getadelt ſeines Irrgangs wirres Wandeln.

Hier können wir wohl die zweite Abtheilung: zwivel, ſchließen. Sie enthält unläugbar den Höhepunkt des Gedichtes in jeder Beziehung. Immer

ſteht das pſychologiſche Moment im Vordergrund, die Handlung iſt einheitlich und trägt auf Schritt und Tritt zur Entwicklung des Charakters bei. Nebenbei aber gewährt ſie dem Dichter die natürlichſte Gelegenheit, Zeit- und Culturbilder von höchſter Anziehungskraft zu entwerfen. Wir müſſen es uns verſagen, auf das Einzelne näher einzugehen; ohne die Dichtung ganz zu leſen, würde doch keine annähernde, geſchweige denn erſchöpfende Wiedergabe möglich ſein. Nur ein Bedenken! Die erſte innere Umkehr iſt pſychologiſch nicht begründet. Warum geht Jörg von Koſſeir nach Granada? Der Dichter ſchweigt. Was geſchieht oder was thut Jörg, um den ſo plötzlich von außen an ihn herantretenden Ruf in ſeinem Innern zu einem wirkſamen Ruf der Gnade zu machen, nachdem ſtärkere Gnaden einfach abgewieſen wurden? Wie war er vorbereitet? Die Dichtung gibt keine Auskunft. Sie ſagt bloß:

Menſchenherz, wer kann dich meſſen? Welches Senklot grüßt den Grund?

Das iſt keine epiſche oder künſtleriſche Antwort. Im Kunſtwerk muß eine Handlung mit der andern in urſächlichem Zuſammenhange ſtehen. Der Dichter wird ſagen: Die Gnade kommt und wirkt, wann ſie will. Gut, aber das ſchließt nicht aus, daß uns im Kunſtwerk der Kampf der Gnade mit der Natur gezeigt werden muß, wenn auch die Gnade Sieger bleibt. Wunder ſind nicht epiſch. Hier iſt ein ſchwacher Punkt der Dichtung, wo eine beſſernde Hand nachhelfen muß, aber auch leicht nachhelfen kann. Denn was iſt natürlicher, als daß Jörg durch den innern Widerſpruch ſeines Lebens in Granada, durch den Anblick der Sitten der Araber, durch einen letzten Reſt chriſtlichen Glaubens langſam zur Sehnſucht nach Umkehr kommt, ehe jener Ruf an ihn ergeht? Wenn ihn der Anblick der Gebrechen der Kirche von Gott abgelenkt, ſo muß ihn doch die Corruption des Unglaubens auch wieder abſtoßen und zum Chriſtenthum zurückführen. Das iſt poetiſche Gerechtigkeit.

XXIV. Toledo. Der König iſt geſtorben, ehe der fremde Arzt ihn geſehen. Der edle Criſtobal nimmt Jörg und Georg auf ſeine Burg, gibt ihnen Chriſtenkleider und weiſt dann, auf Jörgs Bitten, dem Reumüthigen den Weg nach Montſerrat, um ihn dort ſeine Bekehrung vollenden zu laſſen.

XXV. Montſerrat 1. In dem berühmten Bergkloſter legt Jörg beim Abt eine Generalbeicht ab, worauf letzterer folgenden Rückblick auf des Büßers Leben wirft:

„Ueberdenk ich
Eurer Weltfahrt Zickzackwege, Recht Euch ſprechend, ſag' ich ſo:
Frei wart Ihr, Euch zu entſcheiden, doch die Quellen waren ſündhaft
Der getroffenen Entſcheidung. Erſtlich Groll, daß Euch die Stille
Eurer Zelle war verloren durch die Reiſe nach der Curie.
Opferfreudig mußtet Ihr dieſes tragen, Eurem Biſchof
Hierin folgen — aber freudig. . . . Zweitens Phariſäer-Hochmuth.
Hieltet Euch für viel zu rein, in der Kirchenfürſten Reihen
Einzutreten, weil Ihr merktet, daß nicht alles Gold, was glänzet,
Als ob durch des Menſchen Schwäche auch das Amt, das hehre, kranke,
Und Euch anvertraut geweſen des Verdammens furchtbar Recht. . . .

Beider Quellen gift'ge Strudel ſprudelten aus Einer Schlucht,
Aus der Selbſtſucht tiefverſteckten dumpfen unterird'ſchen Grüften.
Nur um Euch bedacht, um Eure geiſtige Bequemlichkeit,
Wart Ihr bar der mitleidvollen Nächſtenliebe, die bei Gott
Unerſchöpfte Gnade findet. Darum ließ Euch Gott. Ihr irrtet
Ferne ihm und ſeinem Reiche, ſondernd Euch und ausgeſondert.
Eures irren Weges Pfade ſenkten niederwärts ſich ſtetig,
Bis des Gotteslichtes Glanz völlig Eurem Geiſt verblich,
Und die Schatten dieſer Erde Aufblick Euch zum Schöpfer raubten."

Das iſt wohl die beſte und kürzeſte Analyſe des Gedankenganges der Epopöe. Wäre im Anfang des Gedichtes die Selbſtſucht in der geſchilderten Art etwas mehr in die Erſcheinung der Thatſachen getreten, wie wir dies früher nachwieſen, ſo wäre alles trefflich. Aber was ſoll Jörg nunmehr beginnen?

„Vor Euch liegt die Zukunft! Auf! Blicket vor Euch hin und forſchet,
Wie Ihr nunmehr Gottes Pfade wandeln werdet, Euch zu retten
Für das Reich der Ewigkeiten, und als Ritter Jeſu Chriſti
Wieder kämpft in ſeinem Solde!"

Dies zu erkennen, macht Jörg unter Leitung eines Paters eine Art Exercitien, welche die folgenden Geſänge Montſerrat 2, 3, 4, 5 füllen, in Form von zehn Betrachtungen mit jedesmaligem Gebet am Schluß gehalten und in Reimen, d. h. einer Art Terzinen oder ſonſt ſehr künſtlicher Strophe geſchrieben ſind. Mit Jörgs Vergangenheit und Zukunft im beſondern haben ſie nichts zu thun; das iſt ein erſter und entſcheidender Grund, ſie auszumerzen. Ein zweiter Grund, dasſelbe zu thun, liegt in der Ausdehnung dieſer Betrachtungen an dieſer Stelle, wo Leſer und Gedicht zum Ausgang eilen. Eine dritte Anklage haben wir gegen dieſe Gedichte als ſelbſtändige Stücke überhaupt, inſofern ſie zu ſchwerfällig in der Form ſind. Die angeſtrebte Künſtlichkeit und der Reimreichthum führen zu Conſtructionen und Gedankenverbindungen, die nicht das ſind, was man vom Dichter des „Jörg", der ſonſt ſo klar und leicht ſchreibt, zu erwarten geneigt war. (Wir wollen nicht einmal ſo kleinlich ſein und die ſtark falſchen Reime, wie: treten und reden u. ſ. w., anmerken.) Es iſt kein Genuß, ſich durch dieſe Gedichte hindurchzuarbeiten, und wer es nicht nöthig hat, wer bloß zu ſeinem geiſtigen Troſt und Vergnügen lieſt, wird die Betrachtungen ganz gewiß — überſchlagen. Der Dichter ſollte ſie daher einfach fortlaſſen.

Auch die letzte Betrachtung hat über die Zukunft des Helden nicht die mindeſte Andeutung enthalten. Wir ſind daher geſpannt, was uns der letzte Geſang bringen wird.

XXX. Rom. Der Weltfahrer mußte natürlich in Rom ſeine Fahrt beenden. Wir betreten die heilige Stadt am 30. September 1420 und wohnen dem Einzug Martins V. in die Stadt der Päpſte bei. Dem Pontifex entgegen tritt plötzlich ein Mönch, der dem Hohenprieſter einen Diamant von höchſtem Werthe als Geſchenk überreicht, ein Kleinod, wie ſelbſt in der Tiara

keines glänzte, und das aus einem ägyptiſchen Schatz ſtammt. „Wer biſt du?“ fragt der Papſt den Mönch. „Fra Conforto!“ ruft das Volk, und der Zug drängt weiter. Der Dichter (wieder das ſubjective Hervortreten) läßt ſich von einem Greiſe Auskunft über dieſen Fra Conforto geben, und erfährt, daß der Mönch mit ſeinem Genoſſen vor langen Jahren nach Rom gekommen, daß ſie dort zuerſt trotz des wüthenden Aufruhrs ruhig ihre Andacht verrichtet und ſpäter in das von den Colonnas errichtete Spital als Krankenpfleger eingetreten ſeien. Des Jüngeren Geſchicklichkeit und Liebe habe ihm bald den Beinamen Fra Conforto, Bruder Troſt, eingetragen. Woher und wer ſie ſeien, wiſſe man nicht. Später begegnet ihnen der Dichter noch einmal und erkennt Jörg, den Falkenſteiner, und Georg Klöckner.

Ausgeklungen ſind die Töne dieſes Liedes von der Liebe,
Der erbarmungsreichen Milde, dem hellleuchtend ſchönſten Kleinod
In der Kirche Strahlenkrone. Damit gnade Gott uns allen!

Ende.

Schlägt dieſer Schlußaccord nicht eigentlich einen neuen Ton an? Es war doch nicht gerade ein Lied der Nächſtenliebe, was der Dichter uns geſungen. Verſtehen wir ihn recht, ſo iſt dieſer Schluß die Antwort auf die in der oben mitgetheilten Rede des Abtes aufgeworfene Frage von der „Selbſtſucht“ und „geiſtlichen Bequemlichkeit“, welche bei Jörg die Grundquelle allen Irrthums geweſen. Darum auch der Entſchluß des Büßers, ſich in Zukunft den Werken der Nächſtenliebe zu widmen. Der Dichter ſagt das nirgends, es hat ihm vielleicht ſelbſt nur unklar vorgeſchwebt; aber in den Thatſachen liegt dieſer urſächliche Zuſammenhang. Im Grunde haben wir gegen die Sache ſelbſt nichts, nur als Abſchluß des Kunſtwerkes will ſie uns nicht recht behagen. Erſtens iſt die Berufsgeſchichte Jörgs nicht derart, daß der Leſer ſich ſagen muß, das Mönchsleben eines Benediktiners ſei *nicht* des Jünglings Beruf geweſen. Von vorneherein aber behaupten, jedes Mönchsleben habe als Quelle Selbſtſucht und geiſtliche Bequemlichkeit, es entbehre der chriſtlichen Nächſtenliebe und ſtehe dem Krankendienſt in dieſer Beziehung nach, das geht doch wohl nicht an und liegt auch dem Dichter gewiß ſehr fern. Zweitens ſcheint es uns, das Gelübde Jörgs habe den Wiedereintritt in den Orden dringend verlangt, und zwar auch die Rückkehr in das Kloſter am Rhein. Ob dann der Dichter ſeinen Helden nicht doch noch hätte Biſchof werden laſſen ſollen, wagen wir nicht gerade zu behaupten, würden es aber lieber geſehen haben, als die jetzige Löſung. Das Ende des Exils von Avignon hätte trotzdem als Schlußtableau gelten können, etwa in der Art, daß Jörg eine Reiſe ad limina zu jener Zeit unternommen, oder dergleichen.

Aus dem Vorſtehenden geht zur Genüge hervor, daß wir es in „Jörg von Falkenſtein“ mit einem Werke zu thun haben, das alle Keime zu einem großartigen Gedicht von weltumſpannender Tragweite in ſich trägt. In dem Herzen des Helden geht der Entwicklungsproceß eines geiſtlichen Parcival oder, wenn man lieber will, des Sängers der Divina Commedia vor ſich. Jörg iſt nur um wenige Zeit jünger als Dante, und auch in ſeinem Herzen rufen

die kirchenpolitiſchen Zuſtände jener Tage, das avignoniſche Exil, der Streit der Fraticellen und ſo manches andere dieſelben Accorde des Ingrimms, der Zweifelſucht und des grollenden Sichinſichſelbſtverſchließens wach, wie bei dem großen Florentiner, bis beide „in der Mitte des Lebensweges“ eines Beſſern belehrt werden. Sieht man nun, wie dieſe uns allen ſo wohlverſtändliche, ſo naheliegende, ja ſo nahe angehende Entwicklung ſich auf dem breiten Grunde der Zeitgeſchichte abſpielt, fahren wir mit unſerem Helden durch die ganze damalige Culturwelt, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir es hier mit einem ganz andern Werk zu thun haben, als es die Liebesgeſchichte eines noch ſo anziehend geſchilderten Paares iſt, daß wir ein Epos im alten und rechten Sinne, d. h. ein Weltlied, vor uns haben. Stände „Jörg von Falkenſtein“ techniſch auf derſelben Höhe, wie „Dreizehnlinden“, ſo würden wir keinen Augenblick Bedenken tragen, ihn dem Meiſterwerk Webers wegen des univerſelleren, uns alle viel näher angehenden, ja geradezu actuellen Gegenſtandes unbedingt — vorzuziehen. Wir ſagen: wenn! Aber bis dahin hat es eben noch ſehr, ſehr weite Wege! Von den ſchweren Compoſitionsfehlern abgeſehen, iſt nämlich auch die Sprache durchgehends nicht auf der Höhe des Stoffes und der Kunſt. Von einer Sorgfalt in Behandlung des reimloſen Vierfüßlers, wie wir ſie bei A. Jüngſt auf Schritt und Tritt wahrnahmen, iſt bei Laven keine Spur zu entdecken. Gleich die Einleitung verräth uns nur zu deutlich die Vorlage, nach der ſich der Dichter leider gerichtet, — den „Trompeter von Säckingen“. Ton wie Versbildung erinnern oft ſehr unliebſam und ſtörend an dieſes humoriſtiſch-ſatiriſche Gedicht; was bei dem Charakter des Scheffel'ſchen Sanges aber vielleicht am Platze war, ſteht hier mit dem durchgehends pathetiſchen Inhalt in ſchroffem Widerſpruch. Soll das Gedicht Lavens das werden, was es ſein kann und ſein muß, ſo iſt eine ſorgſame Ueberarbeitung des ſprachlichen Gewandes, eine ſtrengere Disciplinirung des etwas ſchludderig daherſchlendernden Verſes und Gedankens ein erſtes Erforderniß. Ein feines Ohr für die poetiſche Periode möchte man dem Dichter bisweilen abſprechen, oder aber man muß annehmen, er habe ſich ſeine Verſe niemals laut vorgeleſen. Dieſes häufig wiederkehrende Abhacken des Verſes durch männliche, oft einſilbige Endungen wirkt ſtörend; lange, verwickelte Vorderſätze haben einen winzigen, nicht gerade durch Sinn und Klang bedeutenden Nachſatz; Einſchachtelungen ſind nicht ſelten. Dabei iſt die Betonung der einzelnen Silben mitunter eine recht gewagte, der ganze Versbau ſtellenweiſe ein holperiger. Die klaffendſten Hiatus finden ſich gehäuft. Auch recht proſaiſche Wendungen ſtoßen auf. Laven weiß gute und ſchöne Verſe zu bilden, das hat er an manchen Stellen ſeines Werkes, beſonders in den beiden Koſſeir-Liedern, bewieſen; er ſollte ſich aber ganz von dem Syſteme Scheffels losſagen, ſich auf die ideale, ernſte und würdige Höhe ſeines Stoffes erſchwingen und auch im äußeren Gewand etwas von der innern Schönheit ſeines Jörg zur Schau tragen. Vielleicht iſt alles nur eine Folge der Haſt, mit der dies Buch noch im letzten Augenblick für den Weihnachtsmarkt mußte fertig geſtellt werden, wobei ſich dann der Dichter nicht die nöthige Zeit und Muße ließ, das Golderz ſeiner Dichtung zu läutern

und auszumünzen. Auf jene Eile deuten ſymptomatiſch auch jene ſeltſamen Druckfehler: bemooßten — hielſt — Imbis — Giesbach — Dreuen — Handierung — Höf'gen (höfiſchen) u. ſ. w. Als wir die Widmung an die Freunde laſen, verſprachen wir uns keinen beſondern Genuß von der nachſtehenden Dichtung:

„Nicht um Lohn hab' ich geſungen!
Nein! des innern Sanges Rauſchen
Wollt' mein äußeres Ohr erlauſchen;
Sang zur Freude mir und allen,
Denen ernſter Ton gefallen
Mag, vom Kreuzesduft durchdrungen."

Das iſt nicht beſonders neu, und der von Duft durchdrungene Ton iſt ganz im Stil des Dilettantismus, der ſich nie glücklicher fühlt, als wenn er recht viele Bilder durcheinandermengt. „Dachte meiner alten Muhme, mir vom Vater her verwandt", iſt eine ſehr undeutſche Satzverbindung. — „So wie mit der Zauberruthe ſeine aufbeſchwornen Nebel künſtlich theilt der Aſtrologe — alſo theilten ſich die weißen Wolken" iſt kein richtiger Vergleich. Derſelbe Fehler findet ſich gleich darauf wieder: „So wie wir auf der Heide ein Denkmal finden — alſo ragt in meiner Seele ein Malſtein...." Doch genug. — Bei der Neubearbeitung für die jedenfalls nothwendig werdenden weiteren Auflagen des Gedichtes muß auf das alles geachtet und keine Zeit und Mühe geſcheut werden, das Werk nach allen Richtungen kunſtgerecht auszugeſtalten. Die Ausſtattung iſt würdig; der Einband geſchmackvoll; der Preis etwas hoch.

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Der dogmatiſch-ethiſche Lehrgehalt der altteſtamentlichen Weisheitsbücher. Bearbeitet von Dr. **Hermann Zſchokke**, k. k. Hofrath und o. ö. Profeſſor des altteſtamentlichen Bibelſtudiums an der k. k. Univerſität in Wien. Mit oberhirtlicher Genehmigung. VIII u. 231 S. gr. 8°. Wien, Manz, 1889. Preis: *M.* 5.

Der hochw. Herr Verfaſſer hat bereits 1877 eine „Theologie der Propheten des Alten Teſtamentes herausgegeben, die auch in dieſen Blättern beſprochen wurde (B. XIII. S. 571—576). Im Anſchluſſe hieran folgt jetzt im vorliegenden Buche eine ſyſtematiſche Darſtellung der dogmatiſch-ethiſchen Schätze, welche in den Weisheitsbüchern (Buch der Sprüche, Hohes Lied, Prediger, Buch Job, Buch der Weisheit und Sirach) enthalten ſind. Die Art der Darſtellung und die Methode der Durchführung iſt die gleiche, die ſchon beim erſten Buche des nähern gekennzeichnet wurde. Daher können wir auch das Lob, das wir dem Buche über die Theologie ſpendeten, in derſelben Weiſe dem gegenwärtigen ausſprechen.

Ueber den beſondern Zweck und die unterſcheidenden Merkmale der Weisheitsbücher wird kurz in der Einleitung, ausführlicher und gründlicher S. 120 f. gehandelt. Der dogmatiſche und moraliſche Lehrgehalt wird in fünf Theilen dargelegt. Die Lehre von Gott macht den Anfang. In 14 Abſchnitten werden die Stellen ſyſtematiſch zuſammengetragen, die ſich auf das Weſen und die Eigenſchaften Gottes beziehen; alsdann folgen die Erörterungen, inwieweit die Mehrperſönlichkeit Gottes in den Weisheitsbüchern angedeutet ſei, und dem Inhalt derſelben entſprechend eine längere Darlegung über die perſönliche Weisheit. Eingeſtreut ſind faſt überall kurze Erläuterungen der Begriffe, auch manche Anführungen aus den heiligen Vätern und der theologiſchen Literatur. Dem Abſchnitte über Götzendienſt (S. 77) iſt die richtige Bemerkung vorausgeſchickt, daß nach der Lehre der Heiligen Schrift der Monotheismus die älteſte und urſprüngliche Form der Religion ſei und daß gerade das Buch der Weisheit für die Beurtheilung des Weſens und für die Geſchichte des mythologiſchen Heidenthums wichtige Fingerzeige biete. Der zweite Theil gibt die Lehre von den Geſchöpfen (Geiſterwelt, Menſch, Natur), der dritte die Lehre von den letzten Dingen; hier ſind beſonders die Ausführungen über das Jenſeits beachtenswerth. Der vierte Theil, der umfänglichſte von allen (S. 119—203), ſtellt die Lehre von den Tugenden dar.

Zunächſt wird in 8 Abſchnitten die ſubjective Weisheit nach verſchiedenen Geſichtspunkten beſprochen, ihr Weſen und Urſprung, ihr Werth, ihre Segnungen, die Erwerbung derſelben, ihr Princip an der Hand der einſchlägigen und ſorgfältig geſammelten Stellen bündig dargelegt. Daran ſchließen ſich Geſetzestreue, Gebet, Opfer, Gelübde, Schwur, Faſten (unter dem Namen „Die religiöſen Tugenden" vom Herrn Verfaſſer gruppirt), ſodann die 3 theogiſchen und die 4 Cardinaltugenden. Ein neuer Abſchnitt bringt die ſocialſittlichen Tugenden und ſetzt die Lehren auseinander, welche die Weisheitsbücher über die verſchiedenen Lebensverhältniſſe und -Berufe in unübertroffener Klarheit und Wahrheit, in packender Schärfe und Kürze, in allgemeingiltiger Form einſchärfen. Der Herr Verfaſſer führt uns die betreffenden Stellen in folgender Ordnung vor: 1. betreffs der Eltern und Kinder, 2. der Herrſcher und Untergebenen, 3. der Menſchen zu einander (Nächſtenliebe, Freundſchaft, Zeugen- und Bürgſchaft, Reichthum und Armuth, Nichtigkeit der irdiſchen Güter, Werke der Barmherzigkeit, geſelliger Verkehr, Arbeit, die Stände, Freude und Trauer). Der letzte Theil iſt der Lehre von der Sünde gewidmet; nach Darlegung des Lehrgehaltes über Sünde und Strafe im allgemeinen und über die Rechtfertigung des Sünders werden die einzelnen Gattungen der Sünden, namentlich die Zungenſünden, durch Anführung der betreffenden Stellen in ihrer Gefahr und Verwerflichkeit geſchildert und die erſchütternden Warnungen und Mahnungen der inſpirirten Schriftſteller mitgetheilt.

Dieſe gedrängte Ueberſicht zeigt ſchon, daß hier ein reichlicher Stoff verarbeitet iſt. Der Dogmatiker, der Moraliſt, der Prediger findet hier über die einſchlägigen Gegenſtände alle Stellen der Weisheitsbücher mit großem Fleiße zuſammengetragen; in kürzeſter Zeit kann er ſich über die ſonſt in den heiligen Büchern an verſchiedenen Orten niedergelegten Lehren und Mittheilungen unterrichten und ſich das vom Herrn Verfaſſer zuſammengeſtellte Geſammtbild aneignen. Namentlich möchten wir den Prediger auf den reichen Schatz aufmerkſam machen, der im 4. und 5. Theile aufgehäuft iſt; er wird z. B. für Standeslehren, für Predigten über die Pflichten der Gatten und Eltern, der Herrſchaften und Dienſtboten, für Unterricht über die Pflichten der Kinder, der Jünglinge und Jungfrauen die kernigſten Ausſprüche und die einſchneidendſten Lehren und Warnungen finden und in den inſpirirten Ausſprüchen zugleich eine reiche Ader wahrer Beredſamkeit, eine lohnende Fundgrube fruchtbarer und wirkungsvoller Gedanken entdecken. Ebenſo kann es dem Dogmatiker nur erwünſcht ſein, die in den verſchiedenen Weisheitsbüchern zerſtreuten Lehren und Ausſagen über dogmatiſche Gegenſtände überſichtlich geordnet beiſammen zu finden. Dazu kommt noch obendrein ein ſorgfältiges Sachregiſter, das die Benutzung des Buches und die Auffindung ungemein erleichtert.

Was wir ſchon früher über die „Theologie der Propheten" bemerkten, muß auch hier noch beſonders erwähnt werden: die Stellen ſind überall genau verzeichnet und mit einem wahren Bienenfleiße geſammelt. Wir greifen ein Beiſpiel heraus: „In mannigfacher und charakteriſtiſcher Weiſe umſchreiben die Weisheitsbücher den Begriff des Todes. Das Sterben wird genannt:

ein Zurückkehren in den Mutterſchoß der Erde[1] oder des Staubes zur Erde[2], ein Liegen im Staube[3], ein Schlaf oder Entſchlafen[4], ein Erlöſchen der Tage[5], ein Abſchneiden des Lebensfadens[6], ein Nahen der Seele zur Grube hin[7], ein Gehen ins ewige Haus[8], ein Abfallen der Blätter vom Baume des Lebens[9], ein Führen zu den Pforten der Unterwelt[10], ein Hinabfahren in die Unterwelt[11], ein Wandern an Einen Ort[12], ein Herausziehen der Seele durch Gott[13], Aushauchen des Geiſtes[14], ein Ausreißen[15], das Beſtellen des Hauſes für alles Lebendige[16], der Ausgang des Lebens[17], das Endſchickſal des Menſchen[18], der Urtheilsſpruch des Herrn[19], ein Hinabſteigen in die Grube[20], ein Zuloosen ſeiner Monde[21]" (S. 105).

Bei manchen Stellen wäre wohl neben dem Wortlaute, der ſich meiſt an den Urtext anſchließt, noch eine kurze Erklärung zu wünſchen; ſo gewiß z. B. zu Sap. 8, 19. 20; Sap. 1, 7 wird ſchon S. 13 angeführt, aber erſt S. 75 erläutert. Hie und da vermißt man eine ſtrengere Scheidung; ſo wird bei der Allgegenwart Gottes unter Nr. 3 auch behandelt, daß Gott alles ſieht und weiß; dasſelbe, was dann auch unter der Allwiſſenheit zur Sprache kommt; ſo wird die Erhaltung und Regierung aller Dinge erörtert (S. 20. 39. 43). — Daß ſich bei der einen und andern Stelle eine abweichende Auffaſſung geltend machen könne, wird der Herr Verfaſſer ſelbſt am beſten wiſſen und zugeſtehen. Aus Prov. 20, 1: ein Spötter iſt der Wein, ein Lärmmacher der Meth, möchte ich keinen Dämon der Trunkſucht und Völlerei beweiſen (S. 87), ebenſo wenig als aus Job 14, 22 folgt, „daß ſelbſt nach der Scheidung von Leib und Seele im Tode noch ein gegenſeitiger Rapport beſteht, welcher als eine Vorausſetzung ihrer einſtigen Wiedervereinigung gelten kann" (S. 92); richtig iſt die S. 106 von derſelben Stelle gegebene Erklärung: der Leib trauert im Grab, daß er in Verweſung übergehen muß — nur muß man den Ausdruck eben dichteriſch, metaphoriſch faſſen; aber ein gewiſſer Rapport zwiſchen Seele und Leib iſt durch eine ſolche dichteriſche Perſonificirung nicht gegeben. Vom altteſtamentlichen Standpunkt aus iſt es etwas kühn, in dem Ausdrucke: Gott hat durch ſein Wort geſchaffen, das perſönliche Wort Gottes, den Logos, ſo ohne weiteres anzuerkennen; viel näher liegt es an: dixit Deus: fiat lux etc., dixit et facta sunt zu denken; zumal da ja bekanntlich verbum Domini in gar vielen Verbindungen ſich findet, bei denen an das Verbum nicht gedacht werden kann, und Perſonificirungen überhaupt nicht ſelten ſind.

---

[1] Job 1, 21. Coh. 5, 14. 15.
[2] Coh. 12, 8; 3, 20. Sir. 40, 11; 41, 20 (sic; lies 41, 13).
[3] Job 21, 26.
[4] Job 3, 12 f. Sir. 49, 11 (sic; aber wohl 46, 23 oder auch 24, 45).
[5] Job 17, 1. [6] Job 6, 9; 27, 8. [7] Job 33, 22. [8] Coh. 12, 5.
[9] Sir. 14, 18. 19. [10] Sap. 16, 13. [11] Job 7, 9. [12] Coh. 3, 20.
[13] Job 27, 8. [14] Coh. 8, 8. [15] Coh 3, 2. [16] Job 30, 23.
[17] Sap. 7, 6. [18] Coh. 3, 19. [19] Sir. 41, 5.
[20] Sap. 10, 13 (sic; aber hier iſt vom Kerker des ägyptiſchen Joſeph die Rede).
[21] Job 21, 21.

Das Buch iſt auch inſofern von großer Bedeutung, weil gezeigt wird, welch herrlicher dogmatiſcher und moraliſcher Gehalt im Buch der Weisheit und in Sirach enthalten iſt; ſomit auch, wie ungerecht die Anklagen mancher Proteſtanten gegen dieſe Bücher ſich erweiſen. Treffend hebt der Herr Verfaſſer S. 68 hervor, daß die katholiſche Kirche mit Recht in der Liturgie die Stellen Prov. 8, 22—31; Sir. 24, 5 f. auf die ſeligſte Jungfrau anwende, „welche als Mutter der Weisheit mit dieſer in engſter und innigſter Beziehung ſteht. Gottes ewiger Rathſchluß, welcher die Menſchwerdung ſeines Sohnes vorausbeſtimmt, hat auch der Mutter der Weisheit, als der nothwendigen Mittelurſache, die innige Beziehung und Stellung zur menſchgewordenen Weisheit angewieſen. Ueberdies iſt Maria der reinſte Spiegel und das treueſte Abbild der Schönheit der Weisheit" (S. 68). Und ſo ſei das gehaltreiche und fleißig gearbeitete Buch beſtens empfohlen.

Joſeph Knabenbauer S. J.

Tractatus de gratia divina actuali auctore **Dominico Palmieri** S. J. 556 p. 8°. Galopiae, Alberts, 1885. Preis: *M.* 7.20.

Einen theologiſchen Tractat des verdienten P. Palmieri zur Anzeige bringen, heißt auf ein Werk von vorzüglicher Güte aufmerkſam machen. Dies bewahrheitet ſich bei vorliegender Schrift aufs neue.

Nach einem Prolegomenon von 19 Seiten, worin in ſechs Theſen die allgemeine Bedeutung des Wortes „Gnade", ſowie ihre verſchiedenartige Eintheilung erörtert wird, beginnt mit dem erſten Kapitel die Darlegung de gratiae actualis natura (p. 22—85). Es folgen das zweite: de gratia actuali necessaria hominibus lapsis (p. 85—268), das dritte: de gratiae actualis gratuitate et de praeparatione ad gratiam (p. 268—327), das vierte: de gratiae actualis efficacia (p. 327—505), und endlich das fünfte: de distributione gratiarum (p. 505—537).

Der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt, ſchon äußerlich erkennbar durch die bedeutende Seitenzahl, im zweiten und im vierten Kapitel. Das lange zweite Kapitel wird ſehr klar und überſichtlich eingetheilt durch die zwei Hauptfragen: Was *kann* die Natur aus ſich, ohne Gnade? Was kann ſie *nicht* ohne Gnade? Beſonders hervorzuheben iſt aus dieſem Abſchnitt die lichtvolle und gründliche Auseinanderſetzung über die pelagianiſchen Irrthümer in der Gnadenlehre. Schon allein durch dieſe Darlegung wird dem Vorwurf des „Pelagianismus" und „Semipelagianismus", welchen man bis in die neueſte Zeit gegen einzelne ganz correcte Lehrmeinungen erhebt, von vornherein jeder Boden entzogen. Dieſer hiſtoriſch-kritiſche Excurs möchte vielleicht manchem in einem ſtreng dogmatiſchen Tractat etwas lang erſcheinen; allein wir glauben, ſeine Ausdehnung iſt durch das ſoeben hervorgehobene Moment durchaus gerechtfertigt. Als Muſter eines Beweiſes aus den heiligen Vätern kann das Argument für die 24. Theſe gelten: „Necessitas gratiae actualis ad agendum sicut oportet asserta a Patribus contra Pelagianos, est necessitas non solum moralis, sed physica et absoluta"; zumal die Vorbemerkung auf S. 169: „adverte 1°", iſt ſehr gut. Uebrigens ſei bei dieſer Gelegen-

heit die Frage geſtattet, warum bei dieſem und ähnlichen Punkten der Verfaſſer nicht mehr aus der disproportio, beziehungsweiſe aus der necessitas proportionis inter finem et media argumentirt? Ein ſolcher Beweis wäre häufig viel klarer und durchſchlagender, als eine noch ſo ausführliche Darlegung aus Schrift oder Tradition. Von hohem Intereſſe iſt auch die unmittelbar folgende Theſe (25) de intrinseca supernaturalitate actuum supernaturalium. Die Sache ſelbſt iſt ja nicht ſo gar ſchwierig, aber es knüpfen ſich zwei ſchwierige Fragen an, in deren Behandlung der Scharfſinn des Verfaſſers ſo recht ſich geltend macht. Können natürliche und übernatürliche Acte dasſelbe Material- und Formalobject haben? Gegen Suarez, Cardinal Mazella u. a. bejaht Palmieri nach dem Vorgang von Ripalda dieſe Frage. Auch das Anſehen des hl. Thomas (diligere Deum super omnia esse quiddam connaturale homini, S. th. I. II. q. 119 a. 3) und anderer hervorragender Dominikanertheologen weiß der Verfaſſer ſehr gut für ſeine Anſicht zu verwerthen. Die zweite Frage iſt: „Warum können wir die übernatürlichen Acte, trotz ihrer innern höhern Vollkommenheit, nicht von den natürlichen unterſcheiden? Nach Abweiſung des Löſungsverſuches von Ripalda gibt Palmieri die einfache, aber tiefe Antwort: „Quoniam actus nostros in se ipsis non videmus et perfectio intrinseca seu entitativa actus ac ipsius modi non subest intimo sensui, sed actus nostros ex modo generali tendendi in aliquid (puta cognitionis, volitionis) discernimus et ex objectis distinguimus, in eadem autem objecta ... potest ferri actus naturalis et supernaturalis, hinc fit, ut criterio careamus discernendi in concreto actus naturales a supernaturalibus“ (p. 190).

Zwei Punkte heben wir aus dieſem Kapitel noch hervor, zunächſt die wahrhaft glänzende Unterſuchung (p. 254—268) über die Anſicht Ripalda's, daß in der gegenwärtigen Ordnung alle ſittlich guten Werke auch übernatürlich gut ſeien (De ente supernat. disput. 20, sect. 2 sqq.). Gegen die Gründe Ripalda's läßt Palmieri zunächſt Cardinal de Lugo (warum immer Lugus?) zu Wort kommen, und die Verfolgung dieſes Kampfes der beiden großen Theologen bietet dem Leſer einen wahren Genuß. Schließlich gibt Palmieri ſein eigenes Urtheil dahin ab, daß er die Meinung Ripalda's in ihrer Allgemeinheit verwirft, ſie aber auf die Gläubigen beſchränkt für richtig erklärt. Das dritte Argument de Lugo's hat in den Augen Palmieri's die Anſicht Ripalda's in ihrer Allgemeinheit zu Fall gebracht. Nicht minder ausgezeichnet iſt die Entwicklung und Beweisführung in der 29. Theſe, welche ſich zu einer exegetiſchen Erläuterung und Inhaltsbeſtimmung des bekannten 23. Canon der ſechſten Sitzung des Tridentinums geſtaltet: „Si quis dixerit, hominem semel justificatum ... posse in tota vita peccata omnia, etiam venialia, vitare, nisi ex speciali Dei privilegio, quemadmodum de b. Virgine tenet ecclesia, a. s.“ Die Löſung der daran ſich knüpfenden Schwierigkeit: „quomodo haec duo componantur: non posse justum immunem se custodire semper a peccato et tamen formaliter peccare cum labitur“ (p. 239), gehört mit zu den Glanzſtellen des Buches und zeigt, wie bereitwillig P. Palmieri den tiefſinnigen Fingerzeigen des Doctor Angelicus folgt.

Das vierte Kapitel (de gratiae actualis efficacia) wird, abgeſehen von einem dankenswerthen Excurs über die Maſſilienſer, gleichfalls in zwei Haupttheile gegliedert: Controversia cum haereticis und Controversia inter scholasticos. In der erſten Controverſe gibt der Verfaſſer eine ausführliche Entwicklung der Lehre des hl. Auguſtinus und zeigt, wie wenig die Janſeniſten aller Schattirungen ſich auf ihn berufen können. Ueberhaupt iſt es ein hervorragendes Verdienſt Palmieri's, daß er ſeine große Vertrautheit mit den Schriften des hl. Auguſtinus dazu benutzt, die Lehre dieſes „Doctor gratiae" überall in den Vordergund zu ſtellen und durch ſie das katholiſche Dogma zu erklären und tiefer zu begründen.

Die Einleitung zum zweiten Theile dieſes Kapitels bildet eine meiſterhafte Darlegung der thomiſtiſchen Sentenz. Doppelte Bedeutung hat dieſe Erörterung, weil Palmieri hier eine Selbſtzeichnung des Thomismus bietet, zuſammengeſetzt aus den Worten ſeiner vornehmſten Vertreter. Von ihm ſelbſt iſt nur die überſichtliche Gruppirung und hie und da eine das Verſtändniß weſentlich fördernde Bemerkung. Sehr werthvoll iſt dabei die kurze Unterſuchung über die Frage, ob das thomiſtiſche auxilium efficax zum actus primus oder zum actus secundus zu rechnen ſei. Mit den bedeutenderen Thomiſten betrachtet Palmieri es als zum actus primus gehörig. Es wäre, ſcheint uns, von Nutzen geweſen, hier darauf hinzuweiſen, daß der Begriff dieſes complementum actus primi noch weit ſchwieriger erſcheint, als jener der elevatio extrinseca facultatum. Und doch wollen viele Thomiſten es als unfaßbar hinſtellen, wie eine ſolche elevatio extrinseca zum actus primus gehören könne; ſie ſcheinen die Worte des Xantes Mariales zu überſehen (Biblioth. Interp. 7. 4. Relect. 9. sect. 3): „... esse complementum extrinsecum (sc. auxilium efficax), perficiens non intra limites actus primi, sed potius intra lineam actus secundi, saltem reductive, quatenus applicat actum primum ad efficiendum exercite secundum, quod verissimum est." Mit vollem Recht ſagt Palmieri am Schluß dieſer Ueberſicht: „Patet, expositionem sententiae Thomisticae sinceram esse" (p. 452). Unmittelbar daran ſchließt ſich die Widerlegung der thomiſtiſchen Auffaſſung, zunächſt aus der Schrift und der Definition des Concils von Trient (Sess. 6 can. 4). Eine kraftvollere Verwerthung der beiden Stellen Matth. 11, 21: Vae tibi Corozain etc. und Iſ. 5, 3: Quid est quod debui ultra facere etc. wird wohl ſchwerlich ſonſtwo gefunden werden. In neunmal wiederholtem „Ergo" ſammelt Palmieri das unanfechtbare Ergebniß ſeiner Beweisführung aus der Schrift und überläßt es dem Leſer, damit die thomiſtiſchen Principien zu vergleichen. Wohl das Bedeutendſte aber iſt ſeine Argumentation aus dem Tridentinum (p. 456—459). Aus den Worten: „liberum arbitrium a Deo motum et excitatum ... posse dissentire, si velit," beweiſt er unwiderleglich, daß hier die Rede iſt von dem arbitrium actu sub influxu Dei moventis et excitantis, denn die beiden Participien „motum" et „excitatum" können keinen andern Sinn haben. Das Concil ſpricht alſo aus: liberum arbitrium in sensu composito cum gratia posse dissentire, si velit. Ein Vergleich mit den Worten aus dem Kap. 5

derſelben Sitzung macht dieſe Schlußfolgerung womöglich noch deutlicher. Hier ſei nur noch aufmerkſam gemacht auf den Beweis, durch welchen Palmieri die immer wiederkehrende distinctio sensus compositi et sensus divisi, wir möchten ſagen a limine als unhaltbar darthut (p. 480). Sehr wohlthuend in dieſer ganzen Controverſe wirkt die Ruhe und Objectivität, welche überall trotz des fortiter in re gewahrt bleibt.

Für alles übrige Schöne und Gute, welches in reicher Fülle geboten wird, müſſen wir auf das Buch ſelbſt verweiſen; ſo zumal für die 34. und 36. Theſe des dritten Kapitels, über den Sinn des bekannten Axioms: Facienti quod in se est, Deus non denegat gratiam und über die formalis perseverantia. Nicht nur der Theologe, ſondern auch der Prediger und Beichtvater wird aus dem Studium des Werkes großen Nutzen ziehen für ſich und andere. Leider iſt die Zahl der Druckfehler ſehr groß; auch ſinnſtörende fehlen nicht.

Paul von Hoensbroech S. J.

Sammlung von Compendien für das Studium und die Praxis. II. Serie. 1. Grundriß des katholiſchen Eherechtes, von Dr. **Franz Heiner**, Profeſſor des Kirchenrechts an der philoſophiſch-theologiſchen Facultät zu Paderborn. 317 S. 8°. Münſter i. W., Heinrich Schöningh, 1889. Preis: *M.* 3.60.

Wir ſtehen nicht an, vorliegendes Werk ein Compendium im beſten Sinne des Wortes zu nennen. Die praktiſch wichtigen Fragen über das geſammte Eherecht ſind hier in logiſcher Folge recht überſichtlich, klar und kurz zuſammengeſtellt. Die ſummariſche Inhaltsangabe iſt mit den Titeln der ſieben Theile gegeben: 1. Allgemeine Grundlagen des Eherechtes, 2. das Eheverlöbniß, 3. Ehehinderniſſe, 4. Beſeitigung der Ehehinderniſſe durch Dispenſation, 5. Revalidirung einer ungiltig geſchloſſenen Ehe, 6. Eheſchließung, 7. Eheſcheidung. Das einzige, was hier ſtößt, iſt, wie auch ſchon von anderer Seite bemerkt wurde, daß von der „Revalidirung" einer Ehe früher gehandelt wird, als von der „Eheſchließung".

Der erſte Theil dürfte als theoretiſche Einleitung zu dem Nachfolgenden gelten; es werden in ihm die dogmatiſchen und kirchenrechtlichen Grundſätze entwickelt. Eine eingehende Begründung dieſer Grundſätze iſt natürlich nicht Sache eines Compendiums: der Verfaſſer entſchädigt den Leſer diesbezüglich durch Hinweis auf die einſchlägige Literatur aus Dogma und Kirchenrecht.

In den folgenden Abſchnitten werden die praktiſchen kirchenrechtlichen Seiten der Ehe beſprochen. Der hochw. Verfaſſer geht hier ſelbſtverſtändlich mehr ins Einzelne ein. Controverſe Fragen werden zwar auch hier nicht eingehender von ihm discutirt, ſondern durch Angabe größerer Werke und eingehenderer Behandlung dem weitern Studium der Leſer überwieſen; aber gerade in der ſo knappen und doch ſo correcten Behandlung zeigt er nicht nur große Literaturkenntniß in ſeinem Fach, ſondern auch ein ſehr gediegenes Urtheil bei Auswahl der Meinungen. Zudem beweiſt er, daß er für alle neuen römiſchen Entſcheidungen ein offenes Auge gehabt hat: das war ganz

beſonders für das Eherecht vonnöthen, weil das Pontificat Leo's XIII. mehrere in das Eherecht tief eingreifende, theils erklärende, theils umgeſtaltende Entſcheidungen gebracht hat.

Wenn der Recenſent nicht in allen Einzelfragen vollſtändig dem Verfaſſer beiſtimmen kann, ſo beeinflußt das durchaus nicht ſein Geſammturtheil über das Werk. Um den einen oder andern diesbezüglichen Punkt anzuführen, ſo will es dem Recenſenten ſcheinen, daß der Satz S. 9 und deſſen weitere Begründung etwas mißverſtändlich ſei: „Weil aber der Inhalt und die Wirkungen der Ehe in ihrer Natur begründet liegen, ſo iſt ſie zwar an ſich kein juriſtiſches Verhältniß, jedoch ein ſolches wegen ihrer umfaſſenden, alle Lebensverhältniſſe berührenden Bedeutung geworden". Das „Juriſtiſche" und „Rechtliche" wird ausſchließlich im poſitiv-rechtlichen Sinne gefaßt, obgleich es doch auch naturrechtliche Rechte und Rechtsſätze gibt. — Bei den S. 147 ff. aufgeſtellten Grundſätzen über die bedingte Wiederholung oder die Nichtwiederholung der Taufe von Nichtkatholiken darf der Leſer nicht vergeſſen, daß dieſe Grundſätze zunächſt dazu dienen ſollen, um ein richtiges Urtheil über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit einer Miſchehe zu ermöglichen; ſollten ſie die Norm abgeben, um überhaupt über die Zuläſſigkeit, beziehungsweiſe Pflicht der bedingten Wiederholung der Taufe zu entſcheiden, ſo dürfte doch die Wiederholung häufiger Platz greifen müſſen, weil die „Präſumption" bei einem ſo nothwendigen Sacrament nicht jeden vernünftigen Zweifel hebt. — S. 151 hält der Verfaſſer die freilich ſehr verbreitete Meinung, daß bei der Löſung einer von Nicht-Chriſten geſchloſſenen Ehe für den Fall der Bekehrung des einen Ehetheils die ſogen. „Dispens von der Interpellation" nur eine „Declaration des göttlichen Geſetzes" ſei; nach den neueſten Publicationen Zitelli's in ſeiner 2. Auflage de dispensationibus matrimonii dürfte dieſe die Machtbefugniß des Papſtes zu eng auffaſſende Lehrmeinung weſentlich an Halt verloren haben.

Das ſind einige Punkte, wo wir bezüglich der Sache oder der Ausdrucksweiſe dem Verfaſſer gegenüber unſere Anſichten und Wünſche ausdrücken möchten. Die zahlreichen Punkte, wo wir ganz auf Seite des Verfaſſers ſtehen, brauchen wir nicht namhaft zu machen. Mit Befriedigung heben wir hervor, daß S. 13 die neulich vertheidigte, aber kirchlich nicht haltbare Lehre verworfen wird, als ob mit dem gegenſeitigen Conſens die weſentlichen Bedingungen einer eigentlichen Ehe noch nicht geſetzt ſeien. Die rechtliche Befugniß des Staates mit ihren Grenzen ſowohl, wie auch der thatſächliche Eingriff des modernen Staates in das Eherecht werden (S. 27 ff. 67 ff.) recht gut behandelt: auch letztern zu kennen, iſt nöthig für diejenigen, denen die Sorge für kirchliche Eheſchließung obliegt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Liturgica. Breviarium Romanum. Editio prima post typicam. 4 tom. in 4°. — Editio tertia post typicam. 4 tom. in 18°. — Pontificale Romanum. Editio typica. — Missale ad usum sacerdotum caecutientium. Fol. — Missae pro defunctis. Fol. — Cantus ecclesiasticus Pas-

sionis D. N. Jesu Christi secundum Matthaeum, Marcum, Lucam et Joannem. Fol. — Regensburg, Pustet, 1888 et 1889. Preiſe für die ſechs Bücher ungebunden je: *M.* 48 (mit vier Farbenbildern *M.* 56), 16, 9, 10, 2 (feinere Ausgabe 4), 5.

Im 16. Jahrhundert nannte man oft die Druckerei des Chriſtoph Plantin († 1589) zu Antwerpen wegen der Schönheit, Menge und Güte ihrer Arbeiten ein achtes Weltwunder. Die aus ſeinem Verlag, den ein Schwiegerſohn J. Moret und deſſen Nachkommen bis in unſer Jahrhundert fortſetzten, hervorgegangenen Werke werden immer zu den beſten Leiſtungen der Typographie gehören. Es iſt für Deutſchland, zu dem Antwerpen damals gehörte, erfreulich, daß es die Ehre beanſpruchen darf, nicht nur die Buchdruckerkunſt erfunden und zur Höhe geführt zu haben, ſondern auch noch heute ſo entſchieden an der Spitze zu ſtehen, daß der Papſt von vielen der für die ganze katholiſche Welt beſtimmten liturgiſchen Bücher in ihm die maßgebenden, als Vorbilder dienenden Ausgaben veranſtalten läßt.

Eine ſolche „Editio typica“ iſt das oben an dritter Stelle genannte neue Pontificale. Dasſelbe ſchließt ſich in ſeinen drei erſten Theilen (mit 206, 224 und 164 S.) enge an die officiellen römiſchen Ausgaben von 1752 und 1848 an, verbeſſert aber doch in authentiſcher Weiſe deren Fehler und Abweichungen von anderen liturgiſchen Büchern, bringt überdies an vielen Stellen neu revidirte und oft umgearbeitete Noten. Die Anordnung eines vierten Theiles (mit 244 und 16 S.) iſt eine von der Congregation der Riten verordnete, ſehr bequeme Neuerung, weil in ihm einestheils mehrere Formulare aus dem für die Prieſter beſtimmten Rituale abgedruckt ſind, deren ſich auch Biſchöfe bedienen, und weil andererſeits aus dem Pontificale ſelbſt verſchiedene größere Theile wiederholt ſind. Es iſt nämlich manches zu ändern, wenn die Weihe ſich nicht, wie das Pontificale vorausſetzt, auf eine Perſon oder einen Altar, ſondern auf mehrere bezieht, und umgekehrt gibt es Theile, für welche im Pontificale die Mehrzahl ſich findet, während die beſonderen Umſtände eine Einzahl erheiſchen. Da es ſehr ermüdet, während der langen Ceremonien immer darauf zu achten, je nach der Lage Einzahl oder Mehrzahl einzufügen, bietet dieſe Ausgabe zwei Formulare, ſo daß jetzt der Celebrant einfach den Text ableſen kann, wie er liegt. Der Druck dieſes, gleichwie der übrigen neuen liturgiſchen Werke des Puſtet'ſchen Verlages iſt wie derjenige der alten Plantin'ſchen Ausgaben nicht nur dank der ſorgfältigen Hand des P. G. Schober C. SS. R. und der tüchtigen Arbeiter der Officin fehlerlos, ſondern auch techniſch vollendet. Der ſchwierige Roth- und Schwarzdruck greift regelmäßig und geſchmackvoll ineinander, rothe Linien in der Mitte, in den Rändern oder bei den Noten vermitteln in glücklicher Weiſe das Gleichgewicht der Farben auf dem gelblich getönten Papier.

Das prächtige, an erſter Stelle angezeigte Breviarium Romanum, die huldreich angenommene Feſtgabe des Verlegers zum goldenen Prieſterjubiläum des glorreich regierenden Papſtes Leo XIII. iſt eines der ſchönſten liturgiſchen Bücher, die je gedruckt wurden. Die von Profeſſor Klein und Fr. M. Schmalzl

C. SS. R. gezeichneten Bilder und Kopfleiſten, welche die höheren Feſte auszeichnen, bedürfen wegen ihres allgemein anerkannten Werthes hier des ausdrücklichen Lobes nicht. Im ganzen Brevier wird das Auge durch nicht weniger als 130 ſolcher Holzſchnitte erfreut. Hinſichtlich der großen, gewiß an und für ſich vortrefflichen Titelbilder wird aber doch ein Bedenken auszuſprechen ſein. Die Bilder zeigen nämlich zweierlei Technik, faſt möchte man ſagen zweierlei Stil: im Text die von Klein mit ſo viel Glück und Talent wieder zu Ehren gebrachte Linienmanier in Holzſchnitten, beim Titel geſtochene, ſorgfältig durchſchattirte Platten. Die dem großen und kleinen Brevier, ſowie anderen der angezeigten Bücher beigegebenen bunten Bilder gehen wieder ihren eigenen, einen dritten Weg. Etwas mehr Einheit würde wohl die Ruhe des Geſammteindruckes erhöhen. Mit Recht hat der Herausgeber auf gotiſche Typen verzichtet. Sie haben in den liturgiſchen Büchern für immer den ſchönen Buchſtaben älterer Zeiten Platz gemacht. Dieſe Conceſſion war wegen des internationalen Verkehrs und des Mangels an Popularität der gotiſchen Buchſtaben erfordert. Wenn alſo ſomit ſchon Typen und Bilder ſtiliſtiſch in einer dem Meiſter freilich nicht zum Bewußtſein kommenden Weiſe auseinander gehen, ſo iſt für die Illuſtration Gleichförmigkeit um ſo mehr zu erſtreben, wenn man, wie hier, den höchſten Anforderungen entſprechen kann und will.

Das Missale ad usum sacerdotum caecutientium liegt ſchon in zweiter, bedeutend verſchönerter Auflage vor. Das Format iſt dasjenige eines gewöhnlichen Missale, der Inhalt bietet auf 128 Seiten die vier Votivmeſſen der Gottesmutter und die gewöhnliche Meſſe für die Verſtorbenen, alles in ſo großem Druck, daß beiſpielsweiſe eine Präfation an drei Folioſeiten füllt. Man wird unwillkürlich an die gewichtigen und ſchönen Inſchriften der beſten claſſiſchen Zeit erinnert, wenn man dieſe Typen anſchaut, welche jeder leſen kann, der auch nur noch etwas vom unſchätzbaren Lichte ſeiner Augen bewahrt hat. Selbſt die kleinen Buchſtaben haben 13 Millimeter Höhe.

Der Cantus ecclesiasticus Passionis D. N. Jesu Christi zerfällt in drei, getrennt zu bindende Theile, ſo daß Prieſter, Diakon und Subdiakon in ihrer Abtheilung alles finden, was ſie zu ſingen haben. Sehr praktiſch iſt dabei, daß nur die Abſchnitte, welche der Betreffende zu ſingen hat, mit Noten verſehen ſind, während das, was die beiden anderen vortragen, in gewöhnlicher Weiſe ohne Noten dazwiſchen hinein gedruckt iſt. Dem zweiten Theile ſind die Lamentationen der drei Tage beigegeben, während dem dritten das Exultet des Charſamstags angefügt iſt. Selbſtverſtändlich entſpricht in allen Büchern der Choral genau den neueſten Vorſchriften und tritt dem Leſer in dem bekannten prächtigen Notendruck vor Augen.

Am meiſten Verbreitung dürfte das neue kleinere Brevier finden, bei dem Handlichkeit, Schönheit, Richtigkeit mit Billigkeit vereint ſind. Der deutſche Clerus wird durch Benutzung dieſer Ausgabe zugleich dem Verleger ſeinen Dank für die mit ſo ſchönen Erfolgen gekrönten Bemühungen abſtatten.

St. Beiſſel S. J.

Die Weſtfäliſchen Siegel des Mittelalters. Mit Unterſtützung der Landſtände der Provinz herausgegeben vom Verein für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. Münſter, in Commiſſion bei Regensberg.

I. Heft. 1. Abtheilung. Die Siegel des 11. und 12. Jahrhunderts und die Reiterſiegel, bearbeitet von Dr. **F. Philippi**, königl. Archivſecretär. VII u. 39 S. 19 Tafeln. Folio. 1882. Preis: *M.* 20.

I. Heft. 2. Abtheilung. Die Siegel der Dynaſten, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 66 S. 21 Tafeln. Folio. 1883. Preis: *M.* 20.

II. Heft. 1. Abtheilung. Die Siegel der Biſchöfe, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 48 S. 24 Tafeln. Folio. 1885. Preis: *M.* 15.

II. Heft. 2. Abtheilung. Die Siegel der Städte, Burgmannſchaften und Miniſterialitäten, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 72 S. 34 Tafeln. Folio. 1887. Preis: *M.* 15.

Die Bedeutung der Siegel nicht bloß für den Heraldiker und Sphragiſtiker, ſondern vor allem für die Diplomatik, iſt glücklicherweiſe heute theoretiſch erkannt und praktiſch anerkannt. Aber auch die Kunſt beginnt ſich in höherem Maße für dieſelbe zu intereſſiren, als dies bislang der Fall war. Mit Recht, denn es handelt ſich hier um eine der intereſſanteſten Kleinkünſte, die zur Plaſtik in einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht, wie die Miniatur zur Malerei, die in ihren verſchiedenen Blüteperioden durch eine mindeſtens gleiche Vollendung nach Entwurf und Ausführung ſich auszeichnet, die aber, was Reichthum und Mannigfaltigkeit betrifft, letztere vielleicht noch überflügelt. „Endlich möchte ich," ſchreibt Dr. A. Reichensperger in ſeinen „Fingerzeigen" (S. 109), „noch eine Gattung von Gegenſtänden für die kirchlichen Kunſtſammlungen ganz beſonders empfehlen: alte Siegel in Originalen und Abgüſſen. In keiner andern Weiſe kann man, wie mich die eigene Erfahrung gelehrt hat, mehr und geeigneteres Material zu archäologiſchen Studien aller Art, praktiſchen wie theoretiſchen, zuſammenbringen.... Mit Hilfe von ein paar tauſend Siegelabdrücken wird es ſchon möglich, eine Geſchichte der Architektur, der Sculptur, der Epigraphik, des Koſtüms durch das ganze Mittelalter hindurch in zureichend feſten Umriſſen darzuſtellen; kurz für den Aeſthetiker bietet die Sphragiſtik noch eine bei weitem reichere Fundgrube als für den Diplomatiker, der bis jetzt ſie doch faſt ausſchließlich benutzt hat." Will man dieſe Ausführungen nach Weiſe des Mathematikers in einer kurzen Formel niederlegen, ſo läßt ſich dafür kaum ein geiſtreicherer und wahrerer Ausdruck finden, als der des Fürſten Hohenlohe, der die mittelalterliche Sphragiſtik den „Mikrokosmos der Cultur- und Kunſtgeſchichte" genannt hat.

Aus dem Geſagten wird der Werth und die Tragweite einer Publikation, wie die vorliegende, vorausgeſetzt, daß es ihr gelingt, ihrem Zwecke zu entſprechen, jedem in die Augen ſpringen. Dieſer Vorausſetzung ſtellen ſich aber bei einem Werke, welches nicht beliebige intereſſante Siegel bieten will, die in irgend einem Archive, ähnlich wie die Schiffe der verſchiedenſten Nationen in

einem Welthandelshafen, ſich zuſammengefunden, ſondern welches beabſichtigt, die Siegel eines beſtimmten, in ſich geſchloſſenen Ländercomplexes, dieſelben mögen wohin immer verſchlagen ſein, thunlichſt vollſtändig und in möglichſt brauchbarer Wiedergabe zuſammenzuſtellen, nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Ihre Ueberwindung vertheilt ſich, wenn auch zu ungleichen Theilen, auf den Herausgeber, der das Material aufzuſuchen und vorzubereiten hat, und auf den Künſtler, der die Wiedergabe — in unſerem Falle durch Heliotypie bewerkſtelligt — zu beſorgen hat. Beides iſt bei vorliegendem Werke in befriedigender, theilweiſe in vorzüglicher Weiſe gelungen. Dies im einzelnen nachzuweiſen, muß ich mir, ſo inſtructiv es auch wäre, bei dem einmal zugemeſſenen Raume leider verſagen. Ich kann dies um ſo eher, als das meiſte von dem, was zur Sprache kommen müßte, in einer eingehenden Beſprechung der drei erſten der vorliegenden Hefte von dem verſtorbenen Dr. W. Diekamp (Weſtdeutſche Zeitſchrift, 1886. S. 270—301) in vortrefflicher Weiſe geſagt worden. Leſer, die ſich für die Sache intereſſiren, ſollten nicht unterlaſſen, von dieſer lehrreichen Abhandlung Kenntniß zu nehmen. Ich beſchränke mich darauf, einiges wenige dem dort Geſagten beizufügen.

Das letzte Heft enthält S. 16 u. f. eine Zuſammenſtellung der noch vorhandenen mittelalterlichen Siegelſtempel Weſtfalens. Ganz vollſtändig iſt dieſelbe nicht. So fehlen mindeſtens die höchſt intereſſanten und wohlerhaltenen Stempel der Stadt Osnabrück, nämlich die Stempel zu Tafel 75 Nr. 6, Tafel 85 Nr. 1, 2, 3, von denen alſo ſehr viel ſchönere Wiedergaben zu erzielen waren. Auch zu Werl ſollen alte Stadtſiegel erhalten ſein.

Die nach Abdrücken aus den Originalſtempeln wiedergegebenen Siegel beginnen mit Tafel 94. Sie ſind, wie der ſie umgebende hohe Wulſt beweiſt, in Lack abgedrückt worden, und zwar in ſehr ſchlechtem; das zeigen die vielen Blaſen, die in dem umgebenden Rande ſichtbar ſind. Dieſer wäre wohl beſſer entfernt worden, da er Schatten in die Schrift wirft und dieſe ſtellenweiſe beeinträchtigt. Wollte man Lackabdrücke wählen, ſo wäre, da Dauerhaftigkeit der Vorlagen hier nicht mit in Frage kommt, ein weicherer und plaſtiſcherer Lack (etwa der Graveurlack der Firma Richter in Wien) vorzuziehen geweſen, da die Qualität des Lacks für Schärfe und Beſtimmtheit der Abdrücke von entſcheidendem Einfluß iſt, und zwar um ſo mehr, je feiner das Detail gearbeitet iſt. Die rothe Farbe des Lackes iſt als ein ungünſtiger Umſtand für die Aufnahme mit Gelatineplatten zu betrachten, auf die Roth kaum anders denn Schwarz wirkt. Sind Collodiumplatten, mit denen viele Photographen nicht mehr gut umzugehen wiſſen, zuläſſig, ſo wird ein Mattiren der Reliefheile der Siegel durch Zinnoberſtaub gute Dienſte thun. Die günſtigſten Ausſichten dürfte, wo der Stempel nicht zur Verfügung ſteht, ein Abguß in Schwefel über eine mit Leinöl geſättigte Gipsmatrize haben. Solche Schwefelabgüſſe ſind ſchärfer als Gipsabgüſſe, vermeiden leichter die Gipsbläschen, die noch im Lichtdruck ſtörend wirken, und eignen ſich trefflich zur photographiſchen Aufnahme, ohne jedoch das beleidigende Grelle des Gipsabdrucks an ſich zu haben. Wo von Originalſiegeln eine Matrize herzuſtellen iſt, dürfte ſich ſtets, auch wo Gips zur Hand iſt, die Arbeit mit Wachs mehr empfehlen. Das-

ſelbe ſchädigt das Original nicht, erzielt das feinſte Negativ und löſt ſich am leichteſten vom Poſitiv ab. Nur iſt, wo keine Eile vonnöthen, weißes Tafelwachs dem Modellirwachs vorzuziehen. Erſteres nimmt, einige Zeit in warmes Waſſer gelegt, für eine hinlängliche Zeitdauer ganz die Geſchmeidigkeit des Modellirwachſes an, erſtarrt auf dem Siegel, das gar nicht eingefettet zu werden braucht, ſehr ſchnell und läßt ſich, ohne Verbiegungen ausgeſetzt zu ſein, von demſelben abheben. Es erlaubt ferner, beim Anfertigen des Poſitivs den Gips zur thunlichen Vermeidung der Bläschen mit einem energiſchen Pinſel aufzutragen; ja es ermöglicht, ſtatt aus Gips jetzt aus Modellirwachs ein Poſitiv herzuſtellen, das ſich nach Schärfe und Lichtwirkung ſehr empfiehlt. Ein Künſtler — allerdings nur ein ſolcher — wird auch aus einem Gelatinenegativ ein Schwefelpoſitiv gewinnen können, wobei freilich das Negativ geopfert wird. Beſſer als alles iſt natürlich die Aufnahme vom Original, die ſich in den allermeiſten Fällen unſchwer ermöglichen laſſen wird.

Auch unter den Städteſiegeln zeigen ſich Arbeiten von hohem künſtleriſchem Intereſſe. Den Preis verdient unter dieſer Rückſicht das Siegel der Miniſterialen zu Recklinghauſen (Taf. 95 Nr. 5), deſſen Stempel jetzt im Staatsarchiv zu Münſter liegt. Es iſt geradezu claſſiſch in der Zeichnung und äußerſt ſorglich gearbeitet. Ich muß aber geſtehen, daß man ſich trotz der nicht gerade ſchlechten Wiedergabe keine rechte Vorſtellung von der ganzen Vortrefflichkeit dieſes Stückes bildet, das ein Bildhauer, ſo wie es liegt, ohne weiteres copiren dürfte. Namentlich der edle und ausdrucksvolle Kopf iſt nicht halb, was er ſein könnte. Es kommt das freilich in erſter Linie auf Rechnung des Lichtdrucks, der eben noch eine ſehr jugendliche Kunſt iſt, wodurch leider die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen erſcheint, daß ſchon nach den Fortſchritten weniger Jahre uns nicht mehr gefallen wird, was vor zehn oder zwanzig Jahren Bewunderung erregte.

G. M. Dreves S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Cultus SS. Cordis Jesu, sacerdotibus praecipue et s. theol. studiosis propositus. Cum additamento de cultu purissimi Cordis B. Mariae V. Scripsit H. Nix S. J. VIII et 167 p. 12°. Friburgi, sumptibus Herder, 1889. Preis: *M.* 1.40.

Trotz aller Anfeindungen des modernen Irr- und Unglaubens verbreitet ſich die Verehrung des heiligſten Herzens Jeſu ſtets mehr. Dieſe ſo ſegensreiche Bewegung weiter zu fördern, iſt der Zweck des vorliegenden Buches, das vorzugsweiſe für die Prieſter beſtimmt iſt, die Lehrer der Gläubigen, die ſelbſt ebendeshalb vor allen klar

und gründlich unterrichtet sein müssen über einen für das Gnadenleben der ihnen anvertrauten Seelen so wichtigen Gegenstand. Ein solcher Unterricht aber in Bezug auf alles, was die Verehrung des göttlichen Herzens betrifft, findet sich auf dem geringen Raum von anderthalbhundert Seiten wohlgeordnet und übersichtlich zusammengestellt. Der große Reichthum des Ganzen wird aus der einfachen Angabe des in den einzelnen Kapiteln Enthaltenen am besten ersichtlich. — Das erste Kapitel bringt in vier Abschnitten die Geschichte der Verehrung des heiligsten Herzens von Anfang bis auf unsere Tage, während im zweiten Kapitel das eigentliche Wesen derselben dargelegt wird. Dieses ist der umfassendste und wichtigste Theil. Das dritte Kapitel zeigt uns den allgemeinen und den besondern Zweck der Andacht in seiner göttlichen Berechtigung und Schönheit; das vierte dagegen zählt verschiedene Arten der Verehrung auf. An alles dieses reihen sich naturgemäß im fünften Kapitel die mannigfaltigen Früchte der besprochenen Andacht. Dieser Schluß ergibt sich aus dem Wesen der Sache und aus den Verheißungen des göttlichen Heilandes. Das sechste Kapitel berührt kurz die nämlichen Punkte in Bezug auf das reinste Herz der seligsten Jungfrau. Als praktische Beigabe machen den Beschluß: 1. eine Anleitung für die Errichtung der Herz-Jesu-Bruderschaften, 2. die Statuten des Gebets-Apostolats, 3. die Weiheformel, wie sie von den Bischöfen Englands in ihrer Eingabe an den Heiligen Vater beantragt wurde und vielfach in Uebung ist. — Ist nun der Zweck des Buches in erster Linie eine gründliche theologische Belehrung, so ist doch auch der Erbauung reicher Stoff geboten, nicht weniger in manchen kurz erklärten Versen der Heiligen Schrift (z. B. Parvulus natus est nobis u. s. w., S. 85 ff.), als in den schönen wörtlich angeführten Stellen aus den heiligen Vätern und den Erlassen der Päpste und Bischöfe. Ueberall geht der Verfasser auf die Quellen zurück, die ausgiebig in den zahlreichen Anmerkungen citirt werden. Nebenbei findet sich in eben diesen Anmerkungen manches Interessante, z. B. die Citate über die Bedeutung des körperlichen Herzens aus den Werken hervorragender moderner Physiologen (S. 54 ff.). Zunächst zur Selbstbelehrung bestimmt für die Diener der Kirche, ist das Buch in der Sprache der Kirche geschrieben. Erfahrungsgemäß wohnt ja derselben eine besondere Weihe inne. Außerdem wird der Priester, der das Werk benützt, durch die fremde Einkleidung genöthigt, den Stoff mehr in sich verarbeiten und so als eigensten geistigen Besitz in eigener Fassung wirksamer seinen Zuhörern vortragen. Möge der beginnende Herz-Jesu-Monat das gehaltreiche Buch in viele Hände bringen.

Allgemeine Grundlagen der Nationalökonomie. Beitrag zu einem System der Nationalökonomie im Geiste der Scholastik. Von Jul. Costa-Rossetti, Priester der Gesellschaft Jesu. VIII u. 128 S. kl. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Wenn vorliegende Schrift auch nichts anderes gethan hätte, als etwas Klarheit in die zur Nationalökonomie gehörigen Begriffe und Definitionen zu bringen, so verdiente sie, einem jeden, der mit dieser Wissenschaft sich befaßt, empfohlen zu werden. Unsere auf Wissen und Wissenschaft pochende Zeit ist eben nicht gerade stark in Aufstellung klarer Begriffsbestimmungen und folgerichtiger Durchführung derselben. Doch mit dem Gesagten ist der Werth der Schrift nicht erschöpft. Sie enthält auch manche anregende Gedanken und bündige Widerlegungen folgenschwerer Irrthümer auf dem nationalökonomischen Gebiete. Von besonderer Wichtigkeit dürften die kurzen Kapitel über Werth und Preis und über das Verhältniß der Arbeit zu den anderen Factoren der Production sein.

De justitia et lege civili. Praelectiones theologicae de principiis juris et justitiae, deque vi legum civilium in materia justitiae juxta S. Thomam Doctoresque scholasticos. Auctore Adriano van Gestel S. J., lectore theologiae moralis in collegio theologico Societatis Jesu Mosae Trajectensi. 166 p. 8°. Groningae, Wolters, 1889.

Bei der heutigen Begriffsverwirrung über Recht und Pflicht ist eine Klärung der Rechtsbegriffe gewiß mehr denn je vonnöthen. Jedes Werk, welches diesem Zwecke dient und ihn wirklich fördert, muß mit Freuden begrüßt werden. Vorliegende Schrift darf auf einen hervorragenden Platz in der Reihe solcher Bücher rechnen. In ihr erörtert der Verfasser mit vieler Belesenheit und großer Schärfe des Verstandes klar und deutlich die Begriffe von Recht im allgemeinen, sowie von Naturrecht und positivem Recht und das Verhältniß beider, ebenso den Unterschied und die Bedeutung der verschiedenen Arten von Gerechtigkeit. Es kann nicht zuviel betont werden, daß diejenigen, welche vom Naturrecht absehen und alles Recht nur wollen positives Recht sein lassen, eben mit letzterem vollständig in der Luft schweben, und daß es überhaupt gar kein Recht gibt, wenn nicht das Naturrecht die unverletzbare Grundlage bildet. Es war daher sehr am Platze, daß der Verfasser bei Abfassung seines Werkes nicht bloß Theologen im Auge hatte, sondern auch solche, die sich der Rechtspflege widmen. — Vielleicht noch bedeutender, als der bisher besprochene erste Abschnitt, ist der zweite, welcher die Tragweite der civilrechtlichen Bestimmungen über Recht und Gerechtsame erörtert. Vor allem dürfte es von Interesse sein, die Ausführungen über die leges irritantes zu verfolgen. Es ist uns kein Werk bekannt, in welchem genauer und gründlicher die Frage zum Austrag kommt, wann und wieweit jene Verungiltigung von sonst giltigen Acten vor dem Gewissen ihre Geltung habe. Der Verfasser bezieht sich zunächst auf die holländische Gesetzgebung und gibt daher auch mehrere längere Citate aus den Schriften holländischer Rechtsgelehrten; allein die principielle Behandlung der Frage wird überall mit Nutzen gelesen werden. — Die Ausstattung des Werkes seitens der Verlagshandlung ist eine vorzügliche zu nennen.

Ein Palmzweig auf das Grab des hochw. Herrn Johann Ev. Dichtl, apostolischen Missionärs von Central-Afrika. Von Dr. Joh. Chr. Mitterrutzner. 20 S. kl. 8°. Wien, Verlag des Priestervereins, 1889.

Am 31. Januar dieses Jahres starb der noch jugendliche Missionär, dem dieser „Palmzweig" aufs Grab gelegt wird. Johann Dichtl, ein geborener Steiermärker, war als Student u. a. durch die Lesung der „Katholischen Missionen" für die Mission in Central-Afrika begeistert worden, und so trat er, noch nicht 19 Jahre alt, in das von Msgr. Comboni gegründete Institut zu Verona ein. In Chartum widmete er seine Thätigkeit vorzugsweise den Missions-Zöglingen, seinen „Negerlein", wie er sie nannte. Hier war es auch, wo Bischof Comboni in Dichtls Armen seine Seele aushauchte. Nur wenige Jahre vermochten die körperlichen Kräfte unseres Missionärs den aufreibenden Arbeiten und dem mörderischen Klima zu widerstehen. Er mußte zur Wiederherstellung seiner gebrochenen Gesundheit nach Europa zurückgeschickt werden. Aber auch hier war er noch unermüdlich für seine theure Mission thätig, obwohl seine Kräfte immer mehr abnahmen. Das anschaulich geschriebene Lebensbild erfüllt den Leser mit Liebe und Hochachtung gegen den wahrhaft apostolischen Arbeiter, aber auch mit erneutem Interesse für die Missionsthätigkeit unserer heiligen Kirche.

Johann Heinrich Schmülling, der Nachfolger Overbergs. Ein Lebensbild von Dr. Franz Hipler, Professor der Theologie am königl. Lyceum Hosianum und Regens des bischöfl. ermländischen Priesterseminars zu Braunsberg. 236 S. gr. 8°. Braunsberg, Wichert, 1889.

Braunsberg und Münster sind stolz auf den Mann, dessen Lebensbild uns hier von dem um die Geschichte Ermlands hochverdienten Herrn Seminarregens Dr. Hipler vorgeführt wird. Johann Heinrich Schmülling, geboren zu Warendorf 1774 und zum Priester geweiht 1801, wirkte als Lehrer am Gymnasium zu Münster von 1800 bis 1811, bekleidete dann an dem gleichsam aus den Trümmern neu aufzurichtenden Gymnasium zu Braunsberg die Directorstelle bis 1827, und wirkte von diesem Jahre an bis zu seinem 1851 erfolgten Tode als Regens des Priesterseminars zu Münster. Am ausführlichsten ist in der Biographie die Braunsberger Zeit behandelt, wobei insbesondere die zahlreichen noch erhaltenen Briefe Schmüllings aus dieser Periode es ermöglichten, daß dem Leser ein genauer Einblick in das höchst segensreiche Schaffen und Wirken Schmüllings zum Besten des neu aufblühenden Gymnasiums geboten wird. Auch für die Zeitgeschichte und die jeweiligen leitenden Ideen verschiedener Gesellschaftsklassen bietet das Buch werthvolle Beiträge. Hier möge nur auf die sehr bemerkenswerthe Rede hingewiesen werden, welche der protestantische Professor Delbrück als Commissarius der geistlichen und Schul-Angelegenheiten der Kgl. Ostpreußischen Regierung bei der feierlichen Eröffnung des neuen Gymnasiums zu Braunsberg (29. Dec. 1811) hielt. Darin heißt es: „Da unsere Reformatoren ihr Werk damit anfingen, die Idee des Priesterthums zu verwerfen und die weltlichen Mächte zu Oberhäuptern der Kirche zu erklären: so können wir nicht anders als mit Zittern daran denken, was geworden wäre, wenn die neue Lehre sich der ganzen Christenheit bemächtigt hätte. Welches würden hiervon fast unvermeidlich die unseligen Folgen gewesen sein? Das himmlische Reich wäre dem irdischen unterthänig geworden, es hätten sich abgesonderte Kirchen gebildet, etwa eine sächsische, preußische, dänische, wie es Staaten dieses Namens gibt; vielfach zerrissen wäre das Band, welches die Seele aller Christen verknüpfen soll; und die Religion, welche bestimmt ist, das ganze menschliche Geschlecht zu vereinigen, würde beigetragen haben, es nach Völkerschaften zu trennen. Daß dieses nicht erfolgt ist, daß die Idee von einer Gemeine Jesu, die nicht von heute und gestern ist, deren Dasein über die Anfänge aller Staaten weit hinausreicht und sie alle überdauern wird, von einer Gemeine Jesu, die ein selbständiges, von aller weltlichen Macht unabhängiges Leben unmittelbar von Gott hat, daß, sage ich, diese Idee bei den Protestanten noch lebendig geblieben oder wenigstens nicht völlig erstorben ist, verdanken wir vornehmlich der Majestät und Klarheit, womit dieselbe sich in der alten Kirche darstellt durch eine unter ihrem gemeinsamen Oberhaupte verbundene geweihte Priesterschaft." Die ganze Rede erschien, bald nachdem sie gehalten war, auch im Drucke unter dem Titel: „Im Geiste des echten Protestantismus liegt nichts, was innigster Achtung vor echtem Katholicismus widerstrebt". Unwillkürlich denkt man: Und der „Evangelische Bund"?!

Vie de Sainte Athanase, patriarche d'Alexandrie, par l'abbé Paul Barbier, prêtre du diocèse d'Orléans. 440 p. 8°. Paris, Letouzey et Ané, 1888. Preis: *M.* 3.60.

Diese Lebensbeschreibung will den großen Athanasius nicht nur als hervorragenden Kirchenlehrer, als tapfersten Streiter gegen den Arianismus und als kirchlichen Gesetzgeber schildern, sondern als Mann, aus dessen Charakter und Heiligkeit

alle seine Vorzüge sich entwickelten, sobald Stellung und Lage es ermöglichten und erheischten. Die Erzählung soll die Quellen benutzen, aber nicht für Gelehrte, sondern „für das große katholische Publikum" bestimmt sein. Diese Grundsätze leiteten den Verfasser bei der Ausarbeitung und haben ihm geholfen, ein schönes und nützliches Buch zu schreiben. Er zeigt, daß der hl. Athanasius keiner jener „mystischen Heiligen" war, die von unserer Zeit so schwer verstanden werden, sondern einer von denen, die mitten im Kampf stehen und eine Frömmigkeit haben, welche sich unmittelbar auf die Grunddogmen des Christenthums stützt und für das praktische Leben verwerthbar ist. Die Schlußworte des Buches sind seine beste Empfehlung: „Es war Zeit, die hohe Gestalt des Athanasius wieder ins Licht zu stellen. Die Kraft der Ueberzeugung welkt hin, die Charaktere werden weich. Durch unbesiegbare Festigkeit, durch unerschütterlichen Glauben, durch brennende und königliche Liebe erinnert uns dieser unsterbliche Athlet, wohin wir gehören. Weg mit unserem Egoismus und unserer sträflichen Lauheit, dann werden wir seinen Spuren folgen und den Weg der Wahrheit wandeln, von dem er nie abwich, trotz so vielen Versuchungen und Prüfungen."

Lebensgeschichte des hl. Fidelis von Sigmaringen, Martyrers aus dem Kapuzinerorden. Ein Lebensbild für das christliche Volk. Von P. Anton Maria Augscheller, Mitglied der nordtirolischen Kapuzinerprovinz und Missionär. Im Auftrag der Oberen. 152 S. 16°. Bregenz, Teutsch, 1889. Preis: 80 *Pf.*

Diese „Lebensgeschichte" will nicht ein wissenschaftliches Werk, sondern ein Erbauungsbuch sein; das ist sie auch in der That voll und ganz, und zwar ein Erbauungsbuch für jedermann, gebildet und ungebildet, jung und alt. Jedem Kapitel, das den Leser weiterführt im Leben des Heiligen, ist eine fromme Nutzanwendung beigegeben, welche sich einfach und ungezwungen an den jedesmaligen Zug aus dem Leben des hl. Fidelis anschließt.

Der selige Reginald von Saint Gilles aus dem Predigerorden, in seinem Leben und Wirken dargestellt von P. E. C. Bayonne O. Pr. Autorisirte Uebersetzung. 132 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1889. Preis: *M.* 1.

Bei allen großen Orden wiederholt sich die auf Gottes außerordentliche Fürsorge klar hinweisende Thatsache, daß die heiligen Stifter nicht vereinzelt hervorragen, sondern in einem Kreise ihnen ähnlicher Seelen stehen. Durch solche Mitarbeiter wird der Geist des neuen Ordens lebendig erfaßt und wirksam verbreitet; sie sind Mittelglieder zwischen dem Stifter und der Menge seiner Schüler. Einer der Heiligen und Seligen, welche dem hl. Dominicus bei Gründung des Predigerordens halfen, ist der um 1175 zu St. Gilles in Frankreich geborene, 1220 zu Paris fromm verstorbene Reginald. Im Jahre 1218 verzichtete er auf die Dekanatswürde der Collegiatkirche von Sanct Anian in Orleans, um sich zu Rom dem hl. Dominicus anzuschließen und ihm beim Ausbau und der Verbreitung des neuen Ordens zu dienen. Das Büchlein erzählt in ansprechender Weise das Leben und Wirken des Seligen und gibt ein ebenso lehrreiches als schönes Bild seines Eifers.

1. **Die Entstehung der Welt.** Zwei Briefe an den Freidenkerbund in Böhmen. Von Professor Dr. A. Rohling. 100 S. 8°. Prag, Verlag der Cyrillo-Method'schen Buchhandlung, 1889. Preis: *M.* 1.20.

2. **P. Millériot.** Eine Lebenserinnerung u. ſ. w. Von Profeſſor Dr. A. Rohling. 64 S. 8°. Prag, Verlag der Cyrillo-Methodſchen Buchhandlung, 1889. Preis: 80 *Pf.*

1. Heute, wo Unglauben und Heidenthum ſo gerne im Namen der Wiſſenſchaft gegen „gläubige Dummheit" orakeln und gutmüthigen, kurzſichtigen Leuten imponiren, kann nach der Seite, nach welcher Profeſſor Rohling hier arbeitet, nicht genug geſchehen. Die Noth und die Nächſtenliebe laſſen es da höchſt wünſchenswerth erſcheinen, daß der Fachgelehrte wenigſtens von Zeit zu Zeit, den Fortbau und die Pflege ſeines eigentlichen Gebietes unterbrechend, ſein Wiſſen und Anſehen geltend macht, um ſeinen Zeitgenoſſen über die angeblichen „wiſſenſchaftlichen" Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Zudem bewegt ſich hier wenigſtens die Hälfte der Leiſtung auf des Herrn Verfaſſers eigenſtem Gebiet. Der erſte Brief iſt der Erklärung des moſaiſchen Berichtes (Gen. 1, 1 bis 2, 3) gewidmet und bietet in gedrängter überſichtlicher Erklärung der einzelnen Verſe alles Material, das für den Gebildeten unſerer Tage nöthig ſcheint, ſich ein entſprechendes Verſtändniß der heiligen Urkunde zu erwerben und zahlreiche, bloß auf Mißverſtändniß und vorgefaßten Meinungen beruhende Schwierigkeiten zu heben. Der zweite Brief behandelt die philoſophiſchen Einreden des Materialismus. Um eine Idee zu geben, welch reiches Material hier verarbeitet vorliegt, genügt es, die Hauptabſchnitte hier anzudeuten: 1. Gegenſatz des Materialismus und ſeine Ausgangspunkte — Monismus. 2. Weſen des Körpers. Dynamismus, Atomismus. Dynamiſcher Atomismus. Stoff und Form. 3. Die belebte Natur. 4. Das Leben im Menſchen. 5. Die Arten. — Gebildete aller Stände, die nicht in der Lage ſind, über all dieſe brennenden Fragen ſich aus den meiſt umfangreichen Fachſchriften zu unterrichten, dürften dem Verfaſſer für dieſe kurze, überſichtliche Zuſammenſtellung beſonders Dank wiſſen. Die Form der Darſtellung iſt durchweg zutreffend, einfach und klar, dabei die ſpeculativeren Auseinanderſetzungen durch eingeſtreute concrete Züge oft unterbrochen. Wir wünſchen den Briefen eine weite Verbreitung; ſie ſind durchaus geeignet, in gewiſſen Kreiſen viel Gutes zu wirken.

2. Vorliegendes Schriftchen weiſt Vorzüge auf, die ſich ſelten ſo vereint finden. Es iſt intereſſant, ſpannend, witzig wie ein geiſtreiches Feuilleton, dabei erbauend und rührend auf jeder Seite. Der Mann, deſſen Andenken die Schrift gilt, war eben nicht bloß ein Mann von hohem apoſtoliſchen Sinn, ſondern auch ein lebhafter, geiſtreicher Franzoſe, dem das treffende Wort und der glückliche Einfall nie ausgingen. Derſelbe wird uns hier nach ſeinem eigenen Tagebuche und anderen verbürgten Nachrichten in höchſt objectiver, und gerade darum ſo wirkungsvoller Darſtellung vorgeführt. Die Predigtbeiſpiele wie das ganze Thun des Mannes fordern ſehr zu Vergleichen auf und geben viel zu denken.

Ein Weltbild unſerer kirchlichen Kunſt, gezeichnet in der Vaticaniſchen Ausſtellung von Heinrich Swoboda, Kaplan am deutſchen Campo Santo in Rom. Mit ſechs Kunſtbeilagen. 48 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.80.

Die Vaticaniſche Ausſtellung wird hier mit Recht als Weltbild geſchildert, ſowie als erfreuliches Zeichen der Huldigung, welche „gewaltige Kaiſer, regierende und vertriebene Könige und Fürſten, Republikaner, Clerus und Laien, Chriſten und Heiden, Europäer, Aſiaten und Gebieter überſeeiſcher Staaten" dem Stellvertreter Chriſti entweder in gläubiger Demuth oder wenigſtens zum Zeichen ihrer Hochachtung darbrachten. Das Bild, welches der Verfaſſer bei einem Rundgang durch die Räume der Ausſtellung entrollt, iſt ſo lebendig und feſſelnd, daß wir es dankbar annehmen und lobend

empfehlen. Bei der subjectiven Beurtheilung treten indessen auch Anschauungen zutage, welche mehrfaches Bedenken erregen. Beispielsweise wäre das herbe Urtheil über die belgische Kunst bei einer Beschreibung der Geschenke der Belgier im Vatican zu vermeiden gewesen. Die belgischen Künstler werden als Industrie-Ritter traurigster Gestalt, ihre Leistungen als Manchesterkunst, als eine Warnungstafel für Europa, als Kunst der Menschenmaschine bezeichnet. Offenbar kennt der Verfasser nur einen, und zwar den ungünstigsten Theil belgischer Leistungen. Noch bedenklicher ist es, die Hoffnung auszusprechen, die im Vatican ausgestellten Gegenstände würden, wenn sie vom Papste in alle Welt verschenkt wären, „als Gesandte Roms auf die Mischung, Belebung, den Fortschritt und die Berechtigung verschiedener Kunstanschauungen einen zur Stunde unberechenbaren Einfluß nehmen". Der Verfasser wünscht, die zahlreichen kirchlichen Kunstvereine möchten absehen vom Hader der Stämme und Nationen, um mit den tüchtigen Akademien und Staatsmuseen zusammenzuarbeiten. Würde das nicht zu dem schrankenlosesten Eklekticismus, zum Verderben jeder echten Kunst, vielleicht gar zur Verstaatlichung der christlichen Kunst führen? Leo XIII., welcher die Theologen und Philosophen so oft und entschieden auf den großen Träger der mittelalterlichen Ideen und der Wissenschaft des 13. Jahrhunderts hinwies, hat sicher nie beabsichtigt, durch die großartige Ausstellung die christliche Kunst zu zersplittern und zu verweltlichen. Wenn der Verfasser sich „ganz besonders das Vergnügen machen will, einen unserer gotischen Dogmatiker vor das chinesische Tabernakel, den japanischen Hausaltar, den prächtigen Traghimmel aus Tonking oder vor die niedliche Altareinrichtung in birmanischer Holzschnitzerei hinzuführen", so ist nicht zu vergessen, daß solche Sachen und Sächelchen, deren Brüder und Schwestern seit Jahrhunderten in den Boudoirs der eleganten Welt gern gesehene Gäste sind, doch wahrlich nicht im Vatican ausgestellt sind, um dem christlichen Europa neue Ideen für seine kirchliche Kunstthätigkeit zu vermitteln. Wie wir in Theologie und Philosophie nicht auf Araber, Indier, Chinesen u. s. w., sondern auf die großen Meister der christlichen Vorzeit zurückgehen und auf den von ihnen breit angelegten Fundamenten ohne Engherzigkeit in geistiger Freiheit weiterzubauen haben, ähnlich ist es auch in der christlichen Kunst.

Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, auf Grund von bisher unbekannten Briefen geliefert von Dr. Simon Widmann. 111 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.40.

Der Verfasser fand die hier publicirten Briefe bis auf den letzten, den 23., als Deckblätter eines alten Buches aufeinandergeklebt. Mit großer Mühe trennte er sie und wurde so auf den Drucker Franz Behm, einen Verwandten des humanistischen Theologen J. Cochläus, aufmerksam. Zweiundzwanzig der geretteten Schriftstücke betrafen Behm und seine Presse. Weitere Nachforschungen zeigten, daß der Genannte infolge reformatorischer Unduldsamkeit 1539 aus Leipzig auswandern mußte und 1540 zu Mainz eine Druckerei errichtete, die er bis 1581, beziehungsweise bis zu seinem zwischen 1584 und 1594 eingetretenen Tode leitete. Sein Sohn Kaspar setzte das Geschäft fort bis zum Jahre 1601. Die Darlegung der Beziehungen Behms zu namhaften Vorkämpfern der Gegenreformation, die Schilderung, wie in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts Druckereien und Verlagshandlungen geleitet wurden, und das sorgfältige Verzeichniß der Behm'schen Drucke machen die Arbeit zu einer werthvollen Monographie. Zu ihrer Empfehlung diene noch die Bemerkung, daß die Herausgabe durch die Munificenz der Görres-Gesellschaft gefördert worden ist.

Die veränderlichen Sterne. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungsversuche. Von Joseph Plaßmann. Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1888. II u. 116 S. gr. 8°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.80.

Wir dürfen uns freuen, daß eine kundige Hand das Wissenswerthe, welches in verschiedenen Büchern und Zeitschriften über veränderliche Sterne zerstreut sich vorfindet, zu einem Gesammtbild vereinigt hat. Die Darstellung ist so gehalten, daß auch der gebildete Laie bei einiger Aufmerksamkeit nicht ohne Befriedigung den Gegenstand verfolgen wird. Da der Verfasser selbst auf diesem Gebiete thätig ist und vielfach fördernd eingegriffen hat, so bürgt schon sein Name für eine gediegene wissenschaftliche Leistung, die wir hiermit den Freunden des gestirnten Himmels bestens empfehlen.

Kurze Biblische Geschichte für die unteren Schuljahre der katholischen Volksschule, mit 47 Bildern. Nach der Biblischen Geschichte von Schuster-Mey bearbeitet und mit Andeutungen für die Auslegung und Anwendung versehen von Dr. Fr. J. Knecht, Domkapitular. Dritte, verbesserte Auflage. Ausgabe für die Lehrer. 128 S. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: 30 *Pf.*, geb. 40 *Pf.*

Zur Rechtfertigung dieser neuen Bearbeitung der Kurzen Biblischen Geschichte von Schuster-Mey dient die beachtenswerthe Einleitung. Sie vertritt mit Recht die Ansicht, eine den Anfängern in die Hand gegebene Biblische Geschichte müsse sich möglichst genau an den Text der Heiligen Schrift und an die von den größeren Kindern beim Religionsunterricht zu benutzenden Bücher anschließen; dann zählt sie eine Reihe wichtiger, hier verbesserter Fehler der früheren Ausgaben auf. Einzelne Abschnitte wurden neu beigefügt, andere gestrichen. Die der hier angezeigten, für den Lehrer bestimmten Ausgabe in kleinerem Drucke beigegebenen Andeutungen für Auslegung und Anwendung der einzelnen Lehrstücke sind eine dankenswerthe Zugabe. Möge die kurze Anweisung zur Ertheilung des Unterrichtes in der Biblischen Geschichte in den drei untersten Schuljahren, welche den zweiten Theil der Einleitung bildet, recht beachtet und befolgt werden, dann wird dieser Geschichtsunterricht dem Lehrer eine Quelle reichen Segens für sich und die Seelen der ihm anvertrauten Kleinen.

Cornelii Nepotis Vitae. In usum scholarum recensuit et verborum indicem addidit Dr. M. Gitlbauer, Prof. Univers. Vindob. Ed. tertia. 12°. Friburgi, Herder, 1889. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 1.30.

Die Classiker-Ausgaben der Herder'schen Verlagshandlung stellen sich in sachlicher Beziehung eine dreifache Aufgabe: „Alles zu entfernen, was in sittlicher Hinsicht für die jugendlichen Leser irgendwie bedenklich scheinen könnte, ferner einen gut lesbaren Text herzustellen, endlich in möglichster Knappheit ein ausgewähltes Wörterverzeichniß als Anhang folgen zu lassen." Was die beiden ersten Grundsätze betrifft, so wird jeder besonnene Freund der alten Classiker sich ohne weiteres mit denselben einverstanden erklären, wo es sich um Schulausgaben handelt. Hinsichtlich des letzten Punktes gehen die Ansichten auseinander. Während die einen eine mit Erklärungen versehene Ausgabe in den Händen der Schüler wünschen, sehen es die anderen lieber, daß die Schüler wenigstens in der Schulstunde eine reine Textausgabe vor sich haben. Von den Vertretern dieser letztern Ansicht werden aber wohl die meisten es für nothwendig oder doch räthlich erachten, daß die Schüler für die häusliche Vorbereitung irgend ein besonderes Hilfsmittel besitzen, sei dies nun ein Commentar, sei es ein Special-

Lexikon oder ein dem Texte beigegebenes und dem Bildungsſtadium der betreffenden Schüler angepaßtes Wörterverzeichniß. Der Herder'ſche Verlag hat ſich im Einverſtändniß mit ſeinem gelehrten Gewährsmann, dem Wiener Profeſſor Dr. Gitlbauer, für letzteres entſchieden, und viele Lehrer werden auch in dieſem Stücke mit ſeiner Einrichtung zufrieden ſein, wenigſtens ſoweit es ſich um Ausgaben für untere und mittlere Klaſſen handelt. Daß dem ſo iſt, beweiſt der Erfolg, welchen das erſte Bändchen der Herder'ſchen Sammlung, die Vitae des Cornelius Nepos, bereits erzielt hat. In dieſem Werke brauchten nur einige wenige Stellen aus pädagogiſchen Gründen geſtrichen zu werden. Im übrigen iſt bei dieſer Ausgabe von ſeiten des Herausgebers und des Verlegers alles geſchehen, was einer Schulausgabe zur Empfehlung gereichen kann.

Meiſterwerke unſerer Dichter. 51—53. Gedichte von Joſ. Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus, Realgymnaſial-Oberlehrer. 380 S. kl. 16°. Münſter, Aſchendorff, 1889. Preis: 60 *Pf.*; geb. 90 *Pf.*

Das vorige Jahr mit ſeiner Centenarfeier des Dichters hat wieder einmal nachdrücklich die allgemeinſte Aufmerkſamkeit auf Eichendorff gelenkt, und ſo kommt dieſe neue Ausgabe einem wahren Bedürfniß entgegen. Nicht als ob wir glaubten, Eichendorffs Gedichte in ihrer Geſammtheit würden jemals volksthümlich; dafür enthalten ſie im großen Ganzen unſerer Anſicht nach zu wenig Faßbares und Markirtes im Stoff. Von den Romanzen ſagt dies der gelehrte Herausgeber ganz unumwunden. Es gilt aber auch von ſo manchen lyriſchen Sachen, daß ſie „gleichſam im Nebeldunſt ſchwimmen". Das iſt aber auf die Dauer unangenehm zu leſen. Allein viele Lieder ſind doch nun einmal, und zwar mit Recht, Volksgut geworden und wecken dadurch das Verlangen, auch die andern kennen zu lernen. Dem Programm der „Meiſterwerke" entſprechend iſt alles ferngehalten, was verletzen könnte, andererſeits iſt aber auch der „Nachlaß" berückſichtigt, ſo daß dieſe mit der bekannten Akribie beſorgte Ausgabe allen Anforderungen entſpricht, die ein Eichendorff-Freund an eine handliche Taſchenausgabe ſeines Dichters ſtellen kann. Ob die Anmerkungen nicht etwas zu knapp ſind? Wie mancher Gebildete, der gern auf die Fremdworterklärung verzichten möchte, ſieht ſich vergebens nach ſachlichen, biographiſch-literariſchen Hinweiſen um, ohne welche ſo manche Gedichte doch nur halben Werth haben! Druck, Papier und Einband ſind derart, daß man Beſſeres bei dem Preis nicht verlangen kann.

Missa in honorem S. Berchmans für 4ſtimmigen gemiſchten Chor, von L. Bonvin S. J. Regensburg, Puſtet. Preis: Partitur *M.* 2.60; Stimmen *M.* 1.20.

Missa in honorem S. Ludovici Regis. Ebenſo.

Leichte Lauretaniſche Litanei für 4ſtimmigen gemiſchten Chor, von demſelben. New-York, Fiſcher. Preis: Partitur *M.* 1.40.

„Schwungvolle Compoſitionen, in denen der Geiſt der Kirche ſich manche werthvolle Errungenſchaft der Neuzeit dienſtbar macht und zu höherem Leben erhebt." So beurtheilte ein Fachmann (Herr J. Czerwinski, Organiſt an der St. Ludwigskirche in Buffalo) die Meſſen, nachdem er ſie wiederholt unter Leitung des Componiſten hatte aufführen hören. Es iſt eine einheitlich gearbeitete, doch reiche Abwechslung bietende Muſik. Gut erfundene Themata kommen in mannigfacher Steigerung wirkungsvoll umgebildet zur Darſtellung. In der Berchmans-Meſſe vergleiche man z. B. nur das Christe, das zweite Kyrie, das cum sancto Spiritu, das Hosanna, das Sanctus mit

dem ersten Kyrie. — Aehnlich ist es mit der Ludwigs-Messe. Ueberall ist der Werth und Sinn der Worte maßgebend. Die Stimmführung verräth den erfahrenen Dirigenten. Bei aller Kunst in den vielfach auftretenden contrapunktischen Formen blickt die kluge Berechnung durch, „quid valeant humeri, quid ferre recusent“ Die Quinten in der Orgelbegleitung des Christe und Benedictus liegen zu offen am Tage, als daß sie nicht beabsichtigt wären. — In der Litanei ist jene bekannte Singweise angewendet, nach welcher mehrere Titel zu einer Anrufung vereinigt werden. Sie ist sanglich, reich an Melodien. — Wenn der in amerikanischen Cäcilienkreisen rühmlich bekannte Herr Tappert über die Berchmans-Messe sagt: „Möge der talentvolle Componist etwas von seinem Ernst und seiner Strenge nachlassen, um bei amerikanischen Sängern besser zu ziehen“, so ist dieses ein ehrendes Zeugniß, um so mehr, da derselbe hochw. Referent bemerkt: „Die vorliegende Arbeit steht weit über dem Niveau gewöhnlicher Musikliteratur.“

Miscellen.

Renan und Hörth, Aphrodisiacum und künftige Weltreligion. Seinen sittlichen Standpunkt hat Herr Ernst Renan vor zwei Jahren in seinem kleinen Schandstücke „Die Aebtissin von Jouarre“ so unverschämt, poesielos-cynisch und in so ekelerregender Langweiligkeit vorgetragen, daß selbst die Pariser Boulevard-Presse für die „Poesie“ des Lasters doch wenigstens etwas mehr Form, Geist und Bekleidung verlangte. „Die schlimmsten Andeutungen des ‚Lebens Jesu‘“, sagt der protestantische Theologe A. Harnack über das erbärmliche Machwerk, „sind hier zu einer Art von perverser Metaphysik geworden, die trotz und wegen ihres Helldunkels den brutalsten Instincten raffinirter Subjecte verständlich und genehm sein mag ...“ Daß das Stück ein Ausdruck und eine Verherrlichung der „brutalsten Instincte“ ist, das ist vollkommen richtig; „Metaphysik“ aber möchten wir solchen Schmutz denn doch nicht nennen, und „Helldunkel“ hat Renan dabei nicht viel übrig gelassen; denn in der Vorrede erklärt er mit der deutlichsten Deutlichkeit von der Welt, der brutalste aller Triebe, jener der Wollust, sei unüberwindlich und trotze dem Gedanken an Tod und Ewigkeit, so zwar, daß, wenn der Menschheit in zwei bis drei Tagen ihr sicherer Untergang bevorstände, niemand an Buße, sondern jeder nur an Wollust denken, ja „in eine Art Raserei“ der Wollust ausbrechen würde. „Die Welt“, sagt er, „würde in vollen Zügen und ohne jeden hemmenden Gedanken ein starkes Aphrodisiacum trinken, welches sie vor Vergnügen sterben lassen würde.“ Er insinuirt sogar die Vorstellung, die christlichen Martyrer der ersten Jahrhunderte hätten sich am Vorabende ihrer Hinrichtung den gemeinsten Orgien überlassen. Er weiß von nichts anderem. Das nennt er „Liebe“, und seine Ueberzeugung von der „Unüberwindlichkeit“ dieser „Liebe“

hat ihm die schmutzigen Declamationen eingegeben, die außer ihm fast niemand für ein Drama gehalten hat.

Wenn die Pariser Grisetten einen solchen Mann für einen „Theologen" halten, so ist das natürlich. Das ist ja die Theologie der großen Göttin, an deren Dienst die altgriechische und altrömische Welt elend dahingesiecht ist; das ist die Theologie der Göttin „Vernunft", die vor einem Jahrhundert Frankreichs schönste Kathedralen mit den scheußlichsten Sacrilegien schändete; das ist die Theologie des höhern und niedern Pöbels, der sich anschickt, die Greuel der französischen Revolution als Großthaten der Menschheit zu feiern. Unbegreiflich ist es uns aber, daß ein angesehenes deutsches Blatt, wie die „Frankfurter Zeitung", sich nicht nur einen solchen „Theologen" gefallen läßt, sondern sein seichtes Geschwätz über das „Leben Jesu", über die „Geschichte Israels", über die Grundbegriffe und die Entwicklung der Religion feierlich approbirt und dem ganzen deutschen Volke empfiehlt. Dazu gab sich Herr Otto Hörth her (Nr. 58 und 59 dieses Jahres). Seine Empfehlung bezieht sich freilich zunächst nur auf das neueste Werk Renans, die zwei ersten Bände der Histoire du Peuple d'Israël, welche bis zur Eroberung Samaria's reichen; aber sie greift doch weiter aus und verherrlicht den französischen Apostaten dafür, daß er in seinen übrigen Werken: „Das Leben Jesu", „Die Apostel", „Der heilige Paulus", „Der Antichrist", „Die Evangelien und die zweite christliche Generation", „Die christliche Kirche", „Marc Aurel und das Ende der antiken Welt", die Ideen des Darwinismus auf die gesammte Entwicklung des Christenthums angewendet und nun begonnen habe, auch die Geschichte Israels zu darwinisiren. „Der Darwinismus", so orakelt der Frankfurter Feuilletonist, „hat auch Geltung für die Religion, und sie muß es sich gefallen lassen, daraufhin angesehen zu werden, es mag ihr lieb sein oder nicht" — — d. h. auf deutsch: Bestien sind wir, und Judenthum wie Christenthum müssen sich aus Brehms Thierleben herausentwickeln lassen!

Es ist dem Herrn Hörth nicht entgangen, daß Renans Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit auch von sonst wunderlichen „Christen" bezweifelt wird. „Man hat Renan oft vorgeworfen, er habe zu viel Phantasie, und sein ‚Leben Jesu' z. B. sei mehr Roman als Geschichte." „Das ist in gewissem Sinne richtig," meint er, — „aber nur in Bezug auf die Form." Dabei begnügt er sich aber „in Bezug auf die Sache" schon, wenn Renans kühnste Combinationen „irgendwo (!!) den festen Boden berühren" ..., was bekanntlich auch bei der abenteuerlichsten Seiltänzerei noch zutrifft. „Sollte der Historiker es nicht machen können wie der Naturforscher, der aus ein paar gefundenen Knochen das ganze Thier reconstruirt?" Wie Renan aus ein paar Propheten-Knochen einen Propheten, und aus ein paar Königs-Knochen einen König reconstruirt, gibt Herr Hörth mit staunenswerther Naivetät an. Nichts einfacher als das: „Wo ihm die Vergangenheit keinen Aufschluß gibt, wendet er sich an die Gegenwart; die gesammte Culturgeschichte steht ihm immer zur Verfügung, und eine passende Vergleichung aus der Jetztzeit wirft sofort ein helles Licht auf sonst dunkle Vorgänge. So nennt er z. B. die Propheten

‚zornentbrannte Publiciſten, von der Art, wie wir ſie heute Socialiſten oder Anarchiſten nennen würden‘; ja ſie erinnern ihn ſogar an die ruſſiſchen Nihiliſten.“

Das nennt der Herr Otto Hörth „Geſchichte!“ Wenn man von der Vergangenheit nichts weiß, dann wendet man ſich zur Gegenwart. Wenn man von Cäſar nichts weiß, ſo wendet man ſich zu Napoleon und füllt die Lacunen in den „Commentaren“ aus dem „Moniteur“. „Dieſe Vergleichung wirft ſofort ein helles Licht auf ſonſt dunkle Vorgänge!“ Die geſammte Culturgeſchichte ſteht ja immer zur Verfügung — und ſo läßt ſich ſchon unter Noe's Söhnen die Admiralität vom Auswärtigen Amte trennen! Das iſt alles Geſchichte!

Nach dieſem Recepte hat Renan wirklich gearbeitet. Aus den dürftigen Knochenüberreſten, welche die deſtructive Kritik deutſcher Proteſtanten von dem erhabenen Inhalte der heiligen Bücher übrig gelaſſen, hat er mit Hilfe der geſammten Culturgeſchichte, d. h. mit willkürlichſter Phantaſtik, den Alten Bund mit ſeinen Patriarchen und Propheten, Ideen und Lehren, Ereigniſſen und Kämpfen zur tollſten Caricatur entſtellt und dieſen Roman dann Histoire betitelt.

So ſind aus den Patriarchen der Menſchheit moderne Beduinenſtämme geworden, mit deren älteſtem Stammesglauben Herr Renan noch ganz erträglich zufrieden iſt. Und warum? Weil er noch ſo einfach und primitiv als möglich iſt, und weil ſich nach Renans Meinung alles daraus entwickeln läßt.

„Man kann von dem Nomaden gleichzeitig ſagen, daß er der religiöſeſte und der am wenigſten religiöſe Menſch iſt. Sein Glaube iſt der ſtärkſte, den es gibt; zweimal hat er die Welt beſiegt, und doch, wenn man die Sache von außen beurtheilt, iſt ſeine Religion nur eine Art Minimum, eine Quinteſſenz, ein Bodenſatz, ein Bündelchen negativer Vorſichtsmaßregeln. Der Cult nimmt im Leben des Nomaden ſehr wenig Platz ein; ein oberflächlicher Beobachter wäre verſucht, dieſen ſtolzen Vagabunden für einen Gleichgiltigen, faſt für einen Ungläubigen zu halten. Seine Lebensart macht Statuen und Tempel unmöglich. Seine biedermänniſchen Gewohnheiten flößen ihm Abſcheu vor Aberglauben und gemeinen Handlungen ein. Seine philoſophiſche Reflexion, die mit Nachdruck in einem engen Kreiſe der Beobachtung ausgeführt wird, führt ihn zu äußerſt einfachen Begriffen, und da der religiöſe Fortſchritt immer in der Vereinfachung beſteht, ſo zeigt es ſich ſehr bald, daß der Nomade in der Religion diejenigen Völker übertrifft, die an Civiliſation über ihm ſtehen. Der ſemitiſche Nomade iſt ein Proteſtant (!!!). Manche Völker, die im 16. Jahrhundert den Proteſtantismus annahmen, waren weit entfernt von der Cultur des Italiens Leo's X. Die religiöſe Corruption war ihnen zuwider, und dieſes geſunde Gefühl hat ihnen Glück gebracht und iſt ihnen zur Gerechtigkeit angerechnet worden.“

Die alten Patriarchen alſo ſchon Proteſtanten!

Die beſte Religion iſt jene, die nur ein Minimum von Religion darſtellt, einen Bodenſatz, ein Bündelchen negativer Vorſichtsmaßregeln!

Diese Minimalreligion der Patriarchen hält sich indes nicht auf ihrer „protestantischen" Höhe. Sie verschlechtert sich in dem „ultramontanen" Aegypten.

Die Bundeslade mit den Sphinxen (!) oder Cherubim, die Schaubrode, die eherne Schlange, das goldene Kalb, ein lärmender und glänzender Cult, das Ephod, Urim und Thummim und schließlich der besondere Priester selbst sind ägyptischen Ursprungs.

„Demgemäß verliert auch der Gottesbegriff an Reinheit und Umfang. Elohim, der im besten Zuge ist, der alleinige, gerechte Gott des Weltalls zu werden, wird ein engherziger, beschränkter Stammesgott Jahve, dessen einziges Geschäft es ist, Israel zu beschützen und zu rächen. Der El und der Schaddai der Patriarchen war gerecht gegen alle Menschen, obgleich seine Gerechtigkeit in Geheimnisse sich hüllte. Jahve dagegen ist nicht gerecht. Er ist von empörender Parteilichkeit für Israel, von scheußlicher Härte gegen die anderen Völker. Er liebt Israel und haßt die ganze übrige Welt. Er tödtet, lügt, betrügt, stiehlt — alles zum Wohle seines Volkes Israel."

So erklärt Herr Renan die Bibel! Das ist der Gott, auf den sich Christus selbst beruft, auf den er seine Sendung stützt, auf dessen Heilsplan die beiden Testamente ruhen. Ein Gott der Mörder, Lügner, Diebe und Betrüger!

Die Propheten sind nach Renan die gottgesandten Socialisten, Anarchisten und Nihilisten, welche dem Priesterstamme Levi und dessen Nationalgott den Krieg erklären, um dem vollständig entarteten Volke Israel die ersten Begriffe der Moral beizubringen. Jahve wird von ihnen abgesetzt.

„Amos, Michäas, Oseas und Isaias führen die Moral in die Religion ein, und *mit dem Auftreten des Ezechias, etwa 725 v. Chr., ist das historische Judenthum als Religion fertig.* Was Josias, Esdras und die Wiederhersteller des Tempels dazuthun, ist lediglich etwas Aeußeres: die starke Organisation. Der religiösen Grundidee brauchte das Christenthum nichts hinzuzufügen; es baute nur die Brücke zum Hellenismus, über die der jüdische Monotheismus siegreich in die civilisirte Welt einziehen und ihn umgestalten konnte."

Man sieht — für Renan gibt es keine Schwierigkeiten! „Wo ihm die Vergangenheit keinen Aufschluß gibt", macht er es wie die Roman- und Zeitungsschreiber, „*er wendet sich an die Gegenwart*; die ganze Culturgeschichte steht ihm zur Verfügung."

Um z. B. begreiflich zu machen, wie die Jahve-Religion aus dem Nationalismus des israelitischen Volkes hervorgewachsen sei und dasselbe erst recht zur Nation gemacht habe, führt er das deutsche Volk des 19. Jahrhunderts an. Besser als jedes andere Volk, meint er, hätte das deutsche Volk den absoluten, unpersönlichen (!!!) und höchsten Charakter der Gottheit verkündigt. Als es aber eine Nation ward, gelangte es auf dem Wege alles Fleisches dazu, die Gottheit zu partikularisiren. Wilhelm I. habe immer nur von „Unserem Gott" und von seinem festen Vertrauen zu diesem Gott der Deutschen gesprochen. Nation und Philosophie hätten eben nichts miteinander zu schaffen. Der Nationalgeist erhebe unter anderen Kleinigkeiten auch den Anspruch, einen ihm allein gehörenden Gott zu haben.

Wir überlassen es den Herren Stöcker, Beyschlag u. Cie., sich in diesem Punkte mit dem Dichter der Abbesse de Jouarre abzufinden.

Herr Otto Hörth selbst wird hier an Renan irre und meint: „Im Alterthume, bei der engen Verbindung von Religion und Staat, ist der Renan'sche Gedanke unstreitig richtig; aber er verliert an Giltigkeit, je mehr wir uns den Zeiten nähern, wo Staat und Religion völlig getrennte Dinge sind. Schon Luther hat von ‚Unserem Gott' — Renan kennt ohne Zweifel sein Lied ‚Eine feste Burg' — gepredigt und gesungen, und doch ist Deutschland von Luther an als Nation immer weiter heruntergekommen. ‚Unser Gott' ist eine façon de parler geworden, wie so manche andere. Hätte Renan Recht, so müßte mit der nationalen Erneuerung Deutschlands auch eine religiöse Aenderung, etwa die Gründung einer deutschen Nationalkirche, verbunden gewesen sein. Das war aber gar nicht der Fall, und außer einigen altkatholischen Schwärmern und einem angeblich sehr realistischen, aber bald gewitzigten Staatsmanne hat in Deutschland niemand an eine religiöse Wandlung gedacht oder ernstlich geglaubt."

Wenn Herr Hörth jetzt klug und logisch dächte, so müßte ihm bald klar werden, daß der confuse Renan nicht einmal die Gegenwart versteht, daß sie ihm also für das Verständniß der Vergangenheit nichts helfen kann. Es müßte ihm doch dämmern, daß ein Mensch, der sich weder über Luther noch über das heutige Deutsche Reich klar ist, auch aus der ganzen Culturgeschichte, wenn sie ihm zur Verfügung stände, wenig Licht in die Zeiten der Könige und Propheten bringen kann. Wahrhaft lächerlich nehmen sich deshalb die Schlußtiraden des Herrn Hörth aus:

„Renan theilt mit allen aufgeklärten Geistern die Zuversicht, daß auch der Strom der religiösen Entwicklung dermaleinst in das Meer des reinsten Menschenthums münden wird. Dann gibt es keine Religion des Dogmas mehr, das die Menschen trennt und verfeindet, sondern nur noch eine Religion — wenn man diesen Namen beibehalten will — des Geistes, der Wahrheit und der Liebe, welche die Menschen versöhnt und zu gemeinschaftlicher Arbeit, Förderung und Erhebung einigt. Mit Renan wird ein scharfes Auge schon in der Lehre der Propheten die Keime dieser Religion der Zukunft erkennen."

Aber, lieber Herr Hörth, was sagen Sie da? Die Propheten sind ja nach Renan schon Socialisten und Anarchisten, die ihn sogar an die russischen Nihilisten erinnern. Und von diesen Bombenfabrikanten und von der „Liebe" der Abbesse de Jouarre sollen wir das „reine Menschenthum" erwarten?! Schmutz bleibt Schmutz, auch wenn er von Paris kommt und in die Eschenheimer Gasse mündet. Eine Religion ohne Dogma aber ist ein Buch ohne Blätter, ein Herz ohne Gefühle, ein Geist ohne Ideen — ein Irrwisch, ein Wortbrei, ein hohles Freimaurergefasel!

Ueber „Menschen-Thierschau" (Menneskelige Dyrskuer) veröffentlichte vor einiger Zeit die in Kopenhagen erscheinende „Berl. Tid." einen beachtenswerthen Artikel, aus dem wir einiges hier wiedergeben:

Daß Riesen und Zwerge sich für Geld sehen lassen, darüber wäre schließlich weniger zu sagen. Je auffallender ihre außergewöhnliche Größe oder Kleinheit ist, desto schwieriger mag für sie der Verkehr inmitten des gewöhnlichen Menschenhaufens sein. So sind sie gewissermaßen von selbst darauf hingewiesen, ihre eigenthümliche Leibesbeschaffenheit für den Lebensunterhalt zu benutzen. Wenigstens weiß man, wenn solche Leute umherreisen, um sich sehen zu lassen, daß die Sache etwas Freiwilliges ist.

Ganz anders verhält es sich mit den „wilden Menschen", die so häufig vorgezeigt werden, Indianern, Zulukaffern u. s. w. Früher waren es in der Regel nur einzelne Personen oder eine einzelne Familie; jetzt müssen es gleich ganze Karawanen sein, damit man einen möglichst getreuen Einblick gewinne in ihre ganze Lebensweise. Sie führen Kriegstänze auf, bereiten die Speisen, halten Mahlzeiten vor den Augen des Publikums; es fehlt bloß noch, daß man „Menschenfresser" einander aufzehren läßt. Jedenfalls sieht man kaum etwas Arges darin, sie ihre religiösen Ceremonien ausführen zu lassen zur Ergötzung für gaffende Zuschauer.

Wäre auch hierüber nichts zu sagen?

Fürs erste haben wir hier in den meisten Fällen kaum etwas anderes als Sklaventransport. Natürlicherweise wird man einwenden, daß die „Wilden" ganz freiwillig umherreisen. Aber wer bürgt dafür? Die Unternehmer? Wer sind denn diese? Wer gibt für sie selber Bürgschaft? Die armen Menschen aber, die man sehen läßt, können weder von der Polizei, noch von sonst jemand ausgefragt werden; oder wer ist ihrer Sprache mächtig? Und selbst wenn sie anfangs einigermaßen freiwillig gegangen sind, was für einen Begriff konnten sie sich denn darüber bilden, worauf sie eigentlich eingingen und wohin man sie führen wolle?

Es ist nämlich — dieses muß als zweites hervorgehoben werden — für diese Menschen mit Lebensgefahr verbunden, so weit fortzukommen von ihrer Heimat und ihrem natürlichen Klima, selbst wenn die größte Sorgfalt angewendet wird, die Uebelstände dabei zu vermindern. Für Europäer ist es gefährlich, in ganz andere klimatische Verhältnisse zu gelangen als die gewohnten. Es gibt ja Gegenden, die wahre Mördergruben sind für Missionäre und andere Reisende. Was muß nun eine ähnliche Veränderung für „wilde" Menschen werden, die eine weit geringere Widerstandskraft besitzen gegen mannigfaltige Eindrücke und Verfuchungen, und eine weit geringere Anpassungsfähigkeit ungewohnten Verhältnissen gegenüber als ein Europäer, der von vornherein durch seine Bildung und seine Reisen sich in manche verschiedene Zustände und Daseinsformen eingelebt hat? Welches bleibt das Endergebniß für jene armen Geschöpfe? Sie sterben zum großen Teil, entweder an klimatischen Krankheiten oder durch die veränderte Lebensweise, oder durch den Tabak und starke Getränke, die sie rasch liebgewinnen und denen sie nicht widerstehen können. Es gibt bestimmte Angaben darüber, wie es mit solchen zur Schau gestellten Truppen gegangen ist, wie schnell der Tod einen Theil hinwegraffte, während die Gesundheit der übrigen mehr oder weniger zerstört ward.

Selbſt aber, wenn ihr Leben und ihre Kräfte einigermaßen bewahrt blieben, iſt denn — das bildet den dritten und wichtigſten Punkt — eine ſolche Schau geziemend für eine gebildete und chriſtliche Nation? Noblesse oblige. Unſer Vorzug verpflichtet uns, dieſen niedriger ſtehenden Leuten zu bringen, was ſie aufrichten und emporheben kann. Empörend iſt es zu denken, daß europäiſche Speculation ſich ſofort daran gemacht hat, Afrika vorzugsweiſe mit Branntwein und Schießwaffen zu verſehen, obſchon man weiß, daß dieſe bei uns ſchon ſo gefährlichen Handelsgegenſtände in den Händen jener uncivilisirten Menſchen vollſtändige Ausrottungswerkzeuge werden. Aber empörend iſt es auch zu ſehen, daß man Schaaren dieſer Völker nach Europa ſchleppt, nicht um ſie das Beſte zu lehren, was wir haben, ſondern um ſie als Schaugegenſtände für eine leere Neugier in öffentlichen Lokalen, vielleicht gar im zoologiſchen Garten auszuſtellen. Alles, was den Menſchen erniedrigt, muß demoraliſirend wirken, und hier findet ſich wahrlich genug davon.

Der neue Katechismus von Köln, Trier und Münſter. Das Erſcheinen eines einheitlichen Katechismus für die drei großen Diöceſen, denen ſich nunmehr auch die Rieſendiöceſe von Breslau angeſchloſſen hat, muß als ein freudiges Ereigniß begrüßt werden. Jedermann ſieht leicht die mancherlei Gründe ein, die für einen einheitlichen Katechismus ſprechen. Ganz abgeſehen von der materiellen Rückſicht, daß nämlich bei der gegenwärtigen Beweglichkeit des Lebens gar oft Wohnungswechſel und Ueberſiedelung ſtattfinden, die dann bei Ermangelung eines einheitlichen Katechismus immer neue Bücher für die Kinder erheiſchen, fördert ein einheitliches Religionsbuch nicht wenig die Einheit und Feſtigkeit im Glauben. Letzteres war ein Hauptgrund bei Abfaſſung des Catechismus Romanus [1]. Auch von den Vätern des letzten Vaticaniſchen Concils war der Vorſchlag gemacht worden, daß ein einheitlicher Katechismus in lateiniſcher Sprache ausgearbeitet werden möge mit Berückſichtigung des Katechismus von Bellarmin und anderer mehr verbreiteter und bewährter Katechismen. Dieſer Katechismus ſollte dann dem Unterricht der Jugend in allen Ländern zu Grunde gelegt werden, nachdem er wortgetreu in die verſchiedenen Landesſprachen überſetzt worden ſei. Dabei ſollte es jedoch den Biſchöfen geſtattet ſein, mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe ihrer Diöceſen dieſem kleinen Katechismus ausführlichere Unterweiſungen beizufügen, die dann aber vom einheitlichen Texte getrennt werden müßten. Was hier für die ganze katholiſche Welt gewünſcht wurde, aber wegen der Ungunſt der Zeiten bisher nicht erreicht werden konnte und auch wohl auf unbeſtimmte Zeit noch nicht erreicht werden wird, das iſt in den vorgenannten Diöceſen in erfreulichſter Weiſe zur Wirklichkeit geworden. Die Katechismen ſtimmen genau überein, nur ſind in den vorausgeſchickten Gebeten kleine Verſchiedenheiten (Köln und Münſter ſind auch hierin identiſch).

---

[1] Ut, quemadmodum unus est Dominus, una fides, ita etiam una sit tradendae fidei, ad omniaque pietatis officia populum Christianum erudiendi communis regula atque praescriptio (Cat. Rom., Praef. n. 8).

Müſſen wir nun das Project eines einheitlichen Katechismus als ein freudiges Ereigniß begrüßen, ſo können wir der Ausführung desſelben nur unſern aufrichtigen Beifall zollen. Der vorliegende Katechismus gehört ſicherlich zu den beſten Umarbeitungen des Deharbe'ſchen Katechismus. Eine ſolche Frucht war von vornherein zu erwarten von der Mühe und Arbeit, die auf die Herſtellung des Katechismus verwandt wurde. Nachdem in den einzelnen Diöceſen die Vorarbeiten vollendet waren, kam im Juni 1887 eine Commiſſion in Köln zuſammen, die meiſtens unter dem perſönlichen Vorſitze des hochw. Herrn Erzbiſchofs geraume Zeit hindurch in unermüdeter Thätigkeit an der Herſtellung des neuen Katechismus arbeitete. Der früher ſchon umgearbeitete Deharbe'ſche Katechismus von Köln bildete die Grundlage. Die beſten Diöceſankatechismen von Deharbe, wie die von Freiburg, Mainz, Eichſtätt u. ſ. w., und der gerade neu erſchienene vorzügliche Katechismus von Rottenburg wurden fleißig zu Rathe gezogen. Nachdem das Ganze durchberathen war, wurde das Reſultat proviſoriſch gedruckt und mehreremale in die verſchiedenen Diöceſen zur Begutachtung, beziehungsweiſe Verbeſſerung geſandt. So kam endlich im Herbſt 1887 der gewünſchte einheitliche Katechismus für Köln, Trier und Münſter zu Stande. Nachdem man in Breslau die Katechismusangelegenheit reiflich durchberathen hatte, entſchied ſich der hochw. Herr Fürſtbiſchof, den vorliegenden Katechismus „auch zum Diöceſankatechismus der Diöceſe Breslau und des Delegaturbezirkes zu erklären und unverändert (einige in der Diöceſe gebräuchliche Gebetsformulare ausgenommen) zur Einführung zu beſtimmen". Bei dieſer Gelegenheit konnte der hochw. Herr Fürſtbiſchof ſagen, daß dem genannten Katechismus „wegen ſeiner Klarheit, Kürze und ſyſtematiſchen Stoffanordnung allgemeine Anerkennung zu theil geworden" ſei. In der That erfreut ſich der Katechismus in allen Diöceſen einer recht günſtigen Aufnahme, ſo daß z. B. der hochw. Herr Biſchof von Münſter bei Einführung des kleinen Katechismus von erſterem ſagen konnte: „Der mehrerwähnte größere Katechismus hat ſeit ſeiner Einführung vor Jahresfriſt raſch ſich eingebürgert. Es wird uns allſeitig beſtätigt, daß die Kinder ihn leicht und gern lernen, und ſein Gebrauch dem Katecheten die Arbeit weſentlich erleichtert."

Trotzdem bleibt der Katechismus ja eben ein Menſchenwerk, dem gewiß auch ſeine Mängel ankleben. Namentlich bei einem Katechismus dürfte es ſehr ſchwer halten, allen Wünſchen und Anſichten gerecht zu werden. Ein auf katechetiſchem Gebiete wohlerfahrener Geiſtlicher ſagte darüber in draſtiſcher Weiſe: „Wenn unſer lieber Herrgott einen Katechismus verfaßte, und man nicht wüßte, daß er von ihm ſei, dann würde derſelbe von manchen ſicherlich kritiſirt werden." Wir können daher die Entſchließungen des hochw. Herrn Fürſtbiſchofs von Breslau nur mit Freuden begrüßen, daß Hochderſelbe nämlich in Anbetracht der „Unmöglichkeit, die ſich (bei den Berathungen in Bezug auf einzelne, nicht weſentliche Aenderungen) kundgegebene Verſchiedenheit der Anſichten in einer gerechten und angemeſſenen Weiſe auszugleichen", und ganz beſonders in der Abſicht, „die angeſtrebte Einheitlichkeit mit den übrigen Diöceſen nicht zu ſchädigen", den Katechismus unverändert angenommen hat. Einzelne Wünſche der hochw. Herren Katecheten werden von den hochw. Ordinariaten

gewiß bereitwillig entgegengenommen und können ja bei einer spätern allgemeinen Berathung Verwendung finden. Die Hauptsache ist und bleibt ja ein tüchtiger und eifriger Katechet, der das „Goldstück", das die Kinder am Katechismus haben, ihnen „wechseln" muß, „sonst nützt es ihnen nichts" [1].

Im genauen Anschluß an den Katechismus ist auch das kürzere Deharbesche Handbuch bereits umgearbeitet und befindet sich schon im Druck.

Zum Schluß fügen wir noch ein kurzes Wort bei über den kleinen Katechismus, der jetzt auch in den vier Diöcesen einheitlich zu Stande gekommen ist. Derselbe ist aus guten und leicht begreiflichen Gründen möglichst conform, oder wie man zu sagen pflegt, concentrisch zum größern ausausgearbeitet, soweit es nur eben die Kindlichkeit gestattet. In neuerer Zeit neigen wohl die meisten Katecheten zu dieser concentrischen Form des kleinen Katechismus hin. Wenn dieser als ein möglichst genauer Auszug aus dem größern erscheint, so gewährt dies für den Religionsunterricht keinen geringen Vortheil. „Denn nun kann das Kind alles," heißt es im ‚Kirchlichen Amtsblatt der Diöcese Münster' (18. Oct. 1888) sehr richtig, „was es von dem ersten Beginne dieses Unterrichtes ab sich angeeignet, und was es seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, beim Aufrücken zum größern Katechismus unmittelbar und vollständig verwerthen. Ohne daß es eine Ahnung davon hatte, ist durch die Benutzung des kleinen Katechismus zugleich schon ein wesentlicher Bestandtheil des größern sein geistiges Eigenthum geworden. Und diese Wahrnehmung ist dem Kinde angenehm, sie macht ihm Muth und regt zu neuem Fleiße an; das Kind begreift, daß es das Erworbene und Gelernte nur noch zu vervollständigen und zu ergänzen braucht." Durch Anbringung von Sternfragen in beiden Katechismen ist dafür gesorgt, daß eine öftere, concentrisch erweiterte Durchnahme der ganzen Religionslehre für die Kinder möglich wird, was für den religiösen Unterricht von großer Bedeutung ist. Die Lehre über das heilige Bußsacrament ist mit Recht schon ausführlich in den kleinen Katechismus aufgenommen worden; denn von der ersten heiligen Beicht sagt das Provinzialconcil von Köln (1860), daß sie durchaus nicht über das neunte Lebensjahr hinausgeschoben werden dürfe: Ne autem haec prima confessio ultra nonum annum differatur, stricte prohibemus. (Cf. Coll. Lacens. t. V. p. 365).

In Bezug auf beide Katechismen schließen wir uns von ganzem Herzen dem Wunsche des hochw. Herrn Bischofs von Trier an, den Hochderselbe dem größern Katechismus vorgedruckt hat: So mögen denn diese Katechismen „die Wahrheiten und Vorschriften unseres heiligen Glaubens tief in die jugendlichen Gemüther einsenken und die Herzen mit inniger Liebe zu Christus und seiner heiligen Kirche erfüllen, damit daraus allen die reichsten Früchte für das ewige Leben ersprießen".

[1] S. „Katholik" (December-Heft 1863), wo ein in der Seelsorge wohlbewanderter Benediktiner seinem geistlichen Neffen praktische Winke für eine gute Katechese gibt.

Princeton Theological Seminary
32101 064173659